WIEN'S

Umgebungen.

Nach

eigenen Wanderungen und mit Benützung
der beſten und neueſten Quellen geſchildert

von

Johann Gabriel Seidl.

Ein Wegweiſer für Freunde der ſchönen Natur.

Wien 1826.

Bei Mörſchner und Jasper.

Am Kohlmarkt Nro. 257.

KAISERLICHE KOENIGLICHE HOF BIBLIOTHEK WIEN

Gedruckt
bei
Anton Strauß.

Vorwort.

Wie beständig und sich selbst getreu die Natur auch in ihrem Wesen ist, so veränderlich und rasch ist sie in ihren Formen. Der Kern bleibt, die Schale verwandelt sich.

Schon dieser Erfahrungssatz allein entschuldigt gegenwärtige neue Darstellung der Umgebungen Wiens, welche jedoch lieber für eine Ergänzung und Erweiterung, als für eine Verbesserung und Berichtigung der frühern gelten will.

Die einzelnen Scenen zu meinem Panorama lieferten theils eigene Wanderungen, theils die Schilderungen und Bemerkungen eines Beck, Böckh, Trusius, Darnaut, Gaheis, Gottschalk, Hammer, Hormayr, Hofer, Jenny, Keeß, Sarenk, Sartori, Steiger, Schultes, Weidmann ꝛc. ꝛc. und vor Allen Pezzl.

Daß ich, wo es keinen störenden Abstand bewirkte, entweder mit dem Pinsel dieser kundigern Maler meine eigenen Ansichten wieder gäb, oder aber ihre Bilder, als die treuesten und genügendsten, meinem Gemälde-Cyklus einschob, dürfte man aus der bloßen Natur eines Werkchens, wie das vorliegende, verzeihlich, ja sogar zweckmäßig finden.

Eher einer Rechtfertigung bedürfte vielleicht die Form der gegenwärtigen Bearbeitung. Die Form des zu Grunde liegenden Pezzl'schen Werkes ist hier völlig verändert; — warum? — und durch welche wurde sie ersetzt?

Die Cultur des Bodens hielt in unserm Vaterlande so ziemlich gleichen Schritt mit der des Geistes und wir können mit Recht behaupten: „Man könne zu jedem Ort auf jedem Wege gelangen." — Von diesem Gesichtspunct aus, mußte nothwendig jede der frühern Eintheilungen zusammen fallen. Die Eintheilung nach Sectionen kann unmöglich umfassend seyn, eben so die nach den Weltgegenden. Nach Ausflügen und Landpartien das Chaos von Materialien zu sondern, wäre eine vergebliche, häufige Wiederholungen bedingende, Mühe. Eine Bestimmung nach gewissen Distanzen würde manche Orte,

welche erſt durch die Verfeinerung und Vervollkommnung der Reiſemittel in neuerer Zeit uns gleichſam näher gerückt ſind, aus dem Bereiche eines Wegweiſers in Wiens Umgebungen ausſchließen. Wir wählten daher die alphabetiſche Lexikonform, als die freieſte und für den Leſer bequemſte. Sie macht alle Wiederholungen überflüſſig, erleichtert die Mühe des Aufſuchens und gewährt eine ſchnelle, faßliche Überſicht. — Freilich ſind die Aufſchriften der einzelnen ausgeführten oder angedeuteten Rubriken nur nach den Namen der bekannteſten und beſuchteſten Glanzpuncte gemacht worden; aber der angehängte allgemeine Inhalt erleichtert auch das Nachſuchen aller übrigen, nur einſchlußweiſe beſprochenen, Gegenſtände.

Zum Frommen derjenigen, welche dem commerciellen Fache ihre Aufmerkſamkeit widmen, findet ſich am Schluſſe der Darſtellung eines jeden Ortes immer eine gedrängte Angabe der Fabriken, Manufacturen, Gewerbe ꝛc., die ihn auszeichnen.

Und ſomit glauben wir denn unſern Wegweiſer manchem Freunde vaterländiſcher Naturſchönheiten, und insbeſondere Fremden, welche ſich einen Begriff von denſelben machen wollen, als einen eben nicht

geschwätzigen, aber doch angenehm belehrenden Gesellschafter auf Wanderungen und Ausflügen in Wiens Umgebung empfehlen zu können. Er ist, wie wir ihn hier vorführen, nur ein Wegweiser, kein malerischer, poetisirender Enthusiast, welcher über Erdichtungen dessen, was nicht ist, das, was ist, außer Acht läßt, und gleichsam schon zum Voraus die Empfindungen vorzeichnet, welche die zu besehenden Anlagen erwecken werden oder sollen. Eben so wenig ist er auch ein übergelehrter Cicerone, welcher die Ohren des Reisenden mit aller Art statistischen, topographischen und historischen Disceptationen betäubt. Er will weiter nichts, als, so lang' er es im Stande ist, dem Naturfreunde zur Erleichterung, Belehrung und Erheiterung dienen, und ruhig die Zeit abwarten, in welcher sein Gewand eben so altmodisch und einer Nachhülfe bedürftig seyn wird, als das seiner tüchtigen Vorgänger und Schöpfer.

Wien, am 30. März 1825.

Der Verfasser.

a) Inhalt

der Haupt-Rubriken.

Vorwort.
Allgemeine Überſicht der Gegend um Wien 1—6.
Altenburg, 7—9.
Anninger. (Siehe Medling.)
Aſpern, 9—11.
Baden, 11—42.
Baumgarten. (Siehe Hütteldorf.)
Berchtholdsdorf, 42—49.
Breitenſee. (Siehe Galliſin-Berg.)
Briel, 49—60. 401.
Bruck an der Leytha, 60—69.
Brunn am Gebirge. (Siehe Medling.)
Cobenzl-Berg, 69—76.
Döbling. (Siehe Heiligenſtadt.)
Dornbach, 76—97. 402.
Dürrenſtein, 97.
Ebergaſſing, 97—98. 402.
Ebersdorf, 98—108. 403.
Ebreichsdorf, 108—109.
Erlaa, 110—117.
Ernſtbrunn, 117—122.
Fahrafeld. (Siehe Schneeberg.)
Fiſchamend. (Siehe Preßburg.)
Galliſin-Berg, 123—125. 403.
Gerſthof. (Siehe Pötzleinsdorf.)
Greifenſtein, 125—136.
Grinzing. (Siehe Heiligenſtadt.)
Gumpoldskirchen. (Siehe Baden.)
Guntramsdorf. (Siehe Laxenburg.)
Gutenbrunn. (Siehe Baden.)
Hacking. (Siehe Hütteldorf.)
Hadersdorf. (Siehe Mauerbach.)
Hainbach. (Siehe Mauerbach.)
Haimburg. (Siehe Altenburg.)
Heiligenkreuz, 137—142.
Heiligenſtadt, 143—158.
Herrnals, 158—163.
Herzogenburg. (Siehe St. Pölten.)

Hetzendorf. (Siehe Erlaa.)
Hietzing. (Siehe Schönbrunn.)
Himmel, 163 — 176.
Hütteldorf, 176 — 191.
Kahlenberg, 191 — 198.
Kalksburg, 198 — 212.
Kettenhof. (Siehe Ebersdorf.)
Klosterneuburg, 212 — 218.
Lainz. (Siehe Schönbrunn.)
Laxenburg, 219 — 238.
Lichtenstein. (Siehe Medling.)
Lobau. (Siehe Aspern.)
Marchfeld. (Siehe Aspern.)
Mariabrunn. (Siehe Hütteldorf.)
Mauerbach, 239 — 252.
Meidling. (Siehe Schönbrunn.)
Merkenstein, 270 — 278.
Medling, 252 — 269. 403.
Neustadt, 278 — 290. 403.
Nußdorf. (Siehe Heiligenstadt.)
Ottakring. (Siehe Gallizinberg.)
Penzing. (Siehe Schönbrunn.)
Petronell. (Siehe Altenburg.)
Pirawart, 290 — 291.
St. Pölten, 291 — 292.
Pöhleinsdorf, 292 — 302.
Pottendorf, 302 — 303.
Pottenstein. (Siehe Schneeberg.)
Preßburg, 303 — 310.
Rodaun. (Siehe Kalksburg.)
Schneeberg, 310 — 345.
Schönau, 345 — 354.
Schönbrunn, 354 — 393.
Simmering, 393 — 395.
Spinnerin am Kreuze, 395 — 397.
Stockerau, 397 — 398.
Traiskirchen, 398.
Türkenschanze. (Siehe Pöhleinsdorf.)
St. Veit. (Siehe Hütteldorf.)
Vöslau. (Siehe Merkenstein.)
Währing und Weinhaus. (Siehe Pöhleinsdorf.)
Weidlingau. (Siehe Mauerbach.)
Anhang: Zugaben und Berichtigungen im Verlauf des Druckes, 401 — 404.

b) Inhalt

der in den Haupt-Rubriken beſprochenen Gegenſtände.

Alanova, 102.
Allander-Forſt (der), 142.
Alleluja (das), 314.
Arnſtein, 341.
Atzgersdorf, 112.

Biſamberg (der), 126.
Bittermannsdorf, 237.
Breitenfurt, 203.
Buchberg, 324.
Burkersdorf, 249.

Carnunt, 8.
Corona (Santa), 142.

Eichkogel (der), 260.
Einöde (die), 60.
Enzersdorf, 267.
Eſchenbrunnen (der), 56. 261.

Föhrenberg. (Siehe Leonhardsberg.)
Forchtenau, 289.

Gablitz, 252.
Gaden, 14. 59.
Gainfahrn, 277.
Gaſſe (die finſtere), 171.
Gatterburg (die), 355.
Gatterhölzel (das), 385.
Gaunersdorf, 291.
Geißberg (der). (Siehe Leonhardsberg.)
Gemſenberg (der), 308.
Geſengerhütten (die), 136.
Gishübel, 266.
Glocknitz, 316. 345.
Grillenberg, 275.
Grinmühl, 400.
Grünberg (der), 384.
Günfelsdorf, 344. 345. 354.
Gutenſtein, 343.

Hadersfeld, 133.
Harſchhof (der), 134.
Hengſt (der), 317.
Hermannskogel (der), 134. 175.
Heuberg (der), 58.
Himberg, 108.
Hirtenberg (Neu-), 344.
Höflein, 128. 130.
Hof (der wälſche), 266.
Hohenruppersdorf, 290.

Inzersdorf, 237.
Johannſtein, 58.
Jungbrunnen (der), 129.
Jungfernbrünnlein (das), 176.

Kahlenbergerdörfel (das), 198.
Kahlenberg (der), 262.
Kaltenberg (der), 40.
Kaltenleutgeben, 209.
Kammerſtein, 46.
Kierling, 134.
Klauſe (die), 38.
Klauſen, 49.
Königlberg (der), 384.
Königsberg (der), 308.
Königsſteig (der), 317.
Korneuburg, 218.
Kottingbrunn, 41.
Krapfenwäldchen (das), 75.
Kreuz (das weiße), 401.
Kreuzenſtein, 126.
Kritzendorf, 126.

Laab, 203.
Lazarusberg (der), 171.
Leonhardsberg (der), 43. 45.
Leopoldsberg (der), 194.
Lerchenfeld (Neu-), 391.
Liefing, 114.
Lindenkogel (der), 40.

Magdalenenhof, 125.
Mannersdorf, 69.
Maria (auf dem Baume), 99.
— (am Bründel), 121.
— (-Hilf), 342.
— (-Stein), 343.
Martinsberg, 289.
Mauer (auf der), 204.

Nadelburg, 343.
Neudorf, 237.
Neugebäu (das), 393.
Neuhaus, 341. 344.
Neukogel (der), 343.
Neulengbach, 252.
Neunkirchen, 289. 290.

Öd (die), 341. 344.
Ötſcher (der), 96. 134. 329.

Paſſauerhütten (die), 243.
Paßthal (das), 129.
Pfaffſtetten, 14.
Pieſting, 344.
Predigtſtuhl (der), 123.
Preßbaum, 251.

Rannersdorf, 107. 403.
Rauchkogel (der), 266.
Rauheneck, 35.
Rauhenſtein, 35.

Reichenau, 316. 345.
Reindorf, 390.
Niederberg (der), 252.
Römerthurm (der), 61.
Rohrbach, 109.
Roſalienberg (der), 289.
Roſalien-Capelle (die), 275. 289.

Sattel (der), 320.
Säublingſtein (der), 136. 243.
Scharfeneck, 36.
Scheiblingſtein. (Siehe Säublingſtein.)
Schellenhof, 116. 207.
Schmelz (die), 391.
Schneid (die), 320.
Schöpfel (der), 142.
Schwadorf, 69.
Schwarzau, 343.
Schweinwart, 290.
Sebenſtein, 289.
Semmelberg (der), 120.
Semmering (der), 329.
Siebenhirten, 116.
Siegenfeld, 15.
Sirning (die), 315.
Sittendorf, 59.
Siveringe, 172.
Sollenau, 354.
Sparbach, 58.
Speiſing, 387.
Spinnerkreuz (das), 403.
Stadl (der rothe), 202.
Stahremberg, 342.
Stein (der grüne), 319.
Steinabrückel, 400.
Steinbach, 244.
Steinfeld (das). 278. 286.
Steinhof (der), 238.
Steinriegel (der), 135.
Stiege (die goldene), 51.
Stüchſenſtein, 316.
Sulz (in der), 212.

Teesdorf, 354.
Teufelsmühle (die), 207.
Thereſienfeld (das). (Siehe Steinfeld.)
Thernberg, 289.
Thor (das eiſerne), 40.
Tulnerfeld (das), 136. 244.

Vöſendorf, 237.

Wagram, 10.

Waltersdorf (Ober-), 42.
Wand (die Heißenſtein'ſche), 275.
— (die hohe), 96.
— (die Neuſtädter-), 334.
— (die ſteinerne), 165. 173.

Waſſer (das kalte), 319. 323.
Warenriegel (der), 324.
Weidling, 134.
Weidlingbach, 135.
Weikersdorf, 15. 33. 41.
Weilburg (die), 36.
Weißenbach, 57.
Wildeck, 59.
Wolf (der), in der Aue, 181.

Zuckmantel (der), 307.
Zwölfaxing, 108.

Allgemeine Ueberſicht

der

Gegend um Wien.

Wer die nächſten Umgebungen Wiens im Ganzen mit Einem Blicke, und gleichſam wie auf einem Panorama überſchauen will, der muß auf den Stephansthurm oder auf den Kahlenberg ſteigen; außer dieſen beiden Stellen findet ſich keine, für jenen Zweck ſo günſtige Ausſicht.

Auf jedem der genannten beiden Standpuncte ſieht man gegen Oſten, längs der Donau hin, über eine fruchtbare Ebene, an die Berge bey Haimburg und Preßburg; gegen Norden über die grünenden Donau-Inſeln und das kornreiche Marchfeld, an die mähriſchen Gränzen; gegen Weſten über ſanfte Hügel, an den Kahlenberg, der ſich am Ufer der Donau erhebt, und ſüdwärts gegen Inner-

Österreich fortläuft; gegen Süden über einen mit Flächen und Hügeln abwechselnden Gesichtskreis, bis an den Schneeberg und die hinter demselben befindlichen steyrischen Gebirge.

Wien steht auf einer Ebene; diese endigt sich, wenn man von Nordwest angefangen den ganzen Kreis herum beschreibt, an den Weinhügeln von Nußdorf, Döbling und der Türkenschanze; dann an jenen bei Pötzleinsdorf, Dornbach, Ottakring, St. Veit, Mauer, Rodaun, Bertholdsdorf, Mödling, Gumpoldskirchen, Baden und Pottenstein; weiter hin an den Vorhügeln von der so genannten Wand, dem Schneeberge und der Reichenauer-Gegend; dann an den Bergen bei Stupach, Glocknitz, Sebenstein, Pitten, Froschdorf, Katzelsdorf. Nicht weit davon reicht sie bis über den Fluß Leitha, und da dieser die Grenze zwischen Österreich und Ungarn macht, bis an die, am rechten Ufer der Leitha sich erhebenden, zu Ungarn gehörigen Gebirge, die bei Hof, Mannersdorf und Summerein österreichisch werden, hinter Königsstetten und Bruck an der Leitha sich über Rohrau und Haimburg bis Wolfsthal gegen Preßburg ziehen, wo sich die Ebene über die

Donau hinüber in das Viertel Unter-Manhardsberg erstreckt und sich an die, in einem Halbzirkel herum liegenden nördlichen Gebirge bis über Langen-Enzersdorf und an das Ufer der Donau hinzieht.

Indessen muß man sich diese Ebene nicht als ein flaches Land vorstellen, sondern vielmehr als einen jetzt ausgetrockneten See. Wie nun jeder See seine Tiefen und Untiefen hat, so hat auch diese Ebene ihre höhern und niedrigern Stellen, die aber in der grauen Vorzeit alle von einem und demselben Wasser mögen bedeckt, und nur durch den eben bezeichneten Zirkel der höhern Gebirge begrenzt gewesen seyn.

Diese Ebene mag auch in den ältesten Zeiten viel tiefer gewesen, aber durch wiederholte Überschwemmungen, wovon die neuesten vermuthlich von der durchströmenden Donau herrühren, erhöht worden seyn. — Man schließt dieses aus dem so genannten Schoder oder Grus, der sich immer unter der Dammerde zeigt, und manchmal bis in die Tiefe von einigen Lachtern anhält. Dieser Schoder besteht nicht soviel aus grobem Sande, als aus unzähligen stumpfeckigen, oder ganz abgerundeten, stets etwas niedergedrückten Bruchstücken, die fast immer dichter Kalkstein, Kalk- oder Mergelschiefer

sind. Unter diesem Grus liegt in horizontalen Lagen überall grünlich-grauer Töpferthon, und dann wieder Grus; eine Schichten-Ordnung, die sich gewöhnlich beim Graben der Brunnen findet *).

Sowohl in der Stadt Wien selbst, als in den Vorstädten, an den Ufern und auf den Inseln der Donau, wie auch in der umliegenden Gegend, hat man zu verschiedenen Zeiten, und bei verschiedenen Anlässen, da etwas tief in die Erde gegraben wurde, mancherley Knochen und Zähne, theils von Meerfischen, theils von großen fleischfressenden Säugethieren gefunden, wovon man einige jetzt nicht mehr kennt, weil sie von unserer Erde verschwunden sind. So fand man bei Erbauung des Lilienfelder-Hofes ein ganzes Gerippe des Einhornfisches; bei Nußdorf, in der Donau, Überbleibsel von dem Gerippe eines Nilpferdes; zwischen Wien und Preßburg ganze Gerippe von ungeheuern Thieren, worunter einige gewiß von Elephanten waren. Mehre dieser Knochen und Zähne sind in dem kaiserlichen Naturalien-Cabinet zu sehen.

In den Sandgruben zwischen dem Belvedere und dem Theresianum findet man noch immer

*) A. Stiz. Mineralogisches Taschenbuch von Unter-Österreich.

mancherlei Versteinerungen, wovon ebenfalls einige im Naturalien-Cabinet aufbewahrt sind.

Die Hügel um Wien, welche nach der Meinung der Mineralogen, selbst mit Einschluß des Kahlenberges, eine der neuesten Entstehungen sind, enthalten folgende Lagen: unter der Dammerde liegt grauer Mergel, welcher sich sehr der Ziegel- oder Lehmerde nähert; darauf folgt ein grünlich-grauer Töpferthon, der schon viele Kalkerde eingesprengt enthält; unter diesem liegt, theils nesterweise, theils in sehr dünnen Lagen, eine weiße Erde, die eine Art von Kreide ist; nach dieser Kreide kommt der Mergelsandstein, den man in Wien häufig zu den Grundfesten der Gebäude nimmt; endlich eine Lage von Miesmuscheln. Dieß ist die unterste Schichte, auf welche man bis jetzt bei der Bearbeitung der auf den erwähnten Hügeln eröffneten Steinbrüche gekommen ist *).

Die Oberfläche des Bodens um Wien ist, im Ganzen genommen, sehr fruchtbar. Außer den Linien der Hauptstadt fangen sogleich Getreidefelder, Weingärten und Wiesengründe an. Alle Arten von Getreide, von Obst, von Gemüse und Küchengewächsen gedeihen in reichlicher Fülle. Vom Weine sind die bessern Gattun-

*) A. Stitz. Mineralogisches Taschenbuch.

gen jene von Grinzing, Weidling, Nußberg, Bisamberg, Brunn ꝛc. ꝛc. Die nahen Waldungen geben mehr Laub- als Nadelholz, und haben Wildbret von den kleinern Gattungen, denn Hirsche und Wildschweine dürfen nur in geschlossenen Thiergärten gehägt werden; ein solcher ist der kaiserliche in einer kleinen Entfernung außer Schönbrunn, welcher ungefähr drittehalb Quadrat-Meilen enthält.

Nur bei dem Dorfe Simering ist ein kleiner, und bei Neustadt ein größerer, minder fruchtbarer Strich Erde, das mit Recht so genannte Steinfeld.

Diese natürliche Fruchtbarkeit, besonders aber die Nähe der großen und reichen Hauptstadt, haben bewirkt, daß die ganze Gegend um Wien gut angebaut ist, und allmählig mit mancherlei Anlagen des Geschmackes und der Kunst verschönert wurde. — Hierbei muß ich aber die Bemerkung machen, daß alle diese Anlagen, und selbst die heutigen Dörfer auf einige Meilen um Wien, erst seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts existiren; denn die Bestienschwärme von Tartarn, welche beim Anzuge des türkischen Heeres im Jahre 1683 den Vortrab desselben machten, durchstreiften die Gegenden der Hauptstadt nach allen Richtungen, und verbrannten und verwüsteten Alles, was aufrecht stand.

Altenburg.

Ein Dorf im Viertel u. d. W. W., sechs Stunden östlich von Wien, auf der großen Straße nach Haimburg und Preßburg. — Zum Unterschiede von dem gleichbenannten Ort in Ungarn heißt es Deutsch-Altenburg.

Auf dem Gipfel eines hervor ragenden Felsens erhob sich einst eine Warte, welche die Römer gegen die Deutschen erbaut hatten, die am jenseitigen Ufer der Donau wohnten; später wurde ein Schloß hinzu gebaut, welches sich im Jahre 1213 in eine Kirche verwandelte.

Am Fuße dieser Felsen, das Donau-Ufer entlang, hatten die Römer ihr gemauertes Lager, welches sich von der Höhe von Stixneusiedel, der Trautmannsdorfer Fläche, Petronell ꝛc. ꝛc. bis nach Haimburg ausbreitete, und eine Gesundheitsquelle in sich schloß, die sich nach und nach völlig verlor. Aus den Resten dieses Lagers bildete sich mit der Zeit Altenburg und mehre andere Ortschaften. Im Jahre 1529 wurde Altenburg von den Türken zerstört; im Jahre 1548 neu aufgebaut, bei welcher Gelegenheit man eine Quelle entdeckte. Schwefel, Alaun und Salpeter sind die Bestandtheile dieses Heilwassers. Im Jahr 1549

errichtete man ein Bad, welches sein Ansehen bis zum zweiten Türkeneinbruche behauptete.

Gegenwärtig besteht der Marktflecken Altenburg aus 114 Häusern und einer Pfarre. Es ist eine Fideicommiß-Herrschaft und gehört dem Freiherrn v. Ludwigsdorf. — Das mittelmäßig große Schloß befindet sich in einem sehr baufälligen Zustande. — Das an der Donau liegende Bad hat zwei Quellen, eine warmer, — die andere lauer Temperatur. In einem unansehnlichen Badhause findet man zu ebener Erde 14 bis 16 Badstuben, mehre Wohnzimmer und einen Salon nebst einem Wirthshausgarten. Das Wasser wird in Kübeln herbeigetragen und nicht durch Pipen in die Wannen geleitet.

Des Bades Lage wäre nicht unvortheilhaft, aber der Mangel an aller Bequemlichkeit und Annehmlichkeit macht es hinter unsers Landes Bädern weit zurück stehen. — Nahe bei Altenburg liegt eine sehr schöne Mühle.

Historisch merkwürdig ist dieser Ort schon seiner Lage willen, welche die äußerste Gränze Pannoniens bildet.

Westlich von Altenburg liegt Petronell, ein Majorat der Grafen Traun, bestehend aus einem Schlosse und einem Dorfe mit 365 Häusern. Es steht auf der Stelle des ehemaligen Carnunt; zählt mithin

1500 Jahre und hat bedeutende Denkmäler in der Nähe. Für die Erhaltung einiger derselben (einer Capelle) hat Hr. Professor Wikosch vor einigen Jahren durch eine Sammlung unter den Studierenden an der hiesigen Universität, deren Lehrer er damals noch war, reichlich gesorgt. — Die merkwürdigste Ruine ist doch wohl die Triumphpforte, welche August dem Tiber, Pannoniens Bezwinger, zu Ehren errichten ließ.

Östlich von Altenburg liegt das Städtchen Haimburg mit einem alten Bergschlosse und einer berühmten Tabakfabrik. Auch hier befindet sich ein Thor, velches sich wahrscheinlich noch aus der Römerzeit erhielt. — In dieser Stadt erhielt Joseph Haydn seinen ersten Unterricht in der Musik.

Anninger. (Siehe Mödling).

Aspern.

Ein Dorf am linken Donau-Ufer mit 106 Häusern und 730 Einwohnern. Es steht unter dem Patronate des Stiftes Mölk, und hat eine Pfarrkirche zu Anfange des Dorfes auf einer Anhöhe. In der Kirche zählt man vier Altäre, dem heiligen Martinus, Johannes Nepomuk, Johannes a Deo und Apostel Thomas geweiht. In dieser Gegend unterhal-

ten sich auch die höchsten Herrschaften öfters mit dem Jagen.

In Österreichs Geschichte ist Aspern denkwürdig durch die Riesenschlacht, welche am 21. und 22. Mai 1809 zwischen den Österreichern und Franzosen hier vorfiel. In zwei Tagen mußte Aspern dreizehn Angriffe von beiden Armeen aushalten. Die Generale Fouler und Dürosnel wurden hier gefangen genommen; Napoleon selbst mußte sich auf einem Kahne nach Ebersdorf flüchten. — Hier war der letzte Tag seiner furchtbaren schweren Reiterei: der Unüberwindlichen! — Nach diesen großen Augenblicken war das Dorf eine Ruine; — Alles, nur die Todten-Capelle und eine Hütte mitten im Dorfe, wo man auch bis zum October 1810 Messe las, ausgenommen, war ein Raub der Verheerung. Jetzt ist keine Spur derselben mehr zu finden; nur die Kirchenmauer trägt Zeichen der angeprellten Kugeln auf ihrer Fläche. — Unfern von Aspern und Eßlingen bildet die Donau eine große Insel, die Lobau genannt, welche ebenfalls eine bedeutende Rolle im letzten Franzosenkriege spielte, und Napoleon zu seinem weitern Operation-Plane nach Wiens Capitulirung dienen sollte.

Nördlich von Aspern und Rußbach liegt Wa-

gram, merkwürdig durch die Schlacht zwiſchen Öſterreich und Frankreich am 9. Juli 1809, auf welche ein Waffenſtillſtand und bald nachher der Friede folgte.

Alle die genannten Orte ſind beiläufig die intereſſanteſten Puncte des Marchfeldes, von dem Gränzfluſſe March ſo benannt, einer fünf Meilen langen und drei Meilen breiten Ebene, welche von dem Orte Bockflüß, der March, der Donau, und der mittlern Kette des Hochleitengebirges begrenzt wird. Schon in der früheſten Geſchichte (1267) war ſie der intereſſante Schauplatz des Kampfes zwiſchen Rudolph von Habsburg und Ottokar; eines Kampfes, den die vaterländiſchen Dichter Patriarch Ladislaus Pyrker durch ſein Epos Rudolphias, und Franz Grillparzer durch ſeine Tragödie: Ottokars Glück und Ende, neuerdings in das Gedächtniß des Vaterlandes riefen. — Das Jahr 1809 wiederholte den alten Kampf im rieſigen Maßſtabe.

Baden.

Eine landesfürſtliche Stadt, zwei Poſten von Wien entfernt, auf der Südſeite, iſt Niederöſterreichs berühmteſter Badeort. Der Weg dahin iſt, bis auf eine Strecke von einer ſtarken halben Stunde, die große

Landstraße, welche über Neustadt nach Steyermark führt, und den man in einer Landkutsche binnen vier-, mit der Post binnen drei-, und mit eigenen guten Pferden binnen zwei Stunden machen kann. — Während der Badezeit hat man verschiedene Gelegenheiten, welche täglich von Wien nach Baden oder von Baden nach Wien fahren. Im Gasthause zum wilden Mann in der Kärnthnerstraße in Wien, oder zum Erzherzog Carl eben daselbst, kann man täglich um 3 Uhr Wägen, welche nach Baden fahren, bereit finden. Gut thut man daran, wenn man sich mindestens einen halben Tag früher meldet, indem diese Fuhrwerke während der Badezeit, für die sie errichtet sind und welche den Zeitraum vom Mai bis Ende Octobers in sich begreift, sehr in Anspruch genommen werden. Der Preis für einen Platz übersteigt, ohne das Trinkgeld für den Kutscher, nicht zwei Gulden W. W. — In Baden selbst findet man in mehren Wirthshäusern Wägen, welche zwischen 6 und 7 Uhr früh, oder auch Abends nach Wien fahren, und für gleichen Preis zu Gebothe stehen. Man thut am besten, dem Kellner im Wirthshause diese Commission anzuvertrauen; für ein kleines Trinkgeld treibt er wohl zu jeder Tageszeit ein Fuhrwerk auf. Am sichersten kann man sich

an das Einkehrwirthshaus zum goldenen Hirschen halten. Mit Fuhrwerken von Wien nach Baden beschäftigt sich auch das Wirthshaus zur Kugel auf der Wieden und der Johanneshof in der Kärnthnerstraße. Um 8 fl. W. W. und die Bezahlung der Mauthen pr. 11 kr. C. M. kann man den Wagen für sich allein miethen und zur beliebigen Zeit abfahren. In Baden selbst befinden sich, wie in Wien, Fiaker; für die Rückkehr von Baden nach Wien verlangen sie gewöhnlich 8 fl. W. W. und die Mauth, welche hier, wegen der Wiener Stadtlinie, die man zu passiren hat, um 4 kr. C. M. mehr beträgt, als bei der Hinreise.

Der Fahrweg nach Baden gewährt angenehme Ansichten; links hat man eine weit ausgespannte Ebene, meistens aus fruchtbarem Ackerfelde bestehend und mit Dörfern untermischt; rechts zieht sich der mit dem Kahlenberge anfangende Rücken des Gebirges wie in einem großen Halbzirkel, in einer Entfernung von einer starken Stunde von der Straße, und mit derselben so ziemlich die nämliche Richtung haltend, bis nach Baden hin. Am Fuße und an den Abhängen dieser Bergkette liegen grünende Weingärten, und mehre Schlösser, und Landhäuser in gefälliger Abwechselung; der Rücken des Gebirges ist mit dunklen Waldungen bewachsen. —

Man durchschneidet die nach Laxenburg führende Baum-Allee, und fährt zweimal über den schiffbaren Neustädter-Canal. — Die Ortschaften Mauer, Erlaa, Bertholdsdorf, Rodaun, Brunn, Mödling, Lichtenstein ꝛc. erscheinen in angenehmer Perspective. Wie man der Stadt Baden näher kommt, erblickt man nach Süden hin die ersten Rücken der steyrischen Gebirge, und den höher über sie empor ragenden Schneeberg.

Der Fußreisende hat die Wahl zwischen zweien der angenehmsten Wege, welche ihn beide binnen 5 Stunden an das Ziel seines Ausfluges führen. Der eine entfernt sich nicht sehr weit von der Fläche und führt seitwärts über Hügel und durch Weingebirge.

Bei der Spinnerinn am Kreuze verläßt man die Hauptstraße, und geht über Brunn, Enzersdorf nach Mödling, von dort über Weinberge nach Gumpoldskirchen, und kommt dann bei Pfaffstetten wieder auf die Badnerstraße herab. — Der zweite Weg führt über Mödling durch den vordern und hintern Brühl nach Gaden. Hinter der Gadner-Kirche, welche von einer üppig begrünten Anhöhe, vielleicht eines der schönsten Thäler unserer Umgegend übersieht, führt ein kleines, kaum bemerkbares Pförtlein

über einen Fußsteig längs der Bergwiese zum Walde hinauf. Am Ausgange des Waldes liegt in einem seichten Kessel Siegenfeld, von wannen aus sich der herrlichste Waldweg in das Helenenthal hinter Baden hinab schlängelt. Ist auch dieser Weg mehr ein Umweg zu nennen, so ersetzt er doch durch den unschätzbaren Genuß, den er durch Abwechslung und Naturschönheit darbietet, allen Zeitverlust und alle Anstrengung. Auch führt er in die Rückseite der Stadt Baden und durch ihren höchsten Reichthum, das Helenenthal; während der erstere eher die Schattenseite begrüßen läßt.

Die Stadt Baden liegt am Fuße eines Zweiges des Kahlenberges, und hat ihren Namen von den dortigen warmen Bädern, die schon den Römern bekannt waren, und von ihnen gebraucht wurden; sie hießen damals Aquae cetiae (die cetischen Bäder, vom Mons Cetius, jetzt Kahlenberg) auch Aquae oder Thermae pannonicae (die pannonischen Bäder).

Die Gegend um die Stadt ist fruchtbar; sie hat Kornfelder, Weingärten und Waldung.

Die Stadt Baden an sich ist nicht groß, aber mit den angrenzenden Ortschaften Guttenbrunn und Weikersdorf, welche gleichsam als Vorstädte Badens zu betrachten sind, beläuft sich die Zahl der Häu-

ſer über 500, jene der Einwohner über 4000, welche ſich ſämmtlich zur katholiſchen Religion bekennen. Dieſe Erweiterung und Ausdehnung gehört hauptſächlich der neuern Zeit an. Vor dem Jahre 1812 zählte die eigentliche Stadt kaum 88, die Maſſe der dazu gehörigen Vorſtädte aber 211 Häuſer. Am Annatage, dem 26. Juli, 1812 brannten binnen 2 Stunden 137 Häuſer zuſammen. Es war dieß die zweite große Feuersbrunſt, welche Baden, ſeit es ſtand, zu leiden hatte. Beiläufig hundert Jahre früher war die Stadt, nachdem ſie ſich kaum von der großen, das Jahr 1713 zu einem Schreckensjahre ſtempelnden, Peſt erholt hatte, auch ein Raub der Flammen geworden. So wie damals ſtieg ſie auch jetzt, wie Phönix, aus ihrer Aſche empor. — In einem Jahre ſchon war der Bau, unterſtützt durch die Milde von ganz Öſterreich, vollendet, und die neue Geſtalt konnte nur der Wiener Vorliebe für dieſen Badeort vermehren. Die Zahl der Fremden reichte ſchon auf 6000.

Das Klima, welches die Nähe dieſer freundlichen Stadt beherrſcht, iſt milder, als man es in dieſer geringen Entfernung von den ſteyriſchen Alpen erwarten ſollte; — die Urſache davon mag ohne Zweifel ſeyn, weil der Ort auf einer Art von Vulkan ſteht, in welchem ſich das dortige warme Bad, welches der Stadt den Na-

men gab, bereitet, und weil die nahen Berge den Anfall der rauhen Winde von Nordweſt aufhalten.

Der Winkel, welchen die zuſammen laufenden Berggipfel des Helenenthals bilden, iſt den Einwohnern der ſicherſte Barometer; füllt dieſer im Sommer ſich mit Wolken, ſo iſt ein Gewitter nicht fern und die Beſchaffenheit der Ortslage läßt auf die Gewalt ſchließen, mit welcher derlei elektriſche Erſcheinungen wirken.

Außer den Bädern, auf welche wir unten zurück kommen werden, zeichnet ſich die Stadt durch mannigfache Merkwürdigkeiten aus.

Hiſtoriſch intereſſant iſt die dem heil. Stephan geweihte Pfarrkirche. Sie liegt am obern Ende der Wienergaſſe auf dem geräumigen Kirchenplatze, dem nichts zu wünſchen wäre, als daß ein kleines, einzeln ſtehendes Häuschen, welches ſich zwiſchen das Gotteshaus und das Gebäude, zum „Sommerbrunnen" genannt, ſo unſymmetriſch hinein gedrängt hat, niedergeriſſen würde. — Die Kirche ſelbſt iſt ſehr alt; nicht ſo der Thurm, welcher erſt im Jahre 1697 erbaut wurde. Die Wände und Pfeiler ſind reich an Grabſteinen, deren älteſter die Jahreszahl 1555 aufweiſt. Der Stadtpfarrer und zwei Cooperanten verſehen den Gottesdienſt. Das

Patronatsrecht ſteht, ſeit Kaiſer Joſeph dem II., dem Landesfürſten zu.

Durch architektoniſche Eleganz ausgezeichnet ſind das Palais Sr. kaiſerl. Hoheit des Erzherzogs Anton; die Palläſte Sr. Durchlaucht des Fürſten von Metternich, des Grafen von Almaſy; das Redouten-Gebäude mit ſeiner großen Façade, und der im edelſten Style erbaute Landſitz des portugieſiſchen Geſandten; eben ſo am Ende der Pfarrgaſſe der gräflich Odonell'ſche, der ehemals Hebenſtreit'ſche ꝛc. —

Auf dem Hauptplatze fällt zuerſt das einfache aber geſchmackvolle Privatgebäude Sr. Majeſtät des Kaiſers in die Augen. Das Caſino und das Gaſthaus zum goldenen Hirſchen auf der einen, und das moderniſirte Rathhaus auf der andern Seite gruppiren ſich recht anſehnlich um Stanetti's Werk, die Bildſäule der Dreifaltigkeit, welche an die betrübte Peſtzeit und deren Ende erinnert. Das Auguſtiner-Kloſter, welches bereits im Jahre 1811 aufgehoben und durch den nachherigen Brand faſt ganz vernichtet wurde, beut jetzt bequeme Wohnungen dar. Das Baron Hagan'ſche Haus mit ſeinem geſchmackvollen Garten, ſo wie die Häuſer, „zur Landſchaft", und „zum griechiſchen Tempel" genannt, verdienen ebenfalls Erwähnung.

Da der Ort einen großen Theil seiner Subsistenz und seines Wohlstandes durch die fremden Badegäste erhält, so sind die meisten bessern Häuser zur Aufnahme von solchen Gästen eingerichtet; auch hat jeder Hauseigenthümer die Freiheit, den Badegästen in seinem Hause Wohnungen zu vermiethen, wie auch denselben täglich die Kost, jedoch nur in seinem Hause, zu geben. Man findet daher fast in jeder Gegend der Stadt, besonders in der Nähe der Bäder, die nöthigen Wohnungen und Kosthäuser. Mancher Bürger gibt eine Art von Wirthstafel, nicht bloß für die in seinem Hause wohnenden Fremden, sondern für Jedermann, der um die gewöhnliche Speisestunde eintritt; so, daß in einem solchen Privathause öfter 18 bis 24 Personen an Einer Tafel essen.

Was die Bestellung der Wohnungen anbelangt, so ist es zwar sicherer, wenn man sie im voraus auf die beliebige Zeit bestellt; indessen, wenn man auch auf's Geradewohl kommt und in einem Gasthof absteigt, wird man, bei der jetzigen Vergrößerung Badens, fast nie in Verlegenheit seyn, eine Wohnung nach Wunsche zu finden. Der Preis eines Zimmers ist, nach Verschiedenheit der Größe, des Ameublements und der Lage des Hauses, 1 bis 3 fl. W. W. für den Tag. Als Einkehr-

orte sind der goldene Hirsch auf dem Hauptplatze, der goldene Stern in der Wienergasse, das Fuchs'sche Haus in der Wassergasse, der goldene Löwe in der Allandgasse und der Sauerhof anzuempfehlen.

Bei der Krone in der Rennugasse, im Casino und in der österreichischen Weinhandlung in der Wienergasse findet man prompte Bedienung und gute Kost.

Der merkwürdigste Gegenstand in Baden sind die Bäder. Schon zu den Zeiten Mark Aurels waren die cetischen Bäder (Thermae Cetiae, oder ad Aquas, aquis) im Flor, wofür insonderheit einige Legions-Ziegel und Mauerwerke mit Inschriften, auf welche man in den Jahren 1767 und 1797 bei den Ursprungbädern stieß, Beweise liefern. Die Bäder sind theils in der eigentlichen Stadt selbst, theils außer derselben angelegt, und haben entweder eigene Quellen, oder erhalten das Badewasser vom so genannten Ursprunge durch Röhren.

Die Hauptquelle der hiesigen Bäder ist der genannte Ursprung. Er befindet sich am Fuße des Calvarienberges; durch einen Gang, der einige Stufen tief und 45 Schritte lang ist, kommt man zu dieser warmen Quelle. Über der Thüre dieses Ganges ist die

Aufſchrift: „Der leidenden Menſchheit gewidmete Wohlthat der Natur.“ Innerhalb der Thüre ſind die Steine allenthalben wie angefreſſen und mürbe, auch iſt alles Eiſenwerk verroſtet und zernagt. Der Gang iſt von dem ſtets aufdampfenden Badewaſſer ſo ſehr mit heißen Dünſten angefüllt, daß man in wenigen Minuten am ganzen Körper vom Schweiße trieft. Dieſe Dünſte ſammeln ſich auch oben am Gewölbe, und fallen in Tropfen herab, welche man die ſauern Tropfen nennt; ſie beſtehen aus einer zum Theil mit Kalkerde geſchwängerten Vitriolſäure, und ſind ſo ſcharf, daß ſie auf den Kleidern Flecken und Löcher verurſachen, auch die feinen Metalle anlaufen machen. Der Fußboden des Ganges, die Wände, und beſonders die Breter, womit der das Badewaſſer abführende Canal bedeckt iſt, ſind mit feinen ſchimmernden Kryſtallen von mancherlei Farben überzogen.

Der eigentliche Keſſel der Quelle, welcher am Ende des Ganges liegt, hält ſechs Quadratfuß und iſt an der Weſtſeite gegen zwei Klafter tief; an der Oſtſeite iſt der Fels, aus deſſen Öffnung das Badewaſſer in der Dicke eines Mannsarmes hervor quillt, und dabei ſtets viele kleine Luftblaſen, wie kochendes Waſſer, mit Ziſchen heraus ſtoßt.

Das Badewaſſer quillt zu allen Jahreszeiten und bei

jeder Witterung in gleicher Menge und gleicher Wärme hervor; auch die Bestandtheile desselben sind jederzeit in gleicher Quantität vorhanden. Doch hat man nach dem Erdbeben im Jahre 1768 einen stärkern Zufluß im Kessel und eine reichere Schwängerung mit Schwefeltheilen, auch eine höhere Temperatur bemerkt. An der Quelle ist dieses Wasser klar. Seine Wärme verliert es an der Luft ziemlich schnell; auch setzen sich bald dunkelgrüne Flocken auf den Boden ab, deren Geschmack dintenartig ist, und die ausgetrocknet wie gelber Staub aussehen. Der Geschmack des Badewassers ist ekelhaft, weichlich und säuerlich; der Geruch wie jener von faulen Eiern oder angezündetem Schwefel, doch verliert es denselben mit seiner Wärme, so daß in einigen Tagen gar kein Geruch mehr bemerkbar ist. Da außer der Hauptquelle noch mehre Quellen vorhanden sind, so hat man bemerkt, daß der Abstand der Wärme zwischen 22 und 29 Graden des Reaumur'schen Thermometers ist.

Durch mehre chemische Versuche hat man gefunden, daß die Bestandtheile des hiesigen Badewassers folgende seien: fixe Luft, Schwefel, Kochsalz, Glaubersalz, Bittersalz, Gyps, milde Kalkerde und Magnesia in gemeinem Wasser aufgelöst und mit Wärmestoff angeschwängert.

Die Wirkungen des Bades ſind folgende: Reinigung der Haut und Vermehrung ihrer Elaſticität, vermehrte Thätigkeit der Faſern und des Blutlaufes, Zertheilung der ſchleimigen Stoffe, Eröffnung der verſtopften und geſchwächten Gefäße, Entleerung der unreinen, dem Körper ſchädlichen, Feuchtigkeiten durch Ausdünſtung und auf andern Wegen.

Hingegen bei allen äußern und innern Entzündungen; bei allen Arten von Fiebern; bei der Waſſerſucht; bei örtlichen Krankheiten; bei Geſchwüren innerer Theile; bei verdorbenen und ſehr verhärteten Eingeweiden; bei ſehr vollblütigen, auch bei ſehr geſchwächten und entkräfteten Körpern iſt dieſes Bad nicht anzurathen.

Die dermalen hier befindlichen Bäder ſind: Die Urſprungsbäder in einem, nach orientaliſchem Geſchmack erbauten Gebäude am Fuße des Calvarienberges; das Thereſienbad, unweit des vorigen, näher gegen die Stadt; das Herzogs- und Antonsbad im ſo genannten Herzogshofe; das Frauenbad, auf der Stelle der ehemaligen Frauenkirche zu Mariä Geburt, vereinigt mit dem Caroliinenbade; das Joſephsbad nächſt der Fahrbrücke über den Schwöchatbach; das Leopoldsbad in der Alleegaſſe, das

Peregrinusbad in der Berggasse; das Johannisbad in Guttenbrunn; das Armenbad neben dem Johannisbade; das Sauerhofbad im so genannten, im Jahre 1821 neu erbauten, Sauerhofe; die neu errichteten Engelsburgbäder nahe bei dem vorigen; endlich das Militärbad (ehemals Petersbad) und das Mariazellerbad, beide zum Behufe der Anstalten, womit sie vereinigt sind, ersteres im Militärspital in der Allandgasse, letzteres neben dem Mariazellerspitalin der Berggasse. Die meisten derselben bestehen aus einem gemeinschaftlichen großen Wasserbehältnisse, worin 50 bis 60, auch wohl an 100 Personen zugleich baden können. Es ist jedoch eine eigene Badekleidung vorgeschrieben, die man entweder selbst mitbringt, oder bey den Badewärtern für einen gewissen Preis geborgt erhält. Neben den Bädern sind abgesonderte Zimmer für Männer und Weiber zum Auskleiden. Das Bad selbst braucht man nach Belieben sitzend, stehend oder langsam darin herum gehend.

Andere Bäder haben kleine Abtheilungen, worin eine oder zwei Personen einzeln für sich baden können.

Es sind auch kalte Schwefelbäder und Tropfbäder eingerichtet für diejenigen, welche derselben bedürfen.

Der Preis dieser Bäder ist sehr verschieden; sie stei-

gen von 7 kr. Conv. Münze bis auf Einen Gulden Münze für die Person, wobei zu bemerken ist, daß man in den Gesellschaftsbädern so lang es erforderlich ist verweilen kann; in den einzelnen Stundenbädern aber die Preise nur für Eine Stunde geltend sind.

Wer sich über diese Bäder, in medicinischer Hinsicht, vollständig belehren will, der lese des hiesigen Bade-Arztes, Herrn Doctor Carl Schenk, Werk: „Die Schwe„felquellen von Baden in Nieder-Österreich. Baden, „1817." — Oder das neuere Werk von Dr. J. N. Beck: „Baden in Nieder-Österreich, in topogra„phisch-statistischer, geschichtlicher, naturhistorischer, me„dicinischer und pittoresker Beziehung. Mit einem Titel„kupfer. Wien, 1822."

Diejenigen, welche das Bad ernstlich als ein Heilmittel gebrauchen, pflegen gewöhnlich folgende Tagesordnung zu halten: Morgens um 6 Uhr, um 7, oder spätestens um 8 Uhr, geht man in das Bad, worin man eine oder zwei Stunden bleibt, je nachdem es der Arzt vorschreibt. — Nach dem Bade müssen Einige noch ein Stündchen ruhen, andere eine mäßige Bewegung machen, wie es der Arzt für besser findet. Hierauf wird das Frühstück genommen; und dann macht man Besuche oder einen kleinen Spaziergang in der Nähe der Stadt, bis

gegen 1 Uhr, welches für Badende die gewöhnliche Stunde zum Mittagsessen ist. Nachmittags wird meistens eine Lustparthie auf einen etwas entfernten Spaziergang oder auf ein benachbartes Ort gemacht. Abends ist Schauspiel, welches jedoch um 7 Uhr schon anfängt, und um 9 Uhr gewöhnlich endet.

Obgleich die Stadt Baden schon seit langen Zeiten von kranken und kränklichen Badegästen besucht wurde, erhielt sie doch keine von jenen öffentlichen Anstalten zur Bequemlichkeit und zum Vergnügen des Publicums, welche man fast in allen Badeörtern anderer Länder findet. Erst seit ungefähr zwanzig Jahren hat man angefangen, allmählig solche Anstalten zu treffen, welche den Fremden mehre Annehmlichkeiten gewähren. Unter diese gehören die Anlegung mehrer Alleen um die Stadt von Kastanien-, Linden- und Maulbeerbäumen; die Errichtung des öffentlichen Casino und mehrerer Kaffehhäuser; die Anpflanzung des Parkes; die Herstellung eines bequemen Gebäudes zu öffentlichen Redouten oder Bällen; die Verschönerung und Verbesserung des Theaters.

Das Casino ist ein ziemlich geräumiges Gebäude auf dem Platze. Es hat zur ebenen Erde ein Kaffehhaus, im ersten Stockwerke einen großen, hübsch verzierten Tanzsaal, worin während der Badezeit öffentliche Bälle,

Reunions ꝛc. gegeben werden. Neben dieſem Saale ſind noch einige Zimmer zum Speiſen und zum Spielen. Im zweiten Stockwerke ſind viele einzelne Wohnzimmer für Gäſte; man vermiethet dieſe Zimmer auf Einen oder mehre Tage, Wochen oder Monate. Außer dem Kaffehhauſe im Caſino befindet ſich in der Stadt noch das Redouten-Kaffehhaus; außer der Stadt das berühmte Scheuner'ſche, jenſeits des Schwöchatbaches, beliebt wegen ſeiner Lage und Freundlichkeit, und das Kaffehhaus zur ſchönen Ausſicht.

Der Park oder Thereſiengarten wurde erſt im Jahre 1792 auf einem der Stadt Baden angehörigen Weingarten angepflanzt. Er liegt dicht an der Stadt, am Fuße des Calvarienberges. Sein Umfang iſt zwar nicht ſehr groß; deſſen ungeachtet gewährt er den Badegäſten die angenehmſte Erholung; frey und offen durchſtrömt ihn die heitere Gebirgsluft; die Pflanzungen verſchiedener Arten von Laub- und Nadelhölzern bilden kühle Schattengänge, die des Nachts auch durch Laternen erleuchtet werden können, und mit offenen Raſenplätzen abwechſeln; einzelne Gebäude mit Geſchmack angelegt, außer dem Thereſienthore, verſchönern ihn; ſeine weichen Fußſteige winden ſich immer höher hinauf über die Kalkfelſen des Calvarienberges, von deſſen

Spitze man den Park selbst, die nahen Weingärten, die Stadt mit ihren Umgebungen und die Ebene bis nach Neustadt, auch bei heiterm Wetter die Thürme davon übersehen kann.

Eine wichtige Verschönerung hat dieser Park durch den großen orientalischen Kiosk erhalten, den eine Gesellschaft hoher und bemittelter Badegäste im Jahre 1800, nach Angabe des damals anwesenden ottomanischen Gesandten, in der doppelten Absicht hat erbauen lassen, um einer Seits die Lustwandelnden bei großer Sonnenhitze oder bei schnell einfallendem Regen und Winde zum Schirme und Vereinigungsorte zu dienen; anderer Seits, um ein Locale zu haben, wo der Badegast, unter dem Einflusse freier reiner Luft und Bewegung, die ihm allenfalls vorgeschriebenen Mineralwässer mit nützlichem Erfolge trinken könne. Diesen beiden Absichten entspricht der Kiosk vollkommen, indem er, bloß auf einer Anzahl schlanker Säulen ruhend, nach allen Seiten frei, und überdieß in seiner Mitte noch durch eine niedliche Kuppel erleuchtet, Licht im Überflusse hat, ohne deßhalb an Bedachung und Schatten etwas zu verlieren. Längs dem äußern Geländer nach innen zu und zwischen den Säulen des mittlern Raumes gegen die Kuppel sind allenthalben Sitzbänke vertheilt, die jedoch nicht hindern, daß

eine Gesellschaft auch von 200 Personen im übrigen Raume Bewegung machen kann, ohne einander lästig zu fallen. Die ganz im orientalischen Geschmacke gewählte Austheilung stark abstechender Farben, mit welchem das Säulenwerk und Getäfel übermalt ist, trägt zur Heiterkeit dieses Gebäudes viel bei; vorzüglich gewinnt es dadurch bei abendlichen Erleuchtungen. Die über den, an den vier Ecken des Gebäudes befindlichen Eingängen angebrachte Inschrift sagt in deutscher, französischer, italienischer und türkischer Sprache, daß der Kiosk von einer Gesellschaft dem Publicum gewidmet sei. — Die Baukosten betrugen 7886 Gulden.

Der Stadtseite des Parks gegenüber, von Bäumen und dahinter schimmerndem Reblaube des Calvarienberges umgrünt, erhebt sich am Fuße dieses Berges und am Ende des breiten Hauptganges ein Tempel des Äskulap von Stein, in einem reinen architektonischen Style aufgeführt. Vier einfache Säulen mit einem eben so einfachen Gesimse tragen den Giebel der Halle, dessen Füllung allein durch den quergelegten Schlangenstab des Gottes der Heilkunde, eben so schön und passend als einfach, verziert ist. Eine Erhöhung von vier Stufen gibt dem Ganzen die gehörige Ansicht und Haltung. Das Innere selbst ist ein halbzirkelförmi-

ges Gewölbe, in dessen Grunde eine erhöhte Wandnische die Bildsäule des Gottes seinen Verehrern zeigt. Eine steinerne Ruhebank läuft um den Fuß des Gewölbes im Halbzirkel herum, und gestattet dem ermüdeten Wanderer, in Ruhe und mit Bequemlichkeit des reizenden Anblicks zu genießen, den das bunte Gewühl der Lustwandelnden, das schöne Grün der Bäume und die offene Aussicht nach der Stadt ihm gewähren. Die erhöhte Lage dieser Halle, und die in derselben gewöhnlich herrschende Kühlung machen sie zu einem vorzüglich angenehmen Ruheplatz.

Man kann gewiß seyn, an heitern Tagen vom frühesten Morgen bis in die Nacht Gruppen von Menschen im Parke zu finden; allein die gewühlvollste Stunde ist von 12 bis 1 Uhr Mittags; alles was Geselligkeit liebt, was sehen oder gesehen werden will, eilt um diese Stunde dem Parke zu, um im Schatten der Bäume oder im Kiosk zu lustwandeln, und sich mit seinen Bekannten zu besprechen. Am glänzendsten ist die Versammlung der eleganten Welt an Sonn- und Feiertagen, an welchen viele Bewohner Wiens sich hier einfinden, um ihre Freunde zu besuchen, und gelegenheitlich an den verschiedenen Unterhaltungen des Nachmittags und Abends Theil zu nehmen. Auch an jedem schönen Abende vor

und nach dem Schauspiele ist die gute Gesellschaft im Parke gewöhnlich sehr zahlreich.

Eine noch neuere Anlage als der Park, ist das Redouten-Gebäude, welches im Jahre 1800 nach dem Plane des Hof-Architekten Montoyer neu aufgeführt wurde. Sein Entstehen verdankt es dem damaligen Theater-Unternehmer J. G. Wilhelm. Im ersten Stockwerke dieses Gebäudes befindet sich der 11 ½ Klafter lange, 7 Klafter breite, 4 ½ Klafter hohe, von dem Hofmaler Galling gemalte Redoutensaal; dann ein kleinerer Saal und mehre Speise- und Spielzimmer. Das zweite Stockwerk besteht aus Wohnzimmern. Im Erdgeschoße befindet sich auch die Schneiderei und die Casse des Theaters. Der Unternehmer hat die Erlaubniß, zu allen Zeiten hier Bälle geben zu dürfen. Auch Reunions-Concerte ꝛc. finden zur Badezeit hier Statt.

Ein Theater bestand schon seit fünfzig Jahren in Baden. Man gab extemporirte Stücke von der niedrigst komischen Art. Etwas später spielte daselbst Marinelli mit seinem bekannten Kasperl, La Roche, und dann mancherlei Führer von wandernden Truppen. Bei der Anlegung des Redouten-Gebäudes wurde auch ein artiges Schauspielhaus mit demselben verbunden, welches sich

seit 1810 überaus freundlich heraus bildete, und auf seiner Stirne das Motto führt:

„Ernst ist das Leben,
Heiter ist die Kunst!"

Es wurde in seiner jetzigen Gestalt nach Angabe des Architekten Kornhäusel hergestellt, und nimmt den Platz des ehedem so genannten Hallhammerhofes ein. Sein Inneres faßt ein Parterre, drei Gallerien, 16 Logen, über 150 Sperrsitze und gegen 1200 Menschen. Für den Sommer 1825 wurde es auf dem Wege der Versteigerung veräußert. Herr Leopold Hoch, welcher bereits mehre Theater mit wechselndem Glücke geleitet hat, brachte es auf diesem Wege an sich.

Nebst diesen Anstalten zu angenehmen Erholungen in der Stadt selbst, findet der kranke und gesunde Badegast auch noch vielen Genuß beim Besuche der schönen ländlichen Gegend rings um die Stadt. Die besuchtesten Puncte derselben sind folgende.

Die Anlagen auf dem Calvarienberge (die Lang'schen Anlagen). Von dem städtischen Park angefangen, bis auf den Gipfel des Calvarienberges ließ Freiherr von Lang mit ungeheuerm Kostenaufwande einen englischen Garten anlegen. Alpenhütten, Brücken, Grotten und Rasenbänke wechseln mit einander

ab. Die Aussicht ist entzückend. Seine kaiserl. königl. Hoheit Erzherzog Anton unterhalten diese Spaziergänge...

Der Guttenbrunner Schloßgarten. Von seinem jetzigen Besitzer, Herrn Schimmer, neu verschönert, bietet sowohl dieser, als auch der neu angelegte Sauerhof- und der Ossolinskysche Garten einen angenehmen Aufenthalt.

Der Doppelhoffsche Garten. Er ist der Schloßgarten von Weikersdorf. Die damit verbundene Meierei ist der Ort, wo die Badnergäste gewöhnlich im Freien frühstücken. Pflanzen-Liebhabern liefert der dortige Gärtner Pflanzen um die billigsten Preise. Die Hauptanlage des Gartens zeigt noch den Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts: gerade Gänge, mißhandelte Statuen, beschorene Hecken und Bäume, documentiren noch hier und da die schnitzelnde Hand der alten Gartenkunst; aber das Ganze ist durch neue ungezwungene Anlagen sehr gemildert, daß man, besonders bei dem Anblicke des vielen Nützlichen, welches mit dem Angenehmen überall abwechselt, mit Behagen und Freude einen Morgen oder Nachmittag hier zubringen kann.

Auch verdankt dieser Garten gerade jenem übeln Geschmacke zum Theil sogar seine größten dermaligen Vor-

züge. Dieſe ſind die große Menge herrlicher alter Eichen, Buchen, Linden, Tannen und anderer Laub- und Nadelhölzer, deren reichbelaubte Zweige ſo köſtliche Schatten und ſo erquickende Kühlung verbreiten. Die Ufer des durch den Garten geleiteten ſtarken Mühlbaches ſtellen an gewſſen Puncten eine natürliche Wildniß bis zur Täuſchung dar. Überhaupt hat die öſtliche Seite des Gartens, um den Teich herum, Vorzüge der Schönheit vor der weſtlichen, dieſe hingegen eine überwiegende Nützlichkeit durch eine große Anzahl guter Obſtbäume und Küchengewächſe. Beide Theile aber vereinigen ſich in dem Vorzuge, daß man auf den meiſten Stellen einen herrlichen Überblick über einen großen Theil des umliegenden Gebirges hat.

Die Alexandrowich'ſchen Anlagen. Sie erſtrecken ſich über die felſige Abdachung des Mitterberges und bieten die reizendſten Ausſichten in das Helenenthal und Badens Umgebung dar.

Das Helenenthal. Dieſes paradieſiſche Thal iſt unſtreitig die intereſſanteſte Gegend in der Nähe von Baden. Der Eingang in dasſelbe liegt nur eine Viertelſtunde ſüdwärts von der Stadt. Es beginnt hinten im Gebirge bei Heiligenkreuz, wird von dem Flüßchen Schwöchat bewäſſert und hat den Namen von einer, der heiligen Helena geweihten, Capelle.

Drei alte Schlöſſer, Rauhenſtein, Rauheneck und Scharfeneck, jedes in einem verſchiedenen Grade der Zerſtörung dem Zahne der Zeit preisgeſtelit, thronen unfern des Einganges, im Umkreiſe einer halben Stunde, auf den Zinnen bewaldeter Felſenberge umher.

Rauhenſtein liegt an der Nordſeite des Thales auf den grotesken Vorſprüngen einer Klippe von erhärtetem Kalktuff. Seine Überreſte ſind unter den übrigen am beſten erhalten, denn noch ſteht der Wartthurm, das ganze Haupt- und mehrere Nebengebäude; nur der Dachſtuhl iſt abgeſtürzt und hat die Decke der Gemächer zerſchmettert. Schwarz und gräßlich, als hätte ein Brand vor wenigen Tagen erſt die Verheerung vollendet, verſchmelzt das rußige Gemäuer mit den vom Thal aus unerſteiglichen Felszacken ſeiner unvergänglichen Fundamente. — Rauheneck liegt gleich am Eingange und an der ſüdlichen Seite des Thales, auf einem eigenen, mit Föhren und Tannen überwachſenen Berge, höher als Rauhenſtein. Einſt ſcheint dieſes Schloß der Schlüſſel zu dem Thale Sanct Helenens geweſen zu ſeyn. Ein feſter dreieckiger Thurm, der, über die Waldung ſich erhebend, weit in der Ferne geſehen wird, und die ſehr einfache Schloß-Capelle ſind allein noch einiger Maßen

erhalten; alles Übrige aber bis zur Unkenntlichkeit verfallen.

Einen interessanten Contrast zu dem finstern Trümmerwerke bildet der, am Fuße des Lindenkogels binnen 34 Monden vom erwähnten Architekten Kornhäusel erbaute Sommeraufenthalt Sr. k. k. Hoheit des Erzherzoges Carl, die Weilburg. Ein zwei Stock hoher Vorsprung mit einer Terrasse; acht jonische Säulen, worauf das Ganze ruht; der Garten, in welchen aus dem Salon der Wohnung eine Doppeltreppe führt, über der sich ein kolossaler Wassergott befindet, und die parallelen Nebengebäude verleihen dem Schlosse ein großartiges Ansehen. Das Dach ist von Kupfer und durch Blitzableiter geschützt, das Gesimse schmücken der österreichische Adler und das nassau'sche Wappen, von Kliebers Meisterhand gearbeitet. Ein breiter Fahrweg leitet östlich, an einer ebenfalls neu errichteten Seitenbaute, am rechten Schwöchat-Ufer über Leithen, Boint und Dörfel durch die Alandgasse nach Baden.

Scharfeneck, ein seit ein paar Jahrhunderten bereits in Schutt und Trümmern liegendes, unförmliches Mauergestein, erspäht man, vom Walde und Gebüsche überwachsen, in einiger Entfernung gegen Westen, auf

gleicher Seite mit Rauheneck, von welchem es durch ein waldiges Nebenthal getrennt ist. — Die frühere Geschichte dieser Schlösser ist die gewöhnliche aller ähnlichen Raubnester im Mittelalter, und ohne besonderes historisches Interesse; nicht so ohne alles poetische, indem sich eine Anzahl der schönsten Sagen an diese romantischen Denkmäler der Vorzeit knüpft *).

Die Schönheit des Helenenthales, welche durch die Bequemlichkeit der Verbindungswege, die ihr Entstehen theils den k. k. Hoheiten Erzherzogen Carl und Anton, theils dem Grafen Franz von Palffy verdanken, einen noch größern Reiz erhalten, lockt bei günstiger Witterung täglich eine Menge Spaziergänger herbei. In den zerstreuten Hütten des Thales bekommt man Milch und Butterbrot, und bei dem Jäger unter Rauhenst'ein auch Bier, Wein und Kaffeh. Zur Bewirthung größerer Gesellschaften und deren Unterhaltung durch Musik, Spiel und Tanz hat der Unternehmer des Casino nahe an der Sanct Helenen-Capelle ein großes, bequem eingerichtetes und geschmackvoll

*) Bearbeitungen derselben von P. Köffinger (Raim. Walther); mir. u. A.; in Hormayr's Archiv; in dessen Taschenbuch f. d. vaterl. Geschichte; in der Aglaja ꝛc.

verziertes Haus aufführen lassen, von dessen häufigern Besuch jedoch der zu nahe liegende Kirchhof etwas abschreckt.

Von der Capelle an kommt man in einer kleinen Viertelstunde zur so genannten Klause, einer sehr lieblichen Naturscene. Immer mehr verengt sich das Thal aufwärts von Rauhenstein, und immer höher zu steigen scheinen die Gipfel dicht bewaldeter Berge im Hintergrunde.

Plötzlich treten dießseits und jenseits hohe Felsenmassen so nahe zusammen, daß es scheint, als wollten sie das ganze Thal verschließen; einst verschlossen sie es auch wirklich, denn noch bestätigen die gleichsinnigen Bänke und Schichten des Kalksteines zu beiden Seiten den genauen ehemaligen Zusammenhang. Ob indessen eine Katastrophe der Urwelt diese Verbindung plötzlich aufhob, und der im Rücken angeschwollene See über Badens Fluren einher brach, oder ob die Schwöchat im leisen Schritte der Jahrhunderte sich nach und nach dieses Felsenthor geöffnet habe, beurkundet keine Geschichte; für beides aber findet der Geologe Gründe der Wahrscheinlichkeit.

Die Klause ist bestimmt, das aus den Wäldern von Alent im Frühjahre geschwemmte Brennholz hier zu

verſammeln. Durch Sprengung eines Theiles des Felſens iſt die vormals noch engere Schlucht im untern Raume jetzt zu einer Breite von etwa 30 Schritten erweitert, und aus Werkſtücken des Felſens eine Brücke für den Durchgang des Baches bei gewöhnlicher Waſſerhöhe gebaut worden. Eine andere, auf den Rücken der vorigen geſtellte Brücke von Holz iſt theils zur bequemen Handhabung des Rechens bei der Holzflöße, und zur Leitung der dabei nöthigen Verrichtungen beſtimmt; theils dient ſie zur bequemen Communication der auf beiden Seiten des Thales hinlaufenden Wege.

Aber auch der maleriſche Charakter der Gegend wird durch dieſe Brücke ſehr erhöht, indem ſie den beiderſeitigen Felsmaſſen gleichſam ein feſteres Verbindungsglied wird, und ſtromaufwärts und abwärts eine ſehr reizende Durchſicht in das überall aufgeſtellte Theater grünender Waldberge gewährt.

Wenn man alle die reizenden Puncte, welche der Gamsſteig und die Ausſicht auf Wolfsthal gewähren, paſſirt hat, und tiefer in das Thal hinein den angenehmen Fußſteig am rechten Ufer des Schwöchatbaches verfolgt, gelangt man zu einigen Holzhackerhütten, deren erſte Bewohner aus Krain abſtammen, und ihren Wohnſitzen den Namen „Krainerhütten“

gaben. Man labt sich hier mit Milch, Butter, Kaffeh, Bier und Wein. In zwei Stunden besteigt man von den Krainerhütten aus das so genannte eiserne Thor, welches der höchste Punct des Kaltenberges ist, unter dessen Namen man das auf dem rechten Schwöchatufer befindliche Gebirge begreift.

Das eiserne Thor ist der nordöstliche, der eigentliche Kaltenberg der Merkensteiner, und der Lindenkogel der mitten inne liegende Theil desselben. Der Aufgang auf den erstern beginnt vom genannten Standpunct aus steil, geht dann über Wiesen und durch Waldungen. Erdbeeren und Himbeeren trifft man im Überflusse. Unterweges erblickt man den größten Theil des hintern Helenenthales; — später gewinnt man auch eine herrliche Aussicht auf den Stephansthurm. Der Gipfel ist keine Spitze, sondern eine ziemlich ausgedehnte, unebene Bergfläche, so, daß die Aussicht nicht von Einem Puncte genossen werden kann. Bei einer hohen Föhre zeigt sich die Fläche der Gegend von Wien, mit zahlreichen Ortschaften; der Tempel im Brühl und die Triangulirungs-Pyramide des Anninger; von einer andern Anhöhe die Fläche von Neustadt; von einem dritten Orte, ein paar hundert Schritte von der Föhre gegen Süden, am Saum eines Waldes, öffnet sich

die herrlichste Aussicht auf den Schneeberg und seine Nachbarn, und in der schönsten Vogel-Perspective zeigt sich das Lusthaus in Merkenstein, die Aussicht genannt.

Der Wasserfall; ein einsamer, in einem Felsenthale an dem murmelnden Burbach sich hinschlängelnder Spaziergang führt aus dem Helenenthale zu einem kleinen, aber schön gruppirten Wasserfalle. Wenn man diesen Weg weiter verfolgt, gelangt man auf die schöne Heiligenkreuzer-Wiese. Durch die angenehmsten Waldungen führt der Pfad jenseits des Weges im Helenenthale nach Siegenfeld.

Was das Fabrikswesen anbelangt, so liefert Baden berühmte Drechslerwaaren von Leopold Wallner, Jacob Müllner, und Franz Trener; auch hat es zwei bekannte Messerschmiede, Michael Brinder und Peter Hunger. Das Luxus-Gebäck ist allgemein beliebt, und in der Nähe, zu Weikersdorf nähmlich, befindet sich eine Kartoffelbranntwein-Brennerei. Erwähnung verdient auch die Baumwoll- und Flachsgarn-Zwirn-Fabrik des Herrn Sebastian Ertinger.

Kottingbrunn besitzt eine bedeutende Kienruß-Fabrik. — Zu Gumpoldskirchen befindet sich eine sehenswerthe Öhlfabrik des Herrn Andreas Lemaire

und ein Seiden-Filatorium des Joseph Kick. Auch wächst hier vortrefflicher Wein. — Oberwaltersdorf, südöstlich von Baden (wo sich der schöne Trautmannsdorf'sche Park befindet), hat eine Papierfabrik des Herrn Joseph Reichle.

Baumgarten. (Siehe Hütteldorf.)

Berchtholdsdorf.

Im gemeinen Leben Petersdorf genannt, ist ein landesfürstlicher Markt. Er gehört unter die so genannten mitleidenden Märkte und hat unter denselben den zweiten Rang. Er hat einen eigenen Magistrat und ein eigenes Landgericht. Dieser große alte Markt ist zum Theile von Mauern eingeschlossen und enthält verschiedene Merkwürdigkeiten.

Die Kirche unserer lieben Frauen ist ein merkwürdiges Alterthum und als ein kostbarer Überrest echt gothischer Bauart anzusehen. Sie ist durchaus von Quadersteinen aufgeführt. Ihr Inneres ist sehr geräumig, hoch gewölbt und majestätisch. Das Kirchengewölbe wird von mehren großen steinernen Pfeilern unterstützt.

Nebst dem Hauptaltare sind noch sechs Nebenaltäre. An den Wänden sind die Jahreszahlen der Renovirung zu lesen, nemlich: 1881 (1441), 1696, 1723, 1750, 1784.

Die Kirche ist unserer lieben Frauen gewidmet, aber der eigentliche Kirchenpatron ist der heilige Augustin.

Am Tage dieses Heiligen wird auch das jährliche Kirchweihfest gefeiert, das wegen der Sonderbarkeit, mit der es begangen, und wegen der Menschenmenge, von der es aus Wien und der ganzen Umgegend eben darum besucht wird, einen eigenen Ruf erhalten hat. Die Pfarre gehört der Dompropstei zu Wien und ist dem Decanate zu Laa zugetheilt. Die Aussicht von dem nahen Leonhards- oder Geisberge (die Karte des General-Quartiermeisterstabes nennt ihn den Föhrenberg) ist eine der interessantesten in Wiens Umgebung. Drei Tannen bezeichnen sie. Den Berg selbst nimmt man von Wiens Basteien aus. Die geographischen Wörterbücher Rumi's, Hassel's und Stein's erwähnen dieser Aussicht. Nach weiland Portenschlag findet man auf diesem Berge das seltene dracocephalum austriacum.

Neben der Kirche steht der Thurm ganz frei, hoch und aus Quadersteinen gebaut. Die Höhe desselben beträgt außerhalb der Grundfeste 30, mit derselben aber 40 Klafter. Über der Uhrtafel liest man die Jahreszahl 1521, wahrscheinlich das Jahr, in welchem der Bau vollendet würde. Man hielt diesen Thurm in den ältern Zeiten für einen Zufluchtsort in Feindesgefahren, weil er frei

ſteht, ſehr feſt gebaut und in ſeinem Innern zum Bewohnen eingerichtet iſt. Ganz unten findet man eine geräumige Halle, welche ehemals eine Capelle war, wo man noch den Altarſtein ſieht. Mitten darin iſt ein guter Ziehbrunnen angebracht, ſo, daß im Fall einer Einſchließung für ein Hauptbedürfniß geſorgt war. Über eine Treppe ſteigt man in vier Abtheilungen oder Stockwerke des Thurmes, welche ehemals zu Wohnungen eingerichtet waren und worin ſich auch eine Kegelbahn befand. Dann kommt man zu der Uhr, um welche von außen rings herum ein Geländer angebracht iſt, von welchem man die ganze herrliche Gegend mit ihren lebhaften Ortſchaften, die nächſten Gebirge, die Stadt Wien und die ganze weite Fläche nach Ungarn und Steyermark überſieht. Über der Uhr iſt das Behältniß, worin ſieben Glocken hängen, deren Geläute man weit und breit in der Gegend umher unterſcheiden kann. Merkwürdig dabei iſt der Umſtand, daß alle Tage Nachmittags um 3 Uhr drei Glocken, eine nach der andern, geläutet werden. Dieſe Gewohnheit ſoll ſich noch aus den Zeiten der Tempelherren herſchreiben.

Neben der Kirche ſteht eine kleinere Kirche, St. Martin genannt, welche die urſprüngliche Kirche von Bertholdsdorf, aber gegenwärtig verödet iſt.

Unter der großen Kirche ſind, ſo wie in Mödling, unterirdiſche Gänge und eine Capelle vorhanden, welche von den Tempelherren herrühren ſollen.

Die gewöhnliche Meinung von der Entſtehung der Kirche iſt dieſe. Sie war in den älteſten Zeiten ſchon als eine Capelle und Filiale von Mödling vorhanden. Otto von Berchtholdsdorf erbaute 1210 die gegenwärtige Kirche, und auf ſein Anſuchen wurde ſie um das Jahr 1216 vom Biſchof Ulrich II. zu Paſſau zur Pfarre erhoben. Allein dieſes wird durch die Original-Urkunde über die Befreiung und Erhebung der Capelle zu Bertholdsdorf zu einer Pfarre widerlegt, welche um 122 Jahre älter iſt.

Eine andere Meinung ſchreibt die Entſtehung der großen Kirche den Tempelherren zu, von welchen auch der Pfarrhof und die in demſelben befindliche uralte Capelle des heiligen Antons des Einſiedlers herrühren ſollen. Allein dieſe Meinung hat keine andern Beweiſe, als bloße Traditionen, für ſich.

Nächſt der Pfarrkirche iſt noch eine Spitalkirche zur heiligen Dreifaltigkeit vorhanden. Ehemals befand ſich auch auf dem, neben dem Markte befindlichen, St. Leonhardsberge eine Einſiedelei, bei welcher ein 22 Klafter tiefer Brunnen zu bemerken iſt, der

von einem Einsiedler, Johann Annosky, ohne eines Menschen Beihülfe, soll in den Felsen ausgehauen worden seyn. Auf diesem Berge erblickt man noch die verfallenen Stationen eines ehemaligen Calvarienberges.

Hinter der Pfarrkirche sieht man beträchtliche Ruinen eines ehemaligen weitläufigen Schlosses, welches der Wohnsitz der Herren von Bertholdsdorf war, von denen es um das Jahr 1160 erbaut wurde. Nach dem Absterben dieses berühmten Geschlechtes ließ es Herzog Albert II. erneuern. Kaiser Carls IV. Töchter hatten hier ihren Witwensitz, nemlich: Katharina, Erzherzogs Rudolphs IV. Witwe, von 1366 bis 1395, und Beatrix, Herzog Alberts II. hinterlassene Gemalin, vom Jahre 1365 bis 1404. Dieses Schloß ist nicht mit dem benachbarten Schlosse der Herren von Bertholdsdorf, welches man Kammerstein nannte, zu verwechseln.

Das Rathhaus wird hauptsächlich wegen der alten Gemälde in Augenschein genommen, welche theils diejenigen Marktrichter, die sich um Berchtholdsdorf verdient machten, theils die traurige Begebenheit während der zweiten türkischen Belagerung Wiens im Jahr 1683 vorstellen. Damals hatte nemlich der Markt, über dessen Entstehung viel gestritten wird, noch ein weit

traurigeres Schickſal, als es im Jahre 1446 von Johann Hunyady und im Jahr 1461 von Georg von Pottendorf, der es im Streite der Brüder Friedrich III. und Albrecht VI. für Letztern eroberte, erfahren hatte. Einwohner und Fremde hatten ſich in die Kirche und in den Thurm geflüchtet, um ſich gegen die herum ſtreifenden Horden zu ſichern; weil es ihnen aber bald an Lebensmitteln und an Pulver mangelte, ſahen ſie ſich genöthigt, gegen Erlegung einer gewiſſen Summe Geldes ſich zu ergeben. Sobald ſie die Kirche verließen, mußten ſie ihre Waffen ablegen und wurden insgeſammt, Männer, Weiber, Greiſe und Kinder, auf ein Zeichen, gegen alles gegebene Wort, aus grauſamen Muthwillen kaltblütig niedergemetzelt. Nur zwei Bürger, die ſich unter das Kirchendach gerettet hatten, entgingen der allgemeinen Niederlage. Die Zahl der Ermordeten ſoll ſich auf 3500 belaufen haben. Ihr Andenken wird von der Bürgerſchaft jährlich am 19. Juli, als dem Tage dieſer Begebenheit, durch eine Seelenmeſſe erneuert.

Berchtholdsdorf hat einen großen Platz, deſſen größte Zierde die Kirche iſt und in deſſen Mitte eine große Dreifaltigkeitsſäule mit vielem ſteinernen Schnitzwerk, als ein Andenken der Peſt in Öſterreich, ſich befindet; dann verſchiedene Straßen und Nebengäßchen.

Die Zahl der Häuser beläuft sich über 300; jene der Einwohner über 2000. Ihre Hauptnahrung ist der Weinbau, welcher in dieser Gegend sehr stark betrieben wird und gute Qualität liefert. Das Badhaus ist neu.

Ein Fabriksgebäude des Marktes trägt auf seinem Thore die Jahreszahl 1663 und ist insbesondere dadurch merkwürdig, daß in und neben seinem Garten der Petersbach entspringt. Dieses kleine Gewässer, welches aber viele Mühlen in Bewegung setzt, entspringt aus einer Quelle und einem Teiche in dem Garten und aus einem andern Teiche neben dem Garten. Die Quelle riecht nach Schwefelleber und soll alle Eigenschaften zu einem Mineralbade besitzen; ist aber von keinem Schriftsteller noch bemerkt worden. Vielleicht rührt auch davon die Eigenschaft her, daß der Petersbach im stärksten Winter nicht einfriert.

Eben dieses Gebäude enthält die k. k. priv. orientalische Manufactur-Druckerei des Herrn Peter Chazel Sohn und Comp. Sie ist die erste Manufactur dieser Art in den österreichischen Staaten, welche eine förmliche Landesbefugniß erhielt. Dermalen ist sie scheintodt oder ganz eingeschlafen, was leicht zu erklären ist, weil die Schönheit, Reinheit und Haltbarkeit des Druckes auch höhere Preise erfordern, gegen die der Geldmangel

proteſtirt. Ihr Ruhm war zu allen Zeiten nicht Vieles, ſondern Viel zu liefern.

Breitenſee. (Siehe Gallizinberg.)

Briel

(die, der) oder Brühl, eine romantiſche Wildniß hinter dem landesfürſtlichen Markte Mödling, drittehalb Stunden ſüdweſtlich von Wien, die ſich einige Stunden lang bis nach dem Kloſter Heiligenkreuz hinzieht.

Kaum hat man Mödling verlaſſen, ſo befindet man ſich plötzlich in einem engen Thale, das in ganz Öſterreich nichts Ähnliches hat; links und rechts ſieht man ſchroffe, ſonderbar geformte Steinmaſſen, aus deren Ritzen hier und da einzelne verkrüppelte Bäume hervor ſproſſen. Ich möchte dieſe Gegend mit Einem Worte ein plaſtiſches Miniatur-Gemälde einer ſchönen Schweizer-Gebirgsgegend nennen. — An und unter dieſen Steinwänden lehnen und liegen einige kleinere Bauernhäuschen, welche zuſammen das Dorf Klauſen heißen. Plötzliche und ſtarke Regengüſſe drohen oft dieſe Häuschen durch Waſſerfluten wegzureißen oder unter herab ſtürzende Kalktrümmer zu begraben. Kleine enge Höfe, und kleine Gärtchen über der Straße am Bache, geben der Armuth der Häuschen doch eine ländliche Zierde. Im hintern

Raume dieser Wohnungen ist der feste Kalkfelsen aller hohen und üppigen Vegetation feind.

Es zählt unter den 27 Häusern zwei Wirthshäuser, eine Mühle, einen Bäcker, und 161 Einwohner. Das Dörfchen ist der Herrschaft Lichtenstein unterthan und zu Mödling eingepfarrt. Die Einwohner sind Taglöhner oder Winzer.

Sobald man bei der Biegung eines nördlich an der Fahrstraße liegenden Felsens ankommt, lichtet sich das Thal und man ist bei der ersten Mühle im vordern Brühl. Zwei senkrechte hohe Felsmassen bilden, wie Herkulessäulen, die Grenze, und auf der Spitze eines kegelförmigen Berges liegen die Ruinen der berühmten Burg Mödling. Nur kleine Überreste erinnern noch an die graue Vorzeit, reihen sich an die Geschichte des Landes, und rufen dunkel die Thaten der Babenberger in's Gedächtniß.

Noch haben der lange Raum von Jahrhunderten, die Macht der Elemente und menschliche Kräfte und Werkzeuge dem Beobachter die Merkmale an diesen Felsen nicht gänzlich vertilgen können, daß sich ehemals die beiden Thäler durch Felsenthore geschieden haben. Sicher war das Brühler-Thal einst nur ein Sumpf, bis Wasserströme, Winde und menschliche Kräfte diese

Felſen mürbe machten und wegräumten, und den ſtehenden Sumpf nach der Ebene leiteten. Niemand von uns wäre im Stande, aus der gegenwärtigen Geſtalt dieſes Thales, aus der Höhe der Berge und aus den Formen der Felſenmaſſen ſich ein lebhaftes Bild der ehemaligen Wildniß zu entwerfen.

Sicher ſtand dieſe Burg ſchon vor Ankunft der Babenberger, und ihre feſte und gute Lage reizte ſie zum Beſitze, zu größerer Erweiterung und Befeſtigung. Wenn die nachgebornen Prinzen dieſes Stammes ſie bewohnten, und die Witwe Margaretha da Sicherheit fand, ſo iſt das wohl ſo zu nehmen, daß ſie hier ihre Schätze verbargen und bewachen ließen, gewöhnlich aber in dem damals ſchon ſtehenden und feſten Medeliko Hof hielten. Die Auffahrt nach dieſem Schloſſe ging durch das Neuſiedler-Thor in Mödling, auf dem Wege, der jetzt die goldene Stiege heißt, und nicht durch die Klauſe. Es läßt ſich nicht beſtimmen, in welchem Verhältniſſe die Einwohner Mödlings zu ihrer Herrſchaft ſtanden, ob ſie freie Bürger oder Leibeigene waren; vermuthlich das erſtere, als Bürger eines Städtchens.

Die Zeit und die Einfälle der Türken haben alle Reſte dieſer Burg ſo zerſtört, daß, um ſie einer völligen Vergeſſenheit zu entreißen, der Fürſt v. Lichtenſtein

auf den Ruinen ein Gebäude nach altem Styl und Geſchmack aufzuführen, und die ganz erhaltenen unberührt zu laſſen beſchloß. Aus dem Saale des neuen Gebäudes, deſſen Zimmergeräthe das Coſtüme verfloſſener Jahrhunderte an ſich trägt, hat man eine freie Ausſicht nach allen Gegenden des Thales. Gebahnte Fußſteige leiten an der ſüdöſtlichen und ein Fahrweg an der nordweſtlichen Seite hinauf. Eine angenehme Ausſicht in das Thal, in die Gebirge, und eine perſpectiviſche durch die Klauſe nach Mödling, und die Bilder überhangender Felſen, beſchäftigen alle Jahre Künſtler mit Landſchaftszeichnungen.

Ein hehrer Kranz von belaubten Bergen umgibt im Halbbogenkreiſe ein ſtilles Thal, genannt das runde Thal. Um eine Wieſe mit Gruppen von Bäumen führen gebahnte Wege in mancherlei Windungen hier den Wanderer im Thale umher nach der Schweizerhütte und der Spitze zum Tempel hinan. Eine einfache Kunſt hat dieß Tempe verſchönert *). Reizend ſind die neuen Anlagen, natürlich ihre Stellungen und Formen, und jährlich erneuern ſie ſich. Ein neu angekauftes Haus mit einem Garten hat durch die Orangerie

*) Kaiſer Joſeph II. liebte das Brühlerthal vorzüglich; Ihro Majeſtät die ruſſiſche Kaiſerinn fanden es gleichfalls ſehr romantiſch.

aus der man rund das Gebirge, den Tempel und die Ruinen einer Ritterburg ſieht, viel gewonnen. Die ganze fürſtliche Beſitzung iſt ein weiter Park, mit dem Sparbach und ſein Thiergarten in Verbindung ſteht, zum Genuſſe des Publicums beſtimmt. Hier kann im Schatten der Haine der Melancholiker ſeinen Träumen nachhängen, der Geſchäftsmann auf Wieſen und in Bosketten ſich der Sorgen entſchlagen, der Liebhaber der vaterländiſchen Flora im Thale und auf den Anhöhen an ihrem Buſen ſchwelgen, der Dichter phantaſiren, und die verliebte Schöne Turteltauben belauſchen.

Eine Villa mit einem Meierhofe bewirthet die Damen mit Kaffeh, Milch, Butter, im Schatten der Bäume, und der Patriot und Ökonomiker wünſchen allen Güterbeſitzern Abkömmlinge ſolcher ſchöner Schweizer-Raçen von Kühen. Wohlgenährt und reinlich gehalten in Stallfütterung, werden die Thiere allgemein bewundert. Solche Heerden und Zuchten in Ställen reicher Güterbeſitzer zu finden, erregt Vergnügen, und ſie ſind Hoffnungen und Bürgen eines immer höher ſteigenden vaterländiſchen Wohlſtandes.

Das Gaſthaus zu den zwei Raben liegt an der Straße, und hat einen ſchattigen Garten, der mit dem Parke in Verbindung ſteht. In ſeinem netten und großen

Saale wird zur Sommerszeit alle Sonntage Tanzmusik gegeben. Es ist ein Lieblingsplatz des Publicums. Personen aus verschiedenen Ständen in gemischter Gesellschaft vergnügen sich hier entweder im Freien, oder an den tanzenden Figuren, kritisiren und werden kritisirt, und die sich mit Speisen und Weinen Labenden wünschen den Kellnern schnellere Füße und dem Wirthe recht viel Billigkeit.

Dieses Thal umschloß auch die Wohnung des berühmten Malers Casanova, bei den Kunstliebhabern durch seine Schöpfungen überhaupt, besonders aber durch die letzten Stücke, „die Eroberung von Oczakow durch Potemkin" vorstellend, bekannt. Er endete hier auch sein Leben in Dürftigkeit.

Ein Fahrweg links an dem Berge der alten Burg neben dem Jägerhause, und ein anderer weiter rückwärts an der Hauptstraße, nahe an dem artigen Hause, das an der Straße liegt, und dessen Garten einen Park bildet, führen auf die Höhe der Berge, und ein Fußsteig vom Meierhofe aus in Schlangenfigur nach dem Tempel. Die treffende Wahl von überraschenden Aussichten nach dem Thale, den Bergen und der Ebene muntern zum Emporklimmen auf. Die viereckige Form des Tempels ruht auf Säulen, in seiner Mitte steht Minervens Statue; — das Innere ist mit Opimen bemalt, und

alle Sinnbilder ſprechen, daß er dem Angedenken der in Schlachten für das Vaterland gefallenen Helden geweiht ſei.

An der Südſeite des Tempels tritt der Wanderer in das dunkle, ſchauerliche Todtengewölbe ein. Ein Aſchenkrug und eine einfache Denkſchrift in Marmor ſagen, daß hier die Gebeine der Tapfern ruhen, die ihr Leben der Vertheidigung des Vaterlandes weihten. Des Tempels Nachbar trägt auf ſeiner Spitze die nachgeahmten Ruinen einer ritterlichen Burg.

So unnütz dieſe Ruine auch an und für ſich ſelbſt iſt, und ſo ſehr man in dieſer Hinſicht die darauf verwendeten Koſten bedauern muß, ſo hat ihre Exiſtenz doch wenigſtens den Vortheil, daß ſie, von der Klauſe aus betrachtet, mit dem Tempel und der alten Burg Mödling ein Dreieck bildet, welches man im Helenenthale bei Baden vermißt, da man die Ruinen von Scharfeneck bald mit dem Mikroſkope wird aufſuchen müſſen.

Im Thalgrunde ſind überall haltbare Brücken über den Bach gelegt, und nach allen Seiten neue Wege ausgeſteckt. Kleine Hausgärtchen, die Gebüſche um die breite Wieſe und am Bache mit gemeinen Roſen, Weiden, Erlen, Haſelnußſtauden, Pappeln und Rüſtern, Weinhügel, fruchttragende Felder, das belaubte Anninger-

Gebirge machen das Thal zu einem natürlichen Garten. Die Fußgänger wählen die Wege an der nördlichen Seite, wo sie keine Staubwolken beläſtigen. So geht man nach dem hintern Brühl, der an der Nonnenwieſe endet.

Hier liegt Hilderichs Mühle im Schatten eines Gartens, der von dem Bache begrenzt wird. Ihre angenehme Lage macht ſie zum Lieblingsplatze der Stadtbewohner und Fremden, und eine gute und reinliche Bedienung erhalten ſie im Rufe.

Ein nettes Landhaus fällt aus dem Garten der Mühle in's Auge. Es iſt durch ſeine einfache Bauart mit einem kleinen Obſtgarten, der edle Sorten enthält und mit Roſen und Blumen umgeben iſt, eine Zierde in dieſem Theile des Thales und macht dem Geſchmacke des Eigenthümers Ehre.

Die Hilderich'ſche Mühle iſt der Punct, von wannen aus man Wanderungen nach den nahen Thälern und Bergen in verſchiedenen Richtungen unternehmen kann. Im Süden führt ein angenehmer Fußſteig durch das Kienthal zu dem dreiviertel Stunden entlegenen Eſchenbrunnen, deſſen Waſſer an Klarheit und Friſche alle benachbarten Gebirgswäſſer übertrifft. Wer in heißen Sommertagen erhitzt davon trinken wollte, würde

ſich gewiß eine unheilbare Lungenſucht zuziehen. Ein anderer Fußſteig führt in dieſem Kienthale gleich anfangs links zur Höhe des Tempels. Ein anderer Fußſteig im Weſten, und auch ein Fahrweg, führen nach einem romantiſchen, eine kleine Viertelſtunde entlegenen Thale hin, in deſſen Richtung das Dörfchen Weißenbach verſteckt iſt. Es zählt gegen 30 Häuſer und über 120 Seelen, und iſt der Herrſchaft Lichtenſtein und dem Stifte zu Heiligenkreuz unterthänig, das hier einen Meierhof hält. Es hat wenige Weingärten und einigen Ackerbau; Viehzucht, Waldarbeit und Holzhandel ſind der Einwohner Nahrungszweige. Die Straße geht nach Gaden, Heiligenkreuz und weiter fort.

Die kleine Pfarrkirche in dem Brühl iſt eine Filiale von Mödling, und arm dotirt. Ihr iſt das Dörfchen Weißenbach einverleibt. Ein Schullehrer unterweiſet die Jugend beider Dörfer. Der hauptſächlichſte Nahrungszweig der Bewohner fließt aus ihren Weingärten und aus dem Tagelohne.

Der vordere und hintere Brühl zählen 83 Häuſer und 484 Einwohner, 4 Mühlen, 3 Gaſthäuſer. Die Hilderichs-Mühle iſt kein eigentliches Gaſthaus.

Die Waldstraße ist verpachtet und wird stark befahren. Die Reisenden wollen ihr Pflaster nicht loben. Große und scharfe Kalksteine, womit die Löcher des ausgefahrenen Geleises ausgebessert werden, sind den Hufen der Pferde schädlich, und nützen Eisen- und Wagenwerk schneller ab.

Ein überaus angenehmer Pfad führt rechts von der Straße nach Gaden, bei dem Wegweiser hinein, binnen anderthalb Stunden nach Sparbach. Diese Herrschaft hat Fürst Lichtenstein erst vor einigen Jahren an sich gekauft und mit dem großen Parke auf Lichtenstein in Verbindung gesetzt. Der Wald wurde in einen Thiergarten umgeschaffen, den englische Wege durchkreuzen, und auf denen man in allen Richtungen Hirschen und Rehen begegnet. Herrliche Waldwiesen, zwei große Teiche mit Wasserfällen, ein Tempel, eine Einsiedelei, eine alte Ruine auf dem Heuberge, das alte Schloß Johannstein, machen diesen letzten Theil des großen Parkes zum Paradiese. Einsam liegt es im Walde verborgen, von Bergen eingeschlossen, und will, um gesehen zu werden, aufgesucht seyn. Nicht der heimatliche Wald allein prangt in diesem Parke, die Kunst hat der Natur geholfen, und Stämme aus fremden Himmelsstrichen dem väterlichen Boden anvertraut.

Das kleine herrschaftliche Schloß ist die Wohnung des Försters und Thiergarten-Aufsehers. Das Dorf hat 36 Nummern und 189 Seelen. Die kleine Kirche ist, ohne Priester, der Gemeinde Sittendorf eingepfarrt.

Nicht weit von dem letztgenannten Orte, welcher uns zunächst nach Sparbach empfängt, tief im Waldgebirge, liegt das alte Schloß Wildeck, dessen schon in den ältesten Annalen Österreichs (1261, 1279) Erwähnung geschieht, und welches jetzt zu dem Stifte Heiligenkreuz gehört. Es steht auf einem ungeheuren, braunrothen, mit weißen Adern gesprenkelten Marmorfelsen, und ist in ganz bewohnbarem Stande. Eine Meierei des Stiftes ist in der Nähe.

Wer von der Hilderich'schen Mühle die Straße geradezu verfolgt, gelangt in einer Stunde nach dem Dorfe Gaden, dessen freundliche Bergkirche dem Wanderer recht tröstlich erscheint. Am Eingange des Thales steht ein einfaches Heiligenbild. Gaden theilt sich in Gaden am Anger, Mittergaden und Obergaden. Die dasigen armen Waldbauern nähren sich fast einzig vom Verkaufe des Kalkes, den sie selbst brennen. Auch Gypsbrüche befinden sich in der Nähe. Im Wirthshause wird man eben nicht schlecht bedient. Von

Gaden aus führen zwei Wege nach Baden; der eine zwiſchen dicken Laub- und Nadelholz-Wäldern über den Badnerberg und durch die Puzanerlucke; der andere über die Wieſen, durch das Thal, die Einöde genannt, wo ſich eine Capelle mit der Aufſchrift: Dem Wanderer zum Schutz, und dem Frommen zur Andacht, und ein Quell des beſten Trinkwaſſers befindet. Dieſer führt an der ſtädtiſchen Schießſtätte heraus.

Bruck (an der Leitha).

Eine kleine alte Grenzſtadt zwiſchen Öſterreich und Ungarn, ungefähr drei Poſten von Wien, am Fluſſe Leitha, welche hier die beiden Länder ſcheidet.

Die Stadt hat nichts Sehenswürdiges; aber nahe an derſelben iſt das gräflich Harrach'ſche Schloß mit einem Park, welcher unter die ſchönſten und beſtangelegten von Wien gehört.

Das Schloß iſt ein ziemlich altes, unregelmäßiges Gebäude, in welchem man einige Gemächer zum Gebrauche des Eigenthümers, nach der neuern Art geordnet, und einfach, aber geſchmackvoll, eingerichtet hat. Sehenswerth iſt der Familienſaal, worin alle Harrache, vom erſten Beſitzer dieſes Schloſſes bis auf den Vater

des jetzigen, in Lebensgröße und in dem Costüme ihres Zeitalters abgemalt sind.

Wenn man einen der alten Schloßthürme, der Römerthurm genannt, besteigen will, so genießt man von der obersten offenen Zinne desselben einer sehr schönen und weit umfassenden Aussicht über den Park, die Stadt und die ganze umliegende Gegend.

Der Park ist ziemlich groß, hat äußerst gut gewählte liebliche Anlagen und wurde von Jahr zu Jahr mehr verschönert.

Beim Eintritt in den Park hat man einen unebenen Wiesengrund vor sich, dessen frisches Grün wie ein ausgebreiteter Teppich da liegt, und dessen sanfter Abhang von der Leitha bespült wird. Hier und da erheben sich kleine Hügel von Baumgruppen, die so gepflanzt sind, daß die äußersten Stauden fast am Boden kriechen, und mit Blumen umkränzt sind, die inneren aber sich gegen den Mittelpunct allmählig erheben, und so einen von jedem Lüftchen beweglichen Hügel bilden. Alle diese Gruppen von Gebüschen enthalten nicht nur die seltensten Gewächse aus allen Weltgegenden, sondern unterscheiden sich auch durch das höhere und tiefere Grün ihrer Blätter, und durch die Farben ihrer Blüthen. Hier und da zeigen sich kleine Plätzchen voll Blumen von mancher-

lei Farben, um durch ihren geſelligen Verein das zu erſetzen, was ihnen einzeln an Wirkung fehlen würde.

Wählt man von den vielen durch den Park hinziehenden Wegen den Fahrweg zur Linken, ſo verliert man das erſte Parterre aus den Augen, und wandelt in einem künſtlichen Waldgange, von dem ſeltenſten Gehölze gebildet; darunter befinden ſich der Judasbaum, die ſchönen Arten von Rhus, die italieniſchen Cypreſſen, der Alpen-Rhamnus, der Lärchenbaum, die amerikaniſche Birke, die Ceder vom Libanon, die Pinus pinea, die Pinus pinea ſter und Pinus ſtrobus, die nordamerikaniſche Bierfichte, der virginiſche Wachholder, u. ſ. w.

Bei einem Gitterthore, durch welches man eine freie Ausſicht in die benachbarten Felder und Weingärten hat, indem der Park ſtatt einer Mauer mit einem tiefen Graben umgeben iſt, wendet man ſich bei einem Kaſtanienwäldchen von dem Fahrweg ab auf einen Fußſteig. Links gelangt man zu einer Orangerie-Gruppe und dann in den Fichtenwald.

Jetzt empfängt uns ein lieblicher Platz, wo mehrere ſeltene Pflanzen, die Datura arborea, der caroliniſche Gewürzſtrauch, der Benzoen-Lorber, der Erdbeerbaum,

das dreiblätterige Eisenkraut, und andere ausländische Gewächse einen Schönhügel bilden, welcher mit fremden Ahornen, Tulpenbäumen und Platanen umgeben ist. Verläßt man diesen Platz und wählt den Pfad zur Rechten, so wird man plötzlich von einem artigen Lusthaus, das Achteck genannt, überrascht. Dieses Achteck ist von einfacher, geschmackvoller Verzierung und Bauart; die herrschende Farbe darin ist Blau. An den Wänden sind einige treffende Gemälde angebracht, welche Scenen aus der römischen Geschichte vorstellen. Gegen die Wasserseite hin sind stark behangene Thränenweiden, deren Zweige so tief in das Wasser herab reichen, daß sie zusammen eine Grotte vorstellen, durch deren Wölbung man bis auf die weit entlegenen Räder einer Mühle sieht. Der Gang der benetzten Räder, wenn sie im Umtreiben von der Sonne beschienen werden, wirft durch diesen engen, belaubten Grottengang ein so magisches Silberlicht, daß man über dessen Eindruck die kunstvolle Anordnung vergißt, mit welcher der Gartenkünstler diese Gegenstände zu einer Wirkung zu vereinigen wußte. Von hier führt ein Weg links nach der Fahrbrücke am so genannten Kaiserweg. Rechts setzt man mittelst einer sehr leichten Ziehbrücke über die Leith a. — Hier theilt sich der Weg; der zur Rechten bietet eine angenehme

Promenade über einen mit nordamerikaniſchen Nadelhölzern ſich ſanft erhebenden Hügel dar, von deſſen Höhe man eine gefällige Überſicht des ſchönen Waſſerſtücks in der neuen Anlage genießt.

Noch weiter rechts führt ein Weg über die ſo genannte Staffelbrücke, und links in die Aue, durch welche der Kaiſerweg bis an die Commerzial-Straße leitet. Weiter in den Wald hinein iſt die Faſanerie. Man durchſchneidet die Straße, und kommt an einen Arm der Leitha, jenſeits welchem die anmuthige Halbinſel in ihre Schatten einladet. Um dahin zu gelangen, iſt eine zierliche fliegende Brücke angebracht. Bleibt man aber dießſeits, ſo wandelt man durch eine Wieſenparthie, von der ſich eine weite Ausſicht in die jenſeitige Waldung und Faſanerie eröffnet. Ein alter, ſeltſam gewachſener Baumſtamm bietet ſich als Sitz an, und gewährt durch Trauerweiden den unerwarteten Anblick einer Urne, die an dem andern Ufer vor hohen Bäumen auf einem weißen Poſtamente ſich aus der Ferne darſtellt. Tritt man von dieſem Ruheſitz einige Schritte vorwärts, ſo zeigt ſich zwiſchen zwei großen Erlen die fliegende Brücke in einiger Entfernung wieder; ſeitwärts winken in blauer Ferne die Spitzen zweier Berge, und in einer Allee der Faſanerie ſtellt ſich ein einſames Jagdhaus dar.

Einen Scheideweg, der nun aufstößt, läßt man links, und kommt an einen andern Ruheſitz bei einer majeſtätiſchen Pappel. Von hier aus ſieht man einen Theil des Schloſſes, den Haimburgerberg, und eine hohe Brücke. An derſelben ſteht ein ſchöner orientaliſcher Platanenbaum, der ſie beſchattet. Auf der Mitte der Brücke iſt links eine Ausſicht auf die Kirche zu Höflein und rechts auf die Commerzial-Straße.

Hinter einem Pappelwäldchen führt eine Brücke zur Faſanerie, und rechts ein Steg zu einem ländlichen Tempel; auf dem Hinweg erſcheint wieder ſehr maleriſch durch die Wölbungen eines Eichbaumes eine auf einem hohen Piedeſtal aufgeſtellte Urne. Rechts gegen den Wald kommt man an eine Kopfweide, die aus einem Stamme noch unter der Erde achtzehn Seitenſtämme empor treibt, deren jeder einen eigenen Baum auszumachen ſcheint. Von einem anmuthigen Sitze unter weißen Pappeln ſieht man in weiter Entfernung einen einſamen Thurm.

Zwiſchen Trauerweiden, die wild verwachſen ein Gebüſch vorſtellen, kommt man über eine ländliche Brücke, unter welcher ein tiefer Canal ſich hinzieht, an einen alten dicken Weidenbaum, der den Ausgang der Brücke zu verſchließen ſcheint. Auf einen Druck des Führers öffnet ſich die Mitte des Stammes, und man gelangt

durch diese Baumthüre auf eine Insel, in deren Mitte auf Baumstämmen ein einfacher Tempel ruht, den rings umher düsteres Gehölz in tiefe Schatten hüllt. Außer der erwähnten Brücke führen von der entgegen gesetzten Seite noch zwei Brücken auf diese Schatteninsel. Die eine ist ganz aus lebendigem Gebüsche gestaltet, und ihre Geländer sind grünes Eichenlaub. Von ihrer Mitte zeigt sich sehr pittoresk der alte Römerthurm des Schlosses. Auf dem Wege zur dritten Brücke erblickt man durch düsteres Gebüsch eine von alten Baumstämmen zusammen gesetzte, mit eingelegtem Moose verzierte Grotte.

Endlich gelangt man über die dritte Brücke in die nahe Fischerparthie. Die Anlage derselben unterscheidet sich von andern ähnlichen Anlagen; vor sich hin erblickt man ein großes Gewässer, das eine irreguläre Insel umgibt. Ehe man dahin gelangt, stoßt man an einen kleinen Hafen, dessen beide Mündungen mit Schleusen versehen sind, welche, da das obere Wasser der Fischerparthie beträchtlich höher liegt als der untere Arm der Leitha, dazu dienen, durch Schwellung des Wassers die Schiffe in den Hafen zu heben, um aus der niedrigern Leitha hinauf fahren können.

Über eine dieser Schleusen führt eine in Absätze gebrochene und an den Geländern mit Netzen behangene

Birkenbrücke, und nicht fern davon kommt man auf eine mit Nadelholz bepflanzte Anhöhe. Auf der in einem hohen Bogen gespannten Brücke genießt man abwechselnde Aussichten. Sie leiten das Auge entweder bloß über Gewässer, oder in neues Gebüsch, oder auf Wiesen und zur Fischerhütte. Selbst das vom hellen Tage beleuchtete Schloß und die lebhafte Kaiserstraße helfen den Abstich mit diesem einsamen Aufenthalt erhöhen. Die Insel, auf welcher das artige Fischerhäuschen steht, bildet ein Oval, und in einer kleinen Entfernung erblickt man wieder die Schleusen und den Hafen.

Von diesem Fischerländchen kommt man an eine vierstämmige dicke Schwarzpappel mit Geländersitzen, und weiter an eine uralte, schön gewachsene, große Eiche. Dieser Weg ist eigentlich ein Abweg, denn er führt von der Richtung gegen das Schloß etwas zurück. Bald lenkt man wieder ein und kommt in den Pflanzengarten. Dieser Garten ist nach dem Linné'schen System geordnet, und schließt im Hintergrunde mit dem Arboretum; dort erhebt sich nahe am zweiten Arme der Leitha ein sanfter Hügel, auf welchem ein der Botanik geweihter Tempel aufgefüht wurde, dessen Inneres alles dasjenige enthält, was an Ort und Stelle zum Studium der Pflanzenkunde nöthig seyn kann.

Ein weicher Pfad führt auf den Wiesengrund zurück, der uns beim Eintritt in den Park zuerst in die Augen fiel. Von demselben kommt man zur Orangerie, welche sich in Gestalt eines natürlichen Orangen-Wäldchens erhebt, indem die Kübel der Bäume von mancherlei schön blühenden Pflanzen gedeckt sind, und die Bäume nur ihre Schäfte und die schön belaubten Kronen sehen lassen. Hinter diesen natürlichen dichten Hecken befindet sich in schattiger Vertiefung eine Sammlung schöner Gewächse vom Schneeberge.

An der Seite der Leitha kommt man nun in ein Gärtchen zunächst am Schlosse, welches wieder ganz eine eigene und ausgezeichnete Lage hat. Auf einer Anhöhe an der östlichen Seite des Schlosses sind Wohnzimmer für das Gärtner-Personale angebracht. Vor demselben stehen Glashäuser von großem Umfange und sehr wohl angelegt. An denselben vorbei führt ein Weg bis zur Gartenmauer. Auf diesem Wege hat man eine überraschende Aussicht auf die untern zierlichen Garten-Parthien, die bis an das Ufer des Flusses bepflanzt sind, und auf die schäumenden, von der nahen Mühle herab stürzenden Wogen des Flusses. In dem kleinen Hafen liegen Lustschiffe vor Anker. Man kann auf diesen Fahrzeugen den ganzen Park zu Wasser durchwandeln.

In der Wohnung des Obergärtners findet man eine wohlgewählte Bibliothek, ein sehr sehenswerthes Seminar, wo in mehr als 2000 schön geschliffenen Gläsern die seltensten Samenarten aufbewahrt werden, und ein geschmackvoll angeordnetes Herbarium.

Die Stadt selbst enthält eine Kammfabrik des Herrn Erhard, und die bekannte Baumwollgarn-Spinnerei des Herrn Georg Ankemius. Auf dem Wege nach Bruck an der Leitha ist die große Gespinstfabrik des Herrn Moritz Grafen v. Fries zu Schwadorf das Merkwürdigste.

Südwestlich von Bruck, unfern der ungarischen Grenze, drei Stunden von Wimpassing, liegt Mannersdorf, ein k. k. Familiengut mit 620 Häusern. Das hiesige kalte Mineralbad ist jetzt fast ganz unbesucht.

Es befindet sich hier eine Similorfäden- und Goldgalonen-Fabrik, welche viel Absatz nach Ungarn und in die Türkei hat; — auch die Schäferei für Merinos ist sehenswerth.

Brunn (am Gebirge). (Siehe Mödling.)

Cobenzl-Berg,

(der), ehedem der Reisenberg genannt, der dritte Berg in der cetischen Bergreihe, welche von Wien aus,

gegen die Donau zu, mit dem Leopoldsberge abgeschnitten scheint. Seinen jetzigen Namen erhielt er von Philipp Grafen v. Coblenz, welcher lange Zeit Vicekanzler, und zwischen 1801 und 1805 k. k. Botschafter in Paris war, ihn als ein Eigenthum an sich gebracht, und ihm seine gegenwärtige Gestalt gegeben hat.

Er ist von den Gebäuden des Kahlenberges westwärts ungefähr eine Stunde, auf dem nemlichen Gebirgsrücken, entlegen. Die Entfernung von den Linien der Hauptstadt beträgt bei anderthalb Stunden, und der Weg dahin geht über die Dörfer Döbling und Grinzing. Wenn man von diesem letzten Orte eine kleine halbe Stunde aufwärts gestiegen ist, befindet man sich an den Wirthschafts-Gebäuden; die geräumigen Kuhställe, mit schönem steyrischen Vieh besetzt, die Milchkeller, die Pferdeställe, die verschiedenen Maschinen und zur Stallfütterung nothwendigen Einrichtungen, verdienen die Aufmerksamkeit des Ökonomen.

Gleich neben diesen Gebäuden trifft man das nette Traiteur-Gebäude, mit schönen Speisezimmern im Erdgeschoße und einem Billard im ersten Stockwerke, dessen Altan eine entzückende Aussicht darbietet. Eine Reihe Pappeln führt zum eigentlichen Parke. Hier befindet sich

das Wohnhaus des Wirthes, mit gleichmäßigen Flügeln, ganz neu erbaut. An Sonntagen iſt dasſelbe ſehr beſucht.

Der Garten, in deſſen Mitte ſich das Schloß des Eigenthümers, woran gegenwärtig gebaut wird, befindet, erſtreckt ſich von dem Eingang aufwärts über den ganzen Rücken des Reiſenberges bis zum Fuße desſelben, und zieht ſich dann durch das benachbarte waldige Thal bis zur halben Höhe des gegenüber aufſteigenden Kahlenberges hinauf; ein rieſelnder Gebirgsbach läuft von der höchſten Spitze ins Thal hinab, in welchem er von einer Quelle verſtärkt wird, und ſich endlich in einen Teich ergießt.

Von dem Eingange ſchlängelt ſich der Fahrweg zwiſchen blumenreichen Wieſen fort, die bald mit einzelnen Bäumen, bald mit Baumgruppen beſetzt ſind. Am Wege laden einfache Ruheſitze in den Schatten der großbelaubten Platanen; über die Wieſe hinab locken die dunkeln Boskette von ausländiſchem Gehölze, unter dem der verſteckte Fußpfad zu Behältniſſen für ausländiſche Thiere und großen Vogelhäuſern führt.

Weiter hin gegen das Wohngebäude iſt ein viereckiger Platz, mit reichlichen Beeten von mehren tauſend Blumenarten aus allen Himmelsſtrichen, und in der Nähe das geräumige Glashaus, um ſie vor dem Froſte unſers Winters zu ſchützen.

Das Wohngebäude selbst ist sehr einfach und ländlich verziert; mehre Dichtungen Geßner's sind hier durch den Pinsel versinnlicht. Aus den Zimmern dieses Hauses und von der Wiese vor demselben genießt man einer herrlichen Aussicht, zwischen dem Kahlenberge und Himmel vorbei, über Wien, über die Donau und das Marchfeld, bis an die ungarischen Gebirge.

Durch einen dunkeln Gang, von schattigen Buchen geformt, geht man auf einem schlängelnden Weg über moosige Felsenstufen in das tiefere Thal hinab, wo von einer Seite zur andern über die, dasselbe trennende Kluft auf leichten Bogen eine Brücke schwebt, in deren Geländer und Bögen die Äste der Buchen ihr jugendliches Grün winden, und neben welcher sich einzelne Baumhügel wie Pyramiden empor heben. Aus einem kleinen Teiche entspringt eine Quelle, die neben dem Fußpfade in mehren Abfällen und Wendungen fortrieselt, und endlich unter Gesträuchen verschwindet. Plötzlich schließt sich das Thal; man steht vor einem düstern Felsengang, der in eine geräumige Höhle führt, in welche durch die verwachsenen Öffnungen nur sparsam der Sonnenstrahl von oben herab fällt. Diesen Öffnungen gegenüber stürzt sich die Quelle schäumend in ein weites Wasserbecken. Die Fel-

senpfeiler erheben sich bis zum hohen Gewölbe der Höhle, und die Gespräche der Wanderer schallen vom Felsen zurück.

Aus der Höhle kommt man durch einen andern Felsen in das untere Thal, wo sich die stets versteckt folgende Quelle in einen spiegelnden Teich verliert. Von der Ruhebank auf der nahen Wiese überblickt man den steigenden Berg, das Wohnhaus des Grafen und hinter demselben die wellenförmig sich hebenden Wälder.

Dunkle Gänge leiten von hier im Zickzack den Fuß des Kahlenberges hinauf. Ein einfaches Geländer von rindigen Stämmen führt nun plötzlich zu einem gothischen Tempel am Abhange des Berges. Acht schlanke Baumstämme, unbehauen mit rissiger Rinde, tragen zur Kuppel ein leichtes Strohdach, dessen innere Wölbung mit Strohmatten bedeckt ist. Die Mitte der Kuppel öffnet sich dem Himmel, und ist, von einem leichten gothischen Geländer umgeben, aus gablichten Stämmchen des Eichbaumes gebildet. Im Mittelpuncte des Tempels steigt ein Eichbaum durch die Öffnung der Kuppel empor, und breitet seine Krone über das Dach. Die hintern vier Säulen sind mit Geflechten von Weidenruthen geschlossen. Gothische Bogenfenster, von Stämmen der Birken gestaltet, durchbrechen die Wände. Gebirge umgeben die Aussicht mit waldigen

aufsteigenden Rücken, und laubige Wälder senken sich abwärts ins Thal.

Nun beginnt der Fußsteig schlängelnd den Berg wieder aufwärts zu steigen. Ein einsames Plätzchen, von jüngern Buchen umgeben, öffnet sich bald; ein alternder Birnbaum erhebt sich im Mittel, ein schützendes Strohdach tragend und mit Bänken zum Ausruhen versehen.

Mehre Brücken führen über die Erdspalten, welche, von den durch Regengüsse angeschwellten Waldbächen geformt, das Thal durchschneiden. Eine dieser Brücken ist sehr pittoresk; sie ruht auf schlanken lebendigen Bäumen, welche den Boden der Brücke durchbrechen, und ihr Schattendach über dieselbe hinbreiten; zwei runde Plätzchen umschließen den Eingang und Ausgang, den zwei einfache Fußgestelle von Baumstöcken, mit Geißblatt umwunden, bezeichnen. Die Geländer der Brücke sind aus kreuzenden Stämmen zierlich geflochten, und von ihrer Mitte hat man die Aussicht auf einen Theil der Kaiserstadt.

Unmerklich steigt der Weg immer aufwärts; man gelangt ins Freie eines Holzschlages, zu einer Quellengrotte, und endlich zur so genannten Alpenhütte, ein.m breiten Rohrbach, auf vier Baumstämmen gelagert, um welche wilde Weinreben sich hinauf schlingen. Ein einziger Baumstock ist zu einer Ruhebank gehauen. Eine

ländliche Brücke führt über den steilen Abhang hinaus in die dichte Krone einer schönen Buche, deren Stamm aus dem tiefen Thale herauf sproßt. Am Ende der Brücke tragen drei gablichte Äste ein einfaches Tischchen, an dessen beiden Seiten sich Bänke von dünnen rohen Baumästen befinden. Die Buche schwankt im stärkern Winde, und wiegt den Tisch und die Bänke schwebend über dem Abgrund; mit schauderndem Entzücken sieht man hinab in die Tiefe vom sichern Ruheplatze.

Die meisten der zuletzt angeführten Anlagen haben ihre Glanzperiode vorüber, und sind zum Theile nur mehr aus Resten erkennbar.

Nach dem im Jahre 1810 erfolgten Tode des Grafen Cobenzl, mit welchem die ganze Familie der Cobenzl ausgestorben ist, hat diesen Landsitz ein Baron von Pfaffenhofen an sich gekauft.

Auf demselben Pfade, welcher auf den Kahlenberg hinüber führt, gelangt man binnen einer Viertelstunde nach dem so genannten Krapfenwäldchen. Dieses anmuthige, von einem kleinen Bergwalde umschlossene Thal ist ein Lieblingsausflug der Wiener. Auch diese früher unbeachtete Stelle verdankt ihre Verschönerung dem Naturfreunde Fürst Lichtenstein. Aus der ärmlichen, mitten im Eichenwäldchen liegenden

Bauernhütte, die Krapfenhütte genannt, hat er ein hübsches Bauernhaus hergestellt, in welchem man mit Getränken bedient wird; die Bedienung ist aber nicht die beste, darum nehmen sich die Wiener gewöhnlich Kaffeh und Zucker mit, und lassen dann in der Küche des Bauernhauses mit dem guten Landschmetten sich von ihren Damen den Nektar selbst bereiten. Von dem Bauernhause seitwärts eröffnet sich der Anblick eines herrlichen, durch Weinreben gesegneten Thales, und der angrenzenden cetischen Bergkette. In der Rückseite des Hauses aber erhebt sich eine Anhöhe, auf deren Gipfel ein niedliches Lusthaus steht, von wannen aus sich besonders die mannigfaltig gekrümmten Arme der Donau mit ihren Auen gut ausnehmen. Der übrige Theil des Parkes erhielt durch Anpflanzung junger Bäume, bequem geschlängelter Wege u. s. w., bedeutende Verschönerungen. Überhaupt hat der in der Fläche gelegene Theil desselben eine täuschende Ähnlichkeit mit einem Bergthale, zu welchem man auf dem Waldwege von Neuwaldegg nach Pötzleinsdorf über den Bergrücken gelangen kann.

Döbling. (Siehe Heiligenstadt.)

Dornbach

(und Neuwaldegg) ist ein ansehnliches Dorf, drei

Viertelstunden südwärts von Wien, am Fuße des Gebirges. Es gehört in die Landgerichte Wien und Burkersdorf.

Es liegt am Bache gleiches Namens, der seine Benennung daher haben soll, weil er aus einem Gewinde von Dornstauden heraus fließt. Er vereinigt sich mit einem andern kleinen Bache und bildet so ein Gewässer, welches unterhalb Dornbach der Alserbach genannt wird, alsdann durch Hernals und einige Vorstadtgründe Wiens fließt und sich in die Donau ergießt.

Dornbach wird in das obere und untere Gut eingetheilt. Das obere Gut heißt Neuwaldegg. Das untere Gut ist das eigentliche Dornbach. Beide sind besondere Herrschaften. Das untere Gut, wozu auch der Grund und das Holz: Eselberg, zwischen Dornbach und Zemmerprecht (Zehbrokhen), gehört dem Benedictinerstifte St. Peter zu Salzburg.

Gleich beim Eingang in das Dorf befindet sich das herrschaftliche Gebäude mit einem Garten. Hier hat der Administrator der Herrschaft, oder der so genannte Pater Hofmeister, mit noch ein paar Geistlichen, welche die Seelsorge versehen, seinen Sitz. Gleich daneben steht die Kirche, welche mit ihrem, mit Blech gedeckten Thurme von weitem gut in die Augen fällt. Sie ist dem

heiligen Peter geweiht; die Pfarre ist ein Eigenthum des Stiftes St. Peter zu Salzburg, und dem Decanate zu Klosterneuburg zugetheilt. Neben der Kirche befindet sich die Schule.

Nebst der Pfarrkirche ist noch mitten im Dorfe eine Capelle, in welcher Gottesdienst gehalten wird, und die der heiligen Anna geweiht ist. Diese wurde bei Gelegenheit der Pest in Österreich im Jahre 1713 auf Kosten der Gemeinde erbaut, war aber viel kleiner und wurde erst im Jahre 1773 in die gegenwärtige Gestalt hergestellt und im Jahre 1805 renovirt. Sie wird auf Kosten der Gemeinde unterhalten.

Dornbach hat über 90 Häuser. Darunter zeichnen sich das große Gemeindehaus, welches an Privatleute vermietet wird, und verschiedene hübsche Landhäuser mit Gärten aus. Auch findet man hier einen schönen Gasthof, ein Bierhaus, eine Mühle, und verschiedene für die Lebensbedürfnisse nöthige Gewerbe. Die eigentlichen Landleute nähren sich größten Theils vom Anbaue des Weines, welcher unter die Weine der ersten Classe gerechnet wird. Ein Theil beschäftigt sich mit Feldbau und Viehzucht. Viele haben auch eine gute Nahrung von den Wienern, welche sich im Sommer des Vergnügens wegen, oder um ihre Gesundheit herzustellen, hier auf-

halten, und denen die Landleute ihre Wohnungen um ziemlich hohe Preise vermieten.

Das Dornbacher Forstamt mit dem Jägerhause daselbst hängt von dem kaiserlichen Waldamte zu Burkersdorf ab. Hier ist auch eine Waldmauth.

Dornbachs Gegend besitzt manche mineralogische Merkwürdigkeiten. Hier ist ein ansehnlicher Steinbruch, auf dessen Gipfel man eine vortreffliche Aussicht genießt. Am Fuße des Hügels, worauf das Schloß Neuwaldegg steht, beißt ein blau-grauer Thonschiefer zu Tage aus, der an der Luft größten Theils zerfällt, und das Wasser mit vielem Brausen einsaugt. In dem Garten befindet sich schöner Kalktuffstein, der würfelförmig aussieht, und in dem nahe gelegenen Walde trifft man Schiefernieren (Tophus lenticularis, Lin.) an. Der verstorbene Director des kaiserlichen Naturalien-Cabinets, Abbé Schütz, sagt in seiner Abhandlung über die Mineralgeschichte Österreichs, die schwarze Farbe dieses letzten Steines komme vom Bergpech her, denn er sah Stücke davon, die im Feuer mit Bernsteingeruch brannten. Dieser Stein kommt in einem Sandgebirge vor, und manche Stücke haben gegen zwei Schuhe im Durchmesser.

Wichtiger ist für die Wiener das treffliche Dornbacher Wasser, welches einen Theil der Stadt ver-

ſieht. Nicht weit vom Dorfe ſieht man an dem Wege nach Hernals einen Markſtein, welcher den Anfang der Waſſerleitung der Stadt Wien bezeichnet. Eine zweite Quelle kommt aus den Weingebirgen. Das Waſſer wird unter der Erde fort geführt bis zu den beiden Brunnſtuben gleich beim Eingange nach Hernals, und läuft von da in Röhren bis nach Wien.

Dornbach gehört unter die alten Ortſchaften in Öſterreich. Biſchof Ambricho von Regensburg erhielt nach dem Jahre 852 durch ſeinen Advocaten Antarpot alles, was der edle Helmprecht bei Dorniginpach beſeſſen hatte, durch Tauſch.

Im Jahre 1115 war die Herrſchaft ſchon ein Eigenthum des Kloſters St. Peter zu Salzburg, zu welchem es noch gegenwärtig gehört.

Im Jahre 1150 ſchenkte Herzog Heinrich Jaſomirgott dieſem nemlichen Kloſter den Wald bei Dornbach. Bei dem Entſatze von Wien 1683 drangen die polniſchen Truppen unter der Anführung ihres Königs Sobiesky bei Dornbach auf die Türken ein, während die übrige Armee über den Kahlenberg gezogen war.

Im Jahre 1713, als in Öſterreich die Peſt herrſchte, wurde Dornbach von dieſem Übel ſtark heimgeſucht. Der Ort hatte damals ſchon 60 Häuſer, wovon

31 angeſteckt waren. Von den mit der Seuche behafteten Perſonen ſtarben 131 und 40 wurden wieder hergeſtellt.

Neuwaldegg iſt eine eigene Herrſchaft, welche mit Dornbach zuſammen hängt und gewöhnlich mit unter dieſer Benennung begriffen wird. Grundherrſchaft iſt der Fürſt von Schwarzenberg.

Neuwaldegg beſteht aus dem herrſchaftlichen Schloſſe mit dem berühmten Parke und aus 37 Häuſern. Darunter zeichnet ſich vorzüglich aus das niedliche Landhaus weiland des um die Wohlthätigkeits-Anſtalten ſo ſehr verdienten Herrn Regierungsrathes Hartl v. Luchſenſtein, welches von einem ſchönen, in einer romantiſchen Lage befindlichen Garten umgeben iſt, aus dem ein Eingang unmittelbar in den fürſtlichen Park führt. Ferners das Landhaus der Frau Roſina Edlen von Neuberg, und das neue ſchöne Gebäude des Herrn von Eckſtein mit einer vortrefflichen Ausſicht am Berge.

Hier iſt ein Gaſthaus, zum braunen Hirſchen, gewöhnlich das obere Wirthshaus genannt. Dabei befindet ſich auch ein Tanzſaal, worin an Sonn- und Feiertagen Muſik gegeben wird.

Das Schloß Neuwaldegg liegt auf einem Hügel. Es iſt klein, aber ſchön angelegt. Der untere Theil be-

steht aus einem Mittelsaale, der auf Wandpfeilern mit Caryatiden ruht, dessen Seitenwände aus großen Glasfenstern bestehen und aus welchen man einen Theil von Wien sehen kann; dann aus einer Schloß-Capelle, worin das schöne Altarblatt Christum in Gethsemane vorstellt. In dem obern Stockwerke, zu welchem von außen steinerne Doppeltreppen führen, befindet sich ein Saal, der mit Spiegeln und englischen und französischen Kupfern ausgeziert ist; verschiedene Seiten-Cabinete mit Porträten, und mit einem Spiegel versehen, in welchem man durch Reflexion die Stadt Wien erblickt; ein Bilder-Cabinet, worin man gegen 600 merkwürdige Städte und Landschaften antrifft, u. d. gl.

Ein gewisser Stephan Agler zu Paumgarten und Neuwaldeck hatte laut vorhandenem Revers schon im Jahre 1537 den Edelsitz und das Gut Neuwaldegg inne, wie es im alten Hofkammer-Archiv zu finden ist.

Der edelfeste Simon Agler verkaufte das Schloß, welches damals als eine Veste vorkommt, dem Jacob Beckh, gewesenen Hofrichter des Klosters Lambach, und seiner Hausfrau Felicitas, laut Kaufbriefes, datirt zu Wien den 26. Mai 1591, welcher in der alten Landmarschalls-Gerichts-Registratur vorhanden ist.

Im Jahre 1671 kaufte Neuwaldegg Ferdinand Carl Graf von Bouquoy.

Der Grund zu dem jetzigen Schloſſe wurde durch Margaretha Gräfin von Strattmann, einer gebornen Gräfin von Abensberg und Traun, gelegt, und durch den nachherigen Beſitzer, Freiherrn von Bartholotti von Partenfeld, vervollkommt.

Die nachfolgenden Beſitzer waren Herr Anton Auguſtin von Aichen und hierauf Herr Philipp von Managetta und Lerchenau.

Von dieſem letztern Beſitzer kaufte es im Jahre 1765 Graf Moritz von Lacy. Dieſer ſtammte aus einem der edelſten Geſchlechter in der Normandie in Frankreich her. Seine Vorfahren gingen im vierzehnten Jahrhundert mit König Wilhelm dem Eroberer nach England; unter König Heinrich II. ließen ſie ſich in Irland nieder, und begleiteten in der Folge die höchſten Reichswürden. Sein Vater trat unter Peter dem Groſſen in ruſſiſche Dienſte, wo er zuletzt die Würde eines Feldmarſchalls und Gouverneurs von Liefland bekleidete. Er ſelbſt wurde in Petersburg 1725 geboren, aber nachher in Wien erzogen, und trat in öſterreichiſche Dienſte, wo er ſich in den preußiſchen Kriegen zu den höchſten Militär- und Staatswürden empor ſchwang.

Sobald Graf Lacy die Herrschaft Neuwaldegg gekauft hatte, faßte er den Entschluß, die glückliche Lage derselben zu einem englischen Garten zu benutzen, womit bereits im Jahre 1766 der Anfang gemacht wurde. Er ließ Alles, was in dem vorigen Garten regelmäßig angelegt war, ändern. Nur einige Alleen, welche man für nothwendig hielt, einige zirkelförmig geordnete Bäume und Blumenkörbchen wurden beibehalten, jedoch so, daß die Harmonie des Ganzen dadurch nicht gestört wurde. — So entstand ein Park nach englischer Art in Österreich.

Kaiser Joseph II., der Freund und Schüler Lacy's in den Kriegswissenschaften, schenkte ihm einen großen Wald, der an sein Gut grenzte, um ihn zur Erweiterung des Parkes zu benutzen. Die Lords Grenville und Spencer theilten ihm treffende Bemerkungen mit, die er in Ausübung brachte. Nach mehr als dreißigjähriger Cultur, und mit mehr als einer halben Million Gulden Aufwandes kam der Park in seinen gegenwärtigen Zustand. Endlich sorgte er auch für die zukünftigte Erhaltung dieser Gartenanlage dadurch, daß er sie dem regierenden Fürsten von Schwarzenberg überließ, der dieses Paradies zu schätzen weiß und Vermögen genug besitzt, es gehörig unterhalten zu können *).

*) Das Schloß wird auch in Abwesenheit des regierenden Für-

Um das Schloß herum sind verschiedene schöne Parthien, welche aber nicht für Jedermann zu sehen sind. Man sieht hier ein großes Sommerzelt, wo ebenfalls gespeist werden kann, mit einem versteckten Orchester; eine schöne Grotte mit trefflichem Quellwasser und einem durch Goldfische belebten Teiche; eine Anlage aus ungarischem Tropfsteine, ein Sturzbad u. d. gl. Der Schloßplatz enthält Blumenbeete, Orangen-, Granatbäume und andere Gewächse, einen kleinen Weinberg, Vogelbauer ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Das Merkwürdigste bei diesem Schlosse ist der Park, welcher für das Vergnügen des Publicums offen steht, und auch häufig, wie er es verdient, von Einheimischen und Fremden genossen wird. Dieser Park ist der älteste, und nach dem gräflich Harrachischen zu Bruck an der Leitha der größte und schönste in Österreich. Er hat über eine deutsche Meile im Umfange und wird noch dadurch vergrößert, daß sich die umliegenden Wälder an ihn anschließen, welche bis an die Gipfel der Berge reichen. Dadurch entsteht für das Auge die angenehme Täuschung, daß man glaubt, der ganze ungeheure Bergkessel sei ein einziger englischer Garten.

---

sten Niemanden gezeigt, und wurde mithin in der Beziehung hier nach Pezzl beschrieben.

Unter den Anlagen, an welchen derselbe so reich ist, erwähne ich nur die hervor stechendsten.

Man wandelt durch das Paradiesgärtchen, und kommt beinahe unmerklich auf eine Erhöhung, wo man ein schlichtes Gartenhäuschen zum Ausruhen findet, und von wo aus man eine erquickende Aussicht auf die mit jungem Gehölze umgebene Wiese hat, wo die schöne Statue des ruhenden Mars steht.

Die Teiche, ohne steife reguläre Form angelegt, sind immer mit einigen Schwänen und seltenen Gattungen von Änten besetzt, die zahm den Besuchenden entgegen schwimmen, und sie, so weit das Ufer reicht, begleiten.

Der chinesische Sonnenschirm ist ein sehr reizender Standpunct; er ist über einem kleinen Bach angelegt. Hier ruhend hat man vor sich einen weitläufigen Wiesengrund; hier und da sind zerstreute Bäume und Blumenhügel angepflanzt; der Hintergrund schließt sich mit dunkeln Gebirgswaldungen.

Über einen ziemlich hohen Hügel aufwärts kommt man durch mehre Krümmungen des Weges zu dem chinesischen Lusthaus. Dieß ist ein freundliches, in ein Achteck geführtes, auf einem Erdgeschoße ruhendes Gebäude, das einen kleinen, ringsum mit acht Fenstern erhellten Saal in sich schließt; seine Malerei stellt ein

grünes Gitterwerk vor, an dem ſich Roſenſtauden bis zur Kuppel hinauf ziehen. Dieſes Gemach dient allenfalls zu einem Speiſeſaal, und damit die Geſellſchaft durch die unwillkommene Anweſenheit von Bedienten nicht beläſtigt werde, ſo iſt unter dem Fußboden eine Maſchinerie angebracht, mittelſt welcher ein vollkommen gedeckter Tiſch aufwärts und wieder abwärts getrieben werden kann. Von außen zieht ſich um dieſen Saal eine Gallerie, welche durch acht Säulen in eben ſo viele Abſchnitte getheilt wird, von deren jeden man gleichſam eine eigene Ausſicht über die verſchiedenen Anlagen des Parkes und auch nach einem Theile der Hauptſtadt genießt.

Von dieſem Luſthauſe weg kommt man durch mehre Windungen zur Stern-Remiſe, einem Platze, der mit drei Reihen von ſchönen Baum- und Blumenpflanzungen umgeben iſt, in deren Mittelpunct ein Baſſin mit einem Springwaſſer liegt, neben welchem duftende Bäume und bequeme Ruhebänke eine angenehme Erholung gewähren.

In mäßiger Ferne von hier liegt der Spiegelteich, welcher reichlich mit Goldfiſchen beſetzt iſt, und worauf mehre Arten ausländiſcher Waſſervögel herum ſchwimmen, für welche auf der eigens angelegten Inſel die nöthigen Behältniſſe zur Ruhe und Brut angelegt ſind.

Ganz nahe dabei ist die Statue des bekannten sterbenden Fechters; er sitzt auf der Erde, auf einen Arm gestützt; vor ihm liegt der Dolch; Blut träufelt aus der tödtlichen Wunde, gegen die er seinen Blick unwillig hinsenkt.

Von dieser Statue weg wendet man sich gewöhnlich gegen die so genannten Sechzehntheile. Dieß ist ein eigener kleiner verschlossener Garten, in sechzehn Vierecke abgetheilt, wovon jedes mit irgend einer seltenen Holzart oder einem Staudengewächse bepflanzt ist. Man sieht hier unter andern den Kleebaum, die rothe Weide, den Perrückenbaum, den Trompetenbaum, den Erbsenbaum ꝛc. Die Einfassung um das Ganze besteht aus einem allgemeinen Gemische von solchen Gewächsen.

Der Obstgarten und die Fasanerie sind ganz nahe neben einander; in dieser letztern sind nebst den gewöhnlichen Fasanen immer auch einige Goldfasanen und Silberfasanen zu sehen, deren Gefieder bekanntlich von außerordentlicher und überraschender Schönheit ist.

Gegen das eine Ende des Parkes findet man den Regenschirm. Dieser ist an einem Baumstamme befestigt, um den sich eine grüne Ruhebank zieht. Das ganze Plätzchen ist mit doppelten Linden umgeben. Der Schluß des Parkes selbst ist eine angenehme Anlage; zwischen zwei

Hügeln liegt ein kleines Thal und in demſelben ein Teich. Der ganze Hintergrund iſt mit Thränenweiden geſchloſſen. — Rechts neben dem Teiche ſind anmuthige Gebüſche, links zwei Wandgrotten von ungariſchem Tropfſtein und mit Ruheſitzen verſehen; man kann den Teich umgehen, und hat auf mehren Standpuncten immer abwechſelnde Ausſichten. Aus dem Teiche ſelbſt quillt das Bächlein, welches ſich von hier zum chineſiſchen Sonnenſchirm hinunter ſchlängelt und worüber mehre leichte Bogenbrücken geſpannt ſind.

Einen andern Schlußpunct des Parkes macht der Dianentempel, welchen man von mehren Stellen des Gartens ſchon lange in der Ferne erblickt. Dieſer Tempel ſteht auf einem grünenden Hügel, und hat zum Hintergrunde einen dichten Wald von ſchön belaubten Buchen und Eichen; er iſt rund, und ſeine acht Säulen tragen eine leichte Kuppel, an deren Decke Diana, von Hirſchen gezogen, niedlich gemalt iſt.

Ein anderer neuer Tempel befindet ſich unfern dem Ende des Parkes, und iſt von geſchmackvollen Anlagen umgeben.

Kein Menſch von feinem Gefühle wird wohl dieſen Park verlaſſen, ohne auch die hier befindliche Grabſtätte des ehemaligen Beſitzers und eigentlichen Schöpfers desſelben zu beſuchen, die er ſich ſelbſt ſchon zwanzig Jahre

vor seinem Tode ausgewählt und angelegt, und der er den bedeutenden Namen Moritz-Ruhe gegeben hat. — Diese Grabstätte befindet sich auf einem etwas entfernten Platze des Parkes, in einem einsamen, stillen, düstern Wäldchen von Nadelholz. Auf einem Rasenplatz steht daselbst ein einfaches, festes Gebäude, dessen Form ein längliches Viereck ist, und das einiger Maßen die Form einer Capelle hat. Den Eingang schließt ein eisernes Gitter, und hinter demselben sieht man auf der Erde zwei große Grabsteine, wovon einer die Gebeine des Feldmarschalls deckt, und der andere jene seines Neffen, des General Browne. Über ihren Wapen, die an den Wänden angebracht sind, liest man die Aufschriften: Meritis augentur honores (für Lacy). Fidem genusque servabo (für Browne). Die angebrachten Marmortafeln enthalten die kurzen Biographien der Verblichenen. Nach denselben betrat Browne (Georg, des heil. R. R. Graf), aus einem alten irländischen Geschlechte entsprossen, ein Brudersohn jenes berühmten Browne (Ulysses Maximilian), der gegen Friedrich II. bei Lobositz (1. October 1756) und Prag (7. Mai 1757) kämpfte, schon früh die Bahn des Kriegers als Fähnrich in den k. k. Diensten (21. Jänner 1758), durchlief schnell die niedern militärischen Stufen, schwang sich vom Obersten (1769) zu immer höhern Wür-

den empor, bis zum Feldzeugmeiſter (1789), Commandeur des Marien Thereſien-Ordens und geheimen Rathe (1794). Nach dem Wunſche des Kaiſers Joſeph ſchrieb er die Geſchichte des Erbfolgekrieges von 1740 bis zum Aachner, dann der türkiſchen Feldzüge von 1730 bis zum Belgrader Frieden. (Geb. zu Moskau 18. Febr. 1742, † zu Wien 16. October 1794.)

Lacy (Franz Moritz, des heil. R. R. Graf, des militär. Thereſien-Ordens Großkreuz und Kanzler, k. k. wirkl. geh. Rath, Staats- und Conferenz-Miniſter, Feldmarſchall ꝛc.) ward zu St. Petersburg den 21. Oct. 1725 geboren, diente im Succeſſionskriege der Kaiſerin Maria Thereſia als Hauptmann und Volontär, und zog die allgemeine Aufmerkſamkeit durch ſeine Thätigkeit auf ſich. Seinen ſeltenen Kriegskenntniſſen verdankte er ſein ſchnelles Emporſteigen zum Feldmarſchall im 39. Lebensjahre. Als ſolcher entwarf er den Plan zum Überfalle bei Hochkirchen, wo Friedrich II. geſchlagen wurde. Nach dem ſiebenjährigen Kriege zum Präſidenten des Hofkriegsrathes ernannt, brachte er in dieſen Zweig der öffentlichen Verwaltung eine bisher noch unbekannte Einheit, Lebhaftigkeit und Thätigkeit, und bewirkte auch die Bauung der Feſtung Joſephſtadt. Zum letzten Male gab er ſich dem Geräuſche der Waffen hin, als er, ſeinen Kaiſer

als Lieutenant begleitend, 1788 zum türkiſchen Feldzuge ging, wo die Eroberung Sabacs eine Folge ſeines kräftigen Einwirkens auf die Operationen dieſer Feſtung waren. Von nun an ein eifriger Sammler der Schätze der Natur, am Buſen ſeines Neffen und Freundes, begann er das Leben der Erinnerung ſeiner Thaten und Verdienſte, bis ihn der der Tod abrief den 30. November 1801, in ſeinem 77. Jahre.

Endlich findet man außer dem eigentlichen Park, auf einem ziemlich hohen Berge, noch eine beſondere Anlage, welche man gewöhnlich das holländiſche Dorf nennt, und welches der Feldmarſchall Lacy Le Hameau benannte. Um dahin zu kommen, hat man von dem Ende des Parkes wohl noch eine halbe Stunde durch einen dichten Wald auf einem rauhen und ziemlich ſteilen Pfade immer aufwärts zu ſteigen.

Wenn man durch die Verpalliſadirung eingetreten iſt, befindet man ſich auf einer geräumigen Ebene, die auf drei Seiten von der nahen Waldung umgeben iſt, und nur von Einer Seite eine ganz offene weite Ausſicht hat. Auf dieſer Ebene liegen, mit kleinen Zwiſchenräumen, ſiebzehn Häuſerchen umher, die alle einander ziemlich gleich ſind, und worunter nur Eines um ſehr vieles größer und höher iſt, als alle übrigen.

Dieſe Häuſer haben von außen ein bloß ländliches, ſchlichtes Ausſehen, wie ärmliche, doch reinliche Bauernhäuſer; von innen aber hat jedes eine niedliche und ſo vollſtändige Einrichtung von allem nöthigen Hausrath, daß es ſtündlich von Einem oder ein Paar Menſchen bewohnt werden könnte.

Bei dem Hauſe Nro. 2 ſind die beiden von dem verſtorbenen Feldmarſchall angeſchriebenen Verſe, welche vermuthlich der ganzen Anlage ihre Benennung gegeben haben:

O site de mon choix! Hameau, que je préfére;
Heureux, qui vit ici tranquille et solitaire!
(O Gegend meiner Wahl! o Dörfchen voller Frieden!
Glückſelig, wer hier lebt, in Ruh' und abgeſchieden!)

Das Haus Nro. 1 zeichnet ſich vor den übrigen durch ſeine anſehnlichere Größe, und auch dadurch aus, daß es ein Stockwerk hoch iſt. Nebſt einer gewöhnlichen Hauseinrichtung hat es im obern Stockwerke einen geſchmackvollen und ziemlich geräumigen Saal, der zu einem allgemeinen Verſammlungsorte oder Speiſegemache dienen kann. Eine Wand dieſes Saales hat in ihrer ganzen Breite hindurch gleichſam nur ein einziges großes Fenſter, welches gegen die offene Seite der Waldung gerichtet iſt, und wodurch man eine weit reichende Ausſicht hat. Man erblickt

gerade vor ſich hin in der Ferne eine Strecke von der Donau mit der Taborbrücke und darüber hinaus einen Theil des Marchfeldes; man unterſcheidet die Brigittenaue und den Prater, und ſieht einen Theil der Reſidenzſtadt; bei heiterem Wetter und mit guten Augen ſieht man ſogar die Schlöſſer von Preßburg in Ungarn, und Nicolsburg in Mähren. — In der Nähe hat man links und rechts um ſich her mehre Berggipfel und Bergrücken in maleriſchen Formen und mit den prächtigſten Waldungen geſchmückt. Dieſer ſchönen Perſpecte wegen, welche das Haus gewährt, nennt man es gewöhnlich auch die Ausſicht.

Wer ſchon einen ganzen Tag in den ſchönen Anlagen von Dornbach zubringen, und ſein Mittagsmal hier einnehmen will, thut gut, ſich in dem Wirthshauſe zur Königin von Frankreich im untern Gute ſchon in der Frühe zu beſtellen, indem beſonders der Garten dieſes Gaſthofes ſehr beſucht iſt.

Im Commerzial-Fache iſt die chemiſche Fabrik des Aloys Negelin, Edlen von Blumenfeld, zu bemerken, die alle Arten von Farben erzeugt.

Aus dem Parke von Neuwaldegg laufen zwei herrliche Wege aus, deren größere Beſchwerlichkeit nur ein Sporn für den Landliebhaber ſeyn ſollte, ſie ja nicht

unbesucht zu lassen. Der Eine führt nemlich links von der Marswiese, oder gleich außerhalb des Parkes, am Jägerhause vorüber, auf den Gallizin-Berg, und zwar in kurzer Zeit. Wer aber Dorngestrüpp und schlüpfriges Laubgewühl nicht scheut, geht am herrlichsten, wenn er den zwischen beiden genannten Pfaden mitten inne liegenden Holzschlag empor steigt. Schon hier wird die Aussicht gegen Wien zu mit jedem Schritte reizender und umfangreicher. Endlich an der Spitze dieses Berges empfängt uns der Wald, und in undurchdringlichem, nur selten eine Aussicht gestattendem Dunkel führt der Weg von Berggrath zu Berggrath auf eine, westlich nur mit niederem Gesträuche, östlich mit hohen Bäumen bewachsene Bergwiese. Nicht bald wird man eine Stelle finden, welche dieser an Schönheit gliche. Gegen Osten zu erblickt das Auge nichts, als Berg an Berg, Wald an Wald, keine Spur menschlicher Wohnungen, menschlichen Treibens, menschlicher Kunst; der Satzberg mit allen seinen Zweigen scheint hier die Welt abzugrenzen, und wie der Blick sich hinab senkt, so gleitet er auf ein grünes Thal, dessen Teppich er, nicht ohne Grund, von einem Bach durchschlungen wähnt; und Ruhe, lautlose Feier herrscht auf den Höhen und im Thale; die frische Bergluft erhebt die Brust, und der Wahn, abgeschnitten zu seyn von

Allem, was Mensch heißt, ja sich wohl gar verirrt zu haben, beengt sie wieder. Doch dieser Wahn ist bald verflogen; man wende sich nur ostwärts und gehe den Waldpfad entlang, und in Kurzem theilen sich die Bäume, und vor uns erscheint der Contrast des vorigen Gemäldes: Hütteldorf, Baumgarten, Sanct Veit, Penzing ꝛc., ja die Stadt selbst in ihrer majestätischen Ausbreitung. Ein ziemlich gäher Holzweg führt von hier, westwärts sich drehend, in das Thal hinab, etwas nördlich dann längs des Baches fort, und endlich, unfern von Hütteldorf, bei der Albertinischen Wasserleitung hervor.

Der zweite Weg, welcher von dem Neuwaldegger Park ausläuft, führt nach Hainbach. Außerhalb des Parkes, welchen man rechts liegen läßt, leitet der Weg in den Wald dessen Höhe man in nordwestlicher Richtung durchschneiden muß, um auf jene Bergwiesen zu gelangen, welche von Gebüschen begrenzt sind und die hohe Wand bilden. Bei einem rothen Kreuze fängt eine der schönsten, nicht unbekanntesten Aussichten sich zu entwickeln an. Selbst den Ötscher nimmt man von hier aus wahr. Wenn man die Bergwiese in westlicher Richtung durchschnitten hat, steigt man auf der Mittagsseite den Berg herab und sieht nun die Häuser-

gruppe am Hainbache vor ſich. Übrigens hat dieſer Weg viele Ähnlichkeit mit dem vorhergehenden. Am beſten thut man, die Richtung, in welcher das vorgeſteckte Ziel liegt, genau zu verfolgen, indem man auf dieſem Pfade kaum Gelegenheit haben dürfte, ſich um den Weg zu erkundigen.

Mehre Geſellſchaftswägen fahren täglich nach Dornbach und von Dornbach wieder nach Wien.

Dürrenstein.

Ein kleiner Ort am nördlichen Donau-Ufer im Viertel ober dem Manhardsberge, mit einer Mühle und einem Wetzſteinbruche. — Auf dem Berge, an deſſen Fuß er liegt, ſieht man die Ruinen des Schloſſes, in welchem der engliſche König Richard Löwenherz im Jahre 1192 gefangen gehalten wurde. — Im Jahre 1805 fiel hier ein Treffen zwiſchen Kutuſow und Mortier vor.

Dürrenſtein hat eine Porzellan- und eine Bleizucker-Fabrik.

Ebergassing.

Eine Herrſchaft, ſüdöſtlich von Wien, an der Fiſcha, iſt in commercieller Hinſicht intereſſanter als in topographiſcher, und kann ſo, wie mancher der nachfolgenden

Orte, in einer kurzen Beſchreibung der Umgebungen Wiens, wie ſie die Taſchenbuchform nöthig und zweckmäßig macht, nur in ſo fern aufgeführt werden, als vielleicht die Merkwürdigkeit ſeiner Fabriks- und ähnlicher Gebäude manchen Fremden zu einem Beſuche anlocken dürfte. Die Gegend kann wirklich an ſich ſelbſt nur einen höchſt unbedeutenden Reiz gewähren.

Es befindet ſich allhier der Sitz der k. k. Ebergaſſinger Baumwollgarn-Manufactur-Geſellſchaft; ferner die Franzensthaler Papierfabrik, nahe bei Ebergaſſing, ein Eigenthum des Herrn Ritters Ludwig von Peſchier. Das Merkwürdigſte allhier iſt die k. k. Stuckborerei. Sie iſt höchſt ſehenswerth. Fürſt Wenzel Lichtenſtein legte den Grund dazu im vorigen Jahrhunderte, und überließ ſie dann dem Kaiſer, der ſie vollendete.

Ebersdorf.

Auch Kaiſer-Ebersdorf genannt, iſt eine kaiſerliche Familien-Herrſchaft an der Donau, öſtlich eine Meile von Wien, zu welcher auch der Markt Schwöchat gehört.

Das Schloß iſt ein großes, ſchönes Gebäude, welches noch ſeine ehemalige Beſtimmung als kaiſerliches

Luſtſchloß verräth. Es iſt jetzt eine Artillerie-Caſerne, worin gewöhnlich vier bis ſechs Compagnien liegen. Es war mit einem breiten Waſſergraben umgeben, welcher aber vor einigen Jahren zum Theile mit Erde ausgefüllt wurde und jetzt größten Theils zu Gemüſegärten verwendet wird.

Die Kirche iſt als ein berühmter Wallfahrtsort, unter dem Namen: Maria auf dem Baume, bekannt, und das Frauenbild mitten auf einem hohen, belaubten Baume hinter dem Altare angebracht. Die Pfarre iſt landesfürſtlich und gehört in das Decanat zu Fiſchament. Neben der Kirche iſt die Schule, worin mehr als 100 Zöglinge Unterricht empfangen. Am Pfingſtmontage wird das jährliche Kirchweihfeſt begangen, wobei ein großer Zuſammenfluß von Menſchen zu ſeyn pflegt.

In dem Jägerhofe befindet ſich das kaiſerliche Forſtamt, mit acht Forſtdienſten, welches unter dem oberſten Hof- und Landjägermeiſter-Amte zu Wien ſteht.

Der freie Thürnelhof oder Schlögelhof iſt ein ſchön eingerichtetes Landhaus mit einem, im engliſchen Geſchmacke angelegten Garten. Gleich beim Eingange des Gartens zeigt ſich eine frei ſtehende große Sonnenuhr, deren Zahlen aus farbigen, gläſernen Kugeln zuſammen geſetzt waren, und die wegen des Sonderbaren

eine gute Wirkung hervor brachten. Der Garten selbst war eine sehr schöne Anlage. — Die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Gegenstände, die Abwechselung und Überraschung, die Gebüsche, schattigen Gänge, Ruinen, Wasserfälle, Grotten, Eremitagen u. dgl., machten ihn sehr unterhaltend. Ein sich schlängelndes Wasser führte zu einer Wasseruhr, die von einem kleinen Bache in Bewegung gesetzt wurde. Alles, was man hier sah, war so artig, mit so viel Geschmack angelegt, und so einfach natürlich, daß es gefallen mußte. Es war größten Theils das Werk seiner ehemaligen Besitzerin, der Gräfin Veterani, einer gebornen Gräfin Korzensky, nach deren Tode es an andere Besitzer kam. Jetzt sind alle diese Dinge verschwunden, und der Garten nähert sich seinem Verfalle.

Ebersdorf hat 131 Häuser. Darunter befinden sich zwei Freihöfe; nemlich der angeführte Schlögelhof und der Mühlbergerhof; ein Bräuhaus, das sowohl wegen seines ansehnlichen Gebäudes sehenswürdig, als wegen des guten Biers in der Gegend umher berühmt ist, und für eines der größten Bräuhäuser in Österreich gehalten wird; zwei Mühlen, wovon eine große mit 5 Gängen im Orte selbst, eine andere aber mit 4 Gängen unter den Namen „Jesuitenmühle" außerhalb dem-

ſelben befindlich iſt; zwei Wirthshäuſer; ein Kaffehhaus und dgl.

Die Zahl der Einwohner beläuft ſich, ohne das daſelbſt befindliche Militär, über 2000 Menſchen. Sie nähren ſich vom Feldbau und von der Viehzucht, beſonders aber von der Gärtnerei, und bringen ihre erzeugten Grünſpeiſen nach Wien auf den Markt.

Der verſtorbene Staatsgüter-Adminiſtrator und Sänger der Flora und Ceres, Freiherr van der Lühe, ließ hier im Jahre 1795 einen Umfang von 2000 Quadrat-Klafter zu einer Obſtbaumſchule verwenden, worin ſich über 14,000 Stämme von verſchiedenen Obſtarten befinden. Auch wies er der Ebersdorfer Schule ein Plätzchen zu einer ähnlichen Anſtalt an, gab dem Lehrer die nöthigen Samen und eine ſchriftliche Anweiſung zur Cultur, und ſeitdem wurde die Schuljugend zur Anpflanzung der Obſtbäume darin verwendet, um dieſen heran wachſenden Landbewohnern dadurch die Kenntniſſe und Neigung zu der ſo überaus nützlichen, und in Niederöſterreich leider nur zu ſehr vernachläſſigten Obſtbaumzucht beizubringen.

Im Commercial-Fache iſt die Knopffabrik zu bemerken, welche von zwei Engländern, den Gebrüdern Hickmann, errichtet wurde. Sie iſt nun ein Eigenthum

des Herrn Franz Winkler, Eisenhändlers und des äußern Rathes zu Wien Mitgliedes. Darin werden tombackene, vergoldete, versilberte und plattirte, feine und ordinäre metallene Rock-, Leibel- und Hemdeknöpfe verfertigt. Ferner liefert sie verschiedene, mit Silber plattirte Waaren; zinnerne Leibel- und andere Knöpfe; dann gelb metallene Halskreuzchen mit und ohne unechte Steine, Alles nach englischer Art. Die Niederlage ist zu Wien in der Kärnthnerstraße beim eisernen Mann, in des Fabriks-Eigenthümers eigenem Hause Nro. 944.

Man hält gewöhnlich dafür, daß an dem Platze, wo jetzt Ebersdorf steht, ehemals das Alanova der Römer gewesen sei. Es war ein Ort an der römischen Straße, welche neben der Donau von Vindobona (Wien) nach Carnuntum (Haimburg) führte. Dieses Ala nova wird in dem Antoninischen Reisebuche angeführt; über die wahre Lage desselben sind aber die Schriftsteller nicht einig, indem es einige nach Ebersdorf, oder in die Gegend von Albern, andere aber nach Mannswerd, und noch andere nach Schwöchat versetzen.

Die Herren von Ebersdorf waren eines der ältesten und ansehnlichsten Herrenstands-Geschlechter in Öster-

reich. Sie waren Abkömmlinge der ehemaligen Herren und Grafen von Thierstein, aus Elsaß, wo noch gegenwärtig die Ruinen von Thierstein zu sehen sind.

Ebersdorf war nicht beständig ein Eigenthum dieses Geschlechtes, denn Veit von Ebersdorf, welcher des Kaiser Friedrichs III. Feldhauptmann, Kriegsrath, und während der Belagerung Wiens durch Mathias Corvinus Stadt-Commandant war, zeugte sich zwar anfangs dem Kaiser sehr ergeben, allein nach der Einnahme Wiens durch die Ungarn trat er auf die Seite des Königs Mathias und fiel darüber bei dem Kaiser in Ungnade. Er wurde zwar durch Vermittelung einiger ansehnlichen Landstände im Jahre 1499 von Maximilian I. wieder begnadigt, jedoch nur gegen dem, daß er seinen ursprünglichen Stammsitz Ebersdorf an den Kaiser abtrat, und dafür Mauer und Ernstbrunn als Tausch erhielt. Von dieser Zeit an ist das Schloß und die Herrschaft Ebersdorf immer landesfürstlich geblieben.

Ebersdorf hat verschiedene kriegerische Schicksale gehabt. In den stürmischen Zeiten des Kaisers Friedrichs III., als Österreich von innern Unruhen zerrüttet und von äußern Feinden bedroht war, wurde Ebersdorf im Jahre 1477 von den Söldnern des Kaisers den Winter hindurch bis zum Feste St. Jacob

belagert und sehr verwüstet; sie wurden aber durch die Annäherung des Königs von Ungarn an der Einnahme verhindert.

Im Jahre 1485, als Wien von Mathias Corvinus belagert, und von Veit von Ebersdorf als Stadt-Commandanten vertheidigt wurde, zog der König mit einem Theile seines Heeres den 17. März gegen Ebersdorf. Dieses damals feste Schloß wurde sogleich durch Pfeilschießen beängstigt, um die Besitzerin (die Gemalin oder verwitwete Mutter des Veit von Ebersdorf) zur Übergabe zu zwingen. Mathias Corvinus war bei dieser Gelegenheit in Lebensgefahr; denn als er schon Boten erhielt, um die Übergabe zu verhandeln, wurde eine eiserne Kugel aus dem Schlosse geschossen, welche zu seinen Füßen niederfiel. Hierauf wurden die Unterhandlungen sogleich aufgehoben, Mauerbrecher herbei geführt, und alle Anstalten zur Zerstörung des Schlosses getroffen. Nur die Bitten der Frau von Ebersdorf und die schleunige Übergabe des Schlosses besänftigten den König wieder.

Bei der ersten türkischen Belagerung Wiens im Jahre 1529 stand hier ein Theil des türkischen Heeres. Der Sultan Soliman hatte hier sein Hauptquartier.

Bei der zweiten türkischen Belagerung Wiens im Jahr 1683 wurde das Schloß und der Ort von den Türken durch die Flammen zerstört. Wie das Schloß vor seiner Zerstörung ausgesehen habe, sieht man in Vischers Topographie, welcher es im Jahre 1672 abgebildet hat.

Im Jahre 1693 wurde das Schloß auf's neue und schöner wieder hergestellt. Es war ein Lieblingsort des Kaisers Leopold I., welcher hier alle Jahre die Herbstzeit zubrachte. Bei dieser Gelegenheit wurden immer große Jagden angestellt.

Die nachfolgenden Regenten vernachlässigten dieses Schloß wieder.

Im Jahre 1745 bestimmte Maria Theresia das Schloß und die Herrschaft mit allen dazu gehörigen Einkünften zur Wohnung und zum Unterhalte der Armen, um dem häufigen Betteln und dem daraus entspringeaden Müßiggange Einhalt zu thun. Es war sowohl zur Verpflegung der Unbehülflichen, als auch zum Arbeitshause eingerichtet. Im Jahre 1756 ließ diese mildthätige Kaiserin ein neues und schönes Gebäude darin aufführen, welches zur Erziehung armer Officiers-Töchter bestimmt wurde.

Kaiser Joseph II. verwandelte das Ebersdorfer Schloß in eine Militär-Caserne.

Im Jahre 1793 lagen hier französische Kriegsgefan-

gene, und späterhin wurde es zu einem k. k. Militär-Hospital eingerichtet. Als ein solches that es auch seine Dienste während der französischen Invasion in Österreich im Jahr 1805.

Im Jahre 1809 schlug in dem alten Schlosse Napoleon sein Hauptquartier auf.

Der Eisenhändler Herr Franz Winkler besitzt hier eine Messing-, auch Tomback-Blechfabrik.

Schwöchat, von dem Flusse Schwöchat so benannt, ist ein Markt, eine halbe Stunde von Ebersdorf. Es ist ein ziemlich großer, hübscher und lebhafter Ort, der noch dadurch ansehnlicher wird, daß er mit Kettenhof zusammen hängt, und gleichsam ein Ganzes bildet.

Links von Schwöchat und sehr nahe daran liegt nemlich Kettenhof, wo seit ungefähr 60 Jahren eine Zitz- und Kattun-Fabrik angelegt ist, welche unter die ansehnlichsten von Österreich gehört, und wovon der Graf Moritz von Fries und der Baron Philipp Jacob von Fries die Haupteigenthümer sind. Diese Fabrik hat große und gut angelegte Gebäude, wo in besondern Sälen die Modell- und Formschneider, die Maler, die Drucker ꝛc. arbeiten; wo die Trockenhäuser, Farbenküchen, Färbereien, ein chemisches Laboratorium, die Magazine, Werkämter, Webereien, Spinnämter ꝛc. sind. —

Nahe bei den Fabriksgebäuden befinden sich zwei Mühlen, wo nebst der gewöhnlichen Einrichtung zum Getreidemalen auch mehre zur Fabrik gehörige Maschinerien angebracht sind; nemlich: Walken, Mangen, Waschräder, Walzen-Druckereien, Dampfmaschinen ꝛc. — In den sämmtlichen Fabriksgebäuden und auf den Bleichen arbeiten, an Männern, Weibern und Kindern, von einem Tage zum andern über 800 Menschen; und außer denselben, in Österreich, Böhmen und Mähren, an Spinnern, Webern ꝛc. gegen 3000 Menschen. Diese Fabrik soll jährlich zwischen 70,000 und 80,000 Stück Zeug, jedes von 16 Wiener Ellen, erzeugen.

Die Essigfabrik des Herrn Joseph Dietrich ist der Anlage nach vielleicht die größte in der österreichischen Monarchie und in Deutschland; sie ist mit einer Branntweinbrennerei nach französischer Art verbunden. — Herr Ferdinand Mayer hat hier auch eine chemische Producten-Fabrik.

Etwas ober Kettenhof, am linken Ufer der Schwöchat, bei dem Dorfe Rannersdorf, ist die große kaiserliche Papierfabrik. Sie beschäftigt 14 Bütten, und hat mehre sehr vortheilhaft angelegte Maschinerien, die jeder Fremde ungehindert besehen kann. In einer eigenen, verschlossenen Abtheilung wird hier das Papier

zu den ehemaligen Banco-Zetteln, und jetzigen Anticipations-Scheinen verfertigt. Um diese Anstalt zu sehen, muß man eine eigene Erlaubniß haben.

Ungefähr eine Stunde von Rannersdorf liegt der Flecken Himberg. Hier befindet sich eine Leinen- und Baumwollwaaren-Fabrik des Herrn Maximilian Kühnl, eine Druckfabrik des Herrn Theodosius Blumauer; ferner ist hier eine Krappmühle, eine Farbmaterialien-Fabrik, ein Farbholz-Schneidemühle und Lederwalke, ein Eigenthum der Herren Brüder Baboin.

Zu Zwölfaxing, eine Stunde von Schwöchat, befindet sich eine berühmte Bierbräuerei.

Ebreichsdorf

Liegt auf der Straße nach Eisenstadt und Ödenburg. Hier befindet sich ein eigenes Spital mit einer Apotheke für die, in den hiesigen Fabriken beschäftigten, Arbeiter. Der Park hinter dem Schloß, das, einem Wassergraben entragend, ein ältliches Ansehen hat, ist nach veraltetem Geschmack, aber nicht unangenehm, ohne jedoch für das Langweilige entschädigen zu können, welches der Weg bis dahin im Überflusse darbietet. Die hiesigen Fabriken beschäftigen über 1000 Menschen; die große Zitzfabrik hat ein sehr günstiges Locale.

Hier vorüber führt, wie gesagt, die Straße nach Eisenstadt, einer königl. freien Stadt im Ödenburger Comitat, sechs Meilen südwestlich von Wien, mit beiläufig 1500 Einwohnern. Sie ist die Residenz des Fürsten Esterhazy, hat ein herrliches Schloß mit einem der größten Privatsäle, welcher 40,000 Menschen faßt, und einen großen Garten mit botanischen Schätzen und Seltenheiten. Erst kürzlich wurde darin der Leopoldinen-Tempel vollendet, der eine beträchtliche Höhe hat, von oben Licht erhält, und die Statue der Tochter des Fürsten, Leopoldine, aus carrarischem Marmor, in sitzender Stellung und in Lebensgröße (ein Werk Canova's), umschließt. In unsers unsterblichen Haydn's Leben und Tod spielt diese Stadt keine unbedeutende Rolle; die Nähe derselben, nemlich Rohrbach, ein an der Grenze liegendes Örtchen, war seine Wiege; die Kirche derselben birgt unter ihrem Chore seinen Grabstein, in welchem die Gebeine des großen, in Wien dahin geschiedenen Mannes erst einige Jahre nach seinem Tode verschlossen wurden. Die schön gemalte Kuppel der Kirche ist eine Arbeit des, im ersten Decennium unsers Jahrhunderts verstorbenen, Wolfgang Köpp; die Malerei der nahen Wallfahrts-Capelle von Ignaz Köpp, dem Sohne des Genannten.

Erlaa.

Ein Dorf, liegt südwestlich von Wien, hinter Schönbrunn. Es hat, nebst einem schönen herrschaftlichen Schlosse und Garten, 37 Häuser mit 225 Seelen, und ist, so wie Atzgersdorf, dem Stahrembergschen Hause unterworfen, welches in diesem Schlosse die Amtskanzlei für diese Herrschaft errichtet hat. Im Schlosse selbst ist eine öffentliche Capelle, welche consecrirt ist, und den heiligen Johann von Nepomuk zum Patrone hat. Die Herrschaft hält auf ihre Kosten einen Schloß-Caplan.

Von frühern Spuren konnten wir nur folgende Data auffinden. In einer Mölker Urkunde von 1293 kommt ein Ritter Friedrich von Erla vor. Ein Hanns Greill zu Erla lebte 1342. — 1356 besaß Erlaa Chatold von Eckartsau, und seine Gattin Chunigund stiftete sich 1379 mit einigen Gründen zu Erlaa einen Jahrestag bei den mindern Brüdern zu Wien. Nach denen von Eckartsau hatte Erlaa verschiedene Besitzer; die von Landau besaßen es mit Rodaun lange Zeit, und 1682 kaufte Erlaa Anna Gräfin von Brandis, von welcher es 1688 an Francisca Gräfin Kinsky kam. 1720 besaß es Jodocus, Baron von Blümegen,

von welchem es später an die Grafen von Sailern, von diesen an die Stahremberge und endlich an Freiherrn von Braun überging.

Hier befindet sich eine Druckfabrik von Boltz und Comp.

In demselben Quadranten, aber näher gegen Schönbrunn, liegt Hetzendorf mit dem bekannten kaiserlichen Lustschlosse.

Es enthält verschiedene schöne Landhäuser mit Gärten. Übrigens ist das Schloß weder groß noch prächtig; auch wird es gewöhnlich nicht bewohnt. Kaiser Joseph der Zweite verlebte den letzten Herbst seines Lebens daselbst. Seitdem ist es nur manchmal auf einige Wochen gebraucht worden, da der jüngern kaiserlichen Familie die Pocken eingeimpft wurden. Die Einrichtung dieses Schlosses ist äußerst einfach. Der Saal ist von Daniel Gran gemalt; diese Malerei stellt die Zeit im Gefolge des Sonnenwagens, und die vier Jahreszeiten vor; an den Wänden sind die so genannten vier Elemente dargestellt.

Hinter dem Schlosse ist ein ziemlich geräumiger Garten zu Spaziergängen, jedoch noch ganz in dem alten steifen französischen Styl. Zu beiden Seiten des Schlosses sind Obstgärten, die vorzüglich gute Früchte tragen.

Vorwärts von dem Schlosse ist ein Sommergebäude

und Garten einer Gräfin Zichy, beide von keinem groſſen Umfange, aber niedlich angelegt.

Ein botaniſcher Garten, dem Freiherrn von Pronay gehörig, iſt ſehenswerth und enthält manche Seltenheit.

Eben ſo nahe gegen Süden liegen Atzgersdorf und Liesing. Erſteres iſt ein anſehnliches Dorf am Liesingbache, gehört in das Landgericht Wien, und iſt ein Eigenthum der Herrſchaft Erlaa.

Die Kirche iſt dem heiligen Kreuze geweiht, und ein beſuchter Wallfahrtsort. Die Pfarre gehört in das Decanat Laab.

Zu Atzgersdorf iſt ein herrſchaftliches Schloß; eine Wegmauth; ein neu errichtetes Geſundheitsbad; ein Wirthshaus; drei Mühlen; ein Kaufmannsladen; verſchiedene Handwerke und 106 Häuſer. Die Einwohner nähren ſich vom Feld- und Weinbau. Der in dieſer Gegend wachſende Wein gehört in die zweite Claſſe.

Nach dem Manuſcripte des Wolfgang Laz von den alten Geſchlechtern Unteröſterreichs, wird ein Gerloch von Atzgersdorf angeführt, als Sohn des Siegfrieds von Perchtoldsdorf, und ſoll im Jahre 1278 in der Minoritenkirche zu Wien begraben ſeyn.

Die Brüder Heinrich und Hans Jacob Baldauf hatten das Gut Atzgersdorf im Jahre 1571 im Besitz.

Um das Jahr 1816 brachte Melchior Kain, welcher des Erzherzogs Ferdinand in Steyermark Hofrath war, und um diese Zeit unter die alten österreichischen Ritterstands-Geschlechter aufgenommen wurde, Atzgersdorf und Liesing an sich.

Johann Mathias Prückelmaier, in dem Dorfe St. Bernhard im Viertel ob dem Manhardsberg im Jahre 1589 geboren, lebte als ein armer Student in Wien von der Klostersuppe, kam nachher in das Convict St. Barbara als Alumnus, wurde der Rechte Doctor, schwang sich von Stufe zu Stufe bis zum kaiserlichen geheimen Rath und Hofkanzler, und wurde im Jahre 1648 in den Freiherrnstand erhoben, mit dem Prädicat Freiherr von Goldegg. Nebst der Herrschaft Goldegg besaß er auch in der hiesigen Gegend Atzgersdorf, Liesing und den Steinhof. In seinem, 1656 errichteten, Testamente ordnete er in das St. Barbara-Convict die ansehnliche Goldeggische Stiftung für arme Studenten, wozu er seine Güter Atzgersdorf und Liesing vermachte. Das Convict wurde in der Folge aufgehoben, und Atz-

gersdorf kam an das fürstlich Stahrembergʼsche Haus.

Es enthält eine Essigfabrik des Franz Halfinger, und eine Bleiweißfabrik des Joh. Ant. Mayer.

Liesing, am Bache gleiches Namens, besteht aus zwei Dörfern; nemlich Ober- und Unter-Liesing. Grundherrschaft ist Ritter Leopold von Hinsberg, königl. baierischer Gesandtschaftsrath.

Unter-Liesing wird auch Groß-Liesing genannt. Hier ist eine kleine, unansehnliche Kirche; eine Pfarre, welche in das Decanat Laab gehört; ein Wirthhaus und 46 Häuser.

Ober-Liesing, auch Klein-Liesing genannt, hat ein herrschaftliches Schloß und gegen 20 Häuser. Neben dem Schlosse ist eine Capelle, worin Gottesdienst gehalten wird und ein mit Blech gedeckter Thurm. Das Schloß ist ganz von einem englischen Garten eingeschlossen. In diesem trifft man mannigfaltige, zum Theil ausländische Pflanzungen, eine Einsiedelei, einen eben im Entstehen begriffenen künstlichen Weinhügel mit Sonnenschirm und einer herrlichen Aussicht, an. Einen ehemaligen Teich hat man ausgefüllt, und dessen aufquillendes Wasser in einen Canal aufgefangen, der nun den Garten in mannigfaltigen Krümmungen schön bewässert.

Eine botaniſch-hiſtoriſche Merkwürdigkeit iſt nicht zu überſehen, nemlich ein türkiſcher Haſelnußbaum. Als die Türken im Jahre 1683 den Ort Lieſing verwüſteten, hauten ſie alle Bäume in dem Schloßgarten nieder, nur einen einzigen türkiſchen Haſelnußbaum ließen ſie, aus Ehrfurcht für dieſes Product ihres Vaterlandes, ſtehen. In der Folge hat man dieſem Baume von einem Sprößlinge, den er von der Wurzel getrieben, einen Nachfolger gezogen. Popowitſch ſchätzte zu ſeiner Zeit (zwiſchen 1770 und 1780) den größern Baum auf ein und ein halbes Jahrhundert, den kleinern aber auf 30 Jahre alt. Der Eine von Beiden iſt bereits abgedorrt und ausgehauen worden, der andere aber ſteht noch, und man hat ihn mit einer Bank eingefaßt.

Von verſchiedenen mineralogiſchen Merkwürdigkeiten dieſer Gegend, ſo wie von den Steingeſchieben, welche der Lieſingbach mit ſich führt, kann man des Herrn Andreas Stütz mineralogiſches Taſchenbuch von Unteröſterreich, welches Herr J. G. Megerle von Mühlfeld 1807 heraus gegeben hat, nachleſen.

Der Wein, welcher um Lieſing wächſt, gehört in die dritte Claſſe der öſterreichiſchen Weingewächſe.

Im fünfzehnten Jahrhunderte gehörte Lieſing den

Herren von Siebenhirten, im sechzehnten kam es an die Herren von Idungspeugen, und in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts hatte es gleiche Besitzer wie Atzgersdorf.

Johann Baptist Khager von Tauburg, aus Tyrol gebürtig, welcher im Jahre 1663 unter die niederösterreichischen neuen Ritterstands-Geschlechter aufgenommen wurde, besaß um diese Zeit die Herrschaft Liesing.

Nachher kam dieses Gut an das Stift St. Dorothee. Nach der Aufhebung desselben kaufte es der zu seiner Zeit berühmte Hofbuchhändler und Buchdrucker Edler von Kurzbeck, und von dessen Familie kam es an den Freiherrn von Felz, dann an die Frau Gräfin von Breuner.

Die Gebrüder von Emperger haben hier eine Bleiweißfabrik; die Spinnfabrik des Herrn Franz Eltz steht gegenwärtig still.

Noch weiter südlich liegt Siebenhirten, ein Dorf von 47 Häusern, rechts von der Poststraße nach Grätz, von Atzgersdorf gegen Neudorf eine kleine Stunde entfernt, und zählt nebst dem Schellenhofe, der drei Häuser angebaut hat, 360 Seelen.

Der Schellenhof, auch Schallhof, vordem

ein Edelsitz, liegt nahe an Siebenhirten auf der Seite gegen Berchtholdsdorf, und wurde vor 1770 von einem Bräumeister in Bestand genommen, und in ein Bräuhaus umgeformt. Schon vorher befand sich eine Capelle in demselben, und das Consistorium erklärte 1798, daß sie für die Einwohner von Siebenhirten nicht als privilegirt anzusehen sei. Gegenwärtig besitzt diesen Hof Herr von Reina.

Das Schellenhofer Bier lockt viele Wiener in diese Gegend.

Ernstbrunn.

Schloß und Markt zwischen der Brün'ner und Prager Straße, zum Fahren fünf bis acht Stunden, zum Gehen acht Stunden von Wien gelegen.

Ersteres, von Letzterem eine halbe Stunde entfernt, liegt auf einem felsigen Hügel, und zeigt in seiner Weitläufigkeit die verschiedenen Zeiten an, in denen seine Theile erbaut worden sind; zugleich zeigen die letztgebauten Theile, daß der letzte Besitzer noch Manches zur Vollständigkeit des Baues Gehörige unausgeführt ließ. Das Innere des Schlosses hat seit dem Tode des Fürsten Prosper von Sinzendorf aufgehört merkwürdig zu seyn, da Alles, was es Schätzbares enthielt: Mi-

neralien-, Petrefacten-, Gemälde- und Bücher-Sammlung, weggeschafft worden ist. Den Freund schöner Aussichten indeß wird es nicht reuen, die leeren Gemächer, vorzüglich des ältesten Theiles, der auch eine schöne Capelle enthält, zu durchwandeln. Der Park, in dem jetzt kaum mehr einige Gänge zu entdecken sind, umgibt das Schloß von allen Seiten, und bietet die schönsten und angenehmsten Parthien dar.

Das Vorzüglichste in seinem Umfange sind: die Büste des Kaisers in Gyps, eine Erinnerung an die große schöne Idee des Verstorbenen*); ein Obelisk zu Loudon's Ehren, auf dem großen Rasenplatze vor dem Schlosse mit der Inschrift:

Gedeoni Loudonio
Borussico Turcico.
ΠΟΛΙΟΡΚΗΤΗ,
Belgrado recepto
VIII. Id. Octobr. Anno MDCCLXXXIX
P. C. S. Civis Vindob.

Ein Monument aus Sandstein des Grafen Saurau

*) Die Aufstellung der kolossalen Büste Sr. Majestät aus Gföller Marmor. Wahrscheinlich wäre diese Idee, eine der herrlichsten in ihrer Art, selbst bei dem Leben des hochsinnigen, edeln und kunstliebenden, aber verschuldeten Fürsten nie zur Ausführung gekommen, denn der Transport hätte

mit deſſen Profil in weißem Marmor und einer Inſchrift von Denis:

H i c
Franciscus Comes Saurau, Inf: Austr:
Reg: Praef. Anno MDCCXCVII. Aprili
Mense, hoste finibus Austriae minitante
H a e c
Duo maximi momenti, praestitit, ut Princeps
Populi Vires, Virtutem, Fidem perspiciat,
Populus Principis certa de Spe beatus
sibi videatur.
H o c
Ut pro Virili parte posteris commendaret amico
De Principe Populoque optime merito
Prosper Sincendorfius
In Fundo suo. M: P:

Ein Brunnen, wovon Ernſtbrunn den Namen haben ſoll, in einer etwas ſumpfigen Gegend, im römiſchen Geſchmack, mit der Inſchrift Siste Hospes.

---

nicht nur ein volles Jahr gebraucht, ſondern wäre auch des Terrains halber mit ungeheuren Koſten und Schwierigkeiten verbunden geweſen, indem die Erbauung vieler Brücken nothwendig geworden ſeyn würde. Das durch ſeine Größe auffallende Gyps-Modell kann natürlich dem Zahne der Zeit nicht lange widerſtehen.

Tibi et Posteris; eine Friedensgöttin aus Metall von Fischer in einer der schönsten Gegenden des Parkes; die gebaute Ruine einer Wasserleitung, oben von Bäumen bekränzt, und ihre Bögen mit dichtem überhängenden Bocksdorn geschmückt; endlich der ehedem wegen seiner bedeutenden Sammlung exotischer Gewächse interessante, jetzt zu einem gewöhnlichen Zier- und Gemüsegarten herab gesunkene Garten mit großen Gewächshäusern und einem Salon, der wegen seines, aus Marmor, Serpentin, Mergel und Tonziegeln von dem geschickten Steinschneider und Schleifer des Fürsten, J. Wanderl, kunstvoll zusammen gesetzten, Fußbodens, sehenswerth ist. Da die Gegend von Ernstbrunn, im V. U. M. B., fast in der Mitte liegt, und so ziemlich auch die höchste Lage hat, so läßt sich daraus schon eine vortheilhafte Consequenz für die Aussicht ziehen, die man in Ernstbrunn genießt.

In dieser Beziehung ist, außer den schon oben erwähnten Gemächern des alten Schlosses, sehenswerth: der Semmelberg, ein kahler Hügel vor dem Schlosse, der die Spuren einer Straße trägt, die der Fürst durch sein Gebiet gegen Wien führen wollte; der Steinberg, dem alten Schlosse gegenüber, von wannen aus man unter andern auch einer schönen Ansicht des Schlosses; fast in Vogelper-Ppective, genießt. Der Weg auf diesen Berg

ist angenehm; er führt durch das, am Fuße des Schloßberges gelegene Dörfles, an einem Teiche vorüber zu einer Wegsäule (hier ist die Ansicht des Schlosses, von dem man nun den alten Theil mit seinem Thurm sieht, wahrhaft romantisch, und soll der des alten Schlosses Habsburg ähneln), bei der man dann den Weg an der rechten Seite der Schießstätte einschlägt. Drei Viertelstunden endlich vom Schlosse ist der Buschberg, wo man einen Kreis übersieht, dessen Radius wohl 15 bis 20 Stunden beträgt. Die Kirche im Markt ist ehrwürdig, das Pfarrgebäude zieren geschmackvolle Anlagen, und seine Bewohner sind würdige und gebildete Männer.

Das Schloß besitzt ein, — der Markt zwei Gasthäuser. Ersteres verdient in jeder Rücksicht den Vorzug. Zwei Stellwägen bieten die Gelegenheit dar, fast täglich nach Ernstbrunn zu kommen. Beide kehren in Wien in der Leopoldstadt, der Eine beim schwarzen Adler, der Andere beim goldenen Löwen ein.

Wenige Minuten vom Markte Ernstbrunn, zwischen zwei Hügeln, von denen der eine ein anmuthiges Wäldchen trägt, der andere mit Reben bepflanzt ist, zeigen einige Stein- und Schutthaufen den Ort an, den vor einem halben Jahrhunderte noch eine der besuchtesten Wallfahrtskirchen: zur heiligen Maria (am Bründel ge-

nannt), zierte. Die Kirche war geräumig, schön und reich; Eine offene Quelle, die sich in derselben, auf der linken Seite befand, bot ein köstliches Trinkwasser dar; der fromme Glaube gab ihm auch noch andere Eigenschaften.

An der Kirche wohnte ein Beneficiat und zwei Eremiten, welche Meßnersdienste versahen. Die Pfarrkirche in Ernstbrunn hatte täglich (auch an Sonntagen) nur Eine Messe, ungeachtet das dazu gehörige Collegium Petrinorum damals aus 7 Priestern bestand, von denen aber 6 täglich in der so genannten Bründelkirche Messe lesen mußten.

Jeder Sonntag versammelte eine große Anzahl Menschen aus der Gegend an diesem stillen Orte.

Unter Joseph II. Regierung hatte diese Kirche mit vielen andern ähnliches Schicksal. Seitdem schmückte sie noch als ehrwürdige Ruine die Gegend, und bot zugleich noch den herum ziehenden Hafenbindern (Silleinern) ein schützendes Obdach dar. Im Jahre 1822 wurde sie verkauft und von dem Käufer zusammen gerissen. Viele von den stattlichen Bäumen, die den Schloßplatz zieren, sind aus der schöne Linden-Allee, die sonst vom Markte zur Bründelkirche führte.

Fahrafeld. (Siehe Schneeberg.)

Fischamend. (Siehe Preßburg.)

Gallizinberg,

(der), erhebt ſich ſüdweſtlich von der Hauptſtadt, ungefähr eine kleine Stunde von der Linie derſelben, unter den ſanftern Abhängen jener Gebirgskette, die ſich vom Kahlenberge ſüdwärts gegen Baden hinüber zieht. Dieſer Abhang hieß ehedem der Predigtſtuhl. Der ruſſiſche Fürſt Gallizin, welcher ſehr lange als Botſchafter ſeines Hofes in Wien gelebt hat, kaufte dieſes Terrain ſammt einigen herum liegenden Gründen und einen Theil der nahe gelegenen Waldung an ſich, legte daſelbſt ſeinen ſehr niedlichen Landſitz an, und dieſer wurde von nun an, nach dem Namen des Eigenthümers, der Gallizin-Berg genannt.

Die neuen Anlagen beſtanden in einem zwar einfachen aber geſchmackvollen Landhauſe mit einem kleinen Garten, und einem daran ſtoßenden größern Park, der ſich bis in die Waldung hinein zieht; dieſer faßte mehre Alleen und Sommerhäuſer, Brücken, Tempel ꝛc. ꝛc. in ſich, und gewährte beſonders eine ſehr ſchöne Ausſicht über die Stadt Wien und die ganze benachbarte Gegend. Um den Beſuchenden mehr Bequemlichkeit zu verſchaffen, ließ der Eigenthümer auch ein kleines Wirthshaus anlegen, wo man ordentlich ſpeiſen konnte. Dieſe Umſtände mach-

ten, daß der Gallizin-Berg mehre Jahre häufig besucht wurde.

Im Jahre 1796 starb der Fürst Gallizin, und ließ sich in dem dortigen Park begraben. Den ganzen Landsitz vermachte er durch Testament an einen Grafen Romanzow, der gewöhnlich in Moskau lebt. Der neue Besitzer verpachtete das schöne Landgut einige Jahre an unbedeutende Leute, welche die schönen Anlagen ungepflegt verfallen ließen. Seit einiger Zeit kam der Gallizin-Berg wieder in andere Hände, die ihn aber mehr in ökonomischer Hinsicht benützen und das Schöne davon natürlicher Weise nicht so freigebig aufrecht erhalten können, als es Gallizin gethan hat, und wie es für die liebliche Lage dieses Landsitzes zu wünschen wäre.

Seit Gallizin's Tode wird daher auch dieser Berg wenig mehr von dem Publicum besucht.

Am Fuße desselben liegen die Dörfer Ottakrin und Breitensee.

Ottakrin, von den gemeinen Leuten Öderkling genannt, hat über 70 Häuser und ist im Sommer wegen seiner Weinausschanken stark besucht. — Es soll von Odoaker seinen Namen haben, und die ehemalige Kirche, wovon noch der Leichenhof vorhanden, von Carl dem Großen herrühren.

Breitensee ist eine eigene Herrschaft mit einem Schloßgebäude und einer Capelle des heiligen Laurentius; es hat gegen 30 Häuser, und gewährt vom Wirthshausgarten aus eine schöne Aussicht.

Hierselbst befindet sich die Wachsleinwand- und Wachstaffet-Fabrik des Herrn Leopold Schedl, vormals in Nußdorf. — Im Jahre 1801 war hier eine Waldanlage; sie kam nicht auf.

Gersthof. (Siehe Pötzleinsdorf.)

Greifenstein.

Ein Bergschloß und Dorf, zwei Meilen von Wien, am rechten Donau-Ufer.

Der Weg dahin führt über Klosterneuburg. Kaum verläßt man die Häuser der Vorstadt inner dem Thore, als sich eine überaus malerische Aussicht darbietet. Von einem bei 80 Schuh über die Donau erhöhten Standpuncte übersieht man diesen Fluß in seinen vielfachen Krümmungen, hier von der Sonne zu einem Feuermeere beleuchtet, dort von dunkeln Auen halb bedeckt, hier durch eine Sandbank unterbrochen, oder von Kähnen durchkreuzt. Jenseits sind an einem Halbzirkel von Bergen, dessen östliches Haupt der glänzende Magdalenenhof, das nordwestliche die Trümmer des Schlosses

Kreuzenſtein krönen, die Dörfer Leobendorf, Stetten, Flandorf und Biſamberg, wie hinzu gemalt. In ihrer Mitte ſteigen die Thürme von Korneuburg empor. Zu den Füßen der romantiſchen Anhöhe ſelbſt ſieht man fruchtbare Weingärten mit Obſtbäumen, zur Rechten ländliche Hütten, zur Linken das zu einer Zucker-Raffinerie umgeſtaltete Franciscaner-Kloſter St. Jacob, das noch in vielen Landkarten als ein eigenes Dorf angegeben iſt.

Nun kommt man nach Unter-Kritzendorf. Der Weg dahin iſt aber herzlich ſchlecht beſtellt, und ſo eng, daß ſich zwei einander begegnende Wägen platterdings nicht ausweichen können. Welchen nachtheiligen Einfluß dieſes dem Verkehr aus jenen Gegenden verurſachen muß, iſt beim erſten Anblicke nicht zu verkennen. Der Fußſteig zu beiden Seiten iſt aber vortrefflich, und wird von fruchtbaren Obſt-, vorzüglich Nußbäumen beſchattet. Kurz vor dem Dorfe wendet er ſich in ein noch mehr beſchattetes Thal, längs dem Waldbache hin, über welchem hier eine große gemauerte Brücke in das Dorf führt. Bei plötzlichen Regengüſſen ſoll ſich dieſer Bach mit ſolchem Ungeſtüme und in ſolcher Höhe herab ſtürzen, daß eine hölzerne Brücke ſeiner Wuth nicht widerſtehen könnte.

Die Lage des Dorfes ist die angenehmste von der Welt. Es ist zwar nicht groß, aber es beherbergt muntere, gesellige und durch den Verkehr der landwirthschaftlichen Producte wohlhabende Einwohner.

Das größte Haus ist der Florianshof; er hat drei große Flügel, und ist ein Stockwerk hoch. Der nemliche Fußsteig, an dessen Seiten, welche kleine Abhänge bilden, Erdäpfel reihenweise gepflanzt grünten, führt zur Pfarrkirche. Sie steht mit dem Schulhause ganz allein mitten zwischen Ober- und Unter-Kritzendorf. Den Karten zu Folge, insbesondere der Homann'schen und der neuern, die in dem von Reylli'schen Verlagsgewölbe heraus gekommen ist, sollte man hier ein Dorf suchen, welches unter dem Namen St. Veit angezeigt ist. Allein nur die Pfarrkirche von den beiden Kritzendorf heißt St. Veit.

Eine halbe Viertelstunde entfernt ist Ober-Kritzendorf. Es liegt höher und ausgedehnter, und zwischen den Häusern sind viele Obstbäume.

Ober- und Unter-Kritzendorf (auf vielen Landkarten steht Krinzendorf, welches falsch ist) zählen über fünfzig Häuser, in welchen ungefähr 400 Einwohner leben. Sie sind überhaupt ein guter Schlag Leute und gesprächiger als sonst die Landleute zu

seyn pflegen. Ihr ſtarker Handel mit Obſt nach Wien mag ihnen zum Theile dieſe Geſchliffenheit geben.

Der Weg außer Kritzendorf übertrifft an Abwechslung die vorigen noch um Vieles und fällt in's hohe Romantiſche.

Die Steinhaufen der Ruinen von Kreuzenſtein, jedes Fenſter, jede wandelnde Perſon von Leobendorf, iſt hell vor den Augen, und die vom Naß glänzenden Räder der Schiffmühlen ſcheinen ſich dicht vor dem Wanderer in ihren thätigen Kreiſen zu drehen.

Von hier aus erreicht man das nahe Dorf Höflein. Der Weg iſt durch die Fürſorge der Herrſchaft Kloſterneuburg hier im vortrefflichen Stande. Hier iſt auch die Überfahrt auf das jenſeitige Ufer, um durch die Auen nach Stockerau oder Korneuburg zu gelangen. Der Ort hat dreißig Nummern. Man erzielt hier viel Obſt, das die Höfleinerinnen nach Wien auf den Hof zu Markte bringen.

Die Kirche, welche von einem ſteilen Felſen auf das Dorf herab ſieht, iſt alt, aber geräumig, und hat nebſt einem Hauptaltar zwei Seitenaltäre. Von außen iſt ſie zum Theil mit einer Mauer mit Schießſcharten umgeben. Hinter der Kirche, neben dem Schulhauſe, iſt ein altes Gebäu, den Überreſten eines zerſtörten Schloſſes ähnlich.

Man ſagt, es ſei hier einſt eine Stadt geweſen, und führte zum Beweiſe die alten Mauern an; jene an der Kirche hat ſogar noch ein halbes Thor von Stein gehauen.

Einige hundert Schritte außer Höflein, beinahe in der Mitte zwiſchen dieſem Dorf und Greifenſtein, iſt ein finſteres Thal, das Paßthal genannt. Hier iſt die Grenze zwiſchen dem Viertel unter, und dem Viertel ober dem Wienerwalde. Aus dem Geſträuche murmelt eine friſche Quelle hervor, und zur Seite iſt eine ſteinerne Kreuzſäule errichtet.

In den Sagen der öſterreichiſchen Vorzeit (Wien 1799) wird dieſe Quelle zum Gegenſtande eines artigen Romans gewählt, unter dem Titel: Die Nymphe des Jungbrunnens. Der Dichter erzählt nemlich, es habe zur Zeit der türkiſchen Belagerung Wiens in jener Gegend ein Köhler mit ſeiner Familie gewohnt. Sie hatten einen Sohn, Namens Carl, einen Jüngling voll guter Eigenſchaften. Der Alte ging in den Wald, Holz zu fällen; da fand er ein Kind in einem Korbe. Marthe, das Weib des Köhlers, erzog das Kind, welches ein Mädchen war, und von ihr den Namen Agnes erhielt. Sie wuchs mit Carln heran, und Gefühle gegenſeitiger Liebe entwickelten ſich in Beiden. Die feindlichen Türken rückten immer näher gegen

Wien. Unsere Familie wollte fliehen; doch die Nymphe hieß sie bleiben, und versicherte sie ihres Schutzes. Aber den kampfbegierigen Carl versah sie mit Waffen. Dieser eilte gerüstet gegen Wien, tödtete einen Türken, der ihm in den Weg kam, und half die Belagerer vertreiben. König Sobiesky belohnte ihn, und er kehrte zurück in seine Hütte, und Agnes gab ihm zum Lohne für seinen Heldenmuth Hand und Herz. Die Nymphe half das Hochzeitsfest verherrlichen. Schriften von Wichtigkeit, die er bei dem getödteten Türken traf, verschafften ihm eine Stelle bei Hof. Bald starben die beiden Alten. Ihnen folgte wider Vermuthen auch Agnes. Carl floh vor Gram das Getümmel des Stadtlebens, eilte der Quelle zu und der Buche, an der er so manchen seiner jugendlichen Freudentage zubrachte, und beschloß in dieser Gegend sein Leben als Einsiedler.

Die Steinbrüche über Höflein gehören der Königstetter Herrschaft. Es geht die Sage, daß aus diesen alten Brüchen die Steine zur Erbauung des Stephansthurmes seien geholt worden.

Da man die Häuser Wiens noch aus Steinen baute, wurden sie fast einzig von hier aus zu diesem Ende dahin gebracht; jetzt verwendet man sie zum Wasserbau.

Etwa zwei hundert Schritte außer dem Dorfe Greifenſtein erhebt ſich ein Fußſteig durch ein Gebüſch von Haſeln, Ahorn und Buchen, zu deren Füßen die blaue Glockenblume über den niedern Kräutern ſich wieget. Hinter dieſem Gebüſche kommt man in die Dunkle eines Waldes. Plötzlich öffnet ſich ein freier Boden, und zu oberſt auf demſelben die Ausſicht auf das Bergſchloß Greifenſtein. Der Eingang in das Schloß iſt mit zwei eiſernen Thüren verwahrt. Unter der einen ſind die ſteinernen Thürſtöcke mit einer eiſernen Klammer verbunden, auf der die Jahreszahl 1603 zu leſen. An einer ſteinernen Stiege iſt ein Loch in den Felſen, worein man genau eine Hand legen kann. Das Schloß ſoll von dieſem Loche ſeine Benennung Greifenſtein (Greif an den Stein) haben. Ein hoch gewölbtes Zimmer ſtellte das Gefängniß vor. Man ſieht noch einen großen, aus dicken Balken gemachten Kotter, auf jeder Seite mit einer eiſernen Thür, in der Mitte mit einem Fenſterchen verſehen. Daneben iſt ein viereckiges Loch in der Erde, oben mit einem eiſernen Gitter verſehen. Die Sage trägt ſich, hier ſei ein Geiſtlicher als Gefangener geſeſſen. Eine junge Schlange geſellte ſich zu ihm. Er nährte ſie mit ſeinem Brote und zog ſie endlich ſo groß, daß ſie mehr Nahrung von ihm verlangte, als mit ſeiner eige-

nen Erhaltung bestehen konnte. Einst schlief sie, und er tödtete sie. Das Fleisch, das man an der noch jetzt über dem Loche befindlichen Winde herauf zog, füllte zwei Vierteleimer. Der Stock, mit dem er sie erschlug, ist noch zu oberst am Gewölbe aufgehängt.

Auf eine, in der Gegend um Greifenstein herrschende Volkssage gründete der Verfasser der Sagen der österreichischen Vorzeit einen Roman.

Das Schloß ist für sein Alter noch ziemlich unbeschädigt. Es hat Zimmer, die, mit Zieröfen versehen, noch sehr leicht in bewohnbaren Stand zu setzen wären. Nur der Übermuth einiger neugierigen Wiener hat sich auch hier in einem nachtheiligen Lichte gezeigt. Sie haben Öfen eingeworfen, Bilder zerhauen, den Altar abgerissen, die Altarsteine aufgebrochen, und die weißen Wände mit Kohlen-Inschriften verunstaltet.

Schon im Jahre 1136 existirte dieses Bergschloß unter dem Namen Greifanstaine. Es war zu den Zeiten eine berühmte Herrschaft. Im Jahre 1247 ließ es Bischof Rüdiger zu Passau erneuern.

Das Dorf Greifenstein ist zwar klein und zählt nur 39 Nummern, aber es ernährt seine 240 Einwohner gut. Das Dorf und die Gegend hat guten, fetten Boden; es gehört zur Pfarr St. Andre. Die

Häuser sind aus Steinen gebaut und mit Schindeln gedeckt.

Der Erwerb besteht meistens in Wein- und Holzbau, in Handwerken, Schifferei und Obsthandel. Der Wein ist nicht mehr so gut als unter Höflein. Hier wendet sich das Gebirge, setzt die Weinhügel zu sehr den Nordwinden aus, und verbirgt die Morgensonne zu lange.

Greifenstein gehört unter die Herrschaften Judenau (Lichtenstein) und Passau.

Der Ort hat eine sehr abwechselnde Lage. Einige Häuser liegen hart an der Donau, andere am Fuße eines Hügels, auf welchem der Obst- und Erdäpfelgarten angebracht ist; andere liegen in Thälern an reißenden Waldbächen.

Zwei Waldwege, der Fleischhacker- und Jägergraben, führen unter der Nacht des dichten Buchen- und Eichenwaldes zu dem Schlosse Hadersfeld, dem Hause Lichtenstein gehörig, allwo ein ländliches Wirthshaus billigen Forderungen ganz entspricht. — Nicht weit von hier bezeichnet eine vom Fürsten von Lichtenstein gesetzte Pyramide die herrlichste Aussicht in dieser Nähe Wiens. Es ist sonderbar, daß, so sichtbar auch die Pyramide da steht, man doch schwer den Auf-

gang zu ihr findet. Göttweih, Ernstbrunn von der einen, der Ötscher von der andern Seite sind so ziemlich die entferntesten Puncte, welche man von hier aus gewahr wird.

Von Hadersfeld aus gelangt man anfänglich über sonnige Höhen, dann aber abwechselnd durch schattige Waldungen über den Spitalberg nach Kierling, einem Dorfe, mitten zwischen Weinbergen, mit einer Pfarrkirche, die den heiligen Aposteln Petrus und Paulus gewidmet ist.

Von hier aus über den Harschhof auf der langen Gasse gelangt man nach dem bekannten, vom Hofrath von Hammer und Freyinn von Kruft besungenen Weidling, einem, der Stiftsherrschaft Klosterneuburg unterthänigen, Dorfe von 79 Häusern und 580 Seelen, am Weidlingbache, zwei und eine halbe Stunde von Wien. Es ist einer der besuchtesten Orte, besonders seit ein wohlhabender Bürger aus Wien hier ein treffliches Wirthshaus errichtet hat, von welchem aus man die angenehmsten Streifereien unternehmen kann.

Der lohnendste Ausflug ist wohl der auf den nahen Hermannskogel, einen Zweig des Kahlenberges. Die Legende, welche sich von diesem Berge herum trägt,

hat Herr Hofrath von Hammer in einem artigen Gedichte (in Sartori's maleriſchen Taſchenbuche) gegeben. Die Ausſicht kommt jener auf Hadersfeld nahe. Hiſtoriſch merkwürdig iſt der Hermannskogel dadurch, weil er der Altar geweſen, von deſſen Opferherde den Wienern bei der letzten Türkenbelagerung die Befreiungsflamme loderte. Den neunten September 1683 nemlich ſchickte der General-Wachmeiſter Beccio den Conſtabel Hanns Georg Koller mit einigen Gehilfen hierher, ließ drei große Feuer machen, und verkündete durch Racketen und Granatenwerfen der beängſtigten Stadt die Annäherung des chriſtlichen Entſatzes. Den wichtigen und erhebenden Moment, welcher darauf erfolgte, legte ich dem Gedichte: „Die frohe Nacht!" (Hormayr's Taſch. f. d. v. G. f. 1824) zum Grunde.

Eine weitere Excurſion führt nach Weidlingbach, einem kaum aus einem Dutzend Häuſer beſtehenden, Dorfe, in einer höchſt romantiſchen Gegend, welche vorzüglich von dem Markſteine (am Wege) Nro. 212, mit der Jahreszahl 1778 bezeichnet, ungemein abwechſelnd und intereſſant wird. Etwas abwärts über eine Wieſe kommt man zuletzt zu dem Steinriegl und auf demſelben zur ſo genannten Waldhütte. Außer dem Garten, welcher zur Hütte gehört, liegt eine Weide, von welcher man einer

weiten Aussicht über Thäler und Hügel genießt, die aber von einem fernen Berge begrenzt wird, hinter welchem sich das bekannte Tulnerfeld (mit seinem rothen Boden) ausbreitet.

In geringer Entfernung südlich vom Steinriegel erhebt sich der Hof Säublingstein, an dem interessanten Fußwege gelegen, der von Mauerbach über Berge (Ruesberg) und durch Wälder, fast ganz im Schatten, nach Greifenstein führt. Er ist hinsichtlich der Gebirgs-Aussicht ein interessanter Punct.

Der Steinriegel liegt schon im Viertel ober dem Wienerwald; — an der Grenze desselben sind die Gesengerhütten (im Gesengerwald), einzelne Holzhauerhütten, wie Weidlingbach, zum Landgerichte Burkersdorf gehörig.

In Weidling befindet sich ein Bohr-, Dreh- und Schleifwerk des Herrn Brandmayer.

Grinzing. (Siehe Heiligenstadt.)

Gumpoldskirchen. (Siehe Baden.)

Guntramsdorf. (Siehe Laxenburg.)

Gutenbrunn. (Siehe Baden.)

Hacking. (Siehe Hütteldorf.)

Hadersdorf. (Siehe Mauerbach.)

Haimbach. (Siehe Mauerbach.)

Haimburg. (Siehe Altenburg.)

Heiligenkreuz.

Das älteste österreichische Cistercienser-Stift, welches Markgraf Leopold der Heilige im Jahre 1136 allda auf dem, ihm zugehörigen, Landgute Sattelbach, und zwar auf Veranlassung seines Sohnes Otto, eines Cistercienser-Mönches zu Morimund, gestiftet, welcher eben in diesem Jahre die erste Colonie aus Frankreich in dieses Stift geschickt hatte. Seine übrigen zwei Söhne, Leopold und Heinrich Jasomirgott, haben diese Ordens-Stiftung mit ansehnlichen Besitzungen noch reichlich vermehrt und vergrößert.

Gleich das erste Gebäude, welches man knapp an der Straße sieht, ist das österreichische, seit zwei Jahren errichtete, Cistercienser-Seminarium, in welchem die Zöglinge der Stifter Heiligenkreuz, Zwettel, Lilienfeld und Neustadt durch geistliche Professoren der Theologie, unter der Leitung eines Präfecten dieses Cistercienser-Ordens, ferner unter der monatlichen Aufsicht eines Prälaten desselben Ordens, und endlich unter der Oberaufsicht des jeweiligen Directors der theologischen Facultät zu Wien, gemeinschaftlich und zweckmäßig erzogen werden.

Über dem Thore der Einfahrt in diese Abtei befindet sich in einem kleinen Thurme ein Schnarrwerk von Orgelpfeifen, welches einen vollständigen Accord gibt, der mit dem Geläute der Stiftskirche im Einklange steht, und, mit diesem verbunden, feierlich tönt.

Dieses Horn wird in jener Gegend des Gebirges, nach welcher der Wind zieht, auf anderthalb Stunden gehört.

In dem Vorhofe des Stiftes ist die schöne Dreifaltigkeitssäule vorzüglich aus dem Grunde ihrer Existenz merkwürdig. Sie wurde nemlich im 14. Jahre des achtzehnten Jahrhunderts aus Dankbarkeit errichtet, weil die Einwohner von Heiligenkreuz von der Pest, welche, so wie in Wien, auch in allen benachbarten Ortschaften, als in Gaden, Segendorf, Siegenfeld, Maierling stark wüthete, ganz befreit blieb. An der linken Seite dieses, in neuerem Geschmack erbauten Vorhofes ist wohl die Klosterkirche bemerkenswerth, weil sie das Gepräge des siebenhundertjährigen, folglich um zwei Jahrhunderte höhern Alters als die Stephanskirche in Wien an sich trägt. Dieses verräth an derselben schon bei dem ersten Anblicke wohl nicht so sehr ihr altes schmutziges Kleid, als vielmehr die an dem Frontispice, an der Hälfte angebrachte Façade, so wie die Unregelmäßigkeit ihrer alt-gothischen Bauart.

Die Merkwürdigkeiten in der Kirche selbst sind folgende:

1. Rechter Hand an einer Säule des Chors ist das Grabmal Guilliani's, welcher im Jahre 1694 gestorben, und deßwegen merkwürdig ist, weil er ein berühmter Bildhauer, Lehrer des großen Donners war, welcher letztere von Breunsfeld gebürtig, in diesem Stifte Sängerknabe und in der Folge auch Gehilfe dieses Meisters war, den er besonders in weiblichen Figuren weit übertraf, wie man davon die schönen Figuren an dem Brunnen am neuen Markte zu Wien zum Beweise immerhin bewundern kann.

2. Linker Hand an der Säule auf der Gegenseite der vorigen ist das Grabmal des von Altomonte, welcher die vier Seitenaltarblätter in dieser Kirche, wie auch, und zwar noch im 83. Jahre seines Alters, das große Bild im Speisesaale, das die 5000 Gespeisten des Evangeliums vorstellt, und noch mehre andere im Stifte vorfindige schöne Bilder, gemalt hat.

3. Das Schnitzwerk sowohl an den Altären, als auch am Chore, wo sich eine große neue Orgel von 54 Registern befindet, welche der vortreffliche Orgelmacher Kober von Wien verfertigt hat.

4. Der Kreuz-Partikel, welcher an gewissen Fest-

tagen an dem Kreuzaltare ausgestellt, sonst aber in der Schatzkammer allezeit zu sehen ist. Derselbe ist schön gefaßt, und darum vorzüglich merkwürdig, weil denselben Herzog Leopold von Ptolomais, wo er sich mit Richard von England entzweite, als die einzige Beute nach Deutschland mitgebracht, und diesem Stifte geschenkt hat.

5. Die Sacristei, welche gleichfalls wegen der schönen und seltsamen Tischlerarbeit, die ein verstorbener Bruder dieses Ordens, Namens Lucas, meisterlich verfertigte, gewiß sehenswerth ist.

Gleich außer der Kirche ist vorzüglich das Capitel-Haus darum betrachtenswerth und interessant, weil in demselben der größte Theil der alten Familie der Babenberger vom zwölften und dreizehnten Jahrhunderte ruht. Es liegen allda begraben des heiligen Leopolds drei Söhne, Ernest der Schöne, Albert der Andächtige, und Leopold der Freigebige; zwei Enkel: Heinrich von Mödling und Leopold der Tugendhafte; zwei Urenkel: Heinrich der jüngere und Friedrich der Katholische, und zwei Kuckenkel, Heinrich der Grausame und Friedrich der Streitbare, der letzte dieses Stammes. Nebstbei Herzogs Heinrich III. Gemalin Reitza, Tochter

eines böhmischen Königs. Ferner Richardis, Schwester des Thüringer-Landgrafen Ludwigs, sammt ihrem Ehegatten, Herzog Heinrich V. Endlich Gertrudis, Friedrich des Streitbaren Gemalin *).

Außer dem Capitel-Haus im Kreuzgange liegen leider wieder am Fußboden anstatt des Pflasters über zwanzig alte Grabsteine vom eilften, zwölften und dreizehnten Jahrhünderte, von den damals ansehnlichsten Familien Österreichs. In einem dieser uralten Gänge, der an den vorigen anstößt, ist auch der in einer eigenen Salaterrena befindliche sehr alte Springbrunnen bemerkenswerth. Er besteht aus einer Säule, um welche sich drei Becken anschließen, wovon das unterste zwei und dreißig Schuh im Umfange, und fünf Zoll Dicke hat. Dieser ganze Brunnen ist durchaus von massivem Blei, und wegen der kalkartigen Übersinterung selbst von Naturkundigen für Stein öfters verkannt worden. Die Fenster in dieser Salaterrena bezeugen das Alterthum dieses Brunnens, denn sie sind noch

*) Es ist beinahe wahrscheinlicher, daß diese Gertrudis vielmehr die Gemalin des böhmischen Königs Ottokar gewesen sei, indem nach des Heiligenkreuzer-Archivs Documenten dieselbe als Herzogin Österreichs diesem Stifte das große Patronats-Recht über die Kirche zu Alath, Alläht, (Olede, Oland) geschenkt, welches hernach im Jahre 1275 Ottokar selbst bestätigt hat.

größten Theils mit alten farbigen Glasscheiben geschmückt, auf welchen die damals lebende Familie des heil. Leopolds und die zwei damaligen Kirchen Heiligenkreuz und Klosterneuburg vorgestellt sind.

Die Bibliothek dieses Stiftes verdient sowohl wegen ihrer zahreichen ältern großen Werke, als auch insbesondere wegen ihrer 500 Manuscripte besehen zu werden. Erst neuerdings stand in den Wiener-Jahrbüchern der Literatur ein Aufsatz über merkwürdige Manuscripte dieser Bibliothek, die über 5000 Bände stark ist.

Der Weg nach Heiligenkreuz führt vom Brühl aus über Sparbach, Sittendorf, Wildeck; von Baden aus am Doppelhofschen Garten vorbei, über waldige Berge, besonders über den zweiten Berg, Burgstall genannt, auf welchem einst eine Burg stand, und größten Theils an den Ufern des Schwöchat- und Sattelbaches, binnen anderthalb Stunden.

Von Heiligenkreuz aus kann man den Berg Schöpfel besuchen, und wird reichlichen Ersatz für den Weg finden, indem derselbe die höchste Spitze des Allanderforstes ist und einen romantischen Anblick gewährt.

Die Glashütte zu Santa Corona ist eines Ausfluges werth.

Heiligenstadt.

Ein Dorf zwiſchen Döbling, Nußdorf und Grinzing, welches auch die gewöhnlichen Ausflüge zu ſeyn pflegen, die man mit Heiligenſtadt verbindet.

Heiligenſtadt hat eine angenehme Lage an weinreichen Hügeln, und mehrere niedliche Häuſer, die den Sommer über von Familien Wiens bewohnt werden.

Die hier befindliche mineraliſche Quelle floß ſtets unbemerkt in den durch Heiligenſtadt gehenden Neſtelbach. Erſt in dem ſtrengen Winter des Jahres 1784 bemerkte man, daß die Einwohner, in dem Ausfluß dieſer Quelle beim Waſchen bis über die Knie ſtehend, nichts von der ungewöhnlichen Kälte litten. Dieſe Erſcheinung machte einige Naturforſcher aufmerkſam, und dieß um ſo mehr, da man erfuhr, daß Leute, die mit offenen Schäden an den Füßen, mit der Krätze, mit rheumatiſchen Schmerzen behaftet waren, wenn ſie beim Reinigen der Wäſche lange in dem Waſſer dieſer Quelle ſtanden, nicht allein eine Linderung ihrer Schmerzen ſpürten, ſondern manchmal ganz geheilt wurden. Nun unterſuchten zwei Mediciner dieſes Waſſer nach chemiſchen Grundſätzen, und Doctor Klinger gab noch im Jahre 1784 eine Beſchreibung der Eigenſchaften und Wirkungen des Badewaſſers zu Heiligenſtadt heraus.

Nach seinen Untersuchungen enthält dasselbe reinen ätherischen Geist; Mittelsalze; laugenartige Kalkerde im Wasser aufgelöst; Eisentheile, und etwas Schwefelartiges. Er empfiehlt es also als Heilmittel gegen die Unreinigkeit der Haut, als: Krätze, unreine Geschwüre ꝛc.; bei äußerlichen Verhärtungen, wo besonders ein anhaltendes Reiben oder Frottiren nöthig ist; bei ausgetrocknetem und steifem Körper; bei arthritischen und rheumatischen Beschwerden; bei Fällen, wo erweichende Umschläge nicht wirksam genug sind; bei Verhärtungen der Leber; bei zäher und steinartiger Beschaffenheit der Galle; gegen die Blasen- und Nierensteine ꝛc. ꝛc.

Um die Wirkungen dieses Mineralwassers für Kranke anwendbar zu machen, kaufte ein Privatmann von der Grundherrschaft Klosterneuburg den Platz der Heilquelle, legte rings herum einen Garten an, und errichtete ein ordentliches Badhaus. Die Quelle erhielt noch mehr Zutrauen, als sie späterhin von dem berühmten Arzt und Director des allgemeinen Krankenhauses, Herrn Peter Frank, mehren Kranken empfohlen ward.

Das Dorf hat eine Kirche zum heiligen Michael und eine Capelle des heiligen Jacob. Der Ursprung des Namens Heiligenstadt ist zweifelhaft. Im zwölften Jahrhunderte hieß dieser Ort ad Sanctum Michaelem,

von der Kirche so zugenannt; im dreizehnten durchaus Sanctus Locus, die heilige Stätte, wahrscheinlich zum Andenken des heiligen Severin und seiner Jünger; im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts kommt dieser Ort gar mit dem Namen urbicula (das Städtlein) vor, und im sechzehnten Jahrhunderte, da man aus Mißverstand die Endsylbe Statt mit Stadt verwechselte, entstand der Name: Sancta Civitas, Hagiopolis (Heiligenstadt). Doch selbst die Lage auf einer Lehmstätte und einer Ried, im „Heiligen" genannt, kann diesem Dorfe die Benennung Heiligenstatt oder Heiligenstätten verschafft haben, denn noch jetzt verdanken die Ortschaften Pfaffstätten, Königstätten, Amstätten ꝛc. ihre Namen einer ähnlichen Lage.

Die Geschichte des Dorfes fordert einen Blick in die Tage der Vorzeit; dem leider dunkle Nebel von Sagen und Vermuthungen über den ersten Ursprung des Ortes nur zu wenig Licht gewähren. Wahrscheinlich ist es, daß die Gegend von Heiligenstatt wegen ihrer angenehmen Lage und der reizenden Aussicht auf beide Ufer der Donau schon bei den Römern beliebt gewesen ist, vielleicht auch von ihnen wegen des (aus dem Waldgebirge quellenden) Heilwassers, dem heutigen Bade, gerne besucht wurde. Allein noch früher mögen die auf Anordnung des Kaisers

Probus hier gepflanzten Weinreben das Daseyn eines Ortes verursacht haben, denn der gewinntragende Boden lockte Arbeiter und Ansiedler herbei, und brachte vermuthlich alle die an der Bergkette liegenden Dörfer hervor*).

Berühmter wurde dieser Ort zur Zeit der Rügen, als ihn, wie die alte Sage erzählt, der heilige Severin zu seinem Aufenthalte wählte. Dieser Heilige kam um das Jahre 455 aus dem Orient in das äußere Noricum an den Grenzen Ober-Pannoniens, um die Gläubigen in der Anhänglichkeit des Christenthums zu stärken. Anfangs ließ er sich zu Austuris (Osterburg) nieder, später aber schlug er in dem Weingebirge (ad Vineas) zwischen dem heutigen Sivering und Heiligenstadt seinen Wohnsitz auf, um entfernt vom Geräusche der Welt Gott in einer kleinen Zelle zu dienen. Doch die Armen und die Kranken, die ihm allenthalben Unterstützung und Gesundheit verdankten, verfolgten ihren Wohlthäter auch

*) Aurelius Victor hat in seinen Denkwürdigkeiten des Kaisers Probus eine Stelle, welche obige Behauptung bestätigt. Sie heißt: Namque ut ille (Hannibal) oleis Africae pleraque per legiones, quarum otium Reipublicae atque ductoribus suspectum rebatur, eodem modo hic (Probus) Galliam Pannoniasque colles vinetis replevit.

bis in seine Einsamkeit, und der Ruf seiner Frömmigkeit führte nicht nur Verehrer vor seine Zelle, sondern viele in den Wäldern verborgene Christen suchten ihn auf, um seine Lehrlinge und Schüler zu werden.

Die Anhänglichkeit dieser letztern, welche sich von dem heiligen Manne nicht mehr trennen wollten, vermochten ihn, um seine Zelle noch andere zu erbauen, die er denjenigen überließ, welche aus reinem Eifer, mit freiwilliger Entsagung des Irdischen, Gott zu dienen bereit waren. Zur gemeinschaftlichen Gottesverehrung erbaute er eine Capelle, und schmückte sie späterhin mit den Reliquien der heil. Gervasius, Protasius und Johannes des Täufers aus, welche ihm von unbekannten Männern überbracht worden waren. Für diese Capelle hält man heut zu Tage die noch gegenwärtig bestehende alte Capelle im hiesigen Pfarrhofe zum heiligen Jacob, in der man wirklich Mauerstücke findet, die wohl durch tausend Jahre den Verwüstungen der Zeit und der Menschen getrotzt haben mögen.

Severin starb, nach Aussage seines Biographen Eugipp, am 8. Jänner 482, und wurde in seiner Capelle beerdigt. Allein sechs Jahre später erhoben die Brüder seinen Körper, und zogen mit demselben nach Italien, weil der von ihm vorher verkündigte Einfall

barbarischer Völker zu erfolgen schien. Wirklich krönte auch der Erfolg den Seherblick des frommen Mannes. Die Gothen entrissen den Rügen Noricum, und nachdem diese abgezogen waren, drangen Hunnen und Avaren vor, verwüsteten Städte und Dörfer mit solcher Grausamkeit, daß selbst die leisesten Spuren ihres früher Daseyns verwischt wurden. Gleiches Schicksal erlitt auch Severins Zelle und Kirchlein sammt den übrigen um sie erbauten Hütten seiner Genossen und der Winzer, und der ganze Ort gerieth in Vergessenheit.

Die zweite Entstehung des Dorfes Heiligenstatt fällt, nach vollen 600 Jahren, in denen es öde und wüste lag, in das zwölfte Jahrhundert; denn zu Zeiten Markgraf Leopold des Heiligen war es bereits bekannt, bewohnt und mit einer Kirche versehen. Diese Kirche soll vom Markgrafen Adalbert dem Siegreichen, zwischen den Jahren 1091 und 1095 zu Ehren des heiligen Michael erbaut worden seyn, zu welcher Meinung eine in der Kirche angebrachte Jahreszahl 1095 geführt hat.

In den Türkenkriegen litt das Städtchen viel, und aus dieser bedrängten Zeit schreibt sich der Name des Blutgäßchens zur Seite der Michaelskirche, so wie die Gewohnheit her, Donnerstags schon um vier Uhr zur Angst Christi zu läuten. Bei einem Gewitter, wel-

ches, als ein höchst ungewöhnliches Phänomen, am 17. December 1824 Alles in Staunen setzte, wurde der Kirchthurm von einem Blitzstral in Brand gesetzt und ein Raub der Flammen; indessen ist dieser Schade bereits gegenwärtig wieder auf eine genügende Weise vergütet worden.

Täglich gehen von Wien eine Menge Gesellschafts-wägen nach Heiligenstadt, und von dort zurück.

Döbling, ein Dorf außer der Nußdorfer Linie, häufig von Wienern bewohnt. Es wird durch den Orbes- oder Krotenbach in Ober- und Unter-Döbling abgetheilt.

Ober-Döbling wird wegen seiner Größe in Alt-Döbling, wohin man auf der geraden Straße von der Linie, und Neu-Döbling, wohin man von der Bildsäule des heiligen Erasmus durch die Frank'schen Anlagen gelangt, untergetheilt. Es hat zwei Gotteshäuser. Das eine ist die Pfarrkirche des heiligen Paulus, das zweite die St. Johannes-Capelle; erstere feiert ihr Kirchweihfest am Pauli-Bekehrungs-, letztere am St. Johannes-Tage, wobei es in Döbling sehr lustig hergeht.

Mehre schöne Landsitze befinden sich hier. Ihres Äußern wegen hervor stechend ist die Rothenmühl, oder

das ehemals Henikstein'sche Haus, links auf der Anhöhe, mit einem schön angelegten, aber nachher vernachlässigten Parke. Gegenwärtig ist sie ein Eigenthum des Großhändlers Leopold Edlen von Herz. In dem großen Saale derselben sind zur Sommerszeit manchmal Concerte.

Unter-Döbling liegt im Thale. Das Baron Lang'sche Landhaus ist hübsch angelegt. Zusammen enthalten beide Theile Döblings 2300 Seelen. — Ober-Döbling allein 181 Häuser und 1500 Seelen.

Ober-Döbling steht unter der Staatsgüter-Administration; Unter-Döbling, so wie Heiligenstadt, unter der Grundherrschaft Klosterneuburg.

Nußdorf liegt eine halbe Stunde östlich von Heiligenstadt. Rechts außer der Nußdorfer-Linie führt die ordentliche Straße dahin; ein elender steiniger Pfad über den Platz vor der Jacobs-Capelle von Heiligenstadt.

Es steht unter dem Patronate und der Dorfherrlichkeit des Stiftes Klosterneuburg.

Schon im zwölften Jahrhunderte war dieser Ort unter dem Namen Nuzdorf bekannt, denn im Jahre 1194 schenkte bereits Propst Wernherus von Klosterneuburg, als er zur Bisthume Gurk berufen wurde,

der Stiftspfarre „insulam Nuzdorf sitam." Hugo von Modelausdorf vertauschte im Jahre 1195 zwei seiner Güter, eines zu Grinzing, und eines zu Nußdorf an Tunau, gegen zwei andere in Rötzbach an Klosterneuburg, mit Begnehmigung Friedrichs, Herzogs von Österreich.

Noch früher, und zwar schon zu den Zeiten Markgraf Leopold des Heiligen, kommen in den Urkunden und Schenkungen des nemlichen Stiftes einige Herren von Nuzdorf, fürstliche Forstmeister, vor, aus denen Albert und Otto im zwölften Jahrhunderte; ein anderer Albert von Nuozdorf, Albero, Rudger, Chunrad, Dietrich und Starhand von Nuozdorf aber im dreizehnten Jahrhunderte erscheinen.

Anfangs mag wohl dieser Ort nur von geringer Bedeutung gewesen seyn, denn nur selten geschieht seiner Erwähnung. Bald aber lockte der viele und vortreffliche Weinbau in Nußdorf und in der Gegend immer mehr Bewohner hierher; ein Drittheil von Häusern wurde in Kürze ein Eigenthum der Stifter und Klöster, die darin vorzüglich Weinpressen und Keller erbauten; und endlich trennten sich sogar fünfzehn der ansehnlichsten Häuser von der Gemeinde, und erhielten den Namen der Freihöfe,

die ſich ſpäterhin zu eigenen kleinen Grundobrigkeiten erhoben.

Unter den mannigfaltigen Schickſalen, deren Wechſel auch Nußdorf ſtets unterworfen war, ſind einige mit der Geſchichte des Vaterlandes enge verwebt. Während der huſſitiſchen Unruhen kamen im Jahre 1428 die Huſſiten bis an die Donau, ſchlugen unterhalb Jedelſee ihr Lager auf, und beſchoſſen das gegenüber liegende Nußdorf.

Unter den immer währenden Uneinigkeiten der beiden Brüder, Kaiſer Friedrich III. und Herzog Albrecht des Verſchwenders, nahm Fronauer, der Kloſterneuburg erobert hatte, und ſeine Raubzüge in die Umgebungen Wiens bis Hütteldorf fortſetzte, auch Nußdorf hinweg. Im Jahre 1463 wurde hier der, gegen dieſe beiden durchlauchtigen Brüder treuloſe Bürgermeiſter von Wien, Ulrich Holzer, gefangen, und nach der Hauptſtadt zurück geführt.

Als König Mathias Corvinus von Ungarn den Wienern die Zufuhr auf der Donau abzuſchneiden ſuchte, legte er im Jahre 1483 zu Kloſterneuburg und Nußdorf eigene Schanzen an; und als die Schweden unter Torſtenſohn nach dem Siege bei Jankau 1645 in Öſterreich einbrachen, und bis

an die Donau vorrückten, wurden abermals zu Klosterneuburg und Nußdorf Schanzen errichtet, weil man von Korneuburg aus, das sie erobert hatten, einen Angriff auf das diesseitige Land befürchtete, der aber zum Glücke nicht erfolgte.

In den unvergeßlichen Jahren 1529 und 1683, wo das wüthende Heer der Muselmänner, und dann in den Jahren 1805 und 1809, wo Galliens siegreiche Macht Österreich überschwemmte, und bis zur Hauptstadt vordrang, erlitt es immer gleiches Schicksal, und erduldete wie die umher liegenden Orte alles Ungemach von dem Übermuthe eines siegenden Feindes, dessen Spuren oft durch ganze Menschenalter noch kennbar sind.

Nußdorf scheint sich indeß sehr bald von diesem Unglücke erholt zu haben; denn gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bestand es nur aus 108 Häusern, dermalen aber werden derselben schon 122 gezählt, und die Anzahl der Bewohner stieg von 865 Seelen auf 2000. Dieß läßt sich nun sehr leicht erklären, da Nußdorf manchen Markt an Nahrhaftigkeit und Thätigkeit übertrifft. Zwar bestehen seine Einwohner größten Theils auch nur aus Winzern, deren Wohlstand nicht immer der sicherste ist; allein viele von ihnen treiben Handlung und Schifffahrt,

viele andere beschäftigen sich mit Gewerben, Obsthandel, Milchverschleiß und einigem Feld- und Gemüsebau. Rechnet man noch hinzu, daß Nußdorf der Landungsplatz für die nach Wien bestimmten Frachtschiffe ist, die oft durch längere Zeit hier verweilen müssen; ferner, daß die hier errichteten Fabriken vieles Geld in Umlauf setzen: so wird man die Beträchtlichkeit seiner Zuflüsse leicht begreifen. Zu Nußdorf gehört auch das an einem kleinen Seitenarme der Donau entstandene Dörfchen Neumühl.

Viele Privatpersonen besitzen in Nußdorf Landhäuser, welche sehr gut gebaut und zum Theil einige Stockwerke hoch sind, daher der Ort mehr einem hübschen Städtchen als einem Dorfe ähnlich sieht. So sind das prächtige Landhaus des Grafen von Lamberg, welches jetzt zu einem Kaffehhause umgestaltet und üppig hergerichtet ist, und jenes des Freiherrn von Fellner eine wahre Zierde dieses Ortes. Gegenüber ist das bekannte Gasthaus zur Rose; weiter an der Donau hinauf finden Fischliebhaber beim sogenannten Fischer eine reiche aber theure Ausbeute. Dieses Haus ist auch, wie der Schild zeigt, historisch merkwürdig.

Im Dorfe selbst bemerkt man noch die neue Pfarrkirche zum heil. Thomas; neben derselben ist der

niedliche Pfarrhof, und unfern davon die gut eingerichtete Schule.

Grinzing liegt westlich von Heiligenstadt, von wannen aus ein höchst angenehmer Pfad zwischen Wein- und Blumengärten, gerade am Wirthshause des Ortes vorüber, in die Ostseite des Dorfes führt. Es besteht aus 85 Häusern und steht ebenfalls unter Klosterneuburg.

Unbekannt und in tiefes Dunkel gehüllt ist die Entstehung dieses freundlichen Dorfes. Wahrscheinlich verdankt es seinen Ursprung dem Geschlechte der Herren von Gründsing, die noch in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts geblüht, und vermuthlich den noch heut zu Tag bestehenden freien Trummelhof allhier besessen haben. Rüdiger der Grünzing, der um diese Zeit starb, liegt bei den ehemaligen Minoriten begraben.

Bis zum Jahre 1426 besuchte die hiesige Gemeinde unausgesetzt den Gottesdienst in der Pfarrkirche zu Heiligenstadt. Da aber ihre Bevölkerung bedeutend zugenommen hatte, so erbaute sie nun mit Rath, Willen und Erlaubniß des Propstes Georg I. Müstinger, und des ganzen Conventes zu Klosterneuburg, eine Capelle zu Ehren des heiligen Kreuzes, „als es

erfunden ist," und stiftete dazu eine ewige Messe, die jedoch nur an Wochentagen, sowohl im Winter als Sommer, ein eigener Caplan noch vor Aufgang der Sonne verrichten sollte. Das Stift baute späterhin eine Wohnung für den Geistlichen hinzu, und übertrug die Feier des gestifteten Meßopfers anfangs einem Weltpriester, nachher aber einem Chorherrn von Klosterneuburg, der zuweilen, da er im Namen der Mutterkirche die Seelsorge ausübte, Parochus (Pfarrer) genannt wurde, obschon Grinzing noch immer zu Heiligenstadt eingepfarrt blieb.

Was die Geschichte dieses Ortes betrifft, so ist sie nur eine Erzählung trauriger Begebenheiten. Doch in keinem Vergleiche steht mit diesem erlittenen Ungemache jenes, welches in den neuern Zeiten über die Gemeinde herein brach. Die französischen Truppen plünderten nemlich im Jahre 1809 das Dorf, drangen in die Keller, zerschlugen die Fässer, ließen Wein auslaufen, und verwendeten endlich alle noch brauchbare häusliche Einrichtung, Fenster, Thüren, Betten, Tische und Bänke zur Einrichtung ihrer Lager-Baraken, die sie aus den hiesigen Garten- und Hausplanken erbaut hatten. Groß war nach dem Abzuge der Feinde das Elend der hiesigen Gemeinde, und der erlittene Schade ist noch nicht ersetzt.

Die Lage von Grinzing ist fruchtbar und angenehm. — Die Anlagen des Herrn Hofrathes Demetrius von Görög verdienen Erwähnung. Die Pflege des Weinstockes, der hier, sowohl in der Ebene als auf dem Gebirge, einer der vorzüglichsten in Österreich ist, und der Handel mit Obst und Milch in die nahe Residenzstadt, machen den ansehnlichsten Nahrungszweig der fleißigen Pfarrkinder aus, deren Anzahl auf 900 geschätzt wird.

In dem hier befindlichen Hause des Freiherrn von Managetta (dem einstmaligen Trummelhofe) errichtete Joseph Baron von Managetta, Land-Obereinnehmer, im Jahre 1761 eine kleine ordentlich eingerichtete Haus-Capelle, für die er noch im nemlichen Jahre die angesuchte Erlaubniß zur Feier des heil. Meßopfers erhielt.

Die im Dorfe befindliche Pfarrkirche ist mittlerer Größe, unansehnlich, und von ziemlich altem Geschmacke; die innere Einrichtung zwar ländlich, doch anständig. Gleich neben der Kirche befindet sich der schöne und reinliche Pfarrhof mit einem Hausgarten, woran der Friedhof stoßt, welcher so wenig, wie die Kirche, merkwürdige Grabstellen enthält. In der Nähe ist auch die Schule nebst der Wohnung des Schullehres, der einen Gehilfen hat. Ihr Ursprung fällt in das Jahr 1580, in welchem sie der würdige Pfarrer von Heiligenstadt, Georg Flescher,

ein Weltprieſter, gründete. Das Gebäude iſt ſehr alt, und ſcheint die einſtmalige Prieſterwohnung geweſen zu ſeyn.

Zur hieſigen Pfarre gehört auch das Schloß auf dem ſo genannten Cobenzl-Berg, der eine halbe Stunde von Grinzing entfernt iſt.

In Heiligenſtadt befindet ſich eine chemiſche Waarenfabrik des Herrn Dominicus Barth, — in Nußdorf eine kaiſerliche Salmiakfabrik, die nebſt ſublimirtem und rohem Salmiak auch kryſtalliſirtes Wunderſalz, rohes Duplicat-Salz, Kupfer-Vitriol, Vitriol-Öhl, Salpetergeiſt, Scheidewaſſer ꝛc. liefert; und die anſehnliche Lederfabrik des Herrn Franz Kirchlechner.

Herrnals.

Ein Dorf nordweſtlich von Wien, ganz nahe an der von ihm genannten Herrnalſer-Linie, außerhalb welcher eine vom Ferdinand Grafen Palffy gepflanzte Acacien-Allee in das Dorf führt. Es hat ungefähr 147 Nummern. Ausgezeichnet darunter iſt der Landſitz Sr. Excellenz des Grafen Ferdinand von Palffy, an der Straße, die mitten durch das Dorf nach Dornbach führt.

Dieſe Villa enthält einen ausgezeichneten Schatz von Gemälden und andern Kunſtſachen. Wer Gelegenheit hat,

das erſte Stockwerk derſelben zu beſehen, wird ſich durch den herrlichen Anblick, welchen die Reihe der geöffneten Zimmer gewährt, gewiß überraſcht werden. An der Rückſeite dieſes Gebäudes kommt man über einen, mit Tafeln aus der anſtoßenden Lithographie gepflaſterten Eſtrich in den Garten. Links befindet ſich ein Plätzchen, welchem man den Reichthum, den es in botaniſcher Hinſicht beſitzt, nicht anſähe; Statuen, ein Bruſtbild des Ajax, ein Teich, ein Luſthaus mit einer Maſchinen-Treppe, eine Ausſicht u. ſ. w. ſchmücken den Garten, der, ohne ein ängſtlich geſondertes und geordnetes Ganzes zu bilden, herrliche Einzelnheiten und maleriſche Proſpecte hat. Einer derſelben wurde auch bereits von des Decoration-Malers am k. k. priv. Theater an der Wien, Hermann Neefe's, Meiſterhand auf einer Decoration für eines der letzten Kinder-Ballete angebracht und wirkte auf eine entzückende Weiſe. Überhaupt gäben Wien's Umgebungen dieſer Kunſt eine reiche, lohnende, das Verdienſt einer vaterländiſchen Tendenz annehmende, Ausbeute.

Der in Wien gewöhnlich ſo genannte Alſterbach heißt eigentlich die Als, oder der Als-Bach, und von dieſem Waſſer, das durch den Ort fließt, erhielt derſelbe den gleichen Namen; und da in dem Mittelalter die Tempelherren davon Eigenthümer wurden, ſo nannte man ſie die Herren an der Als, woraus in der Folge der

Name Herrn-Als (Alsa Dominorum) entstanden ist. Nach Andern erhielt der Ort wegen seiner Lage herin, oder diesseits des Baches Als (intra Alsam) den Namen Herinn-Als, woraus dann der jetzige entstand.

Nach der Ausrottung der Tempelherren, wovon auch hier einige in ihrem eigenen Schlosse hingerichtet wurden, kam Herrnals an Privat-Eigenthümer. Zur Zeit der Reformation besaß es ein Graf Jörger, ein eifriger Anhänger des Protestantismus, den er auch hier einführte. Kaiser Ferdinand der Zweite, der den Protestantismus wieder aus Österreich vertrieb, schenkte Herrnals dem Domcapitel von St. Stephan, und nach wieder hergestelltem katholischen Cultus wurde im Jahre 1679 neben der Pfarrkirche ein so genanntes heiliges Grab, nach einem aus Jerusalem hergebrachten Modelle, gebaut, wozu Kaiser Ferdinand der Dritte selbst den Grundstein legte.

Die Jesuiten errichteten den so genannten Kreuzgang, bestehend aus den sieben Stationen, und der Hof machte alljährlich in der Fasten eine Wallfahrt zu Fuße von der Stephanskirche aus bis zum heiligen Grabe nach Herrnals, welche Ceremonie im Jahre 1759 zum letzten Male verrichtet wurde.

Noch jetzt geht das gemeine Volk von Wien an jedem Sonntag in der Fastenzeit in großer Menge nach Hernals zum heiligen Grabe, und zum Calvarienberge, den im Jahre 1714 zwei Bürger von Wien mit einem Aufwande von 82,000 Gulden haben errichten lassen.

Die gegenwärtige Kirche ist in den Jahren 1766 bis 1769 gebaut worden; sie hat zwei Altarblätter (den heiligen Bartholomäus und Judas Thaddäus) von van Schuppen, und eines von Derringer, einem ehemaligen Zöglinge der Wiener Akademie.

Neben der Kirche, an der Ostseite des Berges, ist das Grabmal des berühmten Generals Clairfayt; auf einem mit Gittern umschlossenen Hügel, zu welchem einige Stufen empor führen, steht ein Grabstein, und auf demselben eine Urne. An der Seite des Grabsteines sitzt in trauernder Stellung ein Krieger, und ein anderer hält seinen Schild über die Urne. Dabei ist folgende Grabschrift:

Car: Com: a Clerfayt, Han. Montanus, in castris adultus, in bello contra Fridericum legionis, crescente ad Albim, Mosam, Rhenum, gloria agminum Praefectus; in acie fulmen, hostes terrore in difficillimo receptu illaesus, orbem admiratione complevit. Labo-

rum summa ingens gallorum ad Moguntiam strages, aggerum audacissima insuperandorum repentina ultra fidem expugnatio. Post novem lustra veteranus inter Penates, Musas, amicos Vindobonae conquiescens obiit XII. cal. sext: MDCCIIC. act. a. LXV. dolente Caesare, moerente Austria, ingente factorum teste exercitu. Avunculo nepos, magistro discipulus, beneficentissimo haeres L. L. pos. Legionis Clerfaytanae Protribunus Car. L. Bar. a Spangen, MDCCIC.

Der Kirche gegenüber ſteht das Erziehungshaus für k. k. Militär-Officiers-Töchter. Dieſes Gebäude war ehedem ein Kloſter der Pauliner, welches Kaiſer Joſeph der Zweite im Jahre 1784 aufhob, vergrößerte, und mit einem dazu gekauften Garen verſchönerte, und dieſer Erziehungsanſtalt widmete, welche ehedem in Ebersdorf geweſen war.

Von der innern Einrichtung dieſer Anſtalt geſchieht in Pezzl's Beſchreibung von Wien Erwähnung.

Vor einigen Jahren iſt von Herrnals eine ergiebige Waſſerleitung in das allgemeine Krankenhaus und in das Militär-Spital in der Vorſtadt angelegt worden.

Die Als iſt an ſich zwar nur ein unbedeutender Bach; beim Schmelzen des Schnees im Frühjahre, oder bei heftigen Regengüſſen im Sommer aber ſchwillt er

manchmal so heftig an, daß er beträchtlichen Schaden an Gärten, Häusern, Mühlen u. s. w. verursacht.

Vor ungefähr zehn Jahren ist in Herrnals eine große systematische Baumschule, unter Aufsicht des Herrn Märter, angelegt worden, der auch eine Übersicht davon unter folgendem Titel heraus gegeben hat: F. J. Märters Verzeichniß der in der großen systematischen Baumschule zu Herrnals bey Wien vorhandenen und daraus zu beziehenden echten, feinen französischen Tafel-Obstarten. Wien, 1805.

Herrnals hat eine Wachsleinwand- und Wachstaffetfabrik des Herrn Johann Baptist Syring; eine Essig- und Branntweinbrennerei des Herrn Franz Dorner; eine Ledergärberei des Herrn Franz Schuhmann, eine Nähnadelfabrik des Herrn Jacob Helm, und die oben berührte Steindruckerei des gräflich Palffyschen lithographischen Institutes.

Herzogenburg. (Siehe St. Pölten.)

Hetzendorf. (Siehe Erlaa.)

Hietzing. (Siehe Schönbrunn.)

Himmel

(der), ist der vierte Berg des Kahlen-Ge-

birges an der südlichen Seite, dessen Abflächung sich bedeutend der Haupt- und Residenzstadt Wien auf ungefähr eine Stunde Entfernung nähert, und dadurch eine weit deutlichere Anschauung des Rundgemäldes derselben von diesem Puncte aus gewährt, als alle nachbarlichen Gebirge. Aus diesem Anlaß, und wegen der noch weit ausgebreiteteren herrlichen Aussicht zur linken Hand auf das ganze Marchfeld gerade über, die Donau mit ihren so vielfältigen Krümmungen bis an die Grenze Ungarns, sohin auf die Haupt- und Residenzstadt Wien sammt ihre Vorstädte, rechter Hand das Mödlinger-Gebirge, den Schneeberg hinaus bis in die steyermärkischen Gebirge, mag ihm der Name Himmel beigelegt worden seyn, da sein ursprünglicher Name Pfaffenberg ist.

Der erste Auffinder dieses einzig schönen Punctes und Gründer der Besitzung war der k. k. Hofrath Kriegl. Nach ihm besaß solche der k. k. priv. Großhändler Freiherr von Rieger, von welchem solche an den Freiherrn von Braun überging. Derselbe bemühte sich, durch beträchtlichen Kostenaufwand und Erweiterung des Gebietes, die sehenswerthe Park-Anlage zu jener Vollkommenheit zu bringen, welche die Benennung Himmel vollkommen rechtfertigt.

Von dem Baron Braun gelangte der Himmel

an den Herrn Grafen von Erdödy, von diesem aber an den Herrn General, Freiherrn von Mack. Gegenwärtiger Besitzer desselben ist der k. k. Börse- und Wechsel-Sensal Joseph Schosulan.

Seit den vierzehn Jahren, durch welche dieser Naturfreund über diesen Besitz schaltet, hat sich alles so verändert, vergrößert, verschönert und umgestaltet, daß es nöthig scheint, einem Detail dieser Anlage, welche die Meisten nur aus veralteten Schilderungen, oder zwar aus eigener, aber höchst oberflächlicher Besichtigung kennen, mehr Platz zu gönnen, als es für den beschränkten Raum eines Taschenbuches zweckmäßig scheinen dürfte.

Auf diesen Himmel führen drei Wege; der erste, eigentlich nur für Fußgänger, über Sivering, neben den schönen Anlagen eines Privatmannes, zur Seite der steinernen Wand, wo man durch eine Thüre in der den Park begrenzenden Mauer in selben eintritt, und in schattenreichen Krummwegen sanft zur Höhe geleitet wird; der zweite, ebenfalls von Sivering aus, beiläufig in der Mitte des Dorfes, jenseits des Siveringer Baches, zwischen Weinbergen empor führend, ist der ehemalige Reitweg. Er entschädigt durch die schönen Aussichten auf Wien für das Drückende der Sonnenhitze an heißen Sommertagen. Ganz bequem ist der Fahrweg über Grin-

zing. Er führt an einem Schilfteiche vorüber, durch ein gemauertes Gitterthor in den Park. Schon das gegen fünf Joch betragende Feld, welches außerhalb der Gartenmauer der Einfahrt gegenüber liegt, gehört zum Besitzthume des Himmels, und gewährt von seinem erhabensten Standpunct aus einen überraschenden, großartigen Überblick des merkwürdigen Marchfeldes und seiner beiderseitigen Flächenverlängerungen.

Wenn man in dieser Richtung von Süd-Ost nach Nord-West den Park durchwandelt, so trifft man auf dem Umfange von beiläufig 100 Jochen, welche der sämmtliche Terrain des Himmels beträgt, folgende interessante Puncte.

Von dem oben bezeichneten Einfahrtsthore aus führt der Weg in einer schattenreichen Kastanien-Allee über eine schöne, mit Obstbäumen besetzte Fläche. Die Pflanzung derselben, so wie die Cultur so vieler anderer, in den Obst- und Küchengärten, auf den Feldern und im Park zerstreuten Fruchtstämme, deren Zahl über 2000 Stück betragen dürfte, ließ sich der gegenwärtige Besitzer von je her angelegen seyn, und sie belohnen seine Sorgfalt schon jetzt mit einem reichlichen Ertrage der kostbarsten Früchte aller Art.

Nach einer Strecke dreht sich der Fahrweg ostwärts

gegen ein zweites gemauertes Gitterthor, welches auf den Cobenzl-Berg hinüber führt, westwärts aber durch eine mit Maulbeerbäumen besetzte Allee zwischen den Wirthschafts-Gebäuden und Küchengärten, an der Meier- und Gärtnerwohnung vorüber, an den Anfang des eigentlichen Parkes.

Ein überraschendes Walddunkel umfängt labend den Eintretenden, und führt ihn gegen das Schloß, vor welchem vier dichtlaubige majestätische Eichenstämme das Portal bilden, durch welches man zu dem eigentlichen Schloßraume gelangt.

Das Wohngebäude bietet dem wahren Naturfreund alles an, was er von einem ländlichen Aufenthalte verlangen kann. Eine hinlängliche Anzahl geräumiger Zimmer im Erdgeschosse, so wie im ersten Stockwerke, gewähren die herrlichste Aussicht über eine sich vor demselben befindliche große, mit allen Arten der schönsten Blumen gezierte Terrasse. Zugleich aber enthält es auch alles, was zur häuslichen Bequemlichkeit und zum Vergnügen noch erfordert wird. Der Altan desselben erhöht den zauberischen Genuß der Aussicht nach allen Umgebungen, worin sich die Donau mit ihren Armen und Inseln auf das deutlichste darstellt. — Links von dieser Terrasse gelangt man zu einem, auserlesenen Wohlgeruch verbreitenden

Blumenplatz, von selbem rechts etwas abwärts zu einer umzäunten Wiesenvertiefung, nebst einem Zeltplatze zum Speisen, welcher ebenfalls im reichlichsten Maße Blumen und exotische Gewächse nebst einer seltenen Rosenflur einschließt. In gleicher Richtung führen vielfältige Wege abwärts in den Wald zu den mannigfaltigsten Anlagen, worunter sich einige höchst romantische Ruheplätzchen, ein englischer Park mit mehren Statuen, Grotten ꝛc., ein Springbrunn-Felsen, welcher den Wasserstral durch das Laub der hoch überhangenden Bäume schnellt, ein netter Wassertempel, der nahe Forellenteich, und ein wohlangebrachter Wasserspiegel auf eine überraschende Weise auszeichnen.

Nördlich vom Schlosse aufwärts fällt der so genannte chinesische Sonnenschirm in das Auge, worunter man einer Ansicht des Häusermeeres von Wien und seiner Nachbar-Ortschaften genießt, wie man nicht leicht eine zweite in solcher Nähe finden dürfte. Dieser Punct liegt im gleichen Radius mit dem Lusthaus im Prater, und die ganze Prater-Allee zeigt sich dem Auge deutlich als ein breites braunes Band, wie auch umgekehrt von diesem Lusthause der Himmel gleichsam als der Endepunct einer ungeheuren langen Allee erscheint. Hinter diesem Sonnenschirme befindet sich ein großer, mit Tausenden von Goldfischen

beſetzter Teich, der den Beſuchenden das Vergnügen, in einer, den Stephansthurm der Stadt Wien überragenden, Höhe in einem niedlichen Kahn luſtzufahren gewährt. Hinter dieſem Teiche links iſt ein Waldplatz, der kleine Prater genannt, mit Hutſchen, Vogelſchießen, Kegelbahn, Hütte, Tiſchen und Bänken zur geſelligen Unterhaltung verſehen.

Hier iſt gewöhnlich das Ziel, welches die Wiener-Beſucher ſelten zu überſchreiten pflegen. Von den übrigen nördlichen und nordweſtlichen Anlagen ſuchen ſie nichts oder nur das Unſcheinbarſte auf, und doch enthält eben dieſer Theil des Beſitzthumes in einer großen Ausdehnung die meiſten Naturſchönheiten.

Rechts von dem Goldfiſch-Teiche führt der Weg zu einem niedlich gebauten und geſchmackvoll decorirten Bauernhauſe, von wo aus man die Anſicht des gegenüber liegenden Kahlen- und Leopoldsberges auf die impoſanteſte Art genießt. Etwas abwärts rechts findet der Luſtwandelnde ein großes Vogelhaus unter dem Schatten von hundertjährigen Eichen in dem ſo genannten Götterhain, und gelangt bei dem Gebäude der Eisgrube vorüber, zu dem vierten Teiche, worin ſich Karpfen befinden; aufwärts von dieſem gelangt man bei einem auf 400 Stücke berechneten Schafſtalle vorüber.

Von hier aus beginnt eine Waldgegend; die gebahnten Wege verschwinden, an ihre Stelle treten Wasenpfade, die den Wanderer durch einen, mit vielen Durchschlägen versehenen Fasangarten bis zu einer Wald- und Alpenansicht, dem wohlbekannten Hermannskogel gegenüber, führen. Von dort an rechts nördlich liegend beginnen die Ackerfelder, die sich in ihrem bedeutenden Umfange bis an die am Eingange des Himmels berührten Wirthschaftsgebäude ausdehnen.

Auf einem derselben befindet sich ein erhabener Punct mit der weit umfassendsten Aussicht auf dem Himmel; nach allen Reichen der Monarchie ist dem trunkenen Blicke gleiche Fernsicht gestattet, welche nur durch die nördliche Bergreihe beschränkt wird. Eben so bietet auf der Steinbruchseite der Wald, welcher aus Eichen, Linden, Ahorn, Buchen, endlich Lärchen und Nadelholze besteht, welches letztere durch sein so herrliches Gedeihen die Mühe und Sorge seines Pflanzers und Pflegers, des gegenwärtigen Besitzers, durch gedeihlichen Wachsthum entsprechend belohnt, sehr schöne Parthien dar.

Noch bleibt der Wasserleitung zu erwähnen übrig, welche im Jahre 1792 vom Freiherrn Peter von Braun errichtet, und von den nachfolgenden Besitzern mit großem Kostenaufwand erhalten wurde. Die Quelle derse-

ben befindet sich in dem, der Herrschaft Klosterneuburg eigenthümlichen Grunde, welcher den Reisenberg vom neben anstehenden Lazarus-Berge trennt, und „die finstere Gasse" genannt wird. Die Länge dieser Wasserleitung, von der Brunnstube im Walde bis zum Eintritt in die Markung des Himmels, beträgt 793, bis zum vorher erwähnten Goldfisch-Teiche im Parke ober dem Schlosse aber gegen 1000 Current-Klafter.

Dem zweckvollen, mit vielem Kostenaufwande verbundenen Bemühen des jetzigen Besitzers gelang es, dieser Wasserleitung zwei auf eigenem Grund und Boden befindliche reiche Quellen zu gewinnen, und durch den herbei geführten Überfluß des zuströmenden Wassers sowohl für Verschönerung als Ökonomie die wichtigsten Vortheile zu erreichen.

Der ganze Besitz ist mit kennbaren Grenzlinien bezeichnet, welche theils aus gemauerten Marken, theils, und vorzüglich nord- und westwärts, aus einem tiefen Graben, mit natürlichen Zäunen besetzt, besteht.

Jedermann sieht daraus, wie wenig gekannt, aber wie werth gekannt zu werden diese Gebirgsgegend ist. Sind auch viele Puncte von der Art, daß man auf sie aufmerksam gemacht werden muß, um sie gehörig zu würdigen, so wird sie doch der scharfsehende Naturfreund

von selbst auffinden, oder er wird von dem dermaligen Besitzer, dessen Humanität ermuthigt, mit Vergnügen dahin gewiesen werden.

Am Fuße des Himmels liegt das Dorf Sivering, dessen Steinbruch von dem Parke überwölbt wird, und von Wien aus sichtbar ist. Es besteht aus zwei Dörfern, Ober- und Unter-Sivering. Beide liegen an einem Bache, der seinen Namen von ihnen entlehnte, in geringer Entfernung von einander, und haben jedes ihre eigene Herrschaft und ein besonderes Grundbuch.

Die Lage dieses Ortes in einem Hohlwege, an dem bereits erwähnten, aus verschiedenen Gebirgsquellen entspringenden Bache, der vorzüglich in den Jahren 1772 und 1785 große Überschwemmungen verursachte, umgeben von den benachbarten Bergen, macht die Temperatur viel kälter und rauher als in den benachbarten Ortschaften, so daß im Vergleiche mit Döbling die Feldfrüchte hier um vierzehn Tage später zur Reife kommen. Dieß abgerechnet, ist die Lage des Ortes nicht minder reizend, als jene der erwähnten Dörfer, ja erhält vielleicht durch das nahe liegende Gebirge vor so manchen andern den Vorzug. Der Ackerbau ist freilich dieser nahen Gebirge wegen sehr unbedeutend, der Wein hin-

gegen, welcher hier erzeugt wird, von großer Vortrefflichkeit, daher er auch, mit dem Verkaufe der Milch und des Obstes, den größten Nahrungszweig der hiesigen Einwohner ausmacht, die nebstbei den nahen Steinbruch bearbeiten.

Dieser Steinbruch wird gewöhnlich die steinerne Wand genannt. Er gehört der Stadt Wien, welche mehre Arbeiter an demselben unterhält. Sein Hauptbestandtheil ist Schiefer-Sandstein, der aber viel besser als der gewöhnliche ist, und somit zu Pflaster- und Schleifsteinen benützt werden kann.

Die Entstehung des Namens Sivering unterlag schon oft dem Streite. Manche leiten denselben von dem oben erwähnten Schiefersteinbruche ab, und wünschten daher lieber Schiefering statt Sivering lesen zu dürfen; Viele pflichten der wahrscheinlichern Meinung bei, daß dieses Dorf seinen Namen dem heiligen Severin, dem Apostel der Noriker, verdanke, der in diesen Gegenden gelebt, und um das Jahr 454 für sich und seine Mönche ein Kloster, oder doch wenigstens eine Kirche erbaut haben soll. Darin herrscht aber gleiche Meinung, daß dieser Ort sehr alt, und bereits unter den ersten Babenbergern gegründet worden sei, unter denen er im zwölften Jahrhunderte unter dem Na-

men Sauringau, Sauveringen, Sufringen, Suiverin und Siefringen bekannt war.

Die alte Pfarre, derer zuerſt im Jahre 1330 Erwähnung geſchieht, umfaßt heutigen Tages Ober-Sievering mit 52 Häuſern und 377 Bewohnern, Unter-Sivering mit 56 Nummern und 467 Seelen, und den Himmel.

Die Zierde des Ortes iſt die alte, auf einer kleinen Anhöhe zwiſchen Ober- und Unter-Sivering liegende Steinkirche, mit dem viereckigen Thurme. Wer dieſelbe erbaut, und zu welcher Zeit ſie entſtanden iſt, iſt ungewiß. Die gothiſchen Fenſter und das antike Kirchengewölbe verrathen deutlich die Bauart des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts, doch trägt ſie deutliche Spuren einer ſpätern Vergrößerung; das Presbyterium ſtammt aus neuern Zeiten, und die ganze Kirche iſt, wahrſcheinlich des Einſturzes wegen, mit Pfeilern auf moderne Art untermauert. Ihr Inneres enthält vier Altäre, von denen der Hochaltar das Bildniß des heiligen Severin, zu deſſen Ehre die Kirche ſpäterhin eingeweiht wurde, darſtellt*).

*) Links im Presbyterium findet ſich ein Grabſtein von rothem Marmor, mit folgender Inſchrift: R. — Ducis Katharina obiit Die S. Floria. — A. D. MCCCLVII. — Bis jetzt

Um die Kirche liegt der alte, mit einer Mauer umfangene Friedhof, und zunächst das mit einem schönen Garten versehene Pfarrgebäude, durch seine sonderbare und eigenthümliche Bauart auffallend ausgezeichnet.

Sivering besitzt auch zwei Statuen des heiligen Johann von Nepomuk, deren eine seit dem Jahre 1772 die Gemeinde in besondere Obsorge nahm. Außerhalb des Dorfes steht ein über 200 Jahre altes steinernes Kreuz, mit der Inschrift: „Hans Daringer, Saurischer Unterthan zu Untern-Sehffringen hat Gott zu Ehren, und den Seinigen zum ewigen Gedächtniß machen lassen dieses Kreuz den XXVI. Septemb: Anno MDCVI." Auch befindet sich in dieser Pfarre eine Privat-Capelle mit einer Meß-Licenz, die im Jahre 1766 der Cardinal und Erzbischof von Wien, Christoph Anton Graf von Migazzi, ertheilte.

Von Sivering aus, wohin der Weg sehr schlecht ist, kann man auch den oben erwähnten, jetzt durch die oben angebrachte Triangulirungs-Pyramide kennbaren, Hermannskogel besteigen; der Weg dahin ist steinig, keinen Schatten bietend. Besteigt man ihn nicht von Süden, son-

---

hat man diese Aufschrift noch nicht entziffert, und wahrscheinlich ist dieser Stein aus einer fremden Kirche bloß zufällig hierher gebracht, und zum Bau verwendet worden.

dern von der Westseite aus, so gelangt man ganz unmerklich auf seinen Gipfel; doch ist der Fußpfad so verwachsen, daß man sich den Weg fast mit den Händen bahnen muß. Nur ein ganz heiterer Tag kann für die Unannehmlichkeit des Weges entschädigen. Vor einigen Jahren strömte hier eine unzählbare Menschenmasse zu dem so genannten Jungfernbrünnlein, welches damals zum ersten Male seine Wunderkraft gezeigt haben soll. Lange war dieses nahe gelegene Brünnlein das allgemeine Gespräch; die Zeit verwischte auch diesen augenblicklichen Rückklang aus der kindlichen Glaubenszeit, und wer hierher wallfahrtet, betet im Freien zur Natur, und erquickt sich an der frommen Erinnerung.

Hütteldorf.

Ein ansehnliches Dorf an der Poststraße nach Linz, anderthalb Stunden von Wien, am Ufer des Wienflusses.

Im Mittelalter nannte man dieses Dorf Uteldorf, von dem nahe liegenden Utelberge, der auch einem adeligen, doch nun längst erblichenen Geschlechte den Beinamen „die Uteldorfer" gab. Aus diesem Geschlechte lebte noch im Jahre 1495 Stephan der Utendorfer von Goldegg; die Stiftung einer heiligen Messe in der Kirche bei den Schotten für seinen dort ruhenden

Vetter Erasmus Feuchter hat uns seinen Namen erhalten.

Die Wahl des heil. Apostels Andreas zum Patron erzählt man auf folgende Art. Der Fluß Wien, durch die Wasser der Gebirge angeschwollen, trat über seine Ufer und ergoß sich verwüstend über die benachbarten Fluren. Vorzüglichen Spielraum fand die Gewalt der Fluthen in der Kirche zu Weidlingau. Hier zerstörten sie die innere Einrichtung, führten einen Theil derselben mit sich fort, untergruben die Mauern, so, daß der Tempel zu Boden stürzte. Unter mehren andern Gegenständen wurde auch ein Bild des heil. Andreas das Spiel der Wellen. Als das Gewässer abgelaufen, blieb dasselbe am Ufer des Flusses bei Hütteldorf liegen; dort fanden es die Bewohner dieses Dorfes und nahmen davon Gelegenheit, ihre werdende Kirche zu Ehren dieses heil. Apostels zu weihen.

Die Kirche, für diese ansehnliche Gemeinde viel zu klein, ist ein altes Gebäude, dessen rechter Flügel offenbar als ein Bau späterer Zeiten erscheint, von Stein und Ziegeln, mit einem viereckigen Thurme und einer alten Uhr. Das Innere derselben ist passend und einfach geziert. Außer dem Hochaltare, den das Bild des heiligen Andreas schmückt, besitzt sie noch zwei recht artige Sei-

tenaltäre. Einige Denkmäler fesseln mit Recht die Aufmerksamkeit aller Besuchenden, wir dürfen sie daher nicht übergehen. Jenes des vermuthlichen Stifters Wernherr, und unter dem Eingange der Kirche die Grabsteine des sel. Pfarrers Franz Muthsam, und der Fürstin Leopoldine von und zu Lichtenstein, von welcher die Kirche zwei schöne Meßkleider besitzt. Zur Rechten an der Wand ist das Denkmal Johann Georgs Freiherrn von Grechtler, wirklichen geheimen Rathes und Oberkriegs-Commissärs, geb. 1705, † 1780. Es ist von bläulichem Marmor, auf welchem ein fein gearbeitetes Wapen und ein vergoldeter Aschenkrug mit einem trauernden Genius angebracht ist. Merkwürdig ist die Laufbahn dieses Mannes. Als Fuhrmann zu Villingen im Schwarzwalde wurde er Lieferant zu den österreichischen Armeen in den Feldzügen gegen die Preußen, trieb sein Gewerbe mit strenger Ehrlichkeit, aber mit so viel Thätigkeit und Glück, daß er sich bis zum geheimen Rath und Freiherrn empor schwang, und ein Vermögen von vier Millionen Gulden hinterließ. Außer der Kirche an der rechten Seite ruht unser vortrefflicher Dichter und berühmter Literator Denis. Seine von ihm selbst verfaßte Grabschrift ist folgende:

Hic Tumulum Optavi.
Michael Denis
Extinctae S (ocietatis). J (esu). Sacerdos.
A Consiliis. Et Bibliotheca. Augg:
Natus. Schardingae. A. MDCCXXIX.
Obii Viennae. A. MDCCCI.

Um die Kirche läuft der mit einer Mauer umgebene vormalige Todtenacker. Vor der Kirche am Wege steht eine steinerne Peſtſäule mit der Inſchrift: Ex voto. 1713.

Das Dorf zählt 108 Häuſer, die größten Theils recht artig gebaut, und von denen mehre zur Sommerszeit von vermöglichen Wienern bewohnt werden, mit 917 Einwohnern, unter denen ſich jährlich 6 Ehen, 30 Taufen, und eben ſo viele Todesfälle ereignen. Der Nahrungszweig derſelben iſt Feld- und Weinbau, ſo wie die ziemlich beträchtliche Viehzucht. Etwas entfernt vom Dorfe liegt in einer angenehmen Gegend das berühmte Bräuhaus, eines der anſehnlichſten in Nieder-Öſterreich.

Der Bach, welcher das Dorf durchfließt, führt den Namen: Halterbach. Im ſechzehnten Jahrhunderte entdeckte man nahe an ſeinem Ufer in dem ſo genannten Ochſenriegel eine Erzgrube, die aber ihres geringen Gehaltes wegen bald nicht mehr bearbeitet wurde. Bekannter und nützlicher wurde er im neunzehnten Jahr-

hunderte. 1802 ließ die verewigte Erzherzogin Christine (Gemalin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen) durch den Regierungsrath und damaligen Bürgermeister Wiens, Stephan von Wohlleben, eine neu entdeckte Quelle mit dem Bache vereinigen und dadurch dem Wassermangel mehrer Vorstädte Wiens auf immer abhelfen.

Diesen Wasserleitungen entlang — welche man die Albertinischen nennt — gelangt man auf den Gallizin-Berg und von da nach Dornbach (Neuwaldegg).

Seit einigen Jahren hat sich in Hütteldorf viel geändert. Sowohl der größten Theils im französischen Geschmacke hergestellte Garten der Fürstin von Lichtenstein, als der reizende Landsitz des Fürsten von Paar (ein Miniatur-Gemälde des Dornbacher Parkes), sind geschlossen, und auch das blaue Haus auf dem höchsten Puncte desselben ist verschwunden.

Übrigens ist die Aussicht von dem Puncte, wo es stand, wirklich so herrlich, als sie der verehrte Jos. Pezzl in seinem, diesem Wegweiser zu Grunde liegenden Werkchen beschrieb.

Viel besucht, ja überfüllt ist das hiesige Bräuhaus; für den Ökonomen ist auch ein Kessel zur Branntweinbrennerei im Bräuhause sehenswerth.

Nordweſtlich von Hütteldorf, an dem Wirthshauſe: zum Wolfen in der Aue, vorüber, gelangt man durch die Auen nach dem Wallfahrtsorte Maria-Brunn, einem Pfarrdorfe von etlichen Häuſern, durch ſeine Kirche merkwürdig, von deren wundervollem Schutzbilde die alten Urkunden Folgendes erzählen. Als im Jahre 1042 Peter und Samuel, genannt Aba, um Ungarns Königskrone haderten, flüchtete ſich Giſela, des verſtorbenen Königs Stephan Witwe, und Schweſter Kaiſers Heinrichs II., nach Öſterreich. Gaſtfreundlich nahm ſie der allezeit ſieghafte Markgraf Adelbert in Wien auf. Von einem hartnäckigen Fieber, das ſie einige Zeit darauf befiel, gequält, beſuchte ſie die Gegend um Maria-Brunn, damals eine große, unbewohnte, mit einigen Hügeln und Wäldchen beſäete Wieſe, von dem Einfluſſe balſamiſcher Lüfte Stärkung des kranken Leibes erwartend. Da fand ſie, einſame Spaziergänge ſuchend, einen von Moos und Waſſerpflanzen ganz überwachſenen Brunnen, auf deſſen Waſſerfläche ihr die Statue der erhabenen Gottes-Mutter aus Lindenholz geſchnitzt entgegen blickte. Nicht geringes Entzücken durchſtrömte die Königin bei dieſem Funde, eine innere Stimme ermahnte ſie zur Fürbitte der Erhabenen, deren Bild in ihren Händen lag, Vertrauen zu faſſen und aus

dem Brunnen zu trinken. Baldige Genesung lohnte dieß Vertrauen, worauf Gisela zur Dankbarkeit eine kleine hölzerne Capelle erbauen ließ, in der sie die gefundene Statue zur öffentlichen Verehrung ausstellte. Zu dieser kleinen Capelle flüchteten bald viele, von Sorgen des Gemüthes oder Peinen des Körpers Gequälte. So Manche, erzählen die Sagen, kehrten getröstet und geheilt in die heimatliche Wohnungen zurück. Ihr vom heißen Danke überströmender Mund verkündigte allenthalben die erhaltene Hilfe, und vermehrte die Zahl der Waller und Verehrer.

Zwei Jahrhunderte, nachdem Gisela den glücklichen Fund gethan, verschwand das Bild aus der Capelle, ohne daß wir anzugeben vermögen, wohin es gekommen. Eine Sage erzählt: die Johanniter hätten es in ihre prächtige Schloßkirche auf dem so genannten Georgsberge (vielleicht Weidlingau?) versetzt; glaubwürdiger gibt eine andere folgende Ursache an. Fürchterlich waren die Verwüstungen, welche die Fluthen des Wienflusses in den Jahren 1284, 1295 und 1316 in diesen Gegenden anrichteten. Ganze Dörfer verschwanden, mit Noth retteten die Menschen das Leben durch die Flucht auf Berge und Anhöhen. Eine dieser Überschwemmungen hat vermuthlich auch die Capelle untergraben und zerstört;

die Wogen führten die Statue mit sich fort, bis sie in der Gegend Weidlingau's gefunden, in die dortige Pfarrkirche übertragen, und abermals zur Verehrung ausgestellt wurde.

Erst im Jahre 1655 wurde die Kirche vollendet, und diese mit dem Kloster am 4. September 1661 von dem Suffragan des Bisthums Passau, Martin, Bischof zu Lampsakus, eingeweiht.

Den herrlichen Altären entsprechen die übrigen Theile der Kirche, so, daß der Fremde beim Eintritt in dieselbe der Überraschung nicht entgeht. — Von dem eisernen Gitter, außer welchem der Eingang in die Gruft war, bis zu den Stufen des Hochaltars beträgt die Länge 38, die Breite aber 14 Schritte; mit dieser Größe verbindet sie angemessene Höhe, Lichte, prächtige Oratorien und einen schön gebauten Musik-Chor. Der Überblick des Ganzen ladet zu heiliger Ehrfurcht und Andacht ein.

Einer Erwähnung ist auch der Brunnen werth, der zweimal das wundervolle Bild der Gebenedeiten beherbergte, und der Kirche und dem Orte Ursprung und Namen gab. Kaiser Ferdinand III. ließ ihn bei Gelegenheit des Kirchenbaues mit einem eisernen Gitter schließen. Ganz oben auf einem Steinschilde lieset man die Worte: „In diesem Brunnen ist das Gnadenbild unser

„lieben Frau, so in dem Hochaltar verehrt wird, erfun„den worden, von dem Erzherzoge von Österreich „Maximiliano. Anno 1490."

Die beiden nachfolgenden Ereigniſſe in dem Weichbilde Maria-Brunns werden den Namen dieſes kleinen Ortes auch in den Jahrbüchern der vaterländiſchen Geſchichte erhalten. Im Jahre 1770 erwartete hier die unvergeßliche Kaiſerin Maria Thereſia, eine groſſe Verehrerin dieſes Gnadenortes — ihren Sohn, den Erzherzog Maximilian, und deſſen Begleiter, den Prinzen Carl von Lothringen, Hochmeiſter des deutſchen Ordens; worauf am 9. Juli in der Auguſtiner-Hofkirche zu Wien der feierliche Ritterſchlag Statt hatte, durch welchen Erzherzog Maximilian, zum Mitgliede des deutſchen Ordens aufgenommen, die Würde eines Coadjutors des Hochmeiſters erhielt.

Noch merkwürdiger iſt der 22. April des Jahres 1782. Da nahm Kaiſer Joſeph II., begleitet von ſeinem Bruder, dem erſterwähnten Maximilian (damals Churfürſten von Cölln und bereits Hochmeiſter), von dem in ſeine Staaten rückkehrenden Papſte Pius VI., der ihn mit einem Beſuche beehrt hatte, Abſchied, wie es die Marmortafel ober dem Hauptthore der Kirche dem Wanderer verkündet. Dieſe wurde auf Befehl des Kai-

ſers von dem Hofbaumeiſter Görl aufgeſtellt, und enthält dieſe Worte:

Pius VI. Pontifex maximus et
Josephus II. Romanorum Imperator
Semper Augustus cum Maximiliano Austr. Archiduce
Thaumaturga fontanensi devote
Salutata hinc tenerrimos
Inter amplexus excitis
adstantium Lacrimis, sibi
Invicem vale dixerunt
X. cal. Majas. Anno MDCCLXXXII.

Folgenreich waren die Schläge, welche das Kloſter in den Jahren 1805 und 1809 durch die Macht der Feinde erhielt. Seit dem letztgenannten Jahre vermochte es nicht mehr, ſich aus ſeiner mißlichen Lage zu erheben. Das Convent löſte ſich daher auf, und die Glieder vertheilten ſich in andere Inſtitute des nemlichen Ordens. Gleich nach dem Beginnen des ſiebzehnten Jahrhunderts hatte man das Kloſter zu Maria-Brunn ſowohl zum Noviziate als auch zum Aufenthaltsorte alter und abgelebter Ordensmitglieder erwählt; eine Beſtimmung, zu der es ſeiner einſamen und angenehmen Lage wegen ſehr geeignet iſt. Als ein ſehr geräumiges Gebäude — es zählt 24 Fenſter in der Länge, und 12 in der Breite —

wurde es nun nach der Auflösung der Religiosen von dem k. k. Forst- und Waldamte gemietet, und zu einer Forstlehranstalt verwendet, welche der Kaiser im Jahre 1813 zu errichten verordnete.

Die Verwaltung der klösterlichen Angelegenheiten führt der Prior P. Angelicus Rest, wobei er zugleich an der Pfarre Aushilfsdienste verrichtet.

Nach der Auflösung der Religiosen blieb nur ein einziger Ordensgeistlicher als Pfarrverweser zurück, obgleich die Gemeinde 600 Seelen zählt, die größten Theils in zerstreuten Hütten wohnen, von deren manche Eine und eine Viertelstunde von der Pfarre entfernt sind.

Südöstlich von Hütteldorf am rechten Wien-Ufer, zur Seite des k. k. Thiergartens, liegt Hacking, ein Dorf mit einer ehemaligen Veste und soll seinen Namen von dem benachbarten Hackenberge erhalten haben, der im Jahre 1270 ein Eigenthum des Albert von Arberch gewesen ist. Dieser wird auch als der Gründer des hiesigen Dorfes, und eines andern Dörfchens an der Wien, Namens Au, angesehen, obschon ein ritterliches Geschlecht, das sich die Hackinger, oder von Hacking nannte, schon im zwölften Jahrhunderte in Österreich bekannt war.

Gegenwärtig gehört das ehemals herrschaftliche Schloß

dem edlen Herrn Meusel, der dasselbe durch einen auf englische Art angelegten Garten verschönerte, und diesen dem gebildeten Publicum einige Zeit hindurch zum Besuche offen ließ. Man genießt von hier aus die schönste Aussicht in das liebliche Kesselthal, in welchem Hüttel-dorf und seine Umgebungen liegen.

Das Dorf besteht jetzt aus 35 Häusern, unter denen sich einige recht niedliche Landhäuser befinden. Die Einwohner des Ortes nähren sich größten Theils vom Weinbaue.

Die Zahl der Bewohner beläuft sich gegenwärtig auf 110 Seelen, die alle zur deutschen Ordens-Herrschaft gehören.

Unweit dieses Ortes befindet sich dicht an der Wien ein kleines Wäldchen von weißen Maulbeerbäumen, das dem ehemaligen Hofrathe und großen Beförderer der Seiden-Cultur in Nieder-Österreich, dem Ritter v. Froi-devaux, von der Kaiserin Maria Theresia zur lebenslänglichen Benutzung angewiesen wurde. Jetzt wird von diesen Bäumen kein Gebrauch mehr gemacht.

Zu Hacking befindet sich eine Pfundsohlen- und Lederfabrik der Herren Hartnagel und Lederer.

Auf derselben Seite, aber noch weiter gegen Wien zu, liegt in einer höchst malerischen Gegend das Dorf

St. Veit. Es besteht dermalen aus 135 Häusern, und erkennt als Grundherrn das Erzbisthum von Wien, dessen erhabener Vorsteher auch Eigenthümer des Schlosses ist, welches so, wie die Kirche mit ihrem von Blech gedeckten Thurme, schon in der Ferne angenehm in's Auge fällt.

Die Anwesenheit der französischen Heere im Jahre 1809 bereitete dem Dorfe und dem Schlosse unsäglichen Schaden. Sie zerstörten was nicht fortzutragen war, ja ihr Muthwille und ihre Geldgierde grub sogar die bleiernen Röhren aus, welche das Wasser in den vormals so herrlichen Springbrunnen leiteten. Der damalige Fürst-Erzbischof ließ zwar im Jahre 1817 das Schloß mit einem Aufwande von mehren tausend Gulden herstellen, allein dem Garten vermochte er, der zu beträchtlichen Kosten wegen, seine vormaligen Zierden nicht mehr zu geben.

Unter-St. Veit, gewöhnlich auch das Neudörfel genannt, liegt eine Viertelstunde von seiner Mutterkirche entfernt, unweit Hietzing, und hart an der Straße. Dieses Dörflein ist eine Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts; denn seit dem Jahre 1803 entstanden auf dem Platze, der auf 100 Häuser bemessen ist, bereits 33, die von 210 Personen bewohnt werden, worunter die meisten Handwerker sind, oder andere Handthierungen treiben.

Gerade St. Veit gegenüber, am linken Wien-Ufer, liegt Baumgarten. Es genießt einer gesunden, guten Lage, und besteht aus 54 Nummern, wovon die letztern vor ungefähr 30 Jahren erbaut wurden; seit dieser Zeit scheint ihre Anzahl gleichsam geschlossen. Nebst diesen befindet sich hier noch eine Kirche, welche als eine Filiale von Penzing später zur Localie erhoben wurde, und auch am Ende des Ortes ein Schloß, welches vormals dem verstorbenen Feldmarschall Hadik gehörte, und jetzt ein Eigenthum der Witwe des Grafen Franz Esterhazy ist. In dem dabei befindlichen großen und herrlichen Parke, wo man die überraschende Aussicht nach St. Veit und Hacking genießt, entspringt eine Quelle, die nebst einem Arme der Wien sich in mannigfaltigen Krümmungen hindurch schlängelt, einige dicht bewachsene Inseln bildet, und selbst zu einer Cascade benutzt wird.

Der Hauptnahrungszweig der hiesigen Einwohner, deren Anzahl sich auf 448 beläuft, und die alle zur katholischen Religion sich bekennen, ist der Weinbau, wobei jedoch der Milchhandel keinesweges außer Acht zu lassen ist, weil seit mehren Jahren viele Weingärten ausgehauen, und zu Äckern und Wiesen verwendet wurden, was für den ziemlich zahlreichen Viehstand, auf welchen die Ein-

wohner jetzt mehr als sonst ihr Augenmerk richten, besonders vortheilhaft wird.

Der Ort selbst ist unter zwei Herrschaften getheilt, wovon etwas mehr als die Hälfte (Baumgarten obern Guts) dem k. k. Waldamte unterthänig; das übrige aber (Baumgarten untern Guts), einst ein Eigenthum des Benedictiner-Stiftes Barenbach in Bayern, gegenwärtig dem Eigenthümer der Herrschaft Hetzendorf, und Großhändler, Herrn von Bärenklau, zuständig ist. Einer alten Sage zufolge soll ehemals Baumgarten in Rücksicht der Herrschaft ungetheilt gewesen, und erst als es ein Erbtheil zweier Brüder wurde, von denen der Eine in besagtes Kloster Barenbach oder Vormbach ging, getheilt worden seyn.

Übrigens befindet sich hier weder eine Fabrik, noch sonst ein bemerkenswerthes Gebäude, das Gasthaus zur schönen Aussicht ausgenommen, welches, wiewohl gegen früher ziemlich verwahrlost, dennoch sonntäglich, mit Recht, eine große Anzahl Wagen, mit lebensfrohen Wienern gefüllt, hinaus lockt, wo dann gesungen, getanzt und gejubelt wird.

Mitten im Dorfe steht die uralte gothische Kirche der heiligen Anna, über deren Eingang sich ein in

Stein gehauenes Bildniß dieſer Heiligen, mit der Jahreszahl 1511 und dem Namen Ponkraz Hoenber, befindet. Dieſes Bildniß der heil. Anna ſtand vorher in der Kirche, und der Stein mit Jahrzahl und Namen ſcheint ein Grabſtein zu ſeyn, der einſt die Gebeine des genannten Verſtorbenen, vielleicht des Stifters dieſer Kirche, bedeckte, wenn ſie nicht noch früher erbaut ward.

Kahlenberg,

(der), auch Josephsberg, liegt ungefähr eine ſtarke Stunde außer den Linien Wiens. Es führen zwei Wege dahin: einer über Döbling und Grinzing; der andere über Nußdorf und das Kahlenberger-Dörfel, wird gewöhnlich gefahren, von dort aber macht man den weitern Weg zu Fuße. Von Grinzing aus iſt dieſer Weg der angenehmere, aber auch der weitere; er führt durch Weinhügel und Wieſengründe allmählig bis zu dem eigentlichen Kahlenberg hinauf. Dieſen Weg kann man auch zu Pferde, oder in einem leichten Wagen machen. — Von dem Kahlenberger-Dörfel an hat man die Wahl zwiſchen zwei Fußſteigen; der eine führt hinter dem Dorfe links, durch Felder und Weinberge ziemlich ſachte in einer kleinen Stunde ebenfalls auf den Kahlenberg; der andere hebt ſich vorwärts außer

dem Dorfe sogleich steil aufwärts nach dem so genannten Leopoldsberge, welches die äußerste hohe Spitze (im gemeinen Dialecte: die Nase) des ganzen Gebirgsrückens gegen die Donau ist.

Dieser steile Fußpfad war ehedem nur mit äußerster Mühe, und sogar mit einiger Gefahr hinan zu klimmen. Seit dem sich aber der Fürst de Ligne auf dem Kahlenberg angesiedelt hatte, besteigt man ihn viel bequemer. Dieser Fürst ließ unten beim Anfang dieses Weges eine Säule mit der Inschrift setzen: Chemin de mon refuge. (Weg zu meiner Einsiedelei.) Den Fußsteig selbst ließ er reinigen, ebnen und befestigen, ließ ihn breiter machen, und im Zickzack bis zum Gipfel des Berges führen; auch ließ er bei den Wendungen und Abschnitten des Zickzacks Ruhebänke für die Emporsteigenden anlegen. Die üble Witterung des Winters und der grobe Muthwille des Pöbels haben zwar mehr als Einmal den Weg, die Säule und die Ruhebänke beschädigt, aber Fürst de Ligne hat es immer wieder ausbessern lassen.

Dieser zwar steilere Weg ist indessen der kürzeste und interessanteste; fast bei jeder Wendung desselben genießt man einer neuen Aussicht; auf der ersten Ruhebank übersieht man die ungeheure Fläche des Marchfeldes mit seinen unermeßlichen Kornfeldern und den

vielen Dörfern, die wie Inseln in einer wallenden See liegen. Wenn man noch etwas höher gestiegen ist, über die Hälfte des Berges, erblickt man über dem vorstehenden Hügel die Spitze des Stephansthurmes, und dann allmälig einen Theil der Stadt nach dem andern. Ist man noch etwas höher gestiegen, so übersieht man die vielfachen Arme und Krümmungen der glänzenden Donau wischen den buschigen Inseln. Wie man sich endlich dem Gipfel des Berges nähert, wird die Aussicht immer weiter, reicher und überraschender.

Übrigens ist diese Seite des Berges gänzlich unfruchtbar; Disteln, Dornhecken, einige Beerensträuche und verkrüppelte Bäumchen sind alles, was aus diesem steinigen und mit Steinen übersäeten Grunde empor keimt.

Der Kahlenberg hieß bei den Römern Mons Cetius, später auch Montes Comageni, und machte die Grenze zwischen Noricum und Pannonien. Warum er gegenwärtig der Kahlenberg heißt, ob von dem Dorfe Kalen, welches an seinem Fuße gelegen haben, und von der Donau weggeschwemmt worden seyn soll, oder weil er einst ganz kahl und unfruchtbar, und es vielleicht mehr war, als es noch jetzt diese äußere Seite von ihm ist: dieses aufzufinden möchte eben so schwer als unnütz seyn. Genug, er ist das nemliche Gebirge, welches sich in einer

Kette, wiewohl unter verschiedenem Namen, hier vom Ufer der Donau bis an das Ufer der Save in Krain erstreckt.

Der gegen die Donau liegende, äußerste höchste Gipfel dieses Gebirges heißt seit dem Jahre 1101 der Leopoldsberg, weil der österreichische Markgraf Leopold der Vierte seine Residenz hier anlegte, da seine Vorfahren bis dahin in Mölk gewohnt hatten. Die von ihm erbaute Burg kam mit dem Verlaufe der Zeit in großen Verfall, besonders seit dem sie aufgehört hatte, die Residenz der Beherrscher Österreichs zu seyn. Im Jahre 1679 baute Kaiser Leopold der Erste in diesem alten Schlosse eine neue Capelle. Beide wurden im Jahre 1683 von den Türken verwüstet, jedoch fing Kaiser Leopold im Jahre 1693 auf eben diesem Platze den Bau einer neuen Kirche an, und Carl der Sechste vollendete sie im Jahre 1730, so wie sie noch gegenwärtig existirt.

Auf dem Platze vor dieser Kirche hat man die überraschendste und vielleicht die ausgedehnteste Aussicht von ganz Nieder-Österreich; die ungeheuere Hauptstadt liegt gleichsam am Fuße des Berges wie ein großes Bild aufgerollt, die ganze Provinz wie auf einer Landkarte ausgebreitet; links sieht man die Donau aufwärts, wie sie aus sanften Bergen hervor wallt, und sachte am Rande des Berges vorbei gleitet; die größten Schiffe erscheinen

wie kleine Nachen, und die dabei arbeitenden Menſchen und Pferde ſind kaum merkbare Figürchen. Gerade vor ſich hin ſieht man bis an die böhmiſchen und mähriſchen Gebirge; rechts folgt man dem Silberſtreifen des Iſters nach dem benachbarten Ungarn, wo man mit dem einfachſten Fernglaſe das Schloß von Preßburg leicht unterſcheidet.

Dieſe herrliche Ausſicht belohnt in der That die kleine Mühe reichlich, mit welcher man den Weg beſteigt; es hält den meiſten Beſuchenden ſchwer, ſich von derſelben wieder loszureißen. Man ſteht hier ungefähr 150 Klafter über die Fläche der Donau erhoben.

Der Fürſt de Ligne hat hier ein Haus an ſich gekauft, worauf die auf ſeinen Familien-Namen anſpielende Deviſe ſteht:

Quo res cumque cadant, semper
stat Linea recta!

Auch hat er nicht ferne davon einen angenehmen Fußſteig, nach der Seite von Kloſterneuburg, anlegen laſſen.

Das Stift Kloſterneuburg hat unter Kaiſer Joſeph dem Zweiten dieſen Berg, die Kirche und die wenigen Gebäude als Eigenthum an ſich gebracht; im Jahre 1798 wurde die bis dahin geſchloſſene Kirche wie-

der eröffnet, und ihre ehemalige Inſchrift erneuert. Sie iſt folgende:

Haec Ecclesia S. Leopoldi Austriae Marchionis et Patroni honoribus Sacra, Ejusdem olim Principis aulae contigua, tum et iniquitate temporum et Turcarum impietate diruta, munifica dein pietate Leopoldi I. et Caroli VI. patris et filii Imp. restaurata et ampliata MDCCXXX.

In jeder Jahreszeit iſt hier auch ein Traiteur, wo ſich die Beſuchenden ein Mittagsmal können bereiten laſſen.

Wenn man vom Leopoldsberge nach dem jetzt eigentlich ſo genannten Kahlenberge wandern will, wendet man ſich weſtwärts.

In einem lieblichen Walde von Buchen und Tannen kommt man, durch eine kleine Vertiefung, über eine bunte Wieſe und auf einem angenehmen Wege, in Zeit von einer halben Stunde gemächlich dahin.

Im Jahre 1626 wurde hier ein Camaldulenſer Kloſter geſtiftet. Nach der Verfaſſung dieſes Ordens hatte jeder Mitbruder ein eigenes abgeſondertes Häuschen ſammt einem kleinen Garten; die Kirche und das Refectorium waren gemeinſchaftlich. Kaiſer Joſeph der Zweite hob im Jahre 1782 dieſe Mönche auf, und verkaufte die Gründe und Häuſer an Privatleute, machte aber die

Kirche zu einer Pfarrkirche. So hat dieſe Anſtalt ſich in eine Art von Dorf verwandelt, das aus 22 Hausnummern beſteht.

Fürſt de Ligne, welcher im Jahre 1814 ſtarb, und faſt von Allen, damals auf dem Congreſſe anweſenden, Höchſten und Hohen zu Grabe begleitet wurde, liegt hier begraben.

Gegenwärtig hat der erlauchte Freund und Verſchönerer herrlicher Naturanlagen, Fürſt von Lichtenſtein, dieſe Bergkette theils gekauft, theils gepachtet und ſeiner beſondern Obſorge gewürdigt. Mehre Bauten, durchgängig die Spuren gefälliger Neuheit und erfinderiſcher Empfänglichkeit an ſich tragend, contraſtiren recht ſchön mit den Denkmälern der Vergangenheit und des Alterthums.

Die Ausſicht auf dem Kahlenberge iſt beinahe ganz die nemliche wie vom Leopoldsberge, nur die linke Seite gegen die Donau aufwärts ausgenommen, welche von dieſem Berge ſelbſt verſtellt wird. Der vortheilhafteſte Standpunct zu dieſer Ausſicht iſt auf dem vorderſten Rande des Berges, neben und in den Häuſern des Fürſten de Ligne, beſonders aus ſeinem gläſernen Pavillon, dem er den Namen Bel oeil gegeben hat. Auch aus den Fenſtern des Traiteurs, bei welchem man gut ſpeiſen kann, iſt der Proſpect weit und ſchön.

Den Rückweg vom Kahlenberge nimmt man gewöhnlich geradezu nach dem Kahlenberger-Dörfel, einem kleinen aber alten Orte am Ausgange des Bergthales, wodurch der Leopoldsberg vom Josephsberge geschieden ist, mit einer eigenen Pfarre.

Die im alten Style gebaute, mit weißem Bleche gedeckte Pfarrkirche ehrte ehemals den heiligen Johann den Täufer als Patron, gegenwärtig aber ist sie dem heiligen Georg gewidmet. Das Dorf besteht aus 26 Nummern. In der Gegend wächst vortrefflicher Wein.

In der Geschichte spielt es keine der unbedeutendsten Rollen. Das Jahr 1809 war für dasselbe ein Schreckensjahr.

Im vierzehnten Jahrhunderte trieb hier der bekannte Wigand von Theben, Kaisers Albert I. lustiger Tischfreund, sein närrisches Wesen. Die Sage hat seine Späße theilweise auf uns kommen lassen. — Vor einiger Zeit machte die Einziehung des hiesigen Wirthes, der sich mörderischer Anschläge bezeihen ließ, Aufsehen.

Kalksburg.

Liegt zwei Stunden von Wien am Liesingbache, da, wo sich ein schmales Thal in das nahe Gebirge, der Wienerwald genannt, hinein zieht. Noch sieht man

auf einem Berge die Ruinen eines längſt verfallenen Schloſſes, Kahlsburg, Kalksburg, Cololochesberg genannt, von dem ſich ſchon im zwölften Jahrhunderte ein adeliges Geſchlecht den Beinamen gab.

Herr Franz Edler von Mack, k. k. Hof- und Kammer-Juwelier, brachte Kalksburg mit der Herrſchaft Mauer 1778 käuflich an ſich.

Dieſen Mann nennen, heißt ihn loben; und erzählen, daß er Beſitzer von Kalksburg iſt, eben ſo viel, als ſagen, daß Glück und Freude, Frömmigkeit und Segen ſich dort gelagert haben. Er, der durch Fleiß und anſpruchloſe Redlichkeit das Zutrauen der Herrſcherfamilie und der erſten Diener des Staates, und durch Gottes Segen in großen Unternehmungen ſich ein bedeutendes Vermögen erwarb, verwendete es mit ſeltener Milde zum Wohle ſeiner Unterthanen.

Vergnügen muß es für einen jeweiligen Seelſorger ſeyn, ſeinen Gottesdienſt in einer Kirche halten zu können, die als Dorfkirche keine ihres Gleichen in Öſterreich hat, ein bleibendes Denkmal der Gottesfurcht ihres Erbauers, Franz Edlen von Mack, iſt, und daher wohl eine nähere Beſchreibung verdient. Er ließ die vorhin beſtandene kleine und baufällige Kirche abtragen, und mit einem Koſtenaufwande, den man über

130,000 fl. schätzte, durch den Baumeister Johann Zobel ein von außen und innen prachtvolles Gotteshaus herstellen, das ganz leicht die Pfarrgemeinde, aus 305 Menschen bestehend, die in 42 Häusern wohnen, in sich faßt. Über 24 breite steinerne Stufen steigt man zu diesem Heiligthume hinan; das Kirchendach und der Thurm sind mit Kupfer gedeckt, letzterer mit sechs Glocken und einer Uhr geziert, auch mit einer Inschrift auf einer Marmorplatte versehen, die mit folgenden Worten schließt:

Soli Deo ter Optimo Maximo sub Patrocinio S. Petri ad vincula dicatum. 1801.

Das Innere der Kirche athmet den reinsten Geschmack; Pracht ohne Überladung. 28 schöne, grau marmorirte, hell geschliffene Pilaster zieren die Wände. Die drei Kuppeln, von Joseph Keller gemalt, und besonders die mittlere, das Gericht vorstellend, ergreifen auf den ersten Anblick jeden Beobachter.

Auf dem Hochaltar wird der heilige Petrus in Ketten, wie ihn der Engel davon befreit, vorgestellt. Dieß Blatt ist von der Meisterhand des Herrn Professors Maurer. Die zwei Blätter der Seitenaltäre stellen den heiligen Franz und die heilige Helena vor; die zwei kleinern Kunstwerke des gedachten Herrn Professors, womit er die Kirche beschenkte, stellen die Mutter Got-

tes und die heilige Anna dar. Nebst diesen hängen noch drei schöne Bilder des heiligen Johann von Nepomuk, Cyrus und Leonhard an den Wänden, letzteres von Anton Sprung gemalt. Der Tabernakel ist mit alabasternen Säulen umgeben. Die sehenswürdige Kanzel, die große Orgel und der Taufstein aus Marmor vollenden den herrlichen Eindruck des Ganzen. Der wohlthätige Erbauer stattete über dieß sein Werk noch mit neuen Paramenten und den heiligen Geräthschaften aus, die zum Theile sogar kostspielig und prächtig sind.

Das herrschaftliche Schloß ist mit der Kirche durch einen Schwibbogen verbunden. Der größere Theil ist ein angenehmer Park, durch dessen mannigfaltige Schönheiten man ohne Ermüdung aus dem Thale bis zum Gipfel des Berges gelangt. Man findet darin ein altes Gebäude: Mon Perou, einst der Fürstin Trautsohn gehörig, neu umgestaltet von dem spätern Besitzer.

Mitten in einem Teiche ragt das so genannte Monument hervor, ein frommes Denkmal kindlicher Liebe, das die drei Söhne des Herrn von Mack ihrem verehrten Älternpaare Franz und Helena setzen ließen. Der Künstler Fr. Kähsmann verfertigte es. Nebst

andern, gewöhnlich in Parken angebrachten, Parthien findet sich unter einem Kalkfelsen ein einfaches Grabmal der Erzherzogin Maria Christina.

Der kleinere Garten enthält sehenswürdige Gebäude. Alles ist niedlich, schön, geschmackvoll geordnet, und Denkmale an Personen, die der ganzen Welt theuer waren, sprechen den Wanderer an.

Durch die Waldmauth kommt man in ein herrliches Thal, welches von dem geraden Wege durchschnitten wird. Rechts läuft der Weg zwischen Kalköfen und Berghängen bis an die Mauer des Thiergartens.

Auf dem letztgenannten Pfade gelangt man in Kurzem zum Friedhofe mit einer Capelle, deren Windfahne ein Kindergerippe bildet. Hier befindet sich von Mack's Familiengruft, die er sich, seines Endes wohl eingedenk, selbst errichten ließ. Der Leichenstein gibt uns Kunde, daß Franz Edler von Mack 1730 geboren und 1805 gestorben sei.

Wenn man auf der oben zuerst erwähnten Straße zwischen echo-reichen Abstufungen der Berge fortgeht, gelangt man an einer halb verwitterten Denksäule mit der Jahreszahl 1770 und an einem Marienbilde im Busen einer alten Kerneiche vorüber, zu einem Wirthshause, der rothe Stadl genannt. Die Thalgegend ist hier

ungemein reizend. Von hier aus verliert ſich die Straße nach Breitenfurt und Laab.

Breitenfurt iſt ein Walddorf im Forſte Reichliesing bei Laab, wovon es etwa eine halbe Stunde entfernt iſt.

Die Kirche iſt im Innern mit Gypsmarmor überzogen, und mit Säulen verziert; ſie hat drei Altäre. Das Hochaltarblatt ſtellt den heiligen Johann von Nepomuk vor. Der Seitenaltar rechts hat das Bild Mariä Verkündigung und ein Bild des heiligen Aloys; der linke das Kreuz als Hauptbild, und einen Franz Xaver.

Breitenfurt zählt gegenwärtig 377 Seelen. Nebſt dem ſind zu Breitenfurt noch folgende Filialen geſchlagen worden, die ehedem entweder nach Laab, oder nach Burkersdorf eingepfarrt waren; nemlich Hochrotherd mit 151, Höniggraben mit 54, und Wolfsgraben mit 258 Seelen. Es kommt hier zu bemerken, daß die Häuſer dieſer Orte zerſtreut und im Gebirge liegen, welches die Seelſorge in der That beſchwerlich macht.

Laab, einſtens Loup, iſt ebenfalls ein Dorf im ſo genannten Wienerwalde.

Die erſte hier befindliche Kirche zum heiligen Colomanus iſt wahrſcheinlich älter als der Ort ſelbſt. Die

Pfarrkirche stand ehemals auf dem so genannten Kirchberge, jetzt ist sie nah' am Schlosse erbaut worden, wodurch sie aber wenig gewann.

Laab zählt 68 Häuser, und sammt den zugetheilten 68 Waldhütten, 404 Seelen.

Die Einwohner nähren sich größten Theils vom Holzverschleiße. Einmal scheint in der Gegend ein Eremit gehaust zu haben; auch soll eine Mineral-Quelle hier gewesen seyn.

Seitwärts vom Wirthshause in Kalksburg führt ein nordöstlich laufender, schlechter Fahrweg über einen ziemlich abschüssigen Berg nach der Mauer, und von da nach Wien zurück.

Die Mauer ist nemlich ein Dorf unfern der Mauer des Thiergartens.

Österreichs Fürsten aus dem Hause Babenberg vergnügten sich nemlich oft in dieser Gegend mit der Jagd. Entfernt von den Burgen ihres gewöhnlichen Aufenthaltes, bauten sie sich Jagdschlösser, zu welchen sie durch Ausrottung eines Theiles des Forstes erst Platz gewinnen mußten. So entstand zuerst das Schloß im Gereut, auch Mower, Mauer genannt (welchen zweiten Namen Einige von der, dieses Schloß umgebenden Mauer herleiten), ohne daß der Name des Erbauers auf

unsere Zeiten kam. Der fromme Sinn der Fürsten errichtete neben dem Schlosse eine Capelle; der sie begleitende Caplan verrichtete dort bei ihrer Anwesenheit den Gottesdienst; nach und nach siedelten sich Bewohner in der Nähe des Jagdschlosses an, und bildeten endlich eine eigene Gemeinde.

Mauer liegt erhaben, ist gleichsam die Vormauer des cetischen Gebirges, aus dem reine stärkende Luft und vortreffliches Wasser strömt. Der Rücken des Gebirges trägt einen Wein, der, 30 Jahre alt, dem edelsten Rheinwein an Güte gleich gehalten wird.

Der Handel mit diesem, wie mit Obst und Milch, ernährt die Einwohner. Dem Freunde der schönen Natur bieten sich, hier eigene Freuden dar; er findet zwei Mineral-Quellen, eine in dem Garten des Magistrats-Rathes v. Kienast, die andere an der untern Caserne. (Beide sind durch Herrn Professor Kranz bekannt gemacht worden.)

Am Ende des Dorfes sind zwei Casernen, die obere, und die untere; letztere war einst die Residenz der Herrschaft, ohne daß die Zeit der ersten Erbauung angegeben werden kann. Viel glücklicher ist in dieser Hinsicht die obere, weil sie auf dem Platze sich befindet, auf dem zuerst Otto Heym von Neuburg sich ein Schloß am Ende des zwölften Jahrhunderts baute, das, mehrmal

zerstört, wieder erneuert wurde. Zu seiner, dem Andenken des heiligen Apostel Andreas geweihten, Capelle soll er Manches gestiftet haben.

Das Dorf durchwandelnd, zeigt sich Nr. 114 der alte Freisingerhof, so genannt, weil ihn als ödes Gebäude einer der Pfand-Inhaber der Herrschaft, Ritter Helfried von Meckau, 1527 dem Bischofe von Freisingen überließ. Gegenüber steht die 1750 von dem Freiherrn Gottlieb von Engelshofen neu erbaute Capelle und Statue des heiligen Johann von Nepomuk.

Früher hatte Sebastian Cichiny schon für eine gesorgt, die aber die Zeit und der neue Bau zerstörte. Mehre Schritte weiter finden wir das Haus Nr. 117, einst das Jagdschloß der Babenberger, und in geringer Entfernung die Pfarrkirche, zur Ehre des heiligen Erhard geweiht. Das Gebäude stammt zum Theile aus den Zeiten der Babenberger; das Presbyterium nemlich ist noch die alte Capelle, in der Österreichs Fürsten ihrer Andacht pflegten. Die Bauart beurkundet ihr Entstehen aus dem eilften Jahrhunderte. Die Sage berichtet, die Capelle sei schon in den ältesten Zeiten mit Wiesen, Weingärten und einer Mühle zu Atzgersdorf gestiftet gewesen. Die fernere Geschichte dieses Erbauungsortes ist in Dun-

kel gehüllt; nur vom Jahre 1414 wissen wir, daß der Beneficiant von Sanct Andreas alle Freitage gehalten war, die heilige Messe bei Sanct Erhard zu lesen.

Die Kirche Sanct Erhard hat außer dem Hochaltare noch zwei Seitenaltäre, des heiligen Aloys und des heil. Johann von Nepomuk.

Auf dem Berge hinter dem Dorfe genießt man einer herrlichen Aussicht in die Thäler und auf die Bergspitzen des Wienerwaldes.

Eine halbe Stunde östlich von Kalksburg, auf dem andern Ufer des Liesingbaches, liegt das Dorf Rodaun oder Radaun.

Auf einer sanften Anhöhe des daran stoßenden Hügels, eines der unzähligen Vorhügel der cetischen Gebirgskette, befindet sich das Schloß des jeweiligen Besitzers dieser Herrschaft, die Kirche, die Wohnung des Seelsorgers und die Schule.

Zur Herrschaft gehört nicht nur das Dorf selbst, sondern auch die von Atzgersdorf abhängende Filiale Siebenhirten, mit der daran stoßenden Engelsmühle (vulgo Teufelsmühle). Auch über den nahen Schellenhof erstreckte sich ehemals diese Herrschaft, welcher erst seit wenigen Jahren durch seine Trennung von derselben Dominical geworden ist. Das schöne Schloß

bietet seine Aussicht bis nach Wien dar. Es zählt bei 30 größere und kleinere Wohnungen, und hat eine sehr bequeme Haus-Capelle zu den heiligen Aposteln Philipp und Jacob, mit zwei über einander gebauten Oratorien.

Der Ort selbst enthält, nach der neuesten Zählung, in 95 Häusern 523 Einwohner, deren hauptsächlicher Nahrungszweig der Milchhandel nach Wien und der Weinbau ist. In der Mitte der langen Ortgasse sieht man ein Gebäude mit einem alten steinernen Thurme, das der Reisende ohne Zweifel für eine Kirche halten würde. Es ist aber nichts anders, als das Gemeindehaus mit seinem Thurme, in welchem zum Gebete geläutet wurde, ehe noch der Ort seine Kirche hatte. Aber nicht mit Stillschweigen dürfen wir eine Naturmerkwürdigkeit übergehen, welche die Zahl der Ortseinwohner während des Sommers ansehnlich vermehrt; wir meinen das Bad daselbst. Zwar konnten wir über das frühere Daseyn desselben nichts anders erfahren, als daß es seit undenklichen Zeiten vorhanden gewesen. Es befindet sich am Liesingbache im letzten Hause Nr. 7, gegen Kalksburg, dient zur Herrschaft, die es ehemals besessen hat, und gehört dem jedesmaligen Eigenthümer jenes Hauses, gegenwärtig der Freyin Gudenus, gebornen Gräfin Festetits. Das

Bad ist kalt, und enthält Schwefel und Eisentheile. Die einst im Badhause befindliche Capelle zur heiligen Anna ist nicht mehr.

Das Badehaus ist bequem eingerichtet, und in Verbindung mit einem Traiteur-Hause, hinter welchem ein angenehm beschatteter Spazierplatz mit einer großen Baum-Allee und mehren Tischen und Bänken angelegt ist. Von diesem Platze zieht sich ein Spaziergang in mehren sanften Krümmungen durch regelmäßig angelegte Gänge und Gebüsche über den nahen Berg hinauf, und auf der obersten Terrasse sind bequeme Ruheplätze, die eine reizende Aussicht, von einer Seite in die große Ebene, ja selbst auf Wien (welchem auch das Schloß von Rodaun recht freundlich sichtbar ist), von der andern in das waldige Gebirge gewähren.

Auf der Spitze der nahen Viehtrift (vordem Germberg) erblickt man den entzückenden Thalweg in der Tiefe, welcher nach Kaltenleutgeben führt, und den gegenüber liegenden, Berchtholdsdorf verdeckenden Gais- oder Leonhardsberg.

Kaltenleutgeben ist ein dem k. k. Waldamte gehöriges Dorf, in einem schönen, durch die vielen Kalköfen belebten Thale, mit einer Kirche des heiligen Apostels Jacobs des Größern. Es hat 74 Häuser, deren je-

des beinahe abgesondert vom folgenden liegt, und 572 Bewohner, die größten Theils Kalkbauern und Holzhauer sind, nebstbei auch mit Pferden handeln, und daher ziemlich wohlhabend seyn mögen. An dem kleinen vorüberfließenden Bache liegen drei Mahl- und eine Sägemühle.

Schon im siebzehnten Jahrhunderte hatten die hiesigen Bauern, die der eigentliche Nahrungszweig des Kalkbrennens in diese einsame Gegend gelockt hatte, am Fuße jenes Berges, auf welchem gegenwärtig ihre Pfarrkirche prangt, eine noch jetzt stehende kleine Capelle zu Ehren des heiligen Jacobs errichtet, die eine Votiv-Capelle aus dem Jahre 1662 zu seyn scheint. Sie bildet ein Quadrat, ist in der Höhe gewölbt, und mit eckigem Kies in ihrem Innern ganz belegt, so daß sie an eine Grotte erinnert. In einer Nische steht der heilige Jacob als Pilger, aus Stein.

Die mancherlei Pestunfälle, die sich damals in Österreich ereigneten, mögen die kleine Gemeinde veranlaßt haben, auf dem Berge, an dessen Fuße ihre Jacobs-Capelle stand, eine größere Kirche zu erbauen, und sie eben diesem Heiligen zu widmen.

Ihr Erbauer soll, einer bestehenden Volkssage zur Folge, ein gewisser Jacob von Deckl, k.k. Baumeister, gewesen seyn, dessen Bildniß noch gegenwärtig im Pfarr-

hofe aufbewahrt wird, und welchen ebenfalls herrschende Pestseuchen zu diesem heiligen Werke bestimmten.

Die Kirche, zu der gegenwärtig von der alten Jacobs-Capelle an eine bequeme doppelte Stiege von 41 steinernen Stufen, und mit Mauern eingefaßt, über den Berg hinauf führt, ist niedlich und schön, und im neuern Geschmacke erbaut. Im Innern stehen rings um die Mauern Pilaster von römischer Ordnung mit ihrem Gebälke; das Gewölbe läuft in der fast quadratischen Kirche beinahe in eine Kuppel zusammen, macht einen äußerst lieblichen Eindruck, und gibt dem ganzen Gebäude eine ehrwürdige Höhe. Sie hat drei Altäre, alle von Marmor, einfach und schön. Den Hochaltar ziert das Bild des heiligen Jacob, als Pilger gekleidet, mit der Kriegsfahne in der Hand, zu Pferde die Mauren besiegend.

Über dem Tabernakel, der aus schwärzlichem Marmor gehauen ist, befindet sich in einem vergoldeten Kasten die von Holz geschnitzte kleine Statue der heiligen Jungfrau Maria von Altenötting. Die Säulen und Stufen dieses Altars sind aus dem hier gebrochenen Marmor verfertigt, dessen lichtbraune und weißgefleckte Schattirung sich angenehm darstellt. Die beiden Seitenaltäre zeigen die Bilder der heiligen Ältern Jesu und des heiligen Erzengels Michael.

Nicht weniger herrlich ist der Anblick der Kirche von Außen, wozu aber auch die Lage auf dem Berge, die Regelmäßigkeit des Baues, die mit Kupfer schön gedeckte Kuppel des Thurmes, dessen unterer Theil die kleine Sacristei hinter dem Hochaltare bildet, und endlich der sehr niedliche Pfarrhof, der, nur ein paar Schritte entfernt, bergan erbaut ist, recht Vieles beitragen.

Noch gehört zu den Merkwürdigkeiten des Ortes ein kleines Krankenspital, und mehre religiöse Denkmäler, die vom Eingange in dieses Thal bis zur Kirche in großer Anzahl vorhanden sind.

Die waldige Gegend hinter Kaltenleutgeben heißt: in der Sulz. Sie hat mit den Ansichten in Helvetiens Mittelgebirgen eine große Ähnlichkeit.

Kettenhof. (Siehe Ebersdorf.)

Klosterneuburg.

Eine Stadt und ein Stift, ungefähr dritthalb Stunden von Wien, liegt dicht an der Donau. Die Stadt ist alt, wird in die obere und untere eingetheilt, hat ungefähr 3000 Einwohner und einige alte Denkmäler aus der vaterländischen Geschichte, übrigens aber für den Fremden keine erheblichen Merkwürdigkeiten, außer allen-

falls den Schiffbauhof, wo von Zeit zu Zeit bewaffnete Fahrzeuge, die auf der Donau nöthig sind, gebaut werden. In den dortigen Magazinen sieht man einen Vorrath von Pontons und mancherlei Schiffsgeräthschaften, und in einigen Zimmern verschiedene Modelle von Kriegsfahrzeugen, wie auch die Flaggen aller seefahrenden Mächte. Auch liegt hier der Stab des Corps der Pontoniers, welche zu bestimmten Zeiten ihre Kriegsübungen auf der Donau machen.

Das Stift ist eine Canonie der regulirten lateranischen Chorherren des heiligen Augustin, und wurde ursprünglich im zwölften Jahrhunderte von dem heiligen Leopold, Markgrafen von Österreich, angelegt.

Es besteht eine alte Legende über den Ursprung dieses Stiftes, die zwar nicht historisch erweislich ist, da sie aber durch eine eigene Monstranze in der Stiftskirche vorgestellt wird, und sowohl im Stifte, als auf den meisten dazu gehörigen Gebäuden, Pfarrhöfen u. s. w. vielfältig gemalt ist, so läßt sie sich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Sie lautet folgender Maßen:

Markgraf Leopold der Vierte hatte seine Residenz noch auf dem Kahlenberge. Seine Gemalin Agnes sah eines Tages zum offenen Fenster hinaus; ein eben entstandener heftiger Wind riß ihr den Schleier vom Haupte

und trug ihn schnell durch die Lüfte fort: bis in die nahen Waldungen, wo sie ihn aus dem Gesichte verlor Ein paar Jahre nach diesem Vorfalle befand sich der Markgraf in dieser Waldung auf der Jagd. Plötzlich fingen seine Hunde ein lautes unausgesetztes Gebell an; er ritt demselben nach, und fand seine Hunde um einen Baum versammelt, worauf ein Schleier hing, den Leopold sogleich für denjenigen erkannte, der seiner Gemalin vom Winde war entführt worden. Da er ohnehin schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken umging, ein Kloster zu stiften, und nur über den zu wählenden Platz noch nicht mit sich einig war, so sah er dieses Ereigniß für einen Fingerzeig des Himmels an, sein Stift auf der nemlichen Stelle zu erbauen, wo er den Schleier seiner Agnes wieder gefunden hatte, welches denn auch geschah. So weit die Legende, welche an Carolina Pichler ihre Dichterin fand. Das Stift wurde gleich anfangs reichlich dotirt, und vermehrte in den folgenden Zeiten durch die gewöhnlichen Quellen der Geistlichen seine Einkünfte in dem Maße, daß es nun eines der reichsten in Österreich ist und über sechzig Chorherren hat, wovon jedoch Viele auf den ihm zugehörigen Pfarren ausgesetzt sind.

Am fünfzehnten November, als am Leopoldstage, wird alljährlich das Fest dieses Heiligen, als Stif-

ters und besondern Landespatrons von Österreich, in Klosterneuburg mit großer Feierlichkeit begangen. In den vorigen Zeiten ging der kaiserliche Hof selbst an diesem Tage alljährlich dahin, und mit ihm eine Menge von Hofleuten und andern Personen von Stand und Rang, auch von höhern Beamten und angesehenen Bürgern. Jedermann wurde gastfrei bewirthet. Auch vom gemeinen Volke fanden sich mehre Tausend Menschen ein, unter welche Brot, Fleisch, Wein und silberne Pfennige mit dem Bildnisse des heiligen Leopolds vertheilt wurden. Seit ungefähr vierzig Jahren geht der Hof nicht mehr dahin; die Zahl der übrigen vornehmern Gäste ist sehr gering; die Spende an das gemeine Volk ist wegen den vielen dabei vorgefallenen Unordnungen aufgehoben worden, und somit hat auch der große Zulauf von dieser Classe aufgehört.

Die Kirche ist alt, ziemlich groß, aber ohne besondere Merkwürdigkeit. Das Gemälde am Hochaltare ist von Schmiedt; an den acht marmornen Seitenaltären sind vier Altarblätter von Pellucio und vier von Strudel. — Neben der Kirche ist die Leopolds-Capelle, und bei derselben die Gruft, worin die Grabstätten des heiligen Leopold, seiner Gemalin Agnes und einiger ihrer Kinder sind. Am Leopoldstage werden die

Gebeine dieſes Heiligen jedes Mal in die Kirche übertragen, und dort mit vieler Pracht der öffentlichen Verehrung ausgeſetzt.

In der Schatzkammer befinden ſich mancherlei Stücke von Kirchenſchätzen, unter denen die merkwürdigeren ſind: eine Monſtranze in Form einer Hollunderſtaude, um welche ſich ein Schleier wickelt, als Anſpielung auf den verlornen Schleier der Markgräfin Agnes, welcher den Bau des Stiftes veranlaßt hat; ferner einige ſehr alte Kelche, und ein neuerer aus Waſchgold aus der Donau verfertigt.

Hier wird auch der öſterreichiſche Erzherzogshut aufbewahrt, welchen der Erzherzog Maximilian, Hochmeiſter des deutſchen Ordens, im Jahre 1616 hierher geopfert hat, und der ſeitdem bei der Erbhuldigung eines neuen Landesherrn jederzeit nach Wien geführt und dort dem neuen Regenten bei dem Huldigungs-Acte vorgetragen wird.

Das Stiftsgebäude iſt ſehr alt und unregelmäßig. Daher entſchloß ſich der Propſt Erneſt, dasſelbe gänzlich neu aufzubauen, welcher Bau auch im Jahre 1730 angefangen wurde. Der Plan dazu war groß und prächtig, vermuthlich gar zu prächtig, um ihn ausführen zu können. Der Bau gerieth ins Stocken, wurde zu keiner

Zeit weiter fortgeführt, und somit steht dieses so genannte Neugebäu unvollendet da, wird auch schwerlich jemals mehr vollendet werden. In diesem neuen Gebäude sind die Kaiserzimmer, das heißt, einige leere und ziemlich hübsch eingerichtete Zimmer, zur Wohnung für Personen vom regierenden Hause, wenn solche in das Stift kommen und daselbst übernachten wollten, wie es ehedem beim Leopoldsfeste geschah. Ferner die Zimmer des Prälaten und einiger wenigen Stiftsherren.

Vorne an dem Gebäude stehen zwei große Flügel, auf deren beiden Giebeln eine Kaiserkrone und ein Herzogshut angebracht sind; in diese kann man von innen hinauf steigen, und befindet sich daselbst in einer Art von Pavillon, der sechs bis acht Personen in sich faßt, und von welchen man eine sehr schöne Aussicht auf die nahe Donau und die benachbarten Gegenden hat, eine Aussicht, welche überhaupt die ganze Seite des Stiftes gegen die Donau hin gewährt.

Das Stift hat eine Bibliothek von ungefähr 25,000 Bänden, eine Sammlung von 400 alten Handschriften, von 200 Bänden aus den ersten Zeiten der Buchdruckerei, und manche schätzbare Werke im historischen, diplomatischen und kritischen Fache, wie auch im Fache der schönen Wissenschaften. Auch eine kleine Sammlung von

Naturalien, von ausgestopften Vögeln und Münzen befindet sich hier.

Noch eine Merkwürdigkeit in diesem Stifte sind die ungeheuern, gut und fest angelegten Weinkeller, deren dasselbe bedarf, da es sowohl an eigenem Gewächse, als besonders aus ungemein reichen Zehenden alljährlich ein außerordentliches Quantum bezieht. Diese Keller sind dreifach über einander, doch ist in denuntersten noch niemals ein Wein gelegt worden. Es befindet sich hier ein Faß, welches 999 Eimer hält; auch werden die Weine überhaupt sehr ordentlich, reinlich und wirthschaftlich gepflegt.

Ein bequemer Gesellschaftswagen fährt täglich nach Klosterneuburg. Gasthäuser findet man mehre. Am besten bedient wird man beim Schiff am Platze.

Die hiesige Zucker-Raffinerie ist schon vor mehren Jahren eingegangen.

Gegen Klosterneuburg gerade über, am linken Donau-Ufer, liegt die Stadt Korneuburg, der Sitz des Kreisamtes für das Viertel unter dem Manhardsberge (V. U. M. B). Der Markt dieser Stadt ist sehr freundlich. Sie hat 1858 Einwohner, eine Haupt-Industrie- und Pionier-Schule. Unter den Babenbergern machte sie einen Theil von Klosterneuburg aus, war stark befestigt und trotzte mancher Belagerung.

Lainz. (Siehe Schönbrunn.)

Laxenburg.

Ein Markt, südöstlich von der Hauptstadt, ist eine Poststation von derselben entfernt, welchen Weg man aber mit guten Pferden in Zeit von drei Viertelstunden machen kann. Die ganze Straße dahin ist von der Linie an mit einer Allee von Linden und Ruſten besetzt, die schon unter Kaiser Leopold dem Ersten gepflanzt wurde. Eine andere Straße, welche von Schönbrunn dahin führt, hat ebenfalls eine Allee von wilden Kastanienbäumen, und diese wurde im Jahre 1741 unter Maria Theresia gesetzt.

Der Ort hat eine Pfarrkirche zum heiligen Kreuz, zählt, ohne die Hofgebäude, 92 Häuser und 752 Einwohner, und gehört erst seit wenigen Jahren unter die k. k. Familien-Herrschaften. Der Ort hat ein freundliches Ansehen, viele ganz ordentliche Häuser, auch ein paar schöne große herrschaftliche Sommer-Palläste. Eigentlich sehenswürdig sind aber daselbst nur die k. k. Lustschlösser, der Garten und der große Park.

Das so genannte und wirklich alte Schloß ist ein unbedeutendes, unregelmäßiges und kleines viereckiges Gebäude, welches schon im vierzehnten Jahrhunderte ge-

baut, und nach damaliger Gewohnheit mit einem Wassergraben umgeben wurde. Dieser Graben ist schon seit langer Zeit mit Erde ausgefüllt, und in einen Blumengarten verwandelt worden. An dem alten Schloßgebäude hat man in der neuern Zeit ebenfalls so viele Veränderungen, Verbesserungen und Bequemlichkeiten angebracht, als nach dessen ursprünglicher unvollkommenen Anlage möglich war.

Die neuern Gebäude nennt man gewöhnlich das blaue Haus. Dieses steht in einer beträchtlichen Entfernung von dem alten Schlosse, auf einem geräumigen Platze, der Kirche gegenüber. Es ist nur Ein Stockwerk hoch, nicht prächtig, weder von außen noch von innen, aber niedlich und ganz im gefälligen Styl eines einfachen Landhauses hergestellt und möblirt. An dieses Hauptgebäude sind viele und weitläufige Gebäude für Gäste, für die Dienerschaft; ein niedliches Theater, eine Reitbahn u. s. w. angelegt. Diese Nebengebäude sind ohne ein oberes Stockwerk.

An diesem Schlosse rückwärts liegt der eigentliche Garten; er ist von mäßigem Umfange, auch nicht für jedermann offen; ohne große oder prächtige Anlagen, aber sehr niedlich, gut unterhalten, und hat meistens Blumenbeete und Fruchtbäume als Hauptbestandtheile.

Der Park ist ziemlich groß und in allen Richtungen sowohl mit Fahrwegen als mit Fußsteigen häufig durchschnitten. Da es von der persönlichen Neigung eines jeden Besuchenden abhängt, in welcher Ordnung er die darin merkwürdigen Gegenstände besehen will, so zeige ich dieselben nur namentlich an, ohne gleichsam eine ordnungsmäßige Richtung vorzuschreiben. Um diese Gegenstände gewisser und auf dem kürzesten Wege zu finden, muß man einen der ganzen Anlage schon kundigen Freund an der Seite haben, oder einen Führer nehmen, deren sich immer einige im Orte oder im Parke selbst finden.

Die sehenswürdigern Gegenstände des Parkes sind folgende:

Der Tempel der Diana. Er steht im Mittelpuncte von acht hier zusammen laufenden Alleen, deren jede eine hübsche Aussicht gewährt. Seine Form ist ein Viereck. Vier Säulen tragen eine Kuppel, an deren Decke Diana gemalt ist, wie sie, von Hirschen gezogen, auf Wolken durch die Luft fährt. Unter ihr ist ein Zug aus der Geschichte des griechischen Heerführers Agamemnon abgebildet, wie er eine Lieblingshündin der Göttin mit einem Pfeile durchbohrt hat, und wie sich die Göttin dafür rächt, daß sie das Auslaufen der griechischen Flotte

hindert, welches Äolus durch das Fesseln und Einsperren der Winde zu bewirken sucht. Dieser Tempel ist von Holz, grün bemalt; er hat einen Fußboden von Marmor und einige Ruhebänke.

Der kleine Prater. Diese ganz neue Anlage ist eine ziemlich treffende Darstellung des Praters bei Wien. Man findet hier im Kleinen eben solche Hütten, Küchen, Kegelbahnen, Schaukeln, Spiele zum Vogelschießen u. dgl., auch ein Feuerwerksgerüste, wie im großen Prater. Noch ist hier ein elegantes Lusthaus, das einen auf acht Säulen ruhenden Dachvorsprung hat.

Der Tempel der Eintracht. Dieser liegt gegen das eine Ende des Parkes, wenn man über den Canal gegangen ist. In dem Bezirk einer noch ziemlich neu angelegten Baumpflanzung steht auf drei Stufen Marmor dieser runde einfache Tempel, dessen Kuppel acht korinthische Säulen tragen, und die eine sehr schöne Stuckatur-Arbeit hat. An der Vorderseite ist die Aufschrift:

Templum Concordiae.

Zu beiden Seiten sind durch die Buchstaben F. II. und M. T. die Namen beider regierenden Souveraine angedeutet. Auf der Rückseite steht MDCCLXXXXV. und die Anfangsbuchstaben des Architekten C. C. M. (C. C. Moretti). Die Stuckatur-Arbeit ist von Köhler.

Die Einſiedelei. Unter einem ärmlichen Dache ſind zwei Figuren von Einſiedlern in Lebensgröſſe; der Eine betet, der Andere iſt in Betrachtungen vertieft. Neben denſelben ſind die Aufſchriften:

Jehova! du biſt unermeſſen,
Und was du thuſt, iſt wohlgethan,
Du haſt nicht deines Knechts vergeſſen,
Hier kniet er und betet an.

Und:

Menſch, König der Erde, Meiſterſtück der Schöpfung,
Von Gotteshauch beſeelt, fühle deine hohe Beſtimmung.

Um die Einſiedelei iſt ein Blumen- und Pflanzengärtchen angelegt. Ober dem Eingange ſteht: Beata Solitudo. Wenn man in die Zelle geht, und auf die Thürſchwelle tritt, ſo macht eine darunter befindliche Springfeder den Eremiten darin plötzlich aufſtehen. Wenn man ſich auf die hier befindlichen Seſſel oder Sofa's ſetzt, ſo fangen die erſtern zu pfeifen an, und die andere ſinkt wie zerbrochen zuſammen. Wenn man auf den vor einem Bilde des heiligen Franz befindlichen Betſchämel kniet, ſo ſpringt das Bild entzwei, und hinter demſelben erſcheint die Figur der Beſtändigkeit.

Das Fiſcherdörfchen. Es enthält einen Fiſchertempel, zwei etwas größere Fiſcherhäuſer und in einer kleinen Entfernung, unter Gebüſchen, mehre kleine Hütten.

Der ländliche und ärmliche Tempel beſteht aus einer mit Rohr bedeckten Kuppel, die auf acht ganz natürlichen Baumſtränken ruht; die Verzierung desſelben beſteht aus mehren zum Fiſchfange nöthigen Geräthſchaften, als da ſind: Fiſchreuſen, Garne, bemalte Ruderſtangen u. ſ. w. Die Stelle des Opfertiſches verſieht eine bedeckte Waſſerkufe.

Das größere Fiſcherhaus enthält ein ſehr niedlich verziertes Zimmer, auf deſſen Tiſche die ganze Anlage dieſes Fiſcherdörfchens in Miniatur abgebildet iſt. Die Fenſterladen ſind mit Carricaturen von niedrigen Leidenſchaften bemalt.

Vor dem Hauſe hängen an Bäumen verſchiedene zur Fiſcherei gehörige Werkzeuge. Das kleinere Fiſcherhaus hat ebenfalls ländliche Verzierungen, und inwendig eine bequeme Ottomane.

Der Waſſerfall. Er iſt angelegt worden, wo der hübſche ſchiffbare Canal ſich in zwei Arme theilt. Was bei der eben nicht gar großen Maſſe Waſſers und auf dem beinahe ganz flachen Erdreich zu leiſten war, iſt hier geleiſtet worden. Der Bach drängt, ſprudelt und wirbelt mit einem mäßigen Gebrauſe ſchäumend durch, und über mehre

unordentlich hingeworfene Felsstücke herunter, die zum Theile mit Moos und Gesträuche bedeckt sind. Neben dem Wasserfalle ist ein kleiner schattiger Hügel zum Ausruhen für den Wanderer.

Der Teich mit der chinesischen Brücke. Der Teich ist von mäßigem Umfange, und mit vielen Fischen besetzt. Von einer Seite des Ufers führt eine niedliche Brücke nach chinesischer Art bis ungefähr in die Mitte desselben, und formirt daselbst eine Art von offenem Sommerhause, aus dem man eine angenehme Aussicht ringsum auf die hübschen Umgebungen des Teiches hat. Die Brücke und das Sommerhaus sind nach chinesischem Geschmacke mit bunten grellen Farben bemalt, und in der Einfassung des Sommerhauses sind chinesische Inschriften. Sowohl an diesem als an dem Geländer der Brücke hängen viele kleine Glöckchen von farbigem Glase, welche bei entstehendem Winde in Bewegung gerathen und eine Art von Glockenspiel machen. Auf dem Teiche sind einige schön verzierte Lustschiffchen, um damit kleine Wasserfahrten zu machen.

Das Ringelspiel. Es hat von aussen die Gestalt einer türkischen Moschee, mit einem Minaret oder dazu gehörigen Thürmchen, worauf ein Mond angebracht ist, und aus dessen Fenster ein Imam zum Gebet zu rufen

ſcheint. Die Moſchee ſteht auf einer ſteinernen Grundlage von mehren Stufen. Ober dem Eingange iſt eine türkiſche Inſchrift und die innern Wände ſind mit türkiſchen Inſignien verziert.

Die kleinen Pferde und Wagen, welche auf der Drehſcheibe ſtehen, ſind niedlich gearbeitet und bemalt, und werden von Sclaven gezogen. Die an dem gewöhnlichen Pfahle angebrachte Zielſcheibe ſtellt hier einen Türkenkopf vor; wenn dieſer recht im Mittelpunct der Stirne getroffen wird, fällt er mit großem Geräuſch in zwei Theile aus einander.

Der Holzſtoß. Er iſt ſchön und allerdings recht täuſchend von außen; wenn man aber durch die unbemerkbar angebrachte Thüre hinein tritt, befindet man ſich plötzlich in einem äußerſt eleganten einſamen Cabinet, das ſein Licht bloß durch eine Öffnung von oben erhält. Es iſt in Blau gemalt, mit mancherlei Bildern an den Wänden, und hat an dem Sofa und den Seſſeln eine vorzüglich ſchöne Stickerei.

Das Haus der Laune. Eine architektoniſche Groteske, oder ein Quodlibet im Großen, das allenfalls die Horaziſchen Aegri Somnia anſchaulich darſtellt. Die Einfaſſung beſteht aus umgekehrten Hellebarden. Das Haus ſelbſt iſt ein Polygon. Die Malerei von außen ſtellt un-

ten Felsenstücke als die Grundlage des Gebäudes vor; der mittlere Theil besteht aus den Insignien der Ernte; das Dach ist mit Honigfladen und Wachs gedeckt, und mit Zuckerhüten umstellt; statt der Windfahne sind zu oberst mehre aufgeblasene Ballons angebracht. Die Bauart ist ein Gemische von ägyptischer und gothischer. Vier Thürme stellen einer eine Festung, der andere ein Vogelhaus, der dritte eine Bastei von Wien, und der vierte ein Taubenhaus vor. Beim Eintritt kommt man in die Küche, wo einige Teufel am Herde sitzen und ein Kartenspiel machen. Dann ist ein Toilett-Zimmer, worin Hunde, Affen und Bären die zum Putze nöthigen Instrumente in ihren Pfoten halten, und wo an den farbigen Fenstern die zur Toilette gehörigen Gegenstände abgebildet sind; ferner ein Confect-Zimmer, und eine Retirade mit Carricaturen. Außer diesen barocken Dingen sind dann einige sehr niedliche Cabinete in dem Hause; so ist zu ebener Erde noch das Spielzimmer, wo die Einfassung der Malerei und der Sessel aus Kartenblättern, der Tisch aus einem Billard, der Luster aus Billard-Ballen besteht, und die Uhr mit allen Arten von Spiel-Requisiten verziert ist. Im ersten Stocke findet man das Musik-Zimmer. Hier enthalten die Wände Titelblätter zu Stücken von berühmten Tonkünstlern und Künstlerinnen von allen

Nationen; auch sind von einigen ganze Hefte zum Umblättern an der Wand. Die Stühle und Tische bestehen aus Blase-Instrumenten; der Kronleuchter ist eine Pauke, und seine Arme sind Waldhörner. Hinter der Thüre lehnt ein Violon, der zum Musikalien-Kasten dient. Auf dem Fußboden liegen beschriebene Notenblätter.

Das Studir-Zimmer enthält Bücherschränke mit den Titeln der besten Werke im Fache der schönen Wissenschaften; die Wände sind mit den bunten Umschlägen der Broschüren bemalt; der obere Theil des Zimmers ist mit Büsten von Gelehrten besetzt; der Luster ist ein Globus. Das Kupferstich-Zimmer ist durchaus mit sehr schönen und zum Theil kostbaren, meistens englischen Kupferstichen ausgeziert. Das Stroh-Zimmer hat für seine ganze Einrichtung an Möbeln lauter künstliche Strohharbeit; auch an der Stelle des Lusters hängt ein nettes Körbchen aus Stroh. Aus diesem ersten Stockwerke steigt man über eine sehr schmale hohe Treppe in den Dachboden hinauf, der einen gewöhnlichen unbedeutenden Keller vorstellt, und wo bloß die Aussicht aus den Fenstern über die herum liegende Gegend merkwürdig ist.

Dieses Haus hat im Jahre 1809 Schaden gelitten, und ist seit dem noch nicht wieder eröffnet worden.

Die Meierei. Sie ist eine der neuesten Anlagen

an dem einen Ende des Parkes. Durch eine ländliche Umzäunung kommt man auf einen kleinen grünenden Hügel, worauf das Wohnhaus des Landwirthes steht. Es hat von außen ganz das natürliche schlichte Ansehen eines wohlhabenden Bauernhauses. Von innen sind zwar die Gemächer auch nach einfacher und ländlicher Art angelegt und vertheilt, aber man findet hier sehr schöne Gemälde und mancherlei Hausrath von kostbarer und zum Theile sehr alter Arbeit. Am Fuße dieses Hügels liegen die zu einer gut eingerichteten Wirthschaft nöthigen Nebengebäude, die Wohnungen für Knechte und Mägde, die Stallungen für jede Gattung Viehes, die Abtheilungen für mancherlei Geflügel u. s. w.

Das Ritterschloß. Es liegt am Ende des Parkes, und ist erst vor wenigen Jahren von Kaiser Franz dem Zweiten angelegt worden. Als Gebäude stellt es ein Ritterschloß aus dem Mittelalter mit allen damals gewöhnlichen Anlagen und Einrichtungen bis in's Kleinste auf das getreueste dar, und die für dasselbe aus mehren Stiftern und Schlössern (z. B. Rosenburg, Kremsmünster ꝛc. ꝛc.) zusammen gebrachten und darin aufgestellten echten Alterthümer machen es, als einen Sammelplatz von Denkmälern über Geschichte, Sitten, Gebräuche, Kunst, Lebensart und Hausgeräthschaften jener ver-

floſſenen Jahrhunderte, dem Liebhaber der Geſchichte in hohem Grade intereſſant.

Man hat gewöhnlich zweierlei Wege, um dahin zu gelangen. Rechts neben dem ſchiffbaren Canale, der ſich bis an das Schloß hinzieht, und dasſelbe ganz umfließt; oder etwas mehr links, wo man neben einer Grabes-Capelle nach dem griechiſchen Ritus vorbei kommt, und dann in eine noch ziemlich junge Pflanzung von Waldbäumen eintritt, die ſich bis nahe an den Schloßgraben ausdehnt. Beinahe mitten in dieſer Pflanzung iſt eine hohe ſteinerne Säule, worauf ein geharniſchter Ritter ſteht, der ſich auf das öſterreichiſche Wapen ſtützt; die Säule ſelbſt ruht auf einem ſteinernen maſſiven Poſtamente, und an ihrem Fuße liegen zwei große Löwen; das Poſtament iſt hohl und mit Gittern verſchloſſen, hinter denen ſechs alabaſterne Büſten ſtehen.

Das Schloß liegt auf einer Ebene, hat rings herum einen ſchiffbaren Waſſergraben, und hinter demſelben einen Erdwall nach der neuern Befeſtigungsart, und von mäßiger Höhe. Wenn man über die Zugbrücke durch dieſen Wall eingegangen iſt, befindet man ſich gleich vor dem Schloſſe ſelbſt, um welches rings herum ein freier Raum läuft.

Wenn man durch das enge Thürlein in den innern

Schloßhof tritt, befindet man ſich auf einem unregelmäßigen Platz, wo ein ſteinerner Ziehbrunnen, in einer Ecke eine alte Kanone, manche winkliche Bauwerke und viele farbige unſymmetriſch angebrachte Fenſter ſind.

Die eigens zum Herumführen der Beſuchenden aufgeſtellten Leute befolgen immer eine eingeführte Ordnung, worin man ſie begleiten muß, ohne nach eigenem Gefallen im Schloſſe herum wandeln zu dürfen.

Die Ordnung iſt folgende:

Man ſteigt gleich anfangs auf einen ziemlich hohen Thurm, der oben eine offene Plattforme mit Schießſcharten hat, und von da kommt man noch etwas höher auf die Zinne eines nahen Rondellen-Thurmes, wo man eine überraſchend ſchöne und ausgebreitete Ausſicht über Laxenburg und den ganzen Park, über das benachbarte Land bis nach Ungarn und den ſteyriſchen Gebirgen genießt. — Von dieſer Zinne herab kommt man auf die Mordgallerie, und längs der Ringmauer hin in den Empfangsſaal, worin alte Wandgemälde, alte Sitze, und ein ſchön geätzter Spieltiſch vom Jahre 1591 ſind. — Von hier geht man nach der in einem runden Thurme befindlichen Wohnung des Burgpfaffen, in deren Fenſter auf gemaltem Glaſe verſchiedene Figuren und alte Inſchriften ſind; dieſer Thurm hat von außen

eine offene Gallerie mit Säulen, auf der man wieder eine schöne Aussicht findet.

Wenn man weiter an der Schloßmauer fortwandelt, gelangt man in einen dunklen Gang, an dessen Gesimse bei 60 kleine Gemälde hängen, welche verschiedene National- und Mode-Trachten beider Geschlechter aus dem Mittelalter vorstellen.

Rechts und links an diesem Gange sind die Zimmer zur Wohnung des Burgvogtes; im Zimmer links sind einige gute Gemälde, rechts auf alt-geformten Sitzen alte Kleidungen, und in einer Ecke eine mit Elfenbein eingelegte Bettstelle des Kaiser Carl des Vierten. Von hier kommt man weiter über den Vertheidigungsgang, den Capitulation-Balcon, und bei dem Luegeck vorüber zu der verriegelten Thüre der Gerichtsstube. Neben derselben steigt man über steinerne Stufen abwärts bis zu einer düstern Lampe, und dann noch weit abwärts bis in einen dunkeln Kerker, der mehre, durch Hängelampen sparsam erleuchtete Abtheilungen hat. An einer Treppe ist die lebensgroße Figur eines in Ketten liegenden und sein Ordenskleid tragenden Tempelherrn. Nahe dabei ist eine runde, mit Eisen vergitterte Öffnung, wodurch man in ein noch tieferes unterirdisches Verließ hinab sieht, und dieser Öffnung gegenüber in der obern Wölbung eine

andere Öffnung, um durch dieſelbe die Gefangenen aus dem Burgverließ in die Gerichtsſtube zum Verhör hinauf zu ziehen.

Nachdem man aus den Gefängniſſen wieder herauf geſtiegen iſt, kommt man in einen Gang, worin auf einem großen Gemälde ein Maskenball aus der deutſchen Vorzeit abgebildet iſt. Von hier geht man in den Geſellſchaftſaal, deſſen Einrichtung, Platfond, Ofen, Gemälde, lauter wirkliche Alterthümer ſind; der Wandkaſten mit Säulen von Lazurſtein und ſchönen Malereien iſt aus Rom erhalten und als eine Antiquität hier aufgeſtellt worden.

Nun kommt [illegible] die Waffenkammer, die aus zwei Gemächern beſteht; die Wände von beiden ſind allenthalben mit einer Menge von echten alten Rüſtungen und Waffengeräthen jeder Gattung behangen, worunter ſich manche ſonderbare Stücke befinden. Zwiſchen mehren Fahnen mit dem Wapen der öſterreichiſchen Erbländer, ſtehen alte Ritter in voller Rüſtung, auch geharniſchte Frauen. In der zweiten Abtheilung iſt eine Gruppe von Figuren in Lebensgröße: Kaiſer Franz der Zweite, von ſeinen vier Brüdern, Ferdinand, Carl, Joſeph und Johann, umgeben, wie er ſeinen ſiebenjährigen Kronprinzen zum Ritter ſchlägt. Beim Ausgange

ſteht die Figur des ober-öſterreichiſchen Rebellen Stephan Fadinger.

Jetzt wird man in das Wohnzimmer des Burgherrn geführt. In der Mitte desſelben iſt ein Porträt Kaiſer Maximilian des Erſten; rechts daneben ein Gemälde, wie dieſer Kaiſer zu Neuſtadt den rebelliſchen, aber nun reumüthigen Bauern Verzeihung ankündigen läßt; links ein anderes Gemälde, welches eben dieſen Kaiſer auf der Jagd vorſtellt. An den Fenſtergläſern ſind, in neuer Glasmalerei, die ſehr ähnlichen Porträts der Geſchwiſter des jetzt regierenden Kaiſers. — Neben dieſem Wohnzimmer iſt der Trinkſaal, durchaus mit röthli.,.n Marmor; in ſeiner Mitte ſteht ein großer Speiſetiſch, in deſſen Fußgeſtelle eine Orgel angebracht iſt: die Tiſchplatte iſt von braunem Holze, mit Gold, Elfenbein und Perlmutter eingelegt, und ſtellt bibliſche Geſchichten vor. Auf dieſem Tiſche liegt ein großes Buch, worin es jedem Beſuchenden frei ſteht, ſeinen Namen, und allenfalls auch einen Denkſpruch zu ſchreiben. In der Credenz ſind mancherlei koſtbare und ſeltſame Stücke von alten Humpen, Taſſen und Trinkgeſchirren. An den Fenſtern ſind die Porträts des gegenwärtigen Kaiſers und der verſtorbenen Kaiſerin.

Den nächſten Beſuch macht man in der Wohnung

der Burgfrau. In der Mitte derſelben iſt ein großes wohlerhaltenes Bild, die Verehrung der heiligen Dreifaltigkeit vorſtellend, das, nach einem Original Albrecht Dürers vom Jahre 1511, im Jahre 1654 gearbeitet wurde. Auf zwei Betſchämeln liegen Gebetbücher, mit Charakteren geſchrieben, wie ſie vor Erfindung der Buchdruckerei gewöhnlich waren; eines davon iſt vom Jahre 1314. — Ein Alkoven an dieſem Zimmer iſt zum Schlafgemache beſtimmt, worin die Bettſtelle von Kaiſer Rudolph dem Zweiten ſteht. Ein anderes Seiten-Cabinet iſt das Arbeitszimmer der Burgfrau; es iſt rund, hat rings herum einen gemeinſchaftlichen Wandſitz, und empfängt das Tageslicht von oben.

Neben dieſem iſt das ganz einfache Schreib- oder Lesezimmer, worin bloß ein alter Spiegelkaſten ſteht.

Nun kommt man in den ritterlichen Prunkſaal. Seine Decke iſt von künſtlicher, polirter Holzarbeit. In ſeiner Mitte ſteht eine Art von Thron mit zwei erhöhten Sitzen; rechts und links von demſelben hängen an der Wand zwei große Gemälde, wovon eines die Kaiſerkrönung Franz des Zweiten, das andere den Römerſaal in Frankfurt am Main vorſtellt. Die Figuren auf beiden Gemälden ſind Porträts von den angeſehenſten Perſonen, die bei jener Krönung zugegen waren, jedoch in altem

Costüme dargestellt. Noch sind in diesem Saale ein altes Clavier und ein Kasten von Mosaik-Arbeit. Ober den Thüren sind die sehr ähnlichen Bildnisse Kaiser Franz des Zweiten und der Kaiserin Theresia, in altdeutscher Tracht. An den bemalten Fenstern sind, ebenfalls in alter Manier, die Porträts der jungen kaiserlichen Familie.

Zum Beschluß wird man in die Burg-Capelle geführt. Sie stand ehedem in Klosterneuburg, wurde daselbst abgebrochen, und hier wieder zusammen gesetzt, so wie sie gegenwärtig ist. In der Sacristei sind zwei, wegen ihrer sonderbaren Arbeit sehenswürdige Monstranzen. — Bei dem Ausgange aus dieser Capelle ist ein Gemälde, das den jetzigen Kaiser darstellt, wie er (am 27. Juli 1801) den Grundstein zu dieser Capelle legt.

Außer dem Wassergraben des Ritterschlosses steht an einer Seite desselben die so genannte Knappenburg, zu welcher eine Brücke führt; dieß ist ein ganz einfaches, niedriges Gebäude, ebenfalls im alten Styl, worin sich Wohnungen für Dienerschaft, Küchen, Stallungen und andere zur Hauswirthschaft nöthige Behältnisse befinden.

Bei den letzten beiden französischen Invasionen litt Laxenburg weniger als andere Örter der Umgegend.

Am 7. April 1818 verzehrte eine Feuersbrunst mehre Hofgebäude und 20 Häuser des Marktes. Ein zweiter Brand im Jahre 1820 lief glücklicher ab.

Nördlich von Laxenburg, näher an Wien, liegt Neudorf mit einem herrschaftlichen Schlosse, einem Bräuhause, welches unter die größten in Österreich gehört, und vor welchem die gemeinen Badnerfuhren gewöhnlich rasten. Die Kirche ist ausgezeichnet durch ihren Styl. Neudorf ist der Postwechsel; hat eine Landmauth und zählt über 110 Häuser.

Hier befindet sich eine chemische Producten-Fabrik des Herrn Jory.

Östlich von Neudorf in einer Linie liegt Bittermannsdorf, ein Ort mit einer Pfarrkirche, einer Mauth, einem Bräuhause, zwei Mühlen, einem Ziegelofen, fünf Freihöfen, 87 Häusern und gegen 600 Seelen.

Es hat eine Papierfabrik des Herrn Carl Reinholdt.

Nördlicher als beide genannten Orte liegt die Patrimonial-Herrschaft Vösendorf, mit einem Schlosse sammt Garten, einer Pfarrkirche, und 664 Einwohnern.

Noch nördlicher, zwischen der Laxenburger und Hetzendorfer Allee, liegt Inzersdorf am Wie-

nerberg, ein Dorf mit einem herrschaftlichen Schlosse, einem Paar Freihöfen, einer Mühle und einer neu gebauten Pfarrkirche. Zum Dorfe gehört auch ein Ziegelofen und der, eine halbe Stunde entfernte, einst den Jesuiten gehörige Steinhof. Es zählt zusammen 136 Häuser, in denen 2100 Menschen leben. Auf der Wiese, gegen das aus 106 Häusern mit 756 Bewohnern bestehende Altmannsdorf, steht, neben einem verfallenen Brunnen, ein herrliches Standbild des heiligen Stephan.

In Inzersdorf befindet sich eine Druckfabrik des Herrn Samuel Köchlin; zu Steinhof eine bedeutende Baumwollgarn-Spinnerei des Herrn Johann Caspar Dietiker.

Südöstlich von Laxenburg kommt man nach Guntramsdorf mit einem herrschaftlichen Hofe, einer Pfarrkirche, einer Mühle und gegen 120 Häusern.

Guntramsdorf besitzt eine Leinwaaren- und Tücheldruckerei des Herrn Simon Jancowich und eine Papierfabrik des Herrn Johann Gabriel Uffenheimer. Das nahe Minkendorf hat eine Baumwoll-Maschinengarn-Spinnerei des Herrn Joseph Thornton.

Lichtenstein. (Siehe Mödling.)

Lobau. (Siehe Aspern.)

Marchfeld. (Siehe Aſpern.)

Mariabrunn. (Siehe Hütteldorf.)

Mauerbach.

Ein Dorf weſtwärts von Wien, in einem waldigen, aber romantiſchen Thale, nach dem gleichnamigen Bache benannt. Es beſteht gegenwärtig aus 37 Häuſern, worunter das Verſorgungshaus für die Armen, durch eine alte ehrwürdige Allee mit der Straße verbunden, eine Mühle und ein Wirthshaus.

Die Zahl der Einwohner (Steinbach und Lebereck, Scheiblingſtein, Hainbuch, Groißau und Hirſchengarten, als eingepfarrte Ortſchaften, mitgerechnet) beläuft ſich auf 700.

Die ehemalige Carthauſe zu Mauerbach iſt ein großes, im Viereck angelegtes Gebäude, welches auf einer Seite 380, im Umfange aber 1520 Schuhe hat. Es beſteht aus vielen kleinen Abtheilungen, welche ehemals die Zellen der Carthäuſer waren, aus einem großen Kreuzgang in der Mitte, verſchiedenen Sälen, Wirthſchaftsgebäuden u. d. gl. In der Mitte iſt die Hauptkirche, welche 132 Schuhe lang, 40 breit, mit Marmor gepflaſtert, ausgemalt und mit einem ſchönen Altarblatte verſehen iſt. Sie wurde urſprünglich der heiligen Drei-

faltigkeit, der heiligen Maria, dem heiligen Johann dem Täufer, und allen Heiligen gewidmet. In die gegenwärtige Gestalt wurde sie durch den Propst Sebastian hergestellt und im Jahre 1607 geweiht. Neben dem Haupteingange befindet sich noch eine Kirche Mariä Himmelfahrt, welche im Jahre 1614 neu erbaut wurde. Das ganze Gebäude ist gegenwärtig ein Versorgungshaus für ganz gebrechliche Arme, und in besondern Abtheilungen wurden geringere Polizei-Verbrecher aufbewahrt. Eine alte ehrwürdige Allee verbindet das Gebäude mit der Straße, und wird noch gegenwärtig der Carthäuser-Gang genannt.

Die Pfarrkirche ist sehr alt. Sie lag nach der im Jahre 1529 durch die Türken geschehenen Verwüstung lang verödet, wurde im Jahre 1614 durch den Prior Sebastian wieder gebaut und 1688 durch den Prior Werner neu hergestellt. Die Pfarre gehört in das Decanat Klosterneuburg.

Mauerbach war in den Zeiten des Mittelalters ein Schloß und eigenes Gut, welches Muwerbach genannt wurde. Ein Otto von Muwerbach kommt schon im Jahr 1231 vor.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte war es ein Eigenthum der Herzoge von Österreich. Die

Söhne Kaiser Albrechts des Ersten, besonders Herzog Friedrich der Schöne, stifteten hier einen Prior mit zwölf Mönchen, aus dem Einsiedler-Orden des heiligen Bruno, und ein Spital für siebzehn arme Männer, im Jahre 1314. Die Carthause wurde Allerheiligenthal, das Spital aber St. Antonsthal genannt.

Bald hernach wurde Friedrich der Schöne zum Kaiser erwählt, aber von seinem Gegenkaiser Ludwig von Baiern in einem Treffen gefangen genommen. Gottfried, der erste Prior von Mauerbach, trug durch seine Bitten und Ermahnungen sehr viel dazu bei, daß Friedrich wieder aus der Gefangenschaft entlassen wurde, worauf er den größten Theil seiner übrigen Lebenszeit in der Carthause zu Mauerbach zubrachte, und das noch unvollendete Werk der ganzen Stiftung zu Stande brachte. Im Jahre 1330 verfügte er sich auf sein Schloß Gutenstein, starb aber daselbst den 10. December. Sein Leichnam wurde hierauf nach Mauerbach gebracht und in der dortigen Kirche begraben.

Im Jahre 1336 erhielt auch hier seine Tochter Elisabeth ihre Ruhestätte.

Sein Bruder, Herzog Albrecht der Zweite, der Weise genannt, hob das Spital für arme Männer wieder auf, und vermehrte dafür die Zahl der Mönche, welche in

den spätern Zeiten bis auf 26 anwuchsen. Das neue Klostergebäude aber wurde durch den Propst Georg Fasel im Jahre 1631 zu Stande gebracht und von Johann Werner 1647 vollendet. Die Carthause erhielt sich bis zu den Zeiten des Kaiser Josephs des Zweiten, welcher sie im Jahre 1782 aufhob und in das jetzige Spital verwandelte.

Mauerbach hat verschiedene betrübte Schicksale gehabt. Die Carthause mußte bei dem Einfalle der Ungarn unter dem König Mathias Corvinus durch die Räubereien der Feinde viel leiden, und konnte ihre Bestätigung nur durch Erlegung einer großen Summe Geldes im Jahre 1486 erhalten.

Bei der ersten türkischen Belagerung Wiens 1529 öffneten die Barbaren die Gräber, warfen die Gebeine heraus, steckten die Kirche und die Zellen der Carthause, die Pfarrkirche und den ganzen Ort Mauerbach in Brand, und verübten alle möglichen Grausamkeiten.

Kaum war mit großer Anstrengung und nach langer Zeit der Schade wieder hergestellt, so stürzte ein gewaltiges Erdbeben den 17. September 1590 in wenigen Minuten Alles wieder zu Boden, was man in 54 Jahren gebaut hatte.

Bald darauf wurde durch die damals in Öster-

reich herrschende Pest Mauerbach ganz verödet und alle Mönche starben bis auf den einzigen Prior.

Als im siebzehnten Jahrhunderte die böhmischen Völker in Österreich einfielen, raubten sie das Kloster gänzlich aus, ließen keine Fensterscheibe ganz und fügten der Bibliothek durch Verderbung vieler seltener Handschriften einen unersetzlichen Schaden zu.

Im achtzehnten Jahrhunderte litt das Dorf ungemein durch eine Überschwemmung im Jahre 1785, wobei nebst mehren Häusern auch der festgebaute Pfarrhof einstürzte, und Menschen und Vieh ertranken.

Ein Dreieck mit Mauerbach bildet nordöstlich im Walde Scheiblingstein, auf der Höhe des Ruesberges; nordwestlich jenseits der Sonnenwand die so genannten Passauerhütten.

Nach dem Scheiblingstein, welcher zwar nur ein Aggregat ärmlicher Waldhütten bildet, aber eine herrliche, wenn gleich etwas beschränkte Aussicht gewährt, führt der Weg knapp hinter der Carthause durch Birkenpflanzungen in den höher liegenden Buchenwald, und durch diesen binnen einer Stunde an das Ziel.

Der Weg nach den Passauerhütten, Hütten, welche in einer kleinen Vertiefung des Bergwaldes liegen, und deren Bewohner ein recht Sennen-artiges Leben füh-

ren, zieht sich links außerhalb des Dorfes, dem Carthäusergange gegenüber, über eine Bergwiese, neben einer Quelle durch ein verfallenes Zaunthor. Hier theilt sich der Weg; der rechts ist zu wählen und führt auf eine Höhe. Auf der Wiese, noch etwas höher, gelangt man, an einer Statue vorüber, durch eine Zaunthür in einen Buchenhain. Von hier an führt der Weg, immer etwas links, an einem Kreuze vorbei, dann abwärts in einen Buchenhain und von da in einen Birkenwald, wo sich abermal die Wege theilen und man den zur Linken, welcher gerade hinab führt, zu wählen hat. Durch einen Waldeinschnitt gelangt man endlich auf den Standpunct der herrlichen Aussicht auf Tulln, die Donau, Göttweih ꝛc. ꝛc., und wenn man um den Zaun biegt, zu den Passauerhütten, wo man mit Milch, Butter, Brot ꝛc. bedient werden kann.

Östlich von Mauerbach liegen die Ortschaften Steinbach und Hainbach, welche eigentlich zusammen nur Steinbach heißen.

Das vorzugsweise so genannte Steinbach ist ein Dorf, aus einem Wirthshaus und 10 Häusern bestehend; das andere Steinbach (Hainbach) besteht aus einigen zerstreuten Waldhütten. Von Letzterem aus führt ein schöner Weg nach Neuwaldegg. Wenn man über Stein-

bach nach Mauerbach will, so behalte man ja immer die westliche Richtung im Auge.

Der Weg von Wien nach Mauerbach geht über Hadersdorf, wohin, außerhalb Mariabrunn, rechts eine schöne Allee leitet. Es gehört in das Landgericht Burkersdorf und zu der Pfarre Mariabrunn.

Der Ort hat eine äußerst romantische Lage. Er besteht aus einem herrschaftlichen Schloß, einem Wirthshause, einer Mühle und 24 Häusern, worunter einige hübsche Landhäuser mit Gärten sich befinden. Die Einwohner nähren sich vom Feldbau und von der Viehzucht.

Das Schloß gleicht in seiner Bauart einer alten Festung, in die man über eine Aufzugbrücke gelangt. Es ist mit einem großen Teiche oder Wassergraben umgeben, auf welchem man mit Gondeln fahren kann. Der Garten wird durch die vorüber ziehende Straße in zwei Theile getheilt. Der an dem Schlosse gelegene Theil ist ein Garten von mittelmäßigem Umfange, in französischem Geschmacke angelegt. Der Theil über der Straße ist ein eingeplankter Thiergarten in einer reizenden Gegend, wo Hügel, Thäler, Wälder und Wiesen abwechseln.

Mitten auf einer Wiese erhebt sich ein kleines Som-

mergebäude, welches der Lieblingsaufenthalt des, in der öſterreichiſchen Geſchichte unſterblichen Helden Loudon war.

An dem Eingange verdienen mehre kleine Basreliefs bemerkt zu werden, welche er, als er im Jahre 1789 Belgrad eroberte, von dort hierher bringen ließ. Sein Bildniß in Carrara-Marmor hat zur Unterſchrift: Meditatio mortis optima Philosophia.

Auch hat der Garten eine Waſſerkunſt, mehre Ausſichten ꝛc. ꝛc. An der äußerſten Spitze des Parkes iſt ein eigener eingeſchloſſener Platz, das türkiſche Gärtchen genannt. Es iſt dicht von Pappeln, Trauerweiden und Tannen umſchattet und mit einer Mauer umfangen. In der Mitte desſelben erhebt ſich Loudons Grabmal. Es iſt ein längliches Viereck von Sandſtein, mit Trophäen, Kriegs-Armaturen und mit Basreliefs geſchmückt, welche ſich auf die berühmteſten Unternehmungen des hier ruhenden Helden beziehen.

Auf den Stufen des Grabmals iſt ein junger Krieger mit dem Ausdruck des Schmerzes hingelehnt. Das Ganze iſt von der Meiſterhand des Profeſſors der Bildhauerkunſt, Franz Zauner. Auf der Vorderſeite iſt die vom Herrn Hofrath von Birkenſtock verfertigte Inſchrift:

Tiro
Ad Borysthenem
Dux
Ad Moravam. Viadrum.
Boberim. Neissam. Vistritiam.
Veteranus
Ad Unnam. Istrum. Savum.
Clarus Triumphis.
Simplex. Verecundus.
Carus Caesari
Militi. Civi.

Auf der Rückſeite ſteht:

Gideoni. Ern. Loudono
Conjux
Contra Votum Superstes
Ac Haeredes
Pos.
MDCCLXXXX.

Ein' anderes Denkmal hat ihm Kaiſer Joſeph im Saale des Hofkriegsrathes errichtet. Es ſtellt ſeine Büſte dar mit der Inſchrift: Gideonis Loudoni Summi Castrorum Praefecti Semper. Strenui. Fortis Felicis Militis et Civis optimi Exemplum. Quod. Duces Mili-

tesque. Imitentur. Josephus II. Aug. In Ejus Effigie. Proponi. Voluit Anno MDCCLXXXVIII.

Durch den Theil des Hadersdorfer Parkes, welcher unmittelbar am Schlosse liegt, gelangt man auf gebahnten, mit Aussichten, Brücken, Bänken ꝛc. versehenen Stegen über einen Zweig des Rehgraber-Berges in den Wirthshausgarten von Weidlingau hinab.

Weidlingau, welches von Weidling, so wie dieses von Weidlingbach wohl zu unterscheiden ist, liegt an der Poststraße, zählt vierzig Häuser, und wird von den Wienern sehr besucht. Auch hat es ein kaiserliches Jagdschloß, jenseits der Brücke, der Auhof genannt. Hier ist ein kaiserliches Forstamt mit 22 Forstdiensten, das unter dem kaiserlichen Oberst-Hof- und Landjägermeisteramte in Wien steht.

Hier nimmt der kaiserliche Thiergarten seinen Anfang. Er besteht aus einem Stücke von dem Wiener-Walde, welcher sich von hier bis hinter Kalksburg, Breitenfurt ꝛc. ꝛc. erstreckt, und ist rings herum mit einer Mauer eingefaßt, welche drei deutsche Meilen im Umfange hat.

Die Jagdbarkeit ist ganz landesfürstlich, die Grundherrschaft aber ist nebst der landesfürstlichen Herrschaft Burkersdorf noch unter andere Eigenthümer vertheilt.

Der weite Umfang dieſes Thiergartens ſchließt mehre Berge und Hügel, und große ſchöne Wieſenplätze in ſich. Alles übrige iſt mit Waldung bedeckt, die größten Theils aus Buchen und Eichen beſteht. Zu den Zeiten der jagdluſtigen Regenten Öſterreichs war hier immer ein großer Vorrath von Hirſchen und Wildſchweinen. In den neuern Zeiten ſind die Wildſchweine faſt ganz ausgerottet worden, und auch die Hirſche haben ſich ſehr vermindert. Von Gebäuden iſt in dem ganzen Umfange nichts zu finden, als die eine kleine Capelle bei Hütteldorf. Ein zweiter Eingang zum Thiergarten befindet ſich unweit Schönbrunn bei Hainz, wobei ein kaiſerlicher Jäger angeſtellt iſt.

Zwiſchen Weidlingau und Burkersdorf befinden ſich an der Poſtſtraße ſehr beträchtliche Steinbrüche, welche für Wien beſonders merkwürdig ſind, weil darin der größte Theil der Pflaſterſteine gehauen wird, deren man ſich in Wien vorher allgemein, und jetzt noch zum Pflaſter in der Mitte der Straßen bedient.

Burkersdorf ſelbſt iſt ein Dorf und eine landesfürſtliche Herrſchaft an der Wien, im Wiener-Walde. Grundherrſchaft iſt das kaiſerliche Waldamt.

Hier iſt ein landesfürſtliches Schloß mit einem eigenen Landgerichte, unter welches mehre Ortſchaften in und

neben dem Wiener-Walde gehören. Hier befindet sich auch das kaiserliche Oberforstamt und das Grundbuch des Waldamtes.

Die Kirche zu Burkersdorf ist als ein besonderer Wallfahrtsort berühmt. Die Pfarre gehört in das Decanat Klosterneuburg. Dieser ansehnliche Ort enthält über 90 Häuser, darunter befinden sich auch mehre hübsche Gebäude. Das Posthaus, welches von dem verstorbenen Freiherrn von Führenberg erbaut wurde, zeichnet sich sowohl durch sein auffallendes [illegible] Ansehen, als durch die schöne innere Einrichtung aus.

Einige glauben, daß das alte Burgum, zur Zeit des heiligen Severin, das jetzige Burkersdorf gewesen sei, welches aber gar nicht wahrscheinlich ist.

Im Jahre 1408 fiel hier in der Charwoche eine Begebenheit vor, welche angeführt zu werden verdient. In den Unruhen, welche wegen der Vormundschaft des jungen Herzogs Albert V. in Österreich herrschten, wurde zu ihrer Beilegung am Palmsonntag ein Landtag zu St. Pölten gehalten, wozu die Stände und Städte ihre Abgeordneten schickten. Als hierauf die Wiener zurück kehrten, wurden sie bei Burkersdorf von einer starken Gegenpartei angegriffen. Conrad Vorlauf, Bürgermeister von Wien, ein erfahrener

und in Waffen geübter Mann, Johann Rock, Niclas Unterhimmel, Conrad Rampersdorfer und Andere wurden gefangen, und Niclas Flußert niedergemacht. Am siebenten Juli ließ sie Leopold, einer von den Mitwerbern um die Regentschaft, auf dem damaligen Schweinmarkt zu Wien, oder dem jetzigen Bürgerspital-Platz, enthaupten. Als bei dieser Gelegenheit der Scharfrichter den alten Rampersdorfer zuerst vornehmen wollte, sagte der Bürgermeister Vorlauf: „Ich bin euer Rathgeber, Führer und Vorläufer für die Rechte unsers rechtmäßigen Herzogs gewesen, womit wir den Tod nicht verdient haben; da es aber doch mit uns so weit gekommen ist, so geziemt es sich auch, daß ich mich zuerst aufopfere, und euch, wie mein Name lautet, zum Tode vorlaufe." Diese Begebenheit ist bei St. Stephan unter dem Grabe des Kaisers Friedrich auf einem Marmorsteine in Versen eingegraben.

Zwei Stunden südwestlich von Burkersdorf, nicht fern vom Ursprunge der Wien, liegt der Ort Preßbaum (Tanneri, Donnering, zum Taferl), gegen 175 Bauernhäuser und 155 Klein- und Holzhackerhäuser mit 1500 Bewohnern, unter einer eigenen Pfarre.

Über Preßbaum führt auch eine Seitenstraße nach

St. Pölten. Auf derselben, halben Weges, liegt Neulengbach. Schloß und Herrschaft hat Fürst Lichtenstein vom Grafen Fries erkauft. Die Besitzung wird mehr ökonomisch betrachtet.

Nordwestlich auf der Straße nach dem Niederberge, nicht fern von der Grenze der Viertel ober und unter dem Wienerwalde, liegt das Dorf Gablitz. Es gehört in das Landgericht Burkersdorf. Grundherrschaft ist Mauerbach, von welchem es bloß durch den Königswinkel-Berg, über den auch eine Holzstraße führt, geschieden ist.

Es hat 44 Häuser, worunter ein Bräuhaus, in welchem ehemals die größten Ochsen von Nieder-Österreich gemästet wurden (daher das Sprichwort: auf der hohen Schule zu Gablitz studiren), zwei Wirthshäuser und 223 Bewohner.

Außer dem Dorfe befindet sich eine Statue des heil. Johann von Nepomuk.

Eine der herrlichsten und weit umfassendsten Aussichten gewährt der Niederberg.

Medling,

(gewöhnlicher Mödling; historisch richtiger Medling), ein landesfürstlicher Markt mit 280 Häusern und 2117 Einwohnern. Es hat einen eigenen Magistrat und ein

eigenes Landgericht. Mödling ist groß, und hat das Ansehen einer Provincial-Stadt. Nebst mehren großen und kleinen Gässen, enthält er auch zwei Plätze. Auf dem einen derselben steht mitten das mit einem Thurm und einer Uhr versehene Rathhaus und ein steinerner Springbrunnen. Auf dem andern Platze steht eine große, steinerne Dreifaltigkeits-Säule, nach Art derjenigen, welche nach der Pest vom Jahre 1713 in mehren Orten Österreichs errichtet wurden. Daneben ist abermals ein steinerner Springbrunnen. An dem einen Ende des Ortes steht eine große, aber unförmliche Passions-Säule mit der Inschrift: „Lob Preis und Dank dem Friedensgott, der uns geführt hat aus der Kriegesnoth. 1650."

Auf dem Klosterplatze Nro. 29, in dem schönen Calliano'schen Gebäude, befindet sich das, gegenwärtig unter des ausgezeichneten Komikers Anton Hasenhut Direction stehende, Schauspielhaus. — Das merkwürdigste Gebäude ist die Pfarrkirche zu St. Othmar. Sie ist ein altes, ehrwürdiges Denkmal von gothischer Bauart; ein großes, sehr festes, auf einer Anhöhe liegendes Gebäude, welches weit umher in der Gegend schön in die Augen fällt. Über dem Eingang in die Kirche liest man die Aufschrift: „Nach Christi Gepurt tausent vier hundert und in dem vier und zwanzigsten Jahr am Montag nach

Sand pangratzentag des heiligen Martirers iſt angelegt worden der erſt Stain des gegenwärtigen newen pawes † in noine X sti et Marie vgis." An einem Pfeiler iſt die Jahrzahl 1899 (1499) zu leſen, und auf dem Dache iſt nebſt dem Namen Jeſu und Mariä in ungeheuern Buchſtaben mit Ziegeln ausgelegt: S. Othmarus. An der Kirchenmauer befinden ſich mehre ſowohl ältere als neuere Grabmäler, Wapen und Inſchriften.

Das Innere dieſer Kirche iſt ein eben ſo ehrwürdiges Alterthum. Das Altarblatt ſtellt eine Begebenheit aus dem Leben des heiligen Othmar, Abts von Sanct Gallen, vor. Die Nebenaltäre ſind im Jahre 1693 renovirt worden. In dem Hintertheile dieſer Kirche befinden ſich mehre Grabmäler, meiſtens mit adeligen Wapen und Inſchriften verſehen, an dem Fußboden. Darunter iſt auch der Grabſtein eines Herzogs von Troppau, Primislau, aus königlich böhmiſchem Geblüte, vom Jahre 1493, welcher Domdechant in Wien und Pfarrer zu Mödling war. Die größte Merkwürdigkeit iſt das Grabmal Herzog Heinrichs des Ältern von Mödling. Man ſieht es an der Wand, neben den Beichtſtühlen eingemauert. Es beſteht aus rothem Marmor. Der Herzog iſt in Lebensgröße in halb erhobener Arbeit ausgehauen. Unter ſeinem Kopfe liegt ein Polſter und zu ſeinen Fü-

ßen ſteht der Herzoghut. Es iſt vom Jahre 1223. Hinter der Kirche ſieht man auf einem Hügel die Ruinen eines ehemaligen Convents welches im Jahre 1529 von den Türken in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Es ſtehen noch ſtarke Überbleibſel von feſten Mauern und Thürmen da. Die unter der Kirche befindlichen Grüfte ſchreibt man den Tempelherren zu. Hier ſieht man noch eine Capelle, einen ſchmalen Gang, von außen durch enge Fenſter ſparſam erleuchtet, mehre vermauerte Gräber und unterirdiſche Gemächer. Alles iſt felſenfeſt gebaut, und mit eiſernen Thüren verſehen. Hier ſollen, nach einer Traditon, bei der Ausrottung der Tempelherren 40 in einer Stunde ermordet worden ſein. Das meiſte, was man von den Tempelherren in Öſterreich erzählt, gründet ſich bloß auf Volksſagen und auf die Erzählung ſpäterer Schriftſteller; gleichzeitige Documente fehlen faſt gänzlich.

Neben der Kirche ſteht der Glockenthurm abgeſondert da. Den untern Theil davon ſchreibt man ebenfalls den Tempelherren zu. Er ſieht einer runden Capelle ähnlich, und zwar in der Form der Johannes-Kirche zu Petronell, welche ebenfalls von den Tempelherren herrührt. Der obere Theil, worin die Glocken hängen, iſt neuen Urſprungs. Unter dieſem Thurme iſt der Eingang

zu einem verfallenen unterirdischen Gange, der sich bis zu der ehemaligen Sanct Martins-Kirche, also gegen eine Viertelstunde weit, unter der Erde fortziehen soll, welches wir aber billig bezweifeln wollen.

Nebst der Pfarrkirche ist zu Mödling noch eine Kirche, nemlich die Spital-Kirche, ebenfalls ein altes mit einem Thurme versehenes Gebäude. Sie enthält in ihrem Innern einen einzigen Altar, wovon das Altarblatt die Himmelfahrt Mariä vorstellt. Ehemals war hier auch ein Capuziner-Kloster nebst Kirche vorhanden, welches im Jahre 1631 von Graf Johann von Verdenberg errichtet und von Kaiser Joseph II. wieder aufgehoben wurde, worin sich gegenwärtig die Bandfabrik befindet. Die ehemalige Kirche Sanct Martin stand in einiger Entfernung von Mödling an dem Wege nach Neudorf. Jetzt ist auf demselben Platze der Leichenhof von Mödling angebracht. Nahe dabei befinden sich die Anlagen der „guten Gräfin," aus einem Brunnen, einer Capelle ꝛc. bestehend.

Nebst diesen bereits angezeigten Gebäuden ist noch zu Mödling eine große Schule, eine Caserne, worin gewöhnlich eine Division Infanterie liegt, und das Badhaus, welches erst seit sieben Jahren besucht wird, und Bäder von 54 kr. bis 1 fl. 18 kr. W. W. enthält; auch

damit eine Traiteurie und ein angenehmer Park verbunden.

In den ältern Zeiten kommt Mödling unter dem Namen Medelika oder Medelikko vor. Diesen Namen führte auch Mölk an der Donau und daher wurden beide Örter von den spätern Geschichtschreibern mehrmal verwechselt; denn Civitas Magelika, oder Medelika, welche in Urkunden des neunten und zehnten Jahrhunderts vorkommen, können eben sowohl Mölk als Mödling gewesen seyn.

Im Jahre 985 ertheilte Kaiser Otto der Dritte, um die von den Ungarn verheerten Gegenden zu bevölkern, den Ansiedlern verschiedene Begünstigungen, und um das Land in einen bessern Vertheidigungsstand zu bringen, wurde den Bischöfen, den Mönchen, der Geistlichkeit und den Edelleuten erlaubt, Schlösser, Städte und Festungen anzulegen. Von diesem Zeitpuncte schreiben sich mehre von den Vesten in Österreich her, wovon wir noch gegenwärtig die Ruinen erblicken, und vielleicht hat auch die Burg Mödling damals ihr Daseyn erhalten.

Markgraf Heinrich der Erste erhielt von Kaiser Heinrich dem Zweiten nebst einigen Besitzungen über der Donau auch einen Strich Landes, welcher zwischen den Flüssen Durra bei Heiligenkreuz,

Liezniche (Liesing) und Triezniche (Trieſting) liegt, im Jahre 1002 zum Geſchenk, worüber die Urkunde zu Haſelbach ausgefertigt wurde.

Mödling liegt in dieſem Bezirke, und vielleicht hat eben dieſer Markgraf Heinrich die Burg erbaut.

Daß die erſten fünf Markgrafen in Mölk reſidirt haben, wie man gewöhnlich glaubt, iſt nicht wahrſcheinlich; denn dieſes war, wie geſagt, ſeiner Befeſtigung beraubt worden, auch war kein eigenes Schloß vorhanden, und ſie hätten unter den Stiftsgeiſtlichen wohnen müſſen.

Im Jahre 1060 flüchtete König Andreas von Ungarn, welcher von ſeinem Bruder Bela verfolgt wurde, ſeine Schätze in das Schloß Medihelka (Burg Mödling), und ſchickte ſeine Gemalin und ſeinen Sohn zum Kaiſer Heinrich den Dritten.

Nach Heinrichs Jaſomirgott im Jahre 1177 erfolgten Tode erhielt ſein erſtgeborner Sohn Leopold, mit dem Beinamen der Tugendhafte, die Regierung, und ſein zweiter Sohn Heinrich, Mödling. Die Burg Mödling wurde nun der Sitz der jüngern öſterreichiſchen Familie, und zu ihrem Unterhalte war der Ort Mödling, Neudorf, Salenau, Traiskirchen, Waltersdorf und Kaiſersberg angewieſen. Mit dieſer kärglichen, aber für die damaligen ſpar-

samen Zeiten hinlänglichen Appanage lebte Heinrich der Dritte zu Mödling vom Jahre 1177 bis 1223, und machte während der Zeit eine Reise nach Palästina. Er nannte sich Henricus de Medelico Dei gratia, id quod sum (Heinrich von Mödling von Gottes Gnaden das, was ich bin), die Schriftsteller aber nannten ihn Heinrich den Ältern, Herzog von Mödling. Er starb 1223 und wurde in der Pfarrkirche zu Mödling begraben. Sein Sohn Heinrich der Vierte, der jüngere Herzog von Mödling genannt, lebte daselbst bis zum Jahre 1233.

Als fast-ganz Österreich im Jahre 1235 von Herzog Friedrich dem Streitbaren abgefallen war, blieben ihm nur Mödling, Starchenberg und Neustadt treu.

Diese Anhänglichkeit rächte der Feind des Herzogs, König Bela von Ungarn. Denn als er im Jahre 1252 in Österreich eingefallen war, nahmen die Ungarn Mödling ein, und verbrannten die Pfarrkirche. Bei dieser Gelegenheit verloren 1500 Menschen ihr Leben.

Im Jahre 1381 verkaufte Herzog Albert der Erste Mödling nebst andern Herrschaften den reichen Grafen von Cilly.

Im Jahre 1477 wurde es von Mathias Corvinus, König von Ungarn, erobert.

Im Jahre 1529 von den Türken verwüſtet, welche auch den Convent der Tempelherren zerſtörten. Bei dieſer Gelegenheit mag wohl auch die Burg Mödling ſeyn zu Grunde gerichtet worden.

Im Jahre 1683 entging Mödling einer zweiten Verwüſtung durch die Türken, indem es mit ihnen capitulirte.

Von Mödling aus gelangt man auf die ſüdlich liegenden Berge Eichkogl und Anninger. Der Weg auf den Eichkogl kann im Grunde nicht verfehlt werden, denn er iſt von der Wiener-Straße, von dem Badhauſe, aus den Häuſern der Eckgaſſe ꝛc. überall ſichtbar. Da jedoch ſeine Oſtſeite dicht mit Stauden bewachſen iſt, ſo dürfte es vielleicht gut ſeyn, den Weg näher zu bezeichnen. Durch das Neuſiedlerthor ſchreitet man nemlich auf der Straße nach Traiskirchen bis zum Ende eines, mit Bäumen umpflanzten, einem Froſch-Sumpf ähnlichen Teiches; dann betritt man einen Fußſteig, welcher zwiſchen Bäumen erſt durch Felder ebenen Weges, dann durch Weingärten aufwärts führt, bis ſich von dieſem Wege, welcher zugleich der Fußſteig nach Gumpoldskirchen iſt, unfern eines ſteinernen Pfeilers, obenauf mit einem eiſernen Kreuze bezeichnet, eine Fahrſtraße zur Linken trennt. Dieſe iſt mit einem

Zaune eingefaßt; wo ſich derſelbe in der Breite von ein paar Schuhen öffnet, da ſteigt man den Kogel hinan. Die Ausſicht reicht bei heiterem Wetter bis zur Loretto-Capelle auf dem Roſalienberge.

Den Anninger kann man von Mödling aus auf zwei verſchiedenen Wegen beſteigen; erſtens durch Wälder, wo man das Kienthal durchſchreitet und an dem Eſchenbrunnen vorüber kommt; und zweitens von Gumpoldskirchen aus. Der erſte Weg kann ohne Führer nicht gemacht werden, wohl aber der zweite. Das Eckhaus zum goldenen Ochſen, ein gutes Wirthshaus, macht Fronte gegen die Wiener- und Badner-Straße; kaum hat man letztere hundert Schritte im Rücken, ſo öffnet ſich rechts ein breiter ſteiniger Fußweg auf den Anninger, welcher zwiſchen Weingärten aufwärts führt. Nachdem man etwa eine halbe Stunde geſtiegen, durchſchneidet man einen Waldweg, welcher in ſüdlicher Richtung nach Baden führt, und bald darauf hat man ein rothes Kreuz mit einem Marienbilde vor ſich. Hier iſt eine Wegſcheide. Man bleibt der weſtlichen Richtung getreu und ſteigt in gerader Linie fort, kommt an ein Bächlein, das ſich in die Erde verliert, und an ein paar Felſenklumpen vorüber, und gewinnt endlich, nachdem man eine ſumpfige Niederung im Rücken hat, eine freiere Aus-

ſicht. Hier zeigt ſich zur Linken die Triangulirungs-Pyramide, zu welcher der Zugang von allen Seiten ſehr ſteil und gleich anſtrengend für Bruſt und Beine iſt. Der zwei Fuß hohe, in der Mitte aufgerichtete Markſtein trägt auf allen vier Seiten Inſchriften. Die Ausſicht auf Laxenburg, Baden, Neudorf, Biedermannsdorf, den Eichkogel, Gaden, Wien, den Schneeberg mit der Gebirgsreihe gegen den (hier zwar nicht ſichtbaren) Ötſcher, iſt überaus lohnend. Beſonders charakteriſtiſch iſt hier die Anſicht des Schneeberges, welcher, von hohen Bergen umgeben, hier entſchiedener als der König der Berge des Landes unter der Enns hervor tritt, als da, wo ſich zugleich der Ötſcher zeigt; weil dieſer wegen ſeiner coniſchen Geſtalt immer höher zu ſeyn ſcheint. — Sehr reizend iſt auch der Weg von Mödling nach Baden, über Gumpoldskirchen, beſonders im Frühjahre, wenn der Schnee noch die Hochgebirge an der Grenze von Steyermark krönt; nicht ſehr angenehm aber in den Sommermonaten, denn Weinlaub ſchattet nicht.

Nördlich von Mödling über den Kalenderberg, auf welchem eine ſchöne künſtliche Ruine (das Amphitheater) ſteht, gelangt man zu dem Schloſſe und der Feſte Lichtenſtein. Das neue Schloß Lichtenſtein gewährt, wie geſagt, einen edlen, freundlichen Anblick. Es iſt ein

mächtiges Gebäude, ein fürstlicher Landsitz. Das Schloß ist zwei Stockwerke hoch. Der Porticus zählt vier Säulen. Zu jeder Seite derselben zählt man 9 Fenster. Im neuen Schlosse trifft man stets jemanden an, welcher die alte Burg eröffnet und die Fremden umher führt.

Die Geschichte des alten Schlosses ist folgende: Oft ist geglaubt und auch geschrieben worden, diese Feste sei das Stammschloß der gegenwärtigen Fürsten. Dieß ist es zwar nicht, wohl aber unterliegt es keinem Zweifel, daß schon vor fast einem halben Jahrtausend die ritterlichen Ahnen des Fürsten Johann hier hauseten.

Im Jahre 1683 von den Türken in die Asche gelegt, ging es seit dem der gänzlichen Verödung entgegen. Doch begann schon Freiherr von Penkler diese interessante Ruine, eine der größten und schönsten im Lande Österreich, durch angelegte Treppen und Gänge in allen Theilen zugänglich zu machen. Fürst Poniatowsky sorgte für die Erhaltung dieser Anstalt, und Fürst Lichtenstein war der neue Schöpfer dieses Sitzes seiner Ahnherren.

Das neue Schloß Lichtenstein (das heißt dasselbe, welches vor der Erbauung des gegenwärtigen Fürstenschlosses diesen Namen führte) erbaute der kaiserliche

Verwalter zu Mödling, Georg Wiesing, im Jahre 1596 von Grund aus, und auf eigene Kosten.

Baron Penkler und Fürst Poniatowsky verwendeten viel auf die Verschönerung dieses neuen Schlosses. Der Erste setzte seinem Freunde, dem großen Astronom Th. Hell, der hier beerdigt ward, folgende Grabschrift:

Hic situs est Max. Hell. Hung. Schemnitz.
Soc. Jesu. dum illa. stetit. Sacerdos.
Phil: D.
Caes: et Acad: Vindob. XXXII. Ann: Astronom.
Europae notus Ingenii artisque monumentis
Notior Deo Vitae Sanctimonia
Evocatus ad Laborum Praemia, Aetatis Anno.
LXXII.
XVIII. Kal. Mar. MDCCXCII.
Quiescat in Pace
Jos. L. B. Penkler amico posuit.

Die Besichtigung des alten Schlosses gewährt mancherlei des Interessanten. Das Höchste darunter sind wohl die im Prunksaale aufgestellten Familien-Gemälde der alten Lichtensteiner. Merkwürdig durch die Erinnerungen, welche sich an die Heroengestalten und ihr Zeitalter knüpfen, auffallend durch die Tracht ihres Jahrhunderts, höchst anziehend durch die Ähnlichkeit der Fa-

milienzüge mit den Gliedern des gegenwärtigen Fürstenhauses. Besonders auffallend ist die Ähnlichkeit an Johann von Lichtenstein (1395), dem ältesten Porträte dieser Sammlung (obschon, wie sich von selbst versteht, nicht gleichzeitig gemalt, sondern wahrscheinlich dem fünfzehnten Jahrhundert entstammend), mit dem verstorbenen Fürsten Moriz. Der Beachtung würdig erscheint auch das große Familien-Gemälde, welches die ganze eine Wand einnimmt. Im Nebenzimmer befinden sich Porträte einiger Damen dieser Familie. An der Eisenthüre des Saales prangt das fürstliche Wapen. Die alte Capelle, zu St. Ponkratz genannt, ist höchst anziehend. Einige ausgezeichnete Gemälde, deren Meister man leider nicht anzugeben weiß, befinden sich daselbst.

Ferner zeigt man noch die Rüstkammer, das ehemalige Verließ (durch welches gegenwärtig der Eingang in die Burg führt), und noch einige Stellen, der besonders herrlichen Aussicht wegen merkwürdig. Ein Zimmer, welches ganz bewohnbar hergestellt ist, birgt eine Merkwürdigkeit an einem besonders schönen, eingelegten Tisch; die Arbeit daran ist in jeder Hinsicht beachtenswerth. Von den untersten bis in die obersten Theile der Gemächer führen bequeme und sichere Treppen und Gänge.

Die Pyramide westlich vom Schlosse Neu-Lich-

tenstein bezeichnet den Standpunct einer reizenden Aussicht. Nördlich von dem alten Schlosse prangt die neue Ruine auf dem Rauchkogel. Die Aussicht von da auf den so genannten wälschen Hof, der durch ein rothbedachtes Lusthaus hervor sticht; auf den Perlhof (einen Meierhof) und auf Gishübel, einen Dorf mit 58 Häusern und 264 Einwohnern, von wannen ein Fahrweg nach Brunn führt, kommt im Ganzen mit jener auf Alt-Lichtenstein überein, hat jedoch das Eigene, daß man dieselben aus mehrfarbigen Glasscheiben im bunteſten Farbenspiel bewundern kann.

Brunn (am Gebirge), zwei Stunden von Wien und eine halbe Stunde von Lichtenstein, ist ein Markt mit 151 Häusern, durch dessen Mitte sich der Krotenbach schlängelt, und 1300 Seelen. Die Kirche hat ein ziemlich altes Ansehen, und die Pfarre befindet sich unter dem Patronate des regierenden fürstlichen Hauses Lichtenstein.

Der Ort hat vielleicht seinen Namen von dem vortrefflichen Quellwasser, welches aus dem Gebirge kommt, und sich auf dem Platz in ein steinernes Becken ergießt, bekommen. Manchem aber dürfte doch der Wein noch lieber seyn, welcher hier häufig wächst, und sich unter dem Namen Brunnerwein in ganz Österreich berühmt gemacht hat.

Brunn iſt ſehr alt. Schon im Jahre 1145 kommt ein Ortolph von Prune vor.

Heinrich von Prune und ſein Sohn Siegfried, welcher Marſchall von Mödling genannt wird, findet ſich im Jahre 1220.

Im vierzehnten Jahrhunderte beſaßen Brunn, nebſt Lichtenſtein und andern anſehnlichen Gütern, die reichen Grafen von Cilly, und wahrſcheinlich hatte Brunn bis zur erſten türkiſchen Belagerung Wiens 1529 gleiches Schickſal mit Lichtenſtein.

Nach dieſer Zeit kommt im Jahre 1550 Chriſtoph Baldauf vor, und die Gebrüder Heinrich und Hans Baldauf, welche Brunn und Atzgersdorf bis zum Jahre 1571 beſaßen.

Eine halbe Viertelſtunde von Brunn liegt Enzersdorf (am Gebirge, auch Maria Enzersdorf), ein Dorf mit 94 Häuſern und 766 Einwohnern, welchen der vortreffliche Wein-, auch einiger Feldbau reichliche Nahrung gewähren. An Marientagen wimmelt es hier von Wallfahrtenden.

Hier iſt eine berühmte Kirche und Kloſter der Franciscaner, deren Geſchichte folgende iſt. Als der Franciscaner-Orden im fünfzehnten Jahrhunderte durch den heiligen Johann Capiſtran in Öſterreich ein-

geführt wurde, machte man auf dessen Anrathen auch zu Enzersdorf im Jahre 1454 den Anfang zum Bau eines Klosters und einer, der heiligen Magdalena geweihten Kirche. Den Grund und einige Häuser schenkte Graf Ulrich von Cilly, das Übrige wurde durch andere Gutthäter und gesammelte Almosen errichtet, und erhielt seine Vollendung im Jahre 1472. In der Folge wurde es durch die Türken, welche während der Belagerung Wiens die umliegenden Gegenden verheerten, und nachher durch die in Österreich überhand genommenen Protestanten mehrmal verwüstet, und im J. 1536 von seinen geistlichen Einwohnern gänzlich verlassen. Hierauf hatte es weltliche, meistens protestantische Besitzer. Nach der Vertreibung der Protestanten aus Österreich zogen im Jahre 1633 wieder Franciscaner ein, und stellten ihr Kloster her.

Georg Augustin von Khevenhüller, Herr von Burg Mödling und Veste Lichtenstein, erbaute und stiftete die Capelle in der Franciscaner-Kirche, in welcher er nach seinem 1653 erfolgten Tode, und Mehre von seiner Familie begraben wurden. Im Jahre 1683 wurde das Kloster von den Türken verwüstet, und nach der Zeit kam es erst in seinen gegenwärtigen Zustand.

Enzersdorf war schon im zwölften Jahrhunderte als ein Landgut unter dem Namen Encinisdorf bekannt, wie eine Urkunde des Stiftes Klosterneuburg vom Jahre 1175 bezeugt, vermög welcher der Irnfried von Nötilnstein den Ort der Kirche U. L. Frawen zu Ninwenpurch (Klosterneuburg) schenkte.

Im Jahre 1216 kommt es unter dem Namen Engelschalesdorf vor.

In der Folge kam es an die Herrschaft Lichtenstein, und hatte wahrscheinlich gleiche Schicksale mit ihr.

Drei Stellwagen fahren täglich Morgens und Abends von Wien nach Mödling. Der Preis ist für den Sitz 1 fl. W. W.

Beim weißen Schwan auf dem Neumarkte, beim goldenen Ochsen in der Seilergasse und im Matschakerhofe eben da, stehen diese Wagen.

Zu Mödling befindet sich, nebst mehren Baumwollzeug-Fabriken, eine große Essigsiederei des Herrn Lodrin, welche jährlich 20,000 Eimer erzeugt; dann eine Druckfabrik des Herrn Lorenz Weiner.

Brunn am Gebirge hat eine k. k. privil. Baumwoll-Maschinen-Gespinstfabrik des Herrn Moriz Dauber.

Meidling. (Siehe Schönbrunn.)

Merkenstein.

Eine merkwürdige Ruine einer der größten Festungen von ganz Österreich, südöstlich von Baden.

Dicht vor dem Dorfe Großau lenkt der Merkensteiner-Weg rechts ein, nach den Waldbergen hinüber. Von nun an ist er mit einer niedlichen jungen Allee bepflanzt, und führt so bis an das Dorf Merkenstein am Fuße des Schloßberges. Einige Häuschen und das Wirthshaus bilden das Dörfchen.

Reisende, welche zu bequem sind, den nicht sehr bedeutenden Weg bis an das Schloß und den Park selbst zu ersteigen, können sich bis an den Park fahren lassen. Die Straße führt ganz hinauf. Rechts der Straße zeigen sich reiche Felder, welche bis an die nahen Waldberge hin reichen, links überblickt man üppige Wiesengründe. So gelangt man an den, durch Schranken bezeichneten Eingang des so genannten Kastanien-Gartens. Hier links liegt das niedliche Häuschen des Gärtners, vor welchem an einem Pfahl an der Straße eine Inschrift den Wanderer über sein Verhalten an diesem Orte belehrt.

Nachdem man nun eine kleine Weile aufwärts gestiegen ist, nimmt sodann das Dunkel des Laubwaldes den Wanderer auf. An seiner schattigsten Stelle erin-

nert ein altes Marienbild, an einer Steinsäule auf einem großen Felsenblocke, an die fromme Sinnesart unserer guten Altvordern.

Man kehrt sich sodann rechts, und beschreitet durch ein verfallenes Thor den Raum der alten Feste, welche sich in kolossaler Größe kühn auf den Fels hinauf geworfen zeigt. Überall trifft man noch Spuren, daß die alten Befestigungen sich bis weit herab über die gegenwärtige Straße, an der andern Seite des Berges hinan, woselbst nun schon die Anlagen des Parkes beginnen, erstreckte. Überall zeigen sich ungeheure Mauertrümmer von seltener Festigkeit und Stärke. Links erblickt man noch die Reste alter Turnierplätze oder Reitschulen. So gelangt man an den Eingang des Parkes, woselbst abermals die eben erwähnte Schreibtafel angeheftet ist. Hier zur Rechten, gegen den Park hinein gekehrt, ist die Wohnung des Hausmeisters. Rechts sind Wirthschaftsgebäude und eine Zimmermanns-Werkstätte.

Die Ruinen der alten Burg sind bedeutend. Der Eingang ist gegenwärtig links durch ein kleines, zu verschließendes Pförtlein eingerichtet. Der alte Haupteingang, durch ein gewaltiges, noch ganz wohl erhaltenes Thorgewölbe, ist gegenwärtig zum Stalle für die Pferde der fremden Gäste umgestaltet.

Man betritt durch den erwähnten Seiteneingang, nachdem man schon vorher an vielen Knappenwohnungen, Stallungen und dgl. und durch einige zerfallene Thore geschritten ist, den Hofraum. Der alte Eingang geschah durch drei feste Thore in den Vorwerken, durch welche man dann erst an das eigentliche eben erwähnte Thor, und durch dieses in das Innere der Burg gelangte.

In dem Hofraume, welchen man nun betritt, zieht zuvörderst die alte Cisterne den Blick auf sich. Es ist ein gewaltiges Werk, mit einem Geländer versehen, seit jemand aus Unvorsichtigkeit hinein stürzte. Auch zeigt sich hier die Treppe in einen nun verschütteten, unterirdischen Gang. Nur vier Stufen sind noch sichtbar. Man durchklettert nun zum Theile auf den noch erhaltenen, den Jahrhunderten trotzenden Treppen, zum Theile auf neu angelegten Zugängen, alle Theile der weitläufigen Burg. Überall zeigen sich noch wohlerhaltene Reste der ehemaligen Pracht und Schönheit des Gebäudes. Die Aussicht aus den Fenstern des obern Gebäudes, welche größten Theils noch mit den alten gewöhnlichen Fensterstöcken versehen sind, ist bezaubernd. Auch die kolossale Dicke der Mauern erregt Erstaunen. Größten Theils messen sie zwei Klafter. Noch sehr kenntlich ist die Stelle, wo der Balcon

des Wohngebäudes gegen den Hof hinab ſtand. Die alte ſchöne Capelle, mit dem noch ganz ſtehenden Altar und den ſchönen Überbleibſeln der ziemlich gereiften gothiſchen Bogen, befindet ſich am oberſten Theil des Gebäudes.

Man verläßt dasſelbe durch einen Seitenaufgang, welcher auf die Felſen führt, unter welchem die oben erwähnten Knappenwohnungen und Ställe liegen. Die Geſchichte des Schloſſes iſt in tiefes Dunkel gehüllt; nur ſparſame Lichtſtralen erhellen es.

Daß die mächtige Feſte und ihre Beſitzer ſchon im zwölften Jahrhunderte beſtanden, iſt urkundlich gewiß. Wahrſcheinlich erbauten dieſelben auch die Burg. Die Zeit der Erbauung iſt nicht auszumitteln. Die Merkenſteiner erſcheinen urkundlich zuerſt 1119. Bis zur Zeit des letzten Türken-Einfalles im Jahre 1683 war das Schloß noch bewohnt und feſt. Ein kaiſerlicher Hauptmann, deſſen Namen die Geſchichte leider nicht aufbewahrte, vertheidigte das Schloß gegen die zahlloſen Scharen der Osmanen vom 23. Juli bis 15. Auguſt. Er hatte nur 200 Mann gegen 15,000 Türken. Mit 59 Mann, dem letzten Reſt der Beſatzung, fiel er im letzten Sturme am Abend des 23. Juli 1683. Das Schloß ward hierauf geplündert und angezündet. Seit dem ſteht es öde.

Der Anblick des Parkes iſt ſehr maleriſch. Zur Rech-

ten zeigt sich eine kolossale Felsenparthie, deren Stirne mit Föhren bedeckt und mit angenehmen Ruheplätzchen versehen ist. Am Fuße desselben zeigt sich in einer Nische des Felsens ein Heiligenbild, mit einem Betschämel. (Die nahe Capelle ist mit einem Marienbilde von G. Ruß geziert.) Gerade aus erblickt man das ländliche Wohngebäude der Herrschaft, hinter einem großen Wiesenplatz, auf welchem zwei ungeheure türkische Haselnußbäume durch ihre Größe Staunen erregen. Jeder, das Männchen sowohl als das Weibchen, messen über 30 Klafter im Umfang ihrer Äste. Um ihre gewaltigen Stämme sind Ruhebänke angebracht. Das Schweizerhaus selbst ist ganz einfach erbaut, und die rings um dasselbe laufende Balustrade, mit blühenden Gewächsen auf die geschmackvollste Weise verziert, gewährt einen sehr freundlichen Anblick. Hinter demselben zeigt sich der dritte der erst-erwähnten Bäume, doch von weit weniger üppigem Wuchse.

Hinter dem Schweizerhause erheben sich denn auch sogleich die verschlungenen englischen Gänge des Parkes, welche im Schatten des Laubes auf dieser Seite zu dem auf der höchsten Kuppe des Berges erbauten, so genannten hohen Thurm führen. Die Aussicht von diesem Punete ist bezaubernd und gehört unter die reichsten und lohnendsten in ganz Österreich.

Noch vor einigen Jahren war auch dieser Gipfel des Berges mit dichtem Walde bedeckt. Er ward auf Befehl der Gräfin ausgereutet, der Platz geebnet, das Lusthaus mit seinem Thurme erbaut, und so die freie unbegrenzte Aussicht hergestellt.

Zu jeder Tageszeit bietet die Gegend in ihrer verschiedenen Beleuchtung den herrlichsten Genuß. Des Morgens ist sie dem Anschauen der westlichen Gebirgskette am günstigsten, des Nachmittags der östlichen Ebene. Zauberisch und herrlich ist der Anblick stets. Von der Heißenstein'schen Wand angefangen, zieht sich von Osten nach Westen die majestätische Kette der cetischen Gebirge. Majestätisch überragt sie der Schneeberg mit seinem Rücken. Der Anblick ist herrlich! Grillenberg liegt paradiesisch an den waldigen Bergen da, in seinem friedlichen Thale. Nicht minder herrlich, nur durch die Schwäche des Auges begrenzt, ist die Fernsicht über die weite Ebene bis an die Leithagebirge hinüber, auf deren höchsten Punct man die Rosalien-Capelle mit freiem Auge deutlich erkennt. Bis an die Thürme von Neustadt irren die Blicke.

Die Aussicht vom Tempel in dem Brühl, und jene von der Höhe von Hadersfeld hinter Greifenstein, sind zwar noch umfassender, besonders die Letz-

tere; hinsichtlich der malerischen Ansicht der Gebirgskette aber wird die Aussicht vom hohen Thurme in Merkenstein von keiner überboten.

Man verläßt sodann diesen herrlichen Punct, um sich nach der, in früherer Zeit so genannten schönen Aussicht zu begeben. Ehe der erwähnte hohe Thurm errichtet ward, war sie auch wirklich die schönste Aussicht des Gartens; jetzt aber wird sie, da die letztgenannte um so viel höher liegt, weit von ihr überboten.

Die schöne Aussicht besteht aus einem schön gebauten, mit Geländern versehenen, ziemlich geräumigen Plateau, auf welchem ein verschlossener Pavillon im orientalischen Geschmacke erbaut ist. Zwei schöne Bäume mit darunter angebrachten Gartensitzen befinden sich eben daselbst. Die Aussicht von diesem Platze ist sehr schön, fast dieselbe wie an dem über ihr gelegenen hohen Thurme; doch ist sie, eben wegen den höher liegenden Wäldern, im Nord und Nordwest sehr gedeckt.

Die Umgebung der schönen Aussicht ist sehr reizend; die Wasenplätzchen mit Bäumen bepflanzt, welche die malerischesten Gruppen bilden, im Westen des Aufganges, geben einen herrlichen Anblick. Auch der, dicht unter der schönen Aussicht gelegene, so genannte Türkenbrunnen ist der Besichtigung werth.

Dieſer Türkenbrunnen beſteht in einem runden, von rauhen Steinen aufgeführten Kuppelgebäude über einem Baſſin, in welches durch eine Waſſerleitung eine herrliche friſche Quelle des beſten Trinkwaſſers ſäuſelt. An der Rückſeite des Gebäudes öffnet ſich der Schacht in den Felſen, aus welchem die Waſſerleitung heraus führt. Rings an den Wänden ſind Steinſitze angebracht. Gemalte Sternfenſter verbreiten ein magiſches Licht in dem dunkeln Gewölbe, und an den Wänden ſind Steintafeln, und eine Urne von Alabaſter von ſehr guter Arbeit angebracht.

Auf herrlichen Wegen, zwiſchen lachenden, von maleriſchen Baumgruppen beſchatteten Wieſenbergen, führt nun die Bahn auf der entgegen geſetzten Seite, von welcher man die Anlage beſtieg, wieder hinab.

Der Beſitzer dieſer Anlagen iſt Se. Excellenz Graf J. Dietrichſtein, Landmarſchall von Öſterreich.

Der Weg dahin geht von Baden aus über Böslau und Gainfahrn.

Böslau iſt ein, dem Grafen v. Fries gehöriges Dorf, nahe bei Baden, mit ſchönem Schloß und Garten, in welchem letztern (der für das Publicum Montags, Donnerſtags und Samſtags offen ſteht) die Roſenflur, das künſtliche Felſenplätzchen mit den ägyptiſchen Bildſäulen, und

das Grabdenkmal im Pappelwäldchen vorzüglich sehenswerth sind. Der Vöslauer rothe Wein von Burgunder Reben ist sehr berühmt. An den, aus dem Vöslauerkogel entströmenden Quellen befindet sich ein Badhaus mit Reinigungsbädern; die Badpreise steigen von 15 kr. bis 1 fl. 30 kr. W. W.

Rechts von der Straße von Baden nach Vöslau bemerkt man das jetzt unbedeutende, ehemals ansehnliche, schon im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte vorkommende Dörfchen Soß, wo man Spuren von Ringmauern und Gräben findet.

Gainfahrn ist ein großer uralter Markt, mit einem, Sr. Excellenz dem Landmarschall Grafen von Dietrichstein gehörigen Schlosse und schönen Garten. Die Kirche am Fahrwege nach Merkenstein ziert ein treffliches Altarblatt des großen Künstlers Abel, Johannes den Täufer vorstellend.

Neustadt.

Zur Unterscheidung von gleichbenannten Städten, Wiener-Neustadt genannt, liegt sechs Meilen von Wien, auf der Straße nach Steyermark, auf einer großen Ebene, dem Steinfeld, und zählt gegen 600 Häuser und über 10,000 Einwohner.

In der vaterländiſchen Geſchichte ſpielt es eine ſehr bedeutende Rolle.

Mehre Jahrhunderte hindurch war es der Sitz der Herzoge und Erzherzoge von Öſterreich und Steyermark.

Unter Leopold dem Tugendhaften, Leopold dem Glorreichen, Friedrich dem Streitbaren und Rudolph von Habsburg kommt es bereits bei verſchiedenen Gelegenheiten vor. Leopold der Dritte, welcher bei Sempach fiel, erneute die dortige Neuſtädter Burg; Friedrich der Fünfte, der Friedfertige, wählte ſie zu ſeinem Aufenthalte; Maximilian der Erſte wurde allda geboren, und liegt unter dem Hochaltare der Burg-Capelle, an der Seite ſeines treuen Miniſters Dietrichſtein, begraben.

Ferdinand der Erſte hielt ſich lange dort auf; unter Kaiſer Leopold dem Erſten wurden die Hochverräther Frangipani und Peter Zriny hier enthauptet; im ſiebzehnten Jahrhunderte hauſten die Peſt, türkiſche Kriegsſcharen und Rakotzi, Fürſt von Siebenbürgen, daſelbſt; ſogar bei dem Regierungs-Antritte unſers jetzigen Monarchen zeichneten ſich die Neuſtädter Bürger durch ihren getreuen Sinn aus, und halfen

ihrem Vaterlande den Namen „der allzeit Getreuen" verdienen.

Die Stadt, welche mit Mauern, Thürmen und Gräben umgeben ist, theilt sich in vier Viertel: das deutsche, das Frauen-Viertel, das Jacobs- oder Kloster-Viertel und das Kreuzherren-Viertel.

Man zählt über 30 große und kleine Gässen, und 3 Hauptplätze. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus:

Das kaiserliche Burggebäude. Die Kriegsschule, von Maria Theresia hier errichtet, mit dem zahlreichen Personale, welches zu ihrem Bedürfnisse aufgestellt ist, gibt dem Orte eine Lebhaftigkeit, die man in andern alten Burgen zu finden nicht gewohnt ist.

Das Hauptgebäude der Burg bildet ein Viereck, an dessen nordöstlicher Seite das Hauptthor angebracht ist. Auf seinem starken gothischen Gewölbe ruht die Hof-Capelle; das Werk des frommen Kaisers Friedrich des Dritten, aber nicht das einzige, womit er die Burg verschönerte.

Hier und da findet man sein sonderbares Symbol: die fünf Selbstlaute A. E. I. O. U., an den Mauern angebracht, und noch bewundert man die gleichfalls von ihm erbaute prächtige Doppelstiege in dem Vorhofe und eine Wendeltreppe im Hofe.

Die ſüdweſtliche, ſo wie die zwei anſtoßenden Seiten enthalten in zwei Stockwerken breite und helle Gänge, dann die Lehr- und Schlafſäle für die Zöglinge der Kriegsſchule und dazwiſchen die Wohnzimmer der aufſehenden Officiere.

Im Erdgeſchoſſe ſind die Speiſezimmer mit den Bildern der Helden Öſterreichs und mit Gypsabdrücken von berühmten Männern des Alterthums geziert.

Für Se. Majeſtät den Kaiſer wird immer ein Abſteige-Quartier in Bereitſchaft gehalten, deſſen Saal 14 Gemälde enthält, welche alle körperlichen und kriegeriſchen Übungen der Zöglinge vorſtellen. Der Reſt der Wohnungen iſt für die geiſtlichen und weltlichen Lehrer (jene ſind Piariſten, dieſe meiſtens Officiere), für den Arzt und die Wundärzte, für die Kranken, für den Wirthſchafter und die Directions-Kanzlei beſtimmt. An das Ganze ſtößt eine gedeckte Reitſchule mit den Stallungen.

Der Burghof, welcher von dem vierſeitigen Gebäude eingeſchloſſen wird, mißt 34 Klafter in der Länge und 20 Klafter in der Breite. An der nördlichen Ecke erhebt ſich ein mit Kupfer gedeckter Glockenthurm mit einem herum geführten Gange, auf welchem man die herrlichſte Ausſicht genießt. Er wird zur Übung der Zöglinge in aſtronomiſchen Beobachtungen benutzt. In der Mitte der

dem Hauptthor gegenüber stehenden Seite ist ein zweiter Thurm mit einer Uhr angebracht.

Im Jahre 1768 den 17. Hornung litt das Gebäude durch ein Erdbeben viele Beschädigungen; manche Gewölber zersprangen, und einige Mauern barsten von oben bis unten. Die Kaiserin Maria Theresia ließ im Jahre 1771 diese Verwüstungen verbessern, und im Jahre 1777 stand alles wieder schöner und dauerhafter als vorher da. Bei dieser Gelegenheit war es, daß man in der Burg-Capelle unter dem abgetragenen Hochaltare den Sarg des Kaiser Maximilian des Ersten wieder fand.

Ein breiter Graben läuft um die Außenseite der Burg, sonst fischreich und selbst von Hausen bewohnt, jetzt aber gänzlich ausgetrocknet. Hinter der Burg liegt der 316 Joch große Thiergarten von Kaiser Friedrich den Dritten, schon durch die herein geleitete Speskh bewässert, welche aus der Schwarza in zwei Armen durch den Garten läuft und heut zu Tage durch ihren Auslauf den neuen Canal speiset.

Neustadt besitzt mehre Kirchen, worunter die von Kaiser Friedrich den Dritten 1457 erbaute Collegial-Kirche den ersten Rang behauptet, da sie noch von dem nemlichen Kaiser zur Kathedralkirche eines Bisthums

erhoben wurde und heut zu Tage die Pfarrkirche der Stadt ist.

Gern besucht man die Abtei der Cistercienser im Kloster-Viertel am Ungarthore. Sie ist nicht unansehnlich gebaut, und besitzt ein Naturalien-Cabinet und einen mathematischen Thurm.

Der schönste Theil der Stadt ist der Hauptplatz, der ein ansehnliches, längliches Viereck bildet, von welchem sich in gerader Richtung jedes der vier Stadtthore darstellt. Hier befindet sich das Rathhaus und die Hauptwache. Jenes hat die gefälligere Form der neuern Bauart, ist zwei Stockwerke hoch und mit einem Balcon geziert. Das älteste Rathhaus war, so viel bekannt ist, das Haus zum römischen Kaiser.

Erst im Jahre 1586 kauften die Bürger das heutige auf dem Platze. In dem Vorzimmer des Rathssaales hängen verschiedene Gemälde, welche merkwürdige Auftritte aus der Geschichte Neustadts vorstellen. Links an das Vorzimmer stößt das Stadt-Archiv, welches die von den Landesfürsten erhaltenen Freiheitsbriefe und viele der ältesten Actenstücke enthält, die aber leider der darüber verbreitete Staub von Jahrhunderten dem Auge des Fremden ganz entzieht. Man muß sich daher, wenn man diesen dunkeln Ort durchwandelt, mit den kleinen

Merkwürdigkeiten begnügen, welche ſind: Ein großer ſilbener Pokal, mit dem Symbole Kaiſer Friedrich des Dritten A. E. I. O. U. bezeichnet, ein Geſchenk des ungariſchen Königs Mathias Corvinus an die Stadt; dann ſein Panzerhemd, ſeine Mütze, ſein Reitſattel und ſein Bildniß. Ferner werden zwei Schwerter gezeigt; mit dem einen hat Ein Nachrichter 500 Köpfe abgehauen, mit dem andern wurden die Grafen Frangipani und Zriny enthauptet. Die Dichtkunſt jener Zeiten, welche ſich in lateiniſchen Diſtichen gefiel, ätzte auch auf dieß Schwert folgende Verſe:

Auf der einen Seite:

Hicce, rebelle, Caput vindex demessnit ensis
Frangepane! tibi, Petre tibique Zrini!

Auf der andern:

Frangepan et Petrus gladio cecidere sub isto;
Zrinius iste Comes, Marchio et alter erat.

Nun ſieht man verſchiedene, den Türken abgenommene Waffen, Haus- und Tiſchgeräthe der Kaiſer, welche in Neuſtadt geweſen waren, Fahnen u. ſ. w., endlich vier Prägſtämpel der Stadt, weil — wie ſich Unterrichtete ſchmeicheln, — dieſe vom Kaiſer Friedrich den Dritten das Recht erhalten haben ſoll, Mün-

zen zu ſchlagen. Allein das Gepräge dieſer Stämpel zeigt bloß landesfürſtliche Wapen und Umſchriften, ſo daß jenes Münzrecht der Stadt mit Recht bezweifelt werden darf.

Der Rathsſaal enthält nichts Sehenswürdiges, außer dem Grundbuch-Sigille der Stadt (wie gewöhnlich eine Feſte mit Zinnen und Thürmen) und dem neuern, im Jahre 1462 erhaltenen Wapen, welches aus einem doppelten Adler beſteht.

Mitten auf dem Hauptplatze befindet ſich eine ſteinerne Säule mit der Statue der unbefleckten Jungfrau, von dem Biſchofe Leopold von Kollonitſch errichtet um das Andenken an die in Neuſtadt im Jahre 1678 vollzogene Trauung der Eleonora Maria Joſepha, Tochter Kaiſers Ferdinand III., mit Carl V., Herzog von Lothringen, zu verewigen.

Zu den öffentlichen Gebäuden kann man auch das ehemalige Kloſter der Carmeliter-Nonnen nächſt dem Fleiſchhacker-Thore zählen, welches von der Gemalin Kaiſer Ferdinands III., Maria Eleonora, geſtiftet wurde.

Die beiden Zeughäuſer, das kaiſerliche ſowohl als das bürgerliche, verdienen als ſolche kaum einer Erwähnung, da ſie keine Waffen und Kriegsgeräthe mehr enthalten, ſondern zu andern Zwecken verwendet worden ſind.

Bei den vielen Verwüſtungen, welche die Stadt theils durch Kriege, theils durch andere Unglücksfälle erlitt, muß man ſich wundern, daß ſie im Ganzen ſo gut ausſieht und ſo vielen Wohlſtand verkündet.

Dreimal, nemlich in den Jahren 1608, 1625 und 1670, wurde ſie durch eine Feuersbrunſt beinahe ganz verzehrt, und im Jahre 1768 am 27. Hornung erſchütterte ein fürchterliches Erdbeben faſt alle Häuſer der Stadt. Damals ſoll man aus dem Schneeberge ein ſchreckliches Getöſe vernommen, und Rauch und Flammen auf demſelben geſehen haben.

Die Heide, worauf Neuſtadt liegt, und welche das Steinfeld heißt, erſtreckt ſich von Salenau über Neuſtadt bis Neunkirchen.

Eine tiefe Schotterlage macht dieſe große Ebene zu einer beinahe alles Anbauens unfähigen Heide. Daß ihr todter Grund von dem ausgebrannten Feuerberge bei Glocknitz herrühre, wie Einige meinen, iſt ein den Mineralogen zu wenig genügende Annahme. Die Kaiſerin Maria Thereſia verſuchte, ſeit 1763, einen Theil dieſer Gegend urbar zu machen; und wäre die Unfruchtbarkeit des Bodens den menſchenfreundlichen Abſichten dieſer Fürſtin und ihrer Thronfolger nicht ſo ſehr im Wege geſtanden, ſo würde das Thereſienfeld eine der angenehmſten und glücklichſten Anſiedelungen ſeyn.

Jetzt durchwandert man dieſe, eine Viertelmeile lange, Reihe von Häuſern, deren jedes mit einem geräumigen Garten umgeben iſt, nur mit dem Bedauern, daß ſo viele und dauernde Anſtrengungen des menſchlichen Fleißes bisher noch ſo wenig belohnt blieben. Alle Häuſer des Dorfes ließ Maria Thereſia erbauen, und tyroliſchen Familien, nebſt 32 Joch Heidegrund, Vieh und Wirthſchaftsgeräthen, für eine jede unentgeltlich einräumen. Überdieß erhielt jede Familie durch zwei Jahre zum Behufe ihrer Wirthſchaft monatlich 10 Gulden. Allein keine Anſtrengung dieſer arbeitſamen Menſchen war hinreichend, den Boden fruchtbarer zu machen. Sie verließen nach und nach ihre Häuſer und kehrten in ihr Vaterland zurück. Die Kaiſerin übergab im Jahre 1777 das Dorf dienſtbelohnten (penſionirten) Officieren, geſtattete ihnen 15 Freijahre und unentgeltlichen Holzgenuß aus den k. k. Waldungen, und Kaiſer Joſeph II. ſowohl als Leopold II. verlängerten die Befreiung von den Abgaben immer von neuem.

Se. Maj. der jetzt regierende Kaiſer machten 1794 den Verſuch mit einem neuen Canale, zur reichlichern Bewäſſerung der bei jedem Hauſe angelegten Gärtchen und Gründe.

In der Mitte des Dorfes ſteht die ebenfalls von Maria Thereſia erbaute ſchöne Kirche.

Nach Neuſtadt führt auch der Canal, welcher in Wien außerhalb des Stubenthores ſeinen Anfang nimmt. Er unterhält einen bedeutenden Handel mit Wien.

Nicht weit von Neuſtadt liegt die neue Congreyſche Racketen-Fabrik, aus mehren, durch Zwiſchenräume getrennten Gebäuden beſtehend und gewöhnlich Racketendorf genannt.

Unter den Neuſtädter Fabriken zeichnen ſich aus: die Zucker-Raffinerie der Herren Reyer und Schlick; die Sammtband- und Sammt-Fabrik der Herren Gebrüder Moor; die Fayence-Fabrik des Herrn Anton Decenti; die Sammtband- und Pfundgallonen-Fabrik des Herrn Carl Friedrich Bräunlich; die Nähnadel- und Metallknöpf-Fabrik des Herrn Mathias Hofmeiſter, und die Metallknopf-Fabrik des Herrn Franz Meinhard.

Auch iſt der Handels-Producten-Verkehr, als mit Eiſen, Wein, Feldfrüchten, Bau- und Brennholz, Pottaſche, Pech, Leder, Knoppern, Honig, Wachs, Steinkohlen u. ſ. w. bedeutend.

Die drei Jahrmärkte, wovon der erſte in der Palmwoche, der zweite in der Woche Johannes des Täufers und der dritte in der Michaels-Woche gehalten wird, dauert jeder drei Tage.

Nicht uninteressant ist der Weg von Neustadt nach der Rosalien-Capelle und nach Forchtenau.

Der Rosalienberg ist in einem hohen Grade merkwürdig. Von Schedius wird er sogar jenen Bergen beigezählt, welche die interessantesten Fernsichten geben; auch ist er zu einer Telegraphen-Verbindung zwischen Wien und Ofen sehr geeignet, denn die hier gegebenen Signale werden auf dem Berge Gerecse bei Dotis wahrgenommen, der mit dem Berge Nagy-Szal bei Weizen correspondirt, und dieser ist vom Blocksberge sichtbar.

Auch sieht man vom Rosalienberge aus die merkwürdige Abtei Martinsberg.

Eine Stunde von Neunkirchen, als dem einen Ende des Steinfeldes, im Gebirg am Aspangbache, liegt die Herrschaft und das Dorf Sebenstein (See am Stein) mit einer alten Bergfeste, einem neuen Schlosse und einer Local-Caplanei. Sie war noch vor Kurzem der Vereinigungspunct der bekannten Freunde des deutschen Mittelalters, welche sich die Ritter von der blauen Erde nennen.

Gegenwärtig steht Sebenstein, wie mehre Besitzungen in Wiens Nähe, im hundertjährigen Pachte des Fürsten Lichtenstein. — Auch Thernberg ist der Besichtigung werth.

Zu Neunkirchen befinden sich eine große Zitz- und Kattun-Druckerei der HH. Baucher, Dunasquier und Comp. (vormals in Neuenburg in der Schweiz), ein Eisenhammer, und eine k. k. privil. gräflich Moriz Friesische Baumwollgarn-Manufactur-Gesellschaft.

Nußdorf. (Siehe Heiligenstadt.)

Ottakring. (Siehe Gallizinberg.)

Penzing. (Siehe Schönbrunn.)

Petronell. (Siehe Deutsch-Altenburg.)

Pirawart.

Auch Birkenwarth, ein Dorf mit einem Decanate, drei Posten nördlich von Wien, an der Straße nach Mähren, rechts von der Post-Station Gaunersdorf.

Der Ort ist bloß seiner nervenstärkenden Mineral-Bäder wegen merkwürdig; in jeder andern Rücksicht aber höchst langweilig, wenn die Badegesellschaft nicht entschädigt. Die Traiteurie und die Zimmer-Einrichtungen sind zwar befriedigend, auch die Badekammern reinlich, aber an Spaziergängen fehlt es gänzlich. Der Garten des Herrn Dechanten, so wie jener beim Badehause, sind von sehr mäßigem Umfange und von den Wanderungen nach den, eine Stunde entfernten Märkten Schweinwart und Hohenruppersdorf, wo durchaus keine Resourçen

sind, läßt sich schlechterdings nichts vortheilhafteres sagen, als daß der Weg dahin nicht leicht zu verfehlen ist.

Im Wirthshause des nahen Gaunersdorf trifft man noch am ersten gute Gesellschaft.

Auf der Mühle zwischen Schweinwart und Pirawart wird öfters getanzt. Nach letzterem Orte fährt wöchentlich zweimal eine Kutsche.

St. Pölten.

Eine Provincial-Stadt, vier Posten von Wien, gegen Westen, auf einer fruchtbaren Ebene, am linken Ufer der Trasen. Sie zählt gegen 400 Häuser mit mehr als 4000 Einwohnern, ein Bisthum und ein bischöfliches Capitel und Seminarium, wie auch ein theologisches Collegium für 50 Zöglinge. Auch befindet sich daselbst ein bekanntes Mädchenstift der englischen Fräulein mit 18—20 Lehrerinnen; die erste Vorsteherin des Ganzen, die hochwürdige Frau Gräfin v. Mailath, so wie die Vorsteherin des St. Pöltner Pensionates, die hochwürdige Frau Baronin v. Lichtenstern, sind höchst achtbare Frauen. St. Pölten hat auch ein Theater, eine Redoute ꝛc., sonst aber wenig Interessantes sowohl in, als außerhalb seinen Mauern.

Ebenfalls am linken Ufer der Trasen, zwischen Sanct Pölten, und der Donau, in einer wein- und getreidereichen Gegend liegt Herzogenburg, ein Stift der Chorherren des heiligen Johann Lateran. Das Kloster daselbst besteht aus geräumigen und schönen Gebäuden und hat eine Bibliothek und eine große schöne Kirche.

Pötzleinsdorf.

Gewöhnlich Pötzelsdorf genannt, nordwestlich von Wien, hinter Gersthof, in einem angenehmen Thale, in das Landgericht des Magistrats zu Wien gehörig. Es zählt gegen 40 Häuser mit 300 Seelen. Die Einwohner nähren sich vom Weinbau und vom Handel mit Milch und Obst nach Wien. Der Wein gehört unter die österreichischen Gewächse der ersten Classe. Über das Dorf ragt auf einer Anhöhe ein vier Stockwerke hohes, mit Blech gedecktes Lusthaus empor, wo man eine vortreffliche Aussicht genießt.

Die Kirche hat ein gutes Aussehen. Eine dunkle Kastanien-Allee, die zum Eingang führt und mit einem steinernen Brunnbecken versehen ist, bildet eine ehrwürdige Halle. Die Pfarre ist dem Decanate zu Klosterneuburg zugetheilt.

Eine besondere Sehenswürdigkeit ist der Park. Eine Pappel-Allee führt von Gersthof unmittelbar zu dem Eingange, der durch zwei niedliche Landhäuser gebildet wird. Von hier kommt man bei einem eingeschlossenen Garten, der aus Wasenplätzen, Bogengängen, Lauben, Blumenbeeten, Glashäusern und dergleichen besteht, vorbei, bis zum Schlosse. Dieses bildet eine ziemlich lange Fronte, hat ein Thürmchen mit einer Uhr, ist inwendig schön eingerichtet und rückwärts mit einer Reitbahn versehen. Daneben befindet sich eine wohlbestellte Meierei.

Von dem Schlosse breitet sich ein herrlicher Park über den Pötzleinsdorfer Berg aus. Auf dem Gipfel desselben steht eine Art von einem großen Alpengebäude, das inwendig schön eingerichtet ist. Hier eröffnet sich von allen Seiten eine weite, unendlich mannigfaltige, mit jedem Schritte abwechselnde Aussicht, die zu beschreiben eine undankbare Arbeit wäre, weil so etwas nur durch den Anblick genossen werden muß. Man kann behaupten, daß unter den ausgezeichnet schönen Aussichten, womit die Gegenden um Wien so reichlich versehen sind, diese eine der herrlichsten ist. Aber nicht allein hier, sondern noch auf mehren Standpuncten des Parkes sind Aussichten vorhanden, wovon jede sich von der andern unterscheidet.

Eine besonders liebliche Landschaft erblickt man von dem Dianentempel aus. Dieses ist ein leichtes Gebäude, dessen Giebel von vier Säulen getragen wird, und vor dem sich ein kleiner Teich befindet.

Überhaupt würde ein Maler in diesem Parke Stoff zu einer ganzen Gallerie von schönen Landschaften finden.

In botanischer Rücksicht ist dieser Park einer der merkwürdigsten. Die Mannigfaltigkeit der Bäume und Stauden ist sehr groß. Besonders findet man hier viele amerikanische und andere ausländische Gewächse. Hier und da sind Täfelchen mit der lateinischen und deutschen Benennung angebracht, so daß der Freund der Pflanzenkunde hier ein wahres Studium für seine Lieblingswissenschaft findet.

Auch die weise Anordnung der Gewächse, in Abwechslung der verschiedenen Laubarten und in Erreichung anderer Endzwecke, verdient allen Beifall. Auf der Anhöhe hat man hier und da auf eine kluge Art den Horizont zu sperren gewußt, um den Effect, welchen die verschiedenen Aussichten hervor bringen, zu erhöhen. Eine große Wiese hat man durch schicklich angebrachte Baumgruppen in schöne Garten-Parthien verwandelt. Verschiedene eingeschlossene Plätze hat man zu Anlagen benutzt. So findet man verschiedene Lusthäuser; eine Badegrotte mit

abwechselnden Wasserfällen; ein Vogelhaus; Teiche mit Fischen besetzt; ein Belustigungs-Plätzchen mit einer Kegelbahn u. dgl. Der vortreffliche Dichter Alxinger hat hier ein Grabmal mit der schönen Inschrift aus einer Stelle seines eigenen Gedichtes:

Alxingern!

Es wird doch niemals dem an einem Freunde fehlen,
Der fähig ist, ein Freund zu seyn.

Doolin.

Der verstorbene Besitzer, Herr Johann Heinrich von Geymüller, hat diese schöne und kostbare Anlage zum allgemeinen Vergnügen eröffnet, und wird wohl auch nun, nach dem Tode dieses würdigen Mannes, eine gleiche Liberalität über seiner Schöpfung walten.

Sehr angenehm ist der Weg, welcher nordwestlich, außerhalb des Parkes, über die Klosterwand nach Neuwaldegg führt. Zwischen Waldung läuft er schattig fort, links von einem ziemlich hohen Berge, rechts von einer Trift begrenzt, welche, wie gesagt, viel Ähnlichkeit mit dem Thal auf dem Krapfenwäldchen hat. Die Aussicht von dieser Trift ist entzückend; ein herrliches Echo, welchem der Hirt alldort für Geringes Gelegenheit gibt, zu antworten, macht das Ganze noch reizender.

Pötzleinsdorf hieß ehemals Beceline sdorf. Werstrit von Bezelinesdorf war im Jahre 1136 mit unter den Zeugen bei der Stiftung des Klosters Heiligenkreuz.

In einem andern zu Klosterneuburg aufbewahrten Documente vom Jahre 1136; kommt ein Warchfried von Peceline ſtorf als Zeuge vor.

In der Folge war Pötzleinsdorf eine Herrschaft des Klosters zur Himmelspforte zu Wien, und nach der Aufhebung desselben fiel es dem Religionsfonde zu. Von diesem kaufte es im Jahre 1799 Herr Heinrich von Geymüller an sich.

Das Schloß war ehemals unter dem Namen des Ricci'ſchen Freihofes bekannt. Baron v. Ricci hatte in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Seiden-Färberei und Tuchſchur darin. Nachher kam es an andere Besitzer. Die Frau Gräfinn von Herberſtein legte den ersten Grund zu dem Park durch die Anlegung einer Pflanzschule von amerikaniſchen Gewächsen, welche von dem geſchickten Lustgärtner Carl Seifried besorgt wurde.

Nordwestlich von Pötzleinsdorf liegen Neuſtift und Salmannsdorf (Salmersdorf).

Ersteres liegt in einem schönen Thale am Gebirge

und grenzt mit seinen Weinbergen schon an den Wienerwald. Es gehört in das Landgericht des Magistrates zu Klosterneuburg. Ehemals gehörte es dem erloschenen Stifte St. Dorothee in Wien, und kam mit dessen übrigen Gütern vor einiger Zeit an das Stift Klosterneuburg.

Hier ist eine Pfarre, welche in das Decanat zu Klosterneuburg gehört; ein Wirthshaus und 41 Häuser. Die Einwohner nähren sich größten Theils vom Weinbau. Der Wein gehört in die erste Classe der österreichischen Weingewächse.

Nicht weit davon liegt Salmannsdorf, in das Landgericht des Magistrats zu Klosterneuburg gehörig. Es besteht aus 22 Häusern mit 128 Seelen und nährt seine Bewohner durch Weinbau.

Die Fahrstraße von Wien nach Pötzleinsdorf führt über drei Dörfer: Währing, Weinhaus und Gerstlhof.

Währing liegt eine halbe Stunde von Wien, knapp an der Linie, und zählt über 200 Häuser, welche verschiedene Grundobrigkeiten anerkennen, mit 2500 Einwohnern. Es besteht aus drei Hauptgassen, der Herrngasse, Kirchengasse und der Feldgasse, und einigen Nebengäßchen. Mitten hindurch geht der Währinger-Bach.

Die Kirche ist alt, sie wurde aber in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von Grund aus neu erbaut. Der kaiserliche Rath Michael von Zollern, der sich durch verschiedene milde Stiftungen auszeichnete, legte im 89. Jahre seines Alters am 11. September 1753 den Grundstein dazu. Der Kirchthurm ist älter als die gegenwärtige Kirche. Er wurde 1528 erbaut, und 1726 renovirt. Als eine Seltenheit bemerkt man dabei, daß die Kirche höher ist als der Thurm, den man auf der Feldseite gar nicht sieht, weil er von der Kirche verdeckt wird. An der Kirchenmauer sind zwei eiserne Kugeln eingemauert, welche damals, als der Pulverthurm bei der Nußdorfer Linie in die Luft flog, hierher geworfen wurden.

Die Kirche ist dem heiligen Laurentius und der heiligen Gertrud gewidmet, wovon Ersterer Pfarr-Patron, Letztere aber Kirchen-Patronin ist. Sie enthält 5 Altäre. Diese Kirche zeichnete sich durch ihre vortrefflichen Kirchen-Musiken von langen Zeiten her besonders aus.

Währing ist ein alter Ort, man weiß aber weder von dessen Entstehung, noch von der Herleitung seines Namens etwas anzugeben.

Es war ein paar Mal der Schauplatz kriegerischer Auftritte. Als Mathias Corvinus König von

Ungarn, Wien belagerte, ſtand im Jahre 1485 eines von den drei Kriegsheeren hier, welche dazu beſtimmt waren, von der Seite des Wienerberges bis gegen die Donau hin die Vorſtädte einzuſchließen und alle Zufuhr abzuſchneiden. Dieſes dritte Lager erſtreckte ſich von Währing bis zu einer Schanze am Sporkenbühel oder Himmelpfortgrund, und von da bis zur Donau.

Bei der zweiten türkiſchen Belagerung Wiens im Jahre 1683 fiel in dieſer Gegend ein ſehr hitziges Gefecht vor, als am 12. September das chriſtliche Heer den Entſatz von Wien bewirkte.

Wahrſcheinlich iſt während der Belagerung Währing größten Theils zu Grunde gerichtet worden; es erholte ſich aber bald wieder. Bei der großen Peſt, welche in und um Wien im Jahre 1713 herrſchte, waren ſchon wieder 41 Häuſer vorhanden. Seit dieſer Zeit, alſo ſeit mehr als einem Jahrhundert, hat ſich die Zahl der Häuſer in Währing um mehr als zweimal ſo viel vermehrt.

Knapp an Währing ſchließt Weinhaus, der Pfarre zu Hütteldorf unterthänig, mit 600 Seelen. Die Kirche iſt dem heiligen Joſeph geweiht. Sie war ehemals eine Filiale von der Pfarre zu Währing. Durch

die Mildthätigkeit der Frau Clara und des Herrn Philipp von Schwab wurde das Kirchen-Beneficium so sehr vergrößert, daß diese ehemalige Hauskirche der Schwab'schen Familie im Jahre 1788 in eine Pfarre verwandelt werden konnte. Sie ist dem Decanate zu Klosterneuburg zugetheilt.

Unter die bemerkenswerthen Gegenstände gehört die Obstbaumschule. Sie wurde schon unter Kaiser Josephs II. Regierung von dem Herrn Johann Kraft angelegt, und ist nun mit der kaiserlichen Pflanzung von Nußbäumen in dem Liniengraben bei Währing verbunden.

Weinhaus war im siebzehnten Jahrhunderte nichts anders, als was sein Name anzeigt, ein Weinhaus. Der kaiserliche Hof pflegte sich hier während der Weinlese zu belustigen.

Theils zu Weinhaus, theils zu Ober-Döbling gehört auch die bekannte Anhöhe, die Türkenschanze genannt. Sie enthält eine Hutweide der Gemeinde dieser letztern Herrschaft, ein großes kaiserliches Pulver-Magazin, nebst einem Gebäude für den Magazineur und die Wachstube. Auf den Seitenhügeln sind noch kleinere Magazine angebracht.

Für die Stadt Wien ist die Türkenschanze

besonders dadurch merkwürdig, daß aus zwei dort befindlichen Steinbrüchen, seit undenklichen Zeiten, die Bausteine zu den Grundfesten der Wiener Gebäude genommen werden.

Wahrscheinlich war hier die große Schanze, auf welche bei dem Entsatz von Wien die Polen, welche größten Theils den rechten Flügel der Armee ausmachten, zuerst gestoßen waren. Diese Schanze war von weitem Umfange, wohl befestigt, mit dem Kern der türkischen Truppen besetzt, und wurde so hartnäckig vertheidigt, daß sie mehre Stürme abschlug. Aber endlich fiel General Dünewald mit seinem Regimente und den Dragonern von Styrum in die Flanke, und trieb den Feind durch einen unvermutheten Feuerregen in die Flucht.

Die Türkenschanze zeichnet sich durch eine botanische Merkwürdigkeit aus. Hier und sonst nirgends in diesen Gegenden trifft man in einer solchen Niedere das isländische Moos (Lichen islandicum) an. Dieses auf dem Schneeberg häufig zu findende Gewächs ist in Österreich unter dem Namen Gramperlthee bekannt.

Zunächst auf dieser Straße gegen Pötzleinsdorf zu liegt Gersthof, ein Dorf mit 27 Häusern und 303 Seelen; die Kirche ist dem heiligen Johann von Nepomuk geweiht. Ein Grab auf dem Kirchhofe verbirgt

die Gebeine unſers vaterländiſchen Dichters, Heinrich von Collin, einfach, aber eben ſo herrlich, als das Denkmal in der Carlskirche zu Wien.

Der Ort verdankt ſeinen Namen wahrſcheinlich einem großen Bauernhofe, deſſen Beſitzer Gerſtler hieß. Der Herr Großhändler Edler von Popper hat im Jahre 1806 hier ein ſchönes Landhaus gebaut. Im Jahre 1807 wurde der Garten angelegt, welcher jetzt viele Wiener hinaus zieht.

In der anſtoßenden Meierei wird man mit gutem Obers und Kaffeh bedient.

Währing hat eine Brüſſeler Leder-Fabrik des Herrn Michael Schuhmann.

Pottendorf.

Sechs Stunden ſüdöſtlich von Wien, nahe an den Grenzgebirgen von Ungarn, gegenwärtig dem Fürſten Eſterhazy gehörig, welcher im Schloſſe eine koſtbare Bücher und Gemälde-Sammlung aufgeſtellt hat. Auch wurde hier vor mehren Jahren eine große Baumwoll-Geſpinſt-Fabrik mit den, in England üblichen Maſchinen angelegt. Im Jahr 1811 beſchäftigte dieſe Anſtalt gegen 2400 Perſonen unter der Aufſicht von 21 Vorſtehern, und 800 Maſchinen waren im Gange. Die hy-

draulischen Vorrichtungen zur Abwendung von Feuersgefahr sind vorzüglich sehenswerth.

Man errichtete hier sogar eine eigene Erziehungs-Anstalt für 200 Kinder von Arbeitsleuten der Fabrik, um dadurch den künftigen Betrieb der Fabrik auf eine zuverlässige Weise sicher zu stellen.

Pottenstein. (Siehe Schneeberg.)

Pressburg.

Die Haupt- und Krönungsstadt im Preßburger Comitat in Ungarn, fast an der Grenze gegen Österreich gelegen, zählt 1627 Häuser und 30,000 Einwohner.

Sie liegt neun Meilen von Wien und gehört also bereits außer das Bereich eines Wegweisers, dessen Amt nur auf Wiens Umgebungen beschränkt ist. Da aber die Fahrt nach dieser, allerdings interessanten Stadt durch Einführung der Eilwagen sehr erleichtert und verkürzt wurde, und da sie auch, wie die Erfahrung zeigt, zu den Lieblings-Ausflügen der Wiener gehört, so mögen ihr hier einige Seiten eingeräumt seyn. Unser Wegweiser berührt, wie billig, nur das, was den Pilger am meisten ansprechen dürfte, und weiß sich zu diesem Behufe keiner bessern Worte zu bedienen, als welche ihm der

verehrte Herausgeber des malerischen Taschenbuches in den Mund legte.

Diese Stadt hat öfter als Einmal die Augen von ganz Europa auf sich gezogen. Die Schlachten und Stürme in den ältern Zeiten, die Krönungen der ungarischen Könige und Königinnen, der merkwürdige Moment, wo Maria Theresia, den jungen Kronprinzen auf den Armen, die Ungarn zur Hilfe aufrief, und dieselben voll Begeisterung einhellig ausriefen: Moriamur pro Rego nostra, der Friede vom Jahre 1805, der Brückenkopf vom Jahre 1809, und so manche andere Scenen, die sich hier ereigneten, machen eine Stadt noch merkwürdiger, die in Hinsicht ihrer Lage, ihrer Einwohner, und ihrer Nähe bey Wien alle Aufmerksamkeit verdient.

Der Anblick von Preßburg ist imposant, da das jenseitige Ufer an der Donau mit regelmäßigen und schönen Häusern besetzt ist. Die Donau passirt man mittelst der fliegenden Brücke, die beym ersten Anblicke überrascht, besonders, wenn man vorher keine Idee davon hatte. Das ganze Maschinenwerk ist höchst einfach. Es ist nemlich auf zwei starken Kähnen eine große Brücke oder ein großes mit Geländern versehenes hölzernes Gerüste, befestigt, welches so geräumig ist, daß mehre Wägen sammt Pferden Platz darauf haben. An

beiden Enden der Brücke ſind zwei ſtarke Bäume aufgerichtet und durch einen ſtarken Querbalken verbunden. An denſelben iſt ein ſehr langes und ſtarkes Tau befindlich, welches an neun, oberhalb mitten auf der Donau hinter einander liegenden Schiffchen befeſtigt iſt, deren jedes wieder durch eingeſenkte Anker vor der Macht des reißenden Stromes geſichert wird.

Sobald die hölzerne Brücke vom Ufer abſtößt, wird ſie von der Flut ergriffen, und da ſie an dem großen Taue feſthängt, ſehr ſchnell mit der ganzen Ladung von Menſchen, Thieren, Wagen und andern Geräthſchaften an das gegenſeitige Ufer geführt.

Die Stadt Preßburg hat eine ganz artige und geſunde Lage an dem Ausläufer der karpathiſchen Gebirge, worauf das königliche Schloß ſteht. Einige Straßen ſind deßhalb abhängig. Nicht wenige ſind freilich ad exemplum Capitalis krumm und mit alten Häuſern bebaut; aber ſeit der Feuersbrunſt vom Jahre 1800 ſind viele neue ſehr ſchöne Häuſer aufgeführt worden. In dieſer Stadt gibt es gegen 13 Palläſte, deren Urſprung man in der Geſchichte dieſer Stadt ſuchen muß.

Die Nahrung der Einwohner beruht nebſt dem Ackerbau und Weinbau hauptſächlich auf der Handlung die Donau hinunter. An Induſtrie fehlt es den Ungarn

noch ziemlich. Auch der Ackerbau wird überhaupt in Ungarn noch nicht mit gehöriger Einsicht betrieben.

Die Stadt selbst wird eigentlich in die innere und äußere, unter welcher letztern man die Vorstädte versteht, abgetheilt. Um diese Eintheilung gehörig zu verstehen, muß man wissen, daß die innere Stadt ehemals durch Thore geschlossen war. Diese Thore wurden aber unter der Regierung der Königin Maria Thereſia abgebrochen, wobei die Stadt noch auf mancherlei Weise verschönert wurde. Im Jahre 1775 ward sie mit einem Graben, den man Linie nennt, auf der Seite zwischen der Donau und dem Calvarienberge umschlossen, wodurch jetzt der Umfang zugleich vergrößert und bestimmt worden ist.

In der Venturgasse ist das Palffyſche, und in der Michaelergasse das Landhaus sehenswürdig; am grünen Platze das Comitats-Haus, wo ehemals die Trinitarier mit der Kirche waren, dann von da fort der Palffyſche Garten, der dem Publicum zum Vergnügen offen steht, und am Annentage sehr schön beleuchtet wird. In diesem Garten ist ein ganz hübscher Tanzsaal, mit Spiegelfenstern verziert. Von da kommt man zu dem protestantischen Kirchhof, der sehr romantisch mit Pyramiden als Grabmälern an einem abhängigen Hügel liegt.

Das Schloß auf dem Schloßberge war zur Wohnung des Königs bestimmt, so oft sich derselbe (der Landtage wegen) in Preßburg aufhielt. Es ist ein längliches Viereck, auf den vier Ecken mit runden, hohen, mit Gewitterableitern versehenen Thürmen, und hat vier Geschosse. Es wurde im Jahre 1635 auf öffentliche Kosten gebaut. Im Jahre 1758 ließ es die Kaiserin Maria Theresia auf die jetzige Art einrichten und im Jahre 1769 einen neuen Flügel anbauen. Es diente dann dem Herzog Albert als Locum tenens regis zur Wohnung. Kaiser Joseph verwandelte es in ein General-Seminarium für die Geistlichkeit. Später wurde es als Caserne verwendet, und so brannte es im Jahre 1811 größten Theils ab.

Unter dem Schlosse liegt der eigentliche Schloßberg, der Aufenthalt der Juden, und nebenbei der Zuckmantel, wo mancher Preßburger in Circens Netze fällt.

Man steigt von der Höhe des Schloßberges hinab in den Garten des Primas, der sehr ordentlich geputzt, aber sehr grotesk und geschmacklos zugestutzt ist. Das schönste ist das noch neue fürstl. Grassalkowitz'sche Palais auf dem Kohlmarkt.

Noch verdient das hiesige, nunmehr unter des be-

triebsamen Herrn Stögers Direction stehende, Theater einige Erwähnung. Es ist nicht allein groß, geräumig und bequem, sondern auch niedlich und für Preßburg schön. In dem Gebäude desselben ist zugleich das Casino und ein Kaffehhaus. Vor dem Theater sind drei Reihen Alleen. Da unterhält sich Abends der elegantere Theil von Preßburg (es sind auch ein paar Hütten mit Refraischaten hier), und man lebt hier sehr ungenirt und amüsant.

Man gibt gewöhnlich den Königsberg als Preßburgs größte Merkwürdigkeit an. Er ist aber an sich sehr unbedeutend, und nur die Ceremonie, welcher sich der König bei der Krönung daraufunterziehen muß, kann ihm einiges Interesse verleihen.

Desto interessanter ist der Judenfreydhof, wo die Todten alle senkrecht in der Erde stehen; ihre Denkmäler mit Inschriften sehen aus wie Mosestafeln.

An den romantischen Ufern des Baches kommt man durch Eichenwälder auf den Gemsenberg, wo vormals eine Einsiedelei war, und nun ein Wirthshaus ist. Hierher kommen die Preßburger, um sich mit Essen, Kegelschieben und Schaukeln zu unterhalten.

Die Kirche und die Sacristei sind nun in einen Kühstall und in eine Schenkstube verwandelt worden. Diese Gegend

ist so schön und die Umgebungen so einladend, daß man sich hier selbst ein Tusculum wünschen möchte.

Jenseits der Donau, das ist, ehe man über die Donau Preßburg erreicht, befindet sich auf einer Insel, welche von einem kleinen Arme des Flusses gebildet wird, ein Wäldchen, in dem Alleen durchgehauen sind, die den Einwohnern Preßburgs zum Vergnügen dienen. Es wird an Sonntagen häufig besucht, und unter Zelten mit wilder Fröhlichkeit geschwärmt und getanzt. Wer würde hier an dem Orte des Vergnügens das Grabmal eines Menschen suchen, den religiöse oder ungarische Barbarei in geweihte Erde zu legen verbot. In einer der Alleen findet man die Grabstätte eines türkischen Pascha, der Commandant der türkischen Festung Novi war, und in Preßburg als Gefangener starb. Sie ist Einen Schuh hoch, mit einem länglichen Gestelle, vorn mit türkischer Inschrift und einem Turban in Basrelief; rückwärts steht die deutsche Inschrift:

Ruhestätte
des
Mehmet Begh Czerich
Commandanten
und
Inhabers von Novi

starb am XXV. November 1789
zu Preßburg
Seinem Angedenken gewidmet
von
Braunecker.

Von Zeit zu Zeit haben merkwürdige Männer hier gelebt und Preßburg hat auch Geister hervor gebracht, die in der vaterländischen Geschichte der Gelehrsamkeit und der bildenden Künste mit Ruhm genannt werden. Z. B. Bel, Windisch, Korabinsky, Beneczur, Junker, Kempeten, Messerschmied u. a. m.

Der Weg nach Preßburg führt über Fischamend, Petronell, Altenburg, Haimburg ꝛc. — Fischamend (Fischamündung) zählt 105 Häuser mit 860 Seelen, hat viele Mühlen und wöchentlich ansehnliche Getreidemärkte.

Es erhielt seinen Namen wahrscheinlich vom Flusse Fischa, der hier sein Ende nimmt.

Rodaun. (Siehe Kalksburg.)

Schneeberg,

(der), Unter-Österreichs höchster Berg, 1074 Toisen über der Meeresfläche erhaben, neun Meilen süd-

lich von Wien, als Grenzstein der Viertel Ober- und Unter-Wienerwald und der Steyermark.

Man sieht ihn an heitern Vormittagen selbst von der Bastei zu Wien aus mit freiem Auge.

Die beste Zeit, ihn zu bereisen, ist die letzte Hälfte des Juli bis Mitte Septembers. Früher oder später wagt man immer viel, wenn man den Gipfel des Berges heiter zu finden hofft, besonders wenn die Witterung einige Tage vorher anhaltend schön war. Am sichersten ist es, den Schneeberg sogleich nach einem Regen zu bereisen. Man kleide sich nach seinem Gefühle warm, nicht bloß der Schneeluft wegen, die auf den Gipfeln der Alpen weht, sondern vorzüglich wegen der feuchten, kühlen Thäler, in welche man zuweilen in größter Erhitzung herab kommt. Die beste Kleidung ist ein leichter Rock von Tuch oder eine Reitjacke und ein Mantel.

Wer die Reise nicht zu Fuße machen will, der kann in einem Wagen binnen 36 Stunden hin und zurück kommen.

Man mietet entweder im Kreuze, oder in der Kohlkreinze (zwei Gasthöfe der Vorstadt Wieden), einen so genannten Neustädter Wagen. Die Person zahlt 4 Gulden W. W. bis Neustadt. Bis Buchberg rechnet man das doppelte. Für 10 fl. täglich wartet der Wagen so lange man will.

Man kann auf einer Reise dahin mit 93 bis 154 f. leicht auskommen.

Wenn man die Kutsche um 6 Uhr Abends bestellt, ist man längstens um 1 Uhr Nachts in Neustadt; und wenn man dort um 3 Uhr wegfährt, ist man um 9 Uhr in Buchberg. Mit einem Führer und einem Träger des hier unentbehrlichen Mundvorrathes an Wein und kalter Küche (die man wohlthut aus der Hauptstadt mitzunehmen) ist man längstens bis 2 Uhr Mittags am Gipfel des Schneeberges. Wenn man auf demselben 3 Stunden, folglich bis 5 Uhr, verweilt, so kommt man dann bis 8 Uhr Abends bequem wieder nach Buchberg zurück. Man nimmt ein Abendessen, fährt sogleich fort, und ist am folgenden Morgen bis um 10 Uhr wieder in Wien.

Mit der Post macht man diese Reise noch um die Hälfte schneller. Man bezahlt von Wien bis Neunkirchen, das man mit der Post in 5 Stunden erreicht, 4 Posten. Von Neunkirchen bis Buchberg doppelte Post. Man läßt die Pferde dort verweilen, wenn man sogleich zurück zu kehren gedenkt, oder man bestellt sie zu Neunkirchen vorhinein auf eine bestimmte Stunde

Es ist ein seltenes Glück, den Gipfel des Schneeberges eben heiter zu finden, wenn man nach Buchberg kommt. Träfe dieser Zufall glücklicher Weise mit der An-

kunft in Buchberg zuſammen, ſo müßte man ſich ungeſäumt um einen Führer bewerben, und die Reiſe nach dem Berge antreten. Hier iſt ein Führer nicht bloß der Gefahr des Verirrens wegen, ſondern auch als Träger nöthig; und wenn die Geſellſchaft aus mehr als drei Perſonen beſteht, hat man auch zwei Träger nöthig. Wein, Brot, kalter Braten u. ſ. w. muß für jene, die nicht hungern können, reichlich mitgenommen werden; mit jedem Schritte bergan ſteigt der Appetit, und wird oben an der Alpe bei einigen Menſchen ſogar Heißhunger, der, wenn man ihn nicht befriedigen kann, Schwäche, Schwindel und Ohnmachten erzeugt. Noch ein anderes Bedürfniß macht einen Träger nöthig; man kann bei einer Excurſion auf den Gipfel nie, auch bei heiterſtem Himmel nicht, mit Sicherheit ſeinen Mantel entbehren. Man vergeſſe ferner nie, auch wenn man keine Nachtparthie am Schneeberge unternehmen will, Feuerzeug und einen Vorrath von Schwefelfaden und Papier mit ſich zu nehmen, um bei einem oft plötzlich entſtehenden Alpengewitter, das jeden Schritt vorwärts oder rückwärts unmöglich macht, wenigſtens ein wärmendes Feuer anrichten zu können. Der gewöhnliche Preis eines Führers und Trägers iſt für den Tag 5 Gulden. Man thut ſehr wohl wenn man ſich von dem Förſter einen Jägerjungen ausbittet,

oder einen Bauer wählt, der die Erlaubniß zu schießen hat, weil man in diesem Falle noch das Vergnügen der Jagd genießt.

Wenn der Gipfel des Berges, was wenigstens in vier Fünfteln des Jahres der Fall ist, in Nebelwolken gehüllt ist, dann wagt es nicht einmal der Gemsenjäger und der Botaniker, den Berg zu besuchen. Man muß sich mit den Merkwürdigkeiten der Gegend um Buchberg begnügen, bis der alte Schneeberg seine Schlafmütze abgezogen hat, wie der Schneeberger Bauer zu sagen pflegt.

Unter die Merkwürdigkeiten bei Buchberg gehört eine Höhle, genannt das Alleluja. Sie liegt eine kleine Stunde von jenem Orte, in dem Thalwege nach Grünbach, an der nördlichen Bergreihe dieses Thales, und war einst für 80 Personen groß genug, ist aber viel kleiner geworden und verlohnt kaum der Mühe des Besuches. Noch im Jahre 1801 fand Doctor Schultes darin Reste von sechs Menschen-Skeletten. Der Sage nach sollen sich in einem Türkenkriege (vielleicht um die Jahre 1532 oder noch früher) die Einwohner von Buchberg hierher geflüchtet haben, aber von den Türken entdeckt und getödtet worden seyn.

Die Wände der Höhle selbst sind dichter, grauer Kalk-

ſtein, hier und da mit einer Kruſte von kleinen Stalaktiten überzogen. Der Weg dahin iſt mühſam und leicht zu verfehlen, daher es gut iſt, einen Führer zu nehmen.

Eine zweite angenehmere Parthie gewährt ein Spaziergang zum Waſſerfalle der Sirning. Man durchwandert das Buchberger-Thal, deſſen Wände zu beiden Seiten ſich ſanft erhöhen, um die ſenkrechte, 900 Klafter hohe Wand des Schneeberges in ihrer vollen wilden Größe zu zeigen. Mit jedem Schritte wechſeln die magiſchen Proſpecte von beiden Seiten, und nach ungefähr einer Stunde hat man die hohe Wand des Schneeberges beinahe erreicht. Zwei Sägemühlen mit ihren waſſerſtaubenden Rädern geben das Vorſpiel des Waſſerfalles. Dieſen Mühlen und dem Schneeberge gegenüber im Nordweſten öffnet ſich zwiſchen einer Voralpe und einem hohen Berge eine Bergſchlucht, aus welcher ein Bach hervor tobt. Man folge ihm, und gelangt bald zu einer prächtigen Felſenparthie, über deren Trümmer er ſchäumend herab rollt. Der ungeheure Schneeberg, den man vom Fuße bis zum Gipfel hier unbedeckt von jedem kleinern Berge vor ſich ſieht; der ſchwarze gegenüber ſtehende Waldberg mit hervor tretenden Felſen, und einige Hüttengruppen bilden eine Landſchaft, die allein ſchon reichlich für die Mühe der kleinen Wallfahrt dahin lohnt.

Wenn man die Felsen empor klettert, um den Wasserfall auch von oben herab über die Felsen stürzen zu sehen, so entdeckt man einen kleinen Thalkessel vor sich, den dünn mit Föhren und Fichten überwachsene Felsenrücken bilden. Eine senkrechte Felswand im Norden schließt ihn noch enger ein, und über diese stürzt in eilf Fällen ein Waldbach bei 50 Klafter hoch senkrecht herab über quer hin liegende Baumstämme, die er oben im Walde mit sich fortriß, und die hier noch mit ihm zu kämpfen scheinen. Eine Hütte von Reisig unter einer Parthie von Tannen, und ein runder Tisch, umkränzt von einer prunklosen Bank, ist von dem Besitzer des Schneeberges, dem Grafen von Hoyos, dort angelegt worden, wo der Wasserfall im schönsten Lichte sich zeigt. Leider aber fand man in den letztern Jahren, daß derselbe, selbst bei wasserreicher Zeit, nicht mehr viel Wasser hat.

Hat man noch mehr müßige Zeit übrig, so kann man angenehme Ausflüge nach dem alten, jedoch noch bewohnbaren Bergschlosse Stüchsenstein, nach Glocknitz und nach Reichenau machen.

Ist die Witterung günstig genug, um den Schneeberg wirklich zu besteigen, so ist jedermann zu rathen, den Weg über das so genannte kalte Wasser und den Sattel zur obern Ochsenhütte einzuschlagen, um auf den

Gipfel zu gelangen: ein Weg, der mit Ausnahme einiger steilen Riegel (wie man hier die steilern Absätze des Berges nennt) nicht einmal so beschwerlich ist, als der Weg auf den Leopoldsberg bei Wien von der Seite des Kahlenberger-Dörfchens; ein Weg, auf den man mit einem sichern Bergrosse fast bis zum Gipfel, oder wenigstens bis Königssteig, ohne Gefahr reiten kann.

Eine Seitenbucht des Buchberger-Thales, die man ganz übersehen kann, wenn man ein kleines Vorgebirg, das sich gegen Buchberg hinab zieht, umgangen hat führt im Südosten nach dem Schneeberge. Schlechtes kurzes Gras und Gestrippe auf Kalkgerölle und Moorgrund, von den aus benachbarten Wäldern herab stürzenden Waldbächen erzeugt, bildet in dieser Thalbucht eine unbrauchbare Wiese von einer halben Quadrat-Meile. An dem südlichen Ende dieses Thales erhebt sich der Boden plötzlich, und führt zu einem sehr steil über denselben herab hangenden gabelförmigen Föhrenwäldchen. Das rechts gelegene Gehaue dieses Wäldchens ist etwas steiler; man kommt aber schneller, als wenn man dem sanftern, links gelegenen folgen wollte, auf einen schlechten Waldweg, der sich an dem Rücken der Voralpe des Schneeberges, dem so genannten Hengste, rechts hinan windet. Der Waldweg verliert sich mehr und mehr

in der Nacht des Waldes, die Wald-Parthien werden größer und erhabener, bis endlich zwischen hochstämmigen Fichten, über einem mit Nadelholz bewachsenen Abgrund, eine Aussicht gegen Osten hinab in einen finstern Thalkessel sich öffnet, dessen Mitte ein kleiner schwarzer See ausfüllt, der eiförmig, nur eine Viertelmeile lang und an einigen Stellen sehr tief ist. Er heißt der Rohrbacher-Teich; nur wenige Fische beleben ihn; man versuchte, Rheinanken aus den ober-österreichischen Seen hier einzusetzen, aber sie gediehen nicht. Am östlichen Ufer hängen einige Nachen vor einer Gruppe ärmlicher Hütten.

Man hat von Buchberg bis zu diesem See ein Stündchen hingebracht, und ruht hier gewöhnlich etwas aus.

Der Wald am Wege hinauf durch die Voralpe (den Hengst) wird immer dichter und finsterer. Hundertjährige, an den Rand des Abgrundes hingewälzte Tannenstämme, um die herab rollenden, gleitenden Holzwagen zu sichern; zum nahen Falle bestimmte angebrannte Föhren, nackte und bemooste Kalkfelsenwände, schwarze düstere Köhlerstätten, Brüche und Riesen von den benachbarten Berggipfeln herab, bringen einige Mannigfaltigkeit in die stille Einförmigkeit dieses Bergwaldes. Das Cyclamen, das Alpenveilchen, die blauen Heckenkirschen, die Alpen-

roſe, der Fingerhut, die Ciſtus, Lyſimachien, Doria und Enziane beleben mit ihren abwechſelnden Farben die ſchwarze Nacht des Waldes. Die Erdbeere labt den Wanderer. In den Gebüſchen hüpfen Schneehühner und Haſelhühner. Buchen, Eſchen, Ahorn, Birken, Fichten und Föhren mengen in bunter Verwirrung ihr abſtechendes Grün durch einander.

Ungefähr auf zwei Drittheile des Weges nach dem kalten Waſſer ſenkt ſich der Pfad etwas abwärts; man gelangt dann zum ſo genannten grünen Steine, einem Felſenklumpen, der vom Berge herab gerollt zu ſeyn ſcheint, hier in der Vertiefung liegen blieb und nun mit Moos überwachſen iſt. Bald hebt ſich der Fußſteig wieder, und nun gelangt man auf einem ſteinigen, ſich allmählig erweiternden Wege rechts an ein kleines Thal, das von einem Theile des Schneeberges und der Voralpe, die man nun umgangen hat, gebildet wird. Durch einen ausgehauenen Wald kommt man an den Fuß einer ſteilen Alpenwieſe, wo in einer Vertiefung eine äußerſt kalte Quelle, das ſo genannte kalte Waſſer, hervor ſprudelt. Vor mehren Jahren war hier eine Alpenhütte, die aber nun gänzlich verfallen iſt.

Hier ruht man gewöhnlich, um ſich bei der friſchen Quelle zur fernern und beſchwerlichern Reiſe zu ſtärken.

Die Lage dieſes Thales iſt ſehr freundlich, aber auch ſehr melancholiſch und eine feierliche Todtenſtille herrſcht über dasſelbe.

Die Wieſe, welche man hier hinan ſteigt, iſt äußerſt ſteil, und man bringt beinahe eine halbe Stunde hin, ehe man ihre Höhe, den ſo genannten Sattel, einen Einbug zwiſchen der Voralpe, die man jetzt ganz umgangen und erſtiegen hat, und einem Fortſatze des Schneeberges, erreichen kann. Man folgt gewöhnlich dem Zaune von dürrem Holze, der ſich links hinan zieht, um an demſelben die Wieſe leichter zu erklettern.

Eine ſchöne Felſen-Parthie rechts am Sattel, eine Ausſicht zurück auf die Gans hinüber und auf das weiße Pirſchhaus, das aus dem ſchwarzen Walde hervor ſtralt, eine ſchauerliche Ausſicht hinab in den Abgrund, worin das Thal von Buchberg liegt, lohnen für die Mühe, welche das Erſteigen dieſer Wieſe koſtete. Man überſieht nun die ganze Kante des obern Rückens des Schneeberges, welche man bis zum Gipfel hinan ſteigen muß. Die Eingebornen nennen dieſe Kante, auf welcher man unfern dem Abgrunde immer hinan ſteigt, die Schneid.

Vom Sattel weg wendet der Pfad ſich links, und führt in Krümmungen bald weg von der ſteilen Wand,

bald wieder zurück an den Rand des Abgrundes. Bei den meiſten Ausſichten, hinab in die Tiefe und über die benachbarten Berge hin, liegen Bäume, auf welchen man ruhen *) und die Ausſichten in die weite Ferne genießen kann.

So wie man weiter hinan ſteigt, bemerkt man, wie Fichten und Föhren und Lärchenbäume, wie Buche und Birke und Ahorn allmählig niedriger und ſeltener wird; wie ihre Gipfel vom Sturme, von Kälte, von dem ewigen Winter gebeugt werden, wie Hecken und Sträucher immer mehr und mehr am Boden hinkriechen, und wie ſelbſt die gemeinſten Pflänzchen der Ebene hier niedriger und kürzer bleiben.

Vernichtend würde der Eindruck ſeyn, den die Ausſicht am Gipfel des Schneeberges gewährt, wenn

*) Ehe man ſich auf einen gefällten Baumſtamme oder einem bemoosten Steine zur Ruhe lagert, unterſuche man die Gegend umher auf einige Schritte, ob nicht im Mooſe oder Geſträuche, oder auf dem Baume, in deſſen Schatten man ruht, eine giftige Schlange verſteckt iſt. Die deutſche Viper iſt hier häufig auf dem Wege am Rande des Abgrundes; man muß ſie von ferne fliehen, denn ihr Biß kann bei heißer Witterung und bei ſtark erhitztem Körper gefährlich werden. Man hat hier nur die kleinen Schlangen zu fürchten, die großen ellenlangen Nattern ſind unſchädlich.

man plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, aus der Ebene auf die Himmelszinne der Alpe entrückt würde. Durch das mühevolle Hinansteigen gewöhnt sich aber das Auge allmählig an die Abgründe, die es dort übersehen lernt, und die Analyse, die es während des Hinanklimmens von der Gegend umher machen muß, erhöht den Genuß des Überblickes des Ganzen vom mächtigen Gipfel herab.

Mit Staunen sieht man im Süden ein Meer von Bergen sich heran thürmen. Gipfel drängen sich über Gipfel empor und scheinen zu wachsen, bis man zu gleicher Höhe mit ihnen hinan klimmt. Bergmassen, die noch vor einem Stündchen die mächtigsten Nebenbuhler des Schneeberges zu seyn schienen, sind nun weit zurück, hinab gesunken in die Tiefe, und neue Alpen haben sich indessen an ihrer Stelle empor gethürmt: aber auch diese hat man bereits auf zwei Dritttheile Höhe besiegt, und nun steht die Alpenkette von Steyermarks Grenze feierlich da.

Im Norden steigt am Fuße eines Kranzes von Hügeln und Bergen, die sich an die hohe Alpe hindrängen, allmählig die Ebene aus der Tiefe des Horizonts empor. Städte und Märkte, und Dörfer und Schlösser mit ihren Hügeln, und Wälder und Flüsse verschwinden unter den Wänden des Fußes der Alpe, und neue entsteigen dafür der fernen Tiefe.

Nach anderthalb Stunden vom kalten Waſſer verliert man ſich in den Regionen des Krummholzes. Deutlich bemerkt man während des Hinanſteigens, wie Bäume und Sträucher und Pflanzen der Ebene immer niedriger und niedriger werden, und ihre Äſte mehr an den Boden hindrücken, und doch wird man überraſcht von dem neuen Eindrucke, den ein Föhrenwald, nicht höher als ein wallendes Kornfeld, über deſſen Gipfel man hinweg ſieht, wie über die Spitzen der Ähren, dem ſtaunenden Auge hier gewährt. Schlangenförmig windet ſich der Stamm der Föhren, der in den Ebenen ſich in die Lüfte erhebt, auf der Erde dahin, und immer tiefer und enger ſchmiegt er ſich der Erde an, je höher er ſteigt, bis endlich jedes Äſtchen eines Straucheſ verſchwindet.

In dieſen Regionen des Krummholzes, wo die Stürme und Nebel ihren ewigen Wohnſitz haben, ergriffen zu werden von einem Sturme, oder was noch ärger iſt, von einem Nebel, heißt keine geringe Gefahr beſtehen. Tage lang kann man hier herum irren, wenn der Nebel die leitende Ferne verhüllt, ohne ſich aus dem Labyrinthe von Schlangenwurzeln und buſchigen Äſten heraus zu finden, die hier das einförmigſte Einerlei bilden. Es iſt daher jedem zu rathen, der auch am heiterſten Tage und mit dem geübteſten Führer den Berg beſteigt, ſich hier, und

zwar ziemlich nahe an einander, Zeichen zu ſtecken, um bei plötzlich einfallendem Nebel oder bei Dämmerung wieder auf den ſichern Pfad zu gelangen.

Hier und da iſt der Kalkſtein (das einzige Geſtein das man an dem Schneeberge findet), wo auch keine Spur von Granit oder Gneiß zu ſehen iſt, von einer gleichſam angeflogenen Eiſenguhr ganz ziegelroth. Vielleicht iſt dieſe der Zinnober, den Einige am Schneeberge gefunden haben wollen.

Im Frühjahre und bei naſſem Wetter im Sommer findet man links am Wege im Krummholze eine kleine Quelle, die aber in trockenen Jahren verſiegt.

Wenn man ſich endlich durch die Regionen des Krummholzes hinauf gewunden hat, erreicht man nach zwei langen Stunden, auf einem kahlen mooſigen Hügel, den Waxenriegel, der wegen ſeiner Steilheit ſo genannt wird; denn wax bedeutet hier in der Bauernſprache ſteil. Man laſſe das Auge hier nicht zu lange ſchwelgen, man laſſe ſich hier nicht verführen von der Pracht der neuen Alpenflor; man eile dem Gipfel der Alpe zu, der reichlich Alles erſetzt.

Der Abhang des Gipfels und dieſes Hügels bildet ein kleines Thal, das kein Strauß mehr belebt. Mooſe und zarte Alpenpflänzchen überziehen es mit einem ſanf-

ten Grün, welches durch das Braungrau der kahlen Felsen und durch die blendende Weiße des Schnees, der hier in den Klüften und trichterförmigen Höhlen liegt, auf eine feierliche Weise schattirt wird. Im Nord-Westen erhebt sich der Gipfel des Schneeberges in Form einer Felsenwand, die aus losen, herab gerollten grauen Felsentrümmern aufgethürmt ist, an welchen hundertjährige Schneelagen in mächtigen Flötzen sich hinziehen. Die feierliche Todesstille, die nicht der Laut eines Vogels, nicht das Zirpen eines Heimchens unterbricht, die kalten schaurigen Lüftchen, die über den Schneelehnen herwehen; die Nebelgestalten, die still und majestätisch aus den Abgründen rings umher herauf ziehen gegen den Gipfel; kein Plätzchen, das Schutz gewähren könnte gegen die Stürme eines Gewitters; keine Spur eines nahen Menschen, außer einer ärmlichen verlassenen Hütte, die mit ihrem Dache in einer fernen Vertiefung auf der Erde aufliegt; ein halb zerstörter Zaun von dürrem, weit hergeschleppten Reisig, der vor Jahren die weidenden Rinder sichern sollte vor dem Hinsturze in den Abgrund, und der jetzt mehr aufmerksam macht auf die Gefahren, die hier den Untergang drohen, als er gegen dieselben sichert; zuweilen ein Rind, das sich aus der Tiefe hierher verstiegen hat, und zu erschrecken scheint vor dem Fremdling, der sich in diese

Alpenwüſte verirrte; die leblos empor ſtarrenden Gipfel ſchwarzer Berge, über die man wegſieht, hin bis zur blauen Alpenkette in Steyermark: alles umher wirkt harmoniſch zuſammen, um das Schauerliche dieſer Alpenwieſe zu erhöhen.

Man glaubt, wenn man vom Waxenriegel an den Gipfel hinſieht, denſelben in einer Viertelſtunde erſteigen zu können. Nie täuſcht das Auge mehr, als wenn man auf Alpen hinweg ſieht.

Hier iſt keine Spur eines Pfades mehr, wenn man von dem Hügel in dieſes Thal ſteigt. Über bemooste Felſentrümmer geht man zwiſchen trichterförmigen Höhlen, deren Abgründe Schnee und Eis verſteckt, durch dieſes Thal hin. Wegen dieſer oft einige Klafter tiefen und 2—3 Klafter im Durchmeſſer enthaltenden Vertiefungen iſt es rathſam, bei Nebel und Dunkelheit nie ohne erprobten Führer hier umher zu ſchweifen. Bei jedem Schritte glaubt man im Mooſe zu verſinken. Man hält ſich etwas links, und nachdem man über mehre kleine Hügel hingeſtiegen iſt, erreicht man endlich den ſüdöſtlichen Abhang des Gipfels, auf welchem der Führer gewöhnlich zum ſo genannten Königsſteige führt. Ein ſchmaler Pfad zwiſchen lockerem Kalkgerölle hängt über einen Abgrund von acht hundert Klaftern hin. Die ſonnigen Gipfel weißer und röthlicher Klippen, die ſich über

einander empor thürmen wie Gewitterwolken an einem schwülen Sommertage, färben die Nacht des Abgrundes noch dunkler. Einsame Heerden von Gemsen, die den Anblick des Menschen fliehen, der sich in ihre Regionen wagt, und während sie von Klippe zu Klippe springen, durch die Steine, die sie hinab rollen, das schauerliche Bild des Abgrundes und der überhängenden Felsen noch mehr vor dem Auge zittern machen; die wellenförmigen Gipfel der Berge, die man hier übersieht, und die in dem Bilde des Abgrundes mitzuschwanken scheinen mit dem Felsen; das Rollen des Kalkgruses unter den Füßen' am unsichern Rande des Abgrundes: Alles erhöht hier die bangen Gefühle des Schwindels. Mit Entsetzen kehrt man das Auge hinweg von diesen grausenvollen Bildern; mit beiden Händen klammert man sich an die Felsentrümmer, und mit keuchender Brust hat man endlich den Gipfel erstiegen *).

Im Nord-Osten die Ausläufer der Karpathen und des

---

*) Wer am Schwindel leidet, der nahe sich dem Königssteige nicht. Man kann sicherer, aber freilich unbequemer, in einem langen Zickzack mitten über die losen Felsentrümmer den etwas niedrigern nördlichen Gipfel des Schnee-

Riesengebirges um den Ursprung der Oder in blauer Ferne; im Nord-Westen der Böhmerwald an Bayerns Grenze, im Süd-Westen die Alpen um Berchtesgaden in deutlichen scharfen Contouren, und hinter ihnen die blauen Alpen Tyrols; im Süd-Osten die weiten Ebenen Pannoniens bis hin an die Berge von Dotis zwischen Raab und Ofen, und weiter gegen Osten über die Donau ein Horizont von beinahe zwei hundert Quadrat-Meilen! Man kann wahrscheinlich nirgend als am Gipfel des Montblanc und des Ätna einen ähnlichen Horizont mit Einem Blicke übersehen. Man wird vielleicht die Aussicht vom Gipfel des Schneeberges jener am Montblanc und Ätna vorziehen, weil sie ein deutlicheres Bild von den Gegenständen umher gewährt; weil sie groß und erhaben ist, ohne überladen zu seyn, ohne die Sehkraft des Auges gleichsam zu vernichten.

Wenn im Süd-Osten das Auge über den Spiegel des Neusiedler See's hinirrt, über die unermeßliche Ebene Pannoniens, wo der Horizont die Erde mit dem Himmel vermählt, und das Auge den Schleyer nicht mehr

---

berges ersteigen, und von diesem dann längs der Schneide auf den höhern südlichen gelangen. Auf alle Fälle ist der Rückweg über die Mitte dieser Felsenwand einzuschlagen.

durchdringt, den die Luft über die fernen Myſterien zieht; wenn es ermüdet im Enträthſeln der Städte und Märkte und Dörfer in der blauen Ferne: ſo ſchmeichelt die Kette von Hügeln ihm, die ſich dort ſanft erheben, und allmälig, ſo wie das Auge länger auf ihnen verweilt, zu Bergen empor ſich heben. Von Hügel zu Hügel, von Berg zu Berg eilt es, die mannigfaltigen Reihenformen derſelben bewundernd, hinan, von den Hügeln der Leitha bis zu den Alpen Salzburgs, hinter welchen in Luftgeſtalten die Alpen Tyrols im blauen Äther wogen.

Der nachbarliche Semering im Süden, der brüderliche Ötſcher im Weſten, der hohe Schwab, die Wildalpen, der Dürrenſtein, der ſteyriſche Schneeberg, die magiſchen Formen der Berge an den Seen Ober-Öſterreichs, ſind die Ruhepuncte in dieſer mächtigen, ſechzig Meilen langen Alpen-Scene.

Die Voralpen und die Berge, die an dieſen hinan ſich thürmen, wie jene an den höhern Alpen, und über welche alle man hinweg ſieht, wie der Wächter am Maſte über die krauſen Wogen des Meeres, ſcheinen ein in den Stürmen des Chaos erſtarrtes Weltmeer. Unwillkührlich weilt unten an ihren Gipfeln das Auge. Stundenlang irrt es umher in dem Chaos von mächtigen Ber-

gen, und ermüdet nicht an der Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Lagen. Mit Mühe reißt es sich los von ihnen, um die sanftern Hügel, die gegen die Donau hinab sich ziehen, zu überblicken. Ein undeutliches Gewühl von Höhen und Wäldern und Fluren führt es hin bis an die Thaya. Und im Nord-Osten! Ein Nebelfleck scheint das mächtige Wien in der Ferne, ein glänzender Faden des im Herbste fliegenden Nachsommers, mit dem die Lüfte spielen, der Ister; helle und dunkle Puncte, zerstreut in der Ebene, sind volkreiche Städte und Dörfer und Märkte. Im Hintergrunde schließen den Horizont die Ausläufer der Karpathen und des Riesengebirges, die Erzeuger der Oder, welche sich in grauer Ferne freundlich umarmen.

Maulwurfshügel scheinen jetzt die Berge im Thale, die man noch vor wenigen Stunden für Stützen des Himmels hielt.

Noch hat man nicht all' den hohen Lohn genossen, der hier den unermüdeten Wanderer erwartet. So wie man den ungefähr sechs hundert Klafter langen Rücken des Gipfels in heiligem Erstaunen hinwandelt, wechseln die Scenen: Berge verschwinden und neue steigen empor; meilenweite Ebenen mit Städten und Märkten und Dörfern werden im Abgrunde begraben und neue erheben sich

aus der Tiefe; und wenn man endlich hingelangt iſt, wo einſt der Blitz des Himmels die Säule der heiligen Dreifaltigkeit zerſchmetterte, den Anblick hinab in den tauſend Klafter tiefen Abgrund, welcher unerwartet den von höhern Gefühlen ergriffenen Wanderer angähnt! — Man bebt zurück, und wird doch unwiderſtehlich angezogen zum Rande des Abgrundes, um hinab zu ſehen in die grundloſe Tiefe. Im Kampfe zwiſchen Furcht und Neugierde ſucht hier Mancher Zuflucht bei der Mutter Erde, und wagt es nur an dieſer hinkriechend, hinab zu blicken in die Tiefe des Präcipiſſes, das die rothen Schattirungen des Kalkfelſens, als tröffen ſie vom Blute der Erfallenen, noch gräßlicher malen.

Ich will es nicht verſuchen, jedes der erhabenen Gemälde, die ſich hier dem Auge des Wanderers darſtellen, zu ſchildern oder die Empfindungen auch nur leiſe zu berühren, die auf dem Gipfel dieſer Rieſenalpe ſeine Seele füllen. Wer Einmal oben ſtand auf dieſer Himmelszinne, der fliegt noch tauſendmal zu ihr hinauf auf den wohlthätigen Fittigen der Phantaſie, und wer noch nie auf dem Gipfel einer Alpe war, der lieſt vergebens alle Schilderungen, wenn er glaubt, ſich nach ihnen auch nur eine halbe Idee von der Erhabenheit des Proſpectes und der Gefühle auf dem Gipfel einer Alpe machen zu können.

Zur Vollendung des Genusses ist ein azurner unbewölkter Himmel nicht die einzige Bedingung, und darf auch nicht der höchste Wunsch des Wanderers seyn; sehr oft ist dann der Dunstkreis in der Ferne nebelig (die Bauern sagen kamig). Viel weiter und viel reiner sieht man in die Ferne, wenn Wolken den Gipfel und die Berge umher beschatten, und nur der ferne Horizont allein im vollen Glanze der Sonne ausgebreitet daliegt. Dann bildet sich der Contour der Berge scharf ab auf dem goldenen Grunde der Lüfte, und die höhern Puncte in der Ebene sind so schön beleuchtet, daß man dort mit freiem Auge deutlich sieht, wo sonst nur ein Fernrohr Deutlichkeit gewährt.

Nach den neuesten und sorgfältigsten Beobachtungen, welche noch vor Kurzem über die Höhe des Schneeberges angestellt wurden, kann man diese Höhe sicher auf 1074 Wiener Klafter setzen, ohne eben einen Fehler, der über 12 Klafter gehen würde, befürchten zu müssen.

Die Temperatur wechselt hier bei wolkigem Himmel jede Stunde. Am 12. October 1798 war es auf dem Gipfel des Schneeberges Nachmittags um drei Uhr noch so warm, daß man die Röcke ablegen mußte; am 17. September 1800 war es hier um 4 Uhr Nachmittags noch angenehm lau; am 5. Juni 1801 erfroren

hier zwei Rinder, und am 24. August war es um 1 Uhr Mittags so kalt, daß den dort befindlichen Reisenden die Augen überliefen, die Nase träufelte wie im Winter, und die Finger so erstarrten, daß sie kein Feuer anschlagen konnten um ihre Tabakspfeifen anzubrennen. Im Jahr 1794, am Pfingstsonntage, kühlten sich die Reisenden um 11 Uhr mit dem Schnee, womit sie sich ein Chocolade-Gefrornes bereiteten, und um 1 Uhr waren sie verschneit. In dem heißen Sommer von 1800 waren im September die Klüfte selbst ohne Schnee und man konnte in dieselben hinab steigen; im August 1801 waren sie nicht nur vollgefüllt mit Schnee, sondern an den sonnigen Wänden selbst hingen mächtige Schneelehnen.

Die reine leichte Luft, welche man dort athmet, macht alles Gefühl von Ermüdung verschwinden. Ich habe nie einen gesunden Menschen am Gipfel über Mattigkeit klagen hören. Indessen ist es doch niemanden zu rathen, der seine Gesundheit nicht auf andern Excursionen wohl geprüft hat, oben zu übernachten, um die feierlichen Scenen einer Vollmondsnacht, der aufgehenden oder untergehenden Sonne, zu beobachten. Die zur großen Erleichterung für die Besucher des Schneeberges, welche es wagen dürfen, daselbst zu übernachten, vom Erzherzoge Johann erbaute Hütte ist längst zu

Grunde gegangen; eine sehr bequeme, mit Betten und Ofen versehene, vom Grafen Hoyos erbaute Hütte brannte im Jahre 1823 ab, und jetzt ist nur zwischen dem Waxenriegel und dem Gipfel eine elende Ochsen- (Hirten-) Hütte.

Die rothen Streifen an den Wänden des Abgrundes, und die rothen Kalksteine, die man hier und da am Rücken des Berges findet, sind von Eisen- und Braunstein-Ocker gefärbt.

Einige haben den Schneeberg für einen ausgebrannten Vulkan gehalten; allein man kann jetzt versichern, daß er kein Vulkan ist.

Welche Erd-Revolution mag aber den Abgrund im Norden, Nord-Osten und Nord-Westen hervor gebracht, und diesen Berg dadurch steiler im Norden gemacht haben, als im Süden? Das läßt sich schwer erklären; denn wenn man auch annähme, der Schneeberg habe einst mit der Wand, einem ziemlich mächtigen Bergrücken, der ungefähr in Entfernung einer Stunde vom Schneeberge sich erhebt, und sechs Stunden lang ostwärts fortläuft, zusammen gehangen, weil auch sie denselben weiß und roth schattirten Kalkstein enthält, den man an den Wänden der Abgründe des Schneeberges findet, und weil nach der Seite des Schneeberges, die Wand eben so

schroffe Abhänge bildet; oder der Schneeberg habe mit dem am Hühnerbühel im Nord-Westen gelegenen schroffen Berge und durch diesen vielleicht mit dem Öhler zusammen gehangen: so hat man nur die unbekannte Kraft, die diese Berge tausend Klafter tief spaltete, noch größer und ihre Wirkung noch unerklärlicher gemacht.

Im Buchberger-Thale scheinen freilich einige kleine Trümmer dieses Kolosses in kegelförmigen Hügeln und Bergen, die jetzt überwachsen sind, zerstreut umher zu liegen; was hat aber diese Trümmer dahin geschleudert? woher überhaupt das Schroffe, Spitzige in unsern und allen Kalkgebirgen? Durch allmählige Verwitterung des Kalksteines in der Luft? Dazu gehören Beobachtungen von Jahrhunderten, und genaue Zeichnungen von Abgründen und Umrissen der Berge.

Die Dreifaltigkeitssäule, die den höchsten Gipfel des Schneeberges bezeichnete, und von der jetzt keine Spur mehr vorhanden ist, ward von den Buchbergern bei Gelegenheit einer Pest hier errichtet. Der größte Theil des Dorfes flüchtete damals auf den Schneeberg. Zum Andenken ging jährlich, so lautet die Sage, eine Procession nach dem Gipfel zu dieser Säule, bei welcher eine Messe gelesen wurde. Ein Sturm stürzte aber Einmal den Kelch

um, und verwehte die Hostie, und das Verlobniß ward dadurch aufgelöst.

Nur dann, wenn man vom Sturm und Nebel, oder wenn man von der Dämmerung hier ergriffen wird, eilt man hinab vom Gipfel; mit Mühe trennt man sich bei heiterem Himmel von ihm. Man vergißt sich in dem Gewühle ungekannter Empfindungen, welche hier die leichter athmende Brust füllen. Herzlichen Abschied nimmt man von diesen erhabenen Scenen, ehe man wieder zurück kehrt, hinab in die Welt, die nun Manchem fremder und fader geworden ist.

So wie im Hinabsteigen ein Gipfel sich nun hinter dem andern begräbt, ein Stück des Horizonts hinab sinkt hinter das andere, drückt Schwermuth und Traurigkeit, zugleich mit der immer schwerer werdenden Atmosphäre die Brust, die jetzt an freieres Athmen, an den Genuß der reinsten und erhabensten Gefühle verwöhnt war.

Das, was im Hinansteigen unser Herz erhob, und uns stärkte zum höhern Genuß, ist uns jetzt gleichgiltig, oder wir fürchten uns, es zu genießen, weil wir in wenigen Augenblicken uns davon trennen müssen. Die Welt ist uns nun zu enge geworden, und wir fühlen die Macht der Sehnsucht nach den Alpen, die den Gebirgsbewohnern die monotone Ebene zum Grabe macht.

Für diejenigen, welche die Reise von Wien nach dem Schneeberge zu Fuße machen wollen, gibt Schultes mehre Wege an.

Erste Reise.

Dieser Weg ist der schönste und interessanteste, aber bloß auf einer Fußreise zu machen.

Die auf demselben vorkommenden Ortschaften und ihre Entfernung der einen von der andern sind folgende:

	Stunden
Von Wien nach Altmannsdorf	1
» Altmannsdorf nach Siebenhirten . .	¾
» Siebenhirten nach Brunn	¾
» Brunn nach Gießhübel	1
» Gießhübel nach Weißenbach	½
» Weißenbach nach Gaden	½
» Gaden nach Heiligenkreuz	1½
» Heiligenkreuz nach Meirling . . .	¾
» Meirling nach Roßmarkt	¾
» Roßmarkt nach Schwarzensee . . .	¾
» Schwarzensee nach Neuhaus	¼
» Neuhaus nach Fahrafeld	½
» Fahrafeld zur Klingenfabrik . . .	½
» der Klingenfabrik nach Pottenstein . .	¾

	Stunden
Von Pottenstein nach Grillenberg . . .	1
» Grillenberg nach Neusiedel	¼
» Neusiedel nach Hörnstein	¼
» Hörnstein nach Piesting	1
» Piesting zur Eisenkochgeschirr » Fabrik	½
» der Eisen » Kochgeschirr » Fabrik nach Wopfing	¼
» Wopfing nach Peisching	¼
» Peisching nach Waldeck	¼
» Waldeck nach Pernitz	2
» Pernitz nach Guttenstein	2¼
» Guttenstein bis zum Öhler	2½
» Öhler nach Buchberg	1
» Buchberg bis zum kalten Wasser . . .	2
» kalten Wasser bis zum Waxenriegel .	2
» Waxenriegel zur Dreifaltigkeitssäule	1
Zusammen	27¾

Zweite Reise.

Dieser Weg ist weniger interessant, als der vorige, und ebenfalls nur ein Fußweg. Die darauf vorkommenden Ortschaften und ihre Entfernung von einander sind folgende:

	Stunden
Von Wien nach Brunn	2½
» Brunn nach Enzersdorf	¾
» Enzersdorf nach Mödling	¼
» Mödling nach Gumpoldskirchen . .	1¼
» Gumpoldskirchen nach Baden . . .	1¼
» Baden nach Gainfahrn	1¾
» Gainfahrn nach Groſſa	1
» Groſſa nach Bernsdorf	1½
» Bernsdorf nach Veitsau	¾
» Veitsau nach Hörnſtein	1½
» Hörnſtein nach Wopfing	½
» Wopfing nach Dreyſtätten	3¼
» Dreyſtätten nach Stollhof	1½
» Stollhof nach Mayersdorf	½
» Mayersdorf nach Zweyersdorf . . .	½
» Zweyersdorf nach Grünbach	1¾
» Grünbach nach Buchberg	2
Zuſammen	28

Dritte Reiſe.

	Stunden
Von Wien nach Neuſtadt	12
» Neuſtadt nach Säubersdorf	2½

	Stunden
Von Säubersdorf nach Neusiedel. . .	½
» Neusiedel nach Gerasdorf	½
» Gerasdorf nach Rothengrub	1
» Rothengrub nach Grünbach	1½
» Grünbach nach Buchberg	2
Zusammen	19

Um mehr Abwechslung auf den Schneeberger Wanderungen zu haben, und um nicht den nemlichen Weg auf der Rückreise zu nehmen, welchen man schon auf der Hinreise gemacht hat, schlägt Schultes folgende zwei Rückreisen vor.

Erste Rückreise.

	Stunden
Von Buchberg nach Scheuchenstein. . .	2
» Scheuchenstein nach Weidmannsfelden	1
» Weidmannsfelden nach Neusiedel . .	1
» Neusiedel nach Pernitz	½
» Pernitz nach dem Hals	1
Vom Hals bis zum Grabenweg.	1
» Grabenweg nach Pottenstein	2
Von Pottenstein nach Bernsdorf . . .	1
Zusammen	9½

Zweite Rückreise.

	Stunden
Von Buchberg nach Stüchsenstein . . .	2
„ Stüchsenstein nach Sirning	½
„ Sirning nach St. Johannes	1
„ St. Johannes auf Neunkirchen . . .	1½
„ Neunkirchen nach Breitenau	1½
„ Breitenau nach Schwarzenau . . .	½
„ Schwarzenau nach Pütten	½
„ Pütten zurück nach Schwarzenau . . .	½
„ Schwarzenau nach Neustadt	3
Zusammen	9½

Einzelne Merkwürdigkeiten in den Orten, mit welchen man auf einer Reise nach dem Schneeberge in Berührung kommt, sind beiläufig folgende:

In Pottenstein sind die Kirche und der hübsche Landsitz des Bankiers Ritters von Steiner merkwürdig. Unweit Neuhaus befindet sich die nicht uninteressante Ruine Arnstein, welche unfern der Mariazeller-Straße liegt.

In der so genannten Öd, zwischen Piesting und Guttenstein, befindet sich das Fabriks-Gebäude der

Herren Gebrüder Rosthorn; das Wohnhaus schmückt eine herrliche Bibliothek.

Unweit Piesting stehen noch Überbleibsel der Veste Stahremberg; sie sind übrigens aus Bauten verschiedener Zeiten zusammen gesetzt, und weitläufig; der Brunnen und ein paar Kotter sind noch wohl conservirt, allein der Thurm, wegen der eingestürzten Treppe, nicht mehr ersteigbar.

Auch die Aussicht über das Piestinger-Thal und einige andere Thalgründe sind nicht besonders lohnend. Wem es nicht darum zu thun ist, einen historisch-denkwürdigen Ort besucht zu haben, der mag sich der Mühe des Besteigens immer entheben. Auf dem nahe gelegenen Meierhof wohnt der Vater des großen Malers Schäffer.

Was die Guttensteiner Gegend und das Serviten-Kloster Maria-Hilf anbelangt, so dürfte der gräflich Hoyos'sche Jäger zu Guttenstein die besten Wegweiser verschaffen. Der sechseckige hölzerne Friedenstempel liegt nur einen Büchsenschuß südlich von Maria-Hilf; die Grabes-Capelle ein halbes Stündchen westlich von dem Kloster. Diese bietet entzückende Aussichten auf den Schneeberg und viele andere hohe Berghäupter an der Grenze von Steyermark dar. Die Triangulirungs-Pyramide auf dem erstern ist dem schar-

fen freien Auge, ſo wie dem bewaffneten ſchwächern deutlich ſichtbar. Die Anſicht über die in beträchtlicher Nähe hingeſtreckten Kloſter- und Rohrer-Thäler iſt entzückend. Die Ruine zu Guttenſtein iſt ſchon ſehr gefährlich zu beſteigen. Von der Heinrichs-Höhle auf der Kloſterſeite, wo ein Luſthaus ſteht, hat man die Ausſicht nach Pernitz. Drei Viertelſtunden von hier iſt der Gipfel des Neukogels entfernt, wo ſich eine prachtvolle Ausſicht über viele Hügel und Berge eröffnet. Von einer andern nahen Berganlage, genannt das Paraplüe, oder Maria-Stein, hat man eine unbedeutende Ausſicht gegen den Löller und in das Thal der Längapieſting. Ein näherer Fahrweg nach Guttenſtein lenkt ſchon bei Traiskirchen rechts ab und führt über Loibersdorf und Steinabrückel, neben dem Racketen-Dörfel nach Pieſting.

In commercieller Hinſicht zeichnen ſich auf den Reiſen nach dem Schneeberge folgende Orte aus. Zu Fahrafeld befindet ſich die bedeutende k. k. privil. Baumwollgarn-Geſpinſt-Manufactur des Herrn Daniel Coith ſel. Söhne. Guttenſtein hat drei Kettenſchmiede ohne Eiſenhämmer; Schwarzau nächſt Guttenſtein, zwei mit Eiſenhämmern. Zu Nadelburg befindet ſich eine Meſſing- und Tombackblech-Fa-

brik des Großhändlers Anton Hainisch. Zu Neuhaus, 4½ Stunden von Günselsdorf, die berühmte k. k. Spiegel-Fabrik. Sie wurde auf Betrieb des Kaisers Franz unter Maria Theresia angelegt, und liefert Spiegel von der kleinsten bis zur größten Gattung. Das Maß derselben steigt von Zoll zu Zoll, und darnach sind auch die Preise festgesetzt. Die größte Höhe der dortigen Spiegel ist von 157 Zoll. Ein Besuch daselbst ist am interessantesten, wenn man den Zeitpunct erwartet, wo die Spiegel eben gegossen werden; welches man immer ein paar Wochen vorher in Wien erfahren kann.

Neu-Hirtenberg hat den berühmten Kupferhammer des Herrn Alois Sartori. Die Flachs-Spinnmaschine zu Hirtenberg steht still; sowohl Blumenbach als Bisinger haben sich kräftig gegen die Verbreitung der Baumwoll-Manufacturen auf Kosten der Leinen-Fabrication ausgesprochen, und jeder Patriot wird seine Wünsche mit den ihrigen für das Emporblühen dieser Fabriks-Anstalt vereinen.

In der Öd stößt man auf die Metall-Guß-Walz- und Zugfabrik der Herren Gebrüder Rosthorn, welche die größten Kupferbleche liefert.

Piesting hat ein Müller'sches Hammerwerk, welches Sägeblätter großer Art liefert; die Eisen- und

Stahlwaaren-Fabrik des Herrn Johann Nepomuk Müller, und seine, ehemals Kupelwieser'sche, Eisenkochgeschirr-Fabrik.

Pottenstein hat die jetzt still stehende Steiner'sche Klingenfabrik und einen Kupferhammer; Glocknitz eine k. k. Fabrik von Blechfarbenwerk; Schlegelmühl bei Glocknitz eine k. k. Schmalte-Fabrik; Reichenau ein Eisenbergwerk und zu Hirschzwang Eisenhämmer, und Wöllersdorf unfern Piesting einen Kupferhammer des Herrn Joseph Schmiedt.

Schönau.

Eine Herrschaft mit einem Schlosse und einem sehenswürdigen Garten, zwei Posten südwärts von Wien, an der Poststraße nach Steyermark.

Der Eingang in den Park ist dem Posthause zu Günselsdorf gegenüber. Der Schriftsteller, dessen Werk unserem Wegweiser zum Grunde liegt, beschreibt ihn auf folgende Weise:

Die erste Abtheilung desselben besteht in einer einfachen ökonomischen Anlage. Man kommt hier an einen Berg, wo aus einer Schlucht ein Bach in eine Art von Grotte

hinab stürzt. Zur Rechten dieses Wasserfalles führt der Weg in eine Waldung an einen etwas reißenden Waldstrom; zwei parallel darüber gespannte, mit Bretern belegte Taue bilden die Brücke auf eine Insel, wo man auf Ruhebänken unter malerischen Baumgruppen hübsche Aussichten auf mancherlei Wasserstücke hat. Um von dieser Insel ganz auf das andere Ufer des Flusses zu gelangen, muß man sich eines geschmackvoll verzierten Bootes bedienen, das am jenseitigen Ufer hält, aber durch eine hier angebrachte eiserne Winde schnell herüber gelenkt wird.

Nicht ferne von der Stätte, wo man an das Land steigt, ist das Denkmal Alxingers *).

In einer melancholischen Baum-Anlage, auf einem mit Thränenweiden bepflanzten Hügel, steht ein Monument aus Stein, und auf demselben eine Urne; rings

*) Johann von Alxinger, in Wien geboren und daselbst gestorben 1797, gehört unter die bessern Dichter Deutschlands. Seine bekannten Werke sind: Doolin von Mainz und Bliomberis, Rittergedichte; Numa Pompilius in Versen, nach dem Französischen des Florian; Alxingers Gedichte, 2 Bände. Wien 1790, nebst vielen einzelnen Gelegenheits-Gedichten. Alxinger war in seinen letzten Jahren Secretär bei den Hoftheatern, und persönlicher Freund des Eigenthümers von Schönau.

herum die Attribute eines Pilgers, Hut, Stab, Muſchel und Waſſer-Kürbis. An der Urne iſt der Name Alxinger roth auf ſchwarzem Grunde. Der Grabſtein trägt die Inſchrift:

Wenn ihn auch unverſehens
Sein ungeſtümes Blut
Auf manchen Irrweg trieb,
So war ſein Herz doch gut;
Sein Geiſt an Bildern groß,
Sein Frohſinn unermeßlich;
Wer mit ihm Umgang pflog,
Dem bleibt er unvergeßlich.

Am Aſchenkruge lehnt die verwaiſte Lyra; aus dem untern Theile des Monuments ſproßt eine Diſtel, der ſich eine Schlange entwindet; am oberſten Theile aber grünt unter der Vaſe ein junger Roſenſtrauch; einem flatternden Schmetterlinge gegenüber beſchattet ein erhabener Nußbaum das rühmliche Denkmal.

Tiefer einwärts in den Park führt eine ganz kunſtloſe Brücke von Baumäſten über einen Bach in eine Allee, von welcher mehre durchgehauene Perſpective nach den Schlöſſern Böslau, Kottingbrunn, Rauhenſtein und andern maleriſchen Landſchaften auslaufen. Neben einem ſchmalen Canale ſind aus einer andern Allee Ausgänge

auf Spielplätze zu gymnastischen und ritterlichen Übungen. Man kommt an das Lusthaus, das oben eine Gallerie hat, von welcher man weit herum die ganze Gegend von Baden übersieht, und welches geräumige Kleefelder umgeben, worauf mancherlei ländliche Spiele angebracht sind. Geht man in der Haupt-Allee weiter fort, so kommt man an den Biberteich, der mit Mauerwerk und eisernem Gegitter umgeben ist. Mitten im Teiche ist ein Hügel mit mehren Wasserhöhlen und einigen andern Bequemlichkeiten für den Aufenthalt der Biber. Zwischen dem Biberteich und dem alten Jägerhause ist der Eingang in den großen Fasangarten, dessen Mittel-Allee auf das neue Jägerhaus führt, wo eine schöne Gallerie ist.

Auf dem Rückwege nach dem Schlosse kommt man neben den Wirthschafts-Gebäuden vorbei, die in ihrer Art eben so sehenswerth als das Übrige des Parkes sind.

Das Schloß selbst ist ursprünglich ein schon altes Gebäude, das man, so viel als es thunlich war, erneuert und verschönert hat. Aus den Fenstern seines großen Saales überschaut man die interessantesten Anlagen des Parkes. Er ist mit einem Teich umgeben, auf welchem mehre Kähne und ein Charons-Schiff zu Wasserfahrten vorhanden, und drei Brücken gebaut sind.

Von der Brücke rechts kommt man auf eine Anhöhe

und von da abwärts zu zwei Wasserfällen, wovon beſonders der eine mit wildem Getöſe und ſchäumender Wuth heraus ſtürzt. Durch eine Wendung links gelangt man zum Fiſcherhauſe. Die Wände desſelben ſtellt die Täuſchung des Pinſels als Balken von leichtem blaßgelben Holze dar; der obere Kranz des Gebälkes iſt mit Waſſerthieren und Fiſch-Skeletten verziert; ganz oben iſt eine kugelförmige Vertiefung mit einer Gallerie, woran farbige ſeidene Fahnen ſtecken; in der Mitte hängt ein Netz mit einem großen Karpfen, und eine Strickleiter bahnt den Weg hinauf. Die untern Wände ſind mit Fiſchergeräthen und mit Fahnen geſchmückt, und die Sitze beſtehen aus zuſammen gerollten Schiffstauen. Die Fenſter ſind von vielfarbigem Glaſe. An der Außenſeite ſind Fahnen, Stricke, Kanonenmündungen und Schiffsſchnäbel, welche die Laternen tragen. An den vier Ecken ragen Angelſtangen heraus, an deren Schnüren große Karpfen ein Spiel der Winde ſind. Die Umzäunung beſteht aus Pflöcken mit Tauwerk verbunden, zwiſchen welchen Ruder und Schiffshaken die Geländerſproſſen vorſtellen.

Wenn man aus dieſer Anlage heraus tritt, befindet man ſich an einem beträchtlichen See, der durch eine Felſenwand begrenzt iſt, und von einem dunklen Gehölze

gekrönt wird, wohin eine kühne Bogenbrücke über eine Bucht des See's führt. Man fährt entweder auf Gondeln, oder man wandelt am rechten Ufer des See's nach einem Felsenberge, wo man sich vor einem eisernen Gitter findet, nach dessen Öffnung man durch einen unterirdischen Gang in eine geräumige Grotte kommt, worin aus einer Steinritze eine ergiebige Quelle in ein natürliches Becken fällt. Gegenüber ist eine Öffnung, welche ein Ausgang zu seyn scheint, allein an dem Rande schlagen die Wellen des See's, und über die ganze breite Öffnung stürzt ein rauschender Wasserfall. Man muß sich zu einem andern Felsenspalt wenden, der sich als ein dämmernder Gang bis zu einer Grotte hinzieht, wo abermals ein eisernes Gitter ist, durch welches man neuerdings in eine dunkle Bergschlucht eintritt. Hier finden sich einige Personen mit Wachsfackeln, welche die Besuchenden weiter geleiten. Im Fortschreiten bemerkt man links eine Tafel aus schwarzem Marmor mit der Aufschrift: Dunkel, wie der Pfad des Lebens *). Wenn man etwas weiter fortgerückt ist, hört man das Getöse eines entlegenen Wasserfalles, Sausen des Sturmwindes und Ge-

*) Diese und die folgenden Inschriften sind von Kotzebue.

brüll eines fernen Donners. Die Bergkluft wird wilder und enger, zieht ſich bald in die Höhe, bald in die Tiefe, und da erblickt man auf einer Marmorplatte die goldene Inſchrift: Hinauf — hinab — Steigen — Fallen! — Menſchenſchickſal!

Nach einigem Zwiſchenraum kommt man an eine ſchwarze Thüre, und geht durch dieſelbe in ein blau bemaltes Cabinet ein, das durch eine Alabaſter-Lampe erleuchtet und mit einem niedlichen Ruhebette geſchmückt iſt. Dieſem Ruhebette gegenüber verwandelt ſich ein Theil der Wand in ein Fenſter, durch welches man in das anſtoßende Bad hinaus blickt. Dieſes Bad iſt ein ziemlich geräumiger Teich, der durch eine in ſeiner Mitte angebrachte künſtliche Steinmaſſe gleichſam in zwei Gemächer abgetheilt wird, zu denen zwei ſteinerne Treppen von beiden Seiten des Cabinets hinab führen, und dem eine aus der Felſenwand hervor ſprudelnde Quelle ſeine Nahrung zuführt. Das Ganze wird durch viele Lichter aus alabaſternen Gefäßen mit einem ſanften Dämmerſchein übergoſſen.

Durch einen andern Gang wird man unter Donnergeraſſel in eine Vorhalle geleitet, worin zwei große Vaſen mit Inſchriften ſind; auf einer ſteht: „Ruhe am Abend!" auf der andern:

Ihr Pforten auf!
Es iſt vollbracht.
Dem Pilger lohnt
Die heit're Nacht.

Während daß man dieſes lieſt, wird das Rollen des Donners heftiger, Sturmwinde brauſen aus den nahen Felſenklüften hervor und löſchen die Fackeln aus. Zwei eiſerne Pfortenflügel ſpringen auf, der Donner verſtummt, eine liebliche Harmonie erſchallt aus den Lüften, und man tritt in den Tempel der Nacht.

Dem Eingange gegenüber fährt die Göttin der Nacht auf leichten Wolken aus dem Chaos herauf. Ihr Wagen iſt Silber, und ganz ſchwarz geflügelte Pferde in ſternenbeflecktem, blauem Geſchirre eilen mit ihr den Wolken zuvor. Ruhig ſitzt auf der Spitze der Wagenmuſchel der Vogel der Nacht. Sie ſelbſt hat eine Blumenkrone auf dem Haupte, und ihren Körper in einen dünnen weißen, mit Sternen von Gold und Silber durchwebten Schleier gehüllt.

Der Tempel iſt zirkelrund, der Fußboden von Marmor, die Wände von grünem Marmor, und an denſelben tragen weiße korinthiſche Säulen eine Gallerie mit ſchönen Baluſtern und dazwiſchen ſtehenden Poſtamenten, auf welchen rund umher Amoretten und Genien, mit Guirlanden von Mohnblumen verbunden, zu ſchweben

ſcheinen. Jeder hält lächelnd den Zeigefinger über den Mund. Die Felder zwiſchen den Säulen ſind oben mit Basreliefs geziert, welche die Himmelszeichen vorſtellen; unten ſind ſie mit marmorirten Ruhebänken und in den Niſchen mit reichen Ottomanen ausgefüllt, hinter welchen zwölf vergoldete Leuchter mit Vaſen angebracht ſind, deren inneres Licht auf eine unbemerkbare Weiſe das Kuppelgewölbe beleuchtet. Auf zwei geſchmackvoll verzierten Opfertiſchen ruhen goldene Candelaber und dunkelblaue Opfer-Vaſen, an denen in transparenter dunkelrother Schrift zu leſen iſt: Es leben Franz und Thereſia! — Es lebe Carolina! — Auf einem der Tiſche liegt ein Gedenkbuch in rothem Sammt, mit Mond und Sternen in Gold geſtickt. Man findet darin die eigenhändigen Namen der kaiſerlichen Familie, und vieler großen Perſonen, die dieſen Tempel ſchon mit ihrem Beſuche beehrt haben.

Über dem Tempel breitet ſich der blaue Nachthimmel aus; der Vollmond iſt in ſeinem Glanze; die Milchſtraße beleuchtet einen Streif desſelben, und einzelne Sterne funkeln neben demſelben. In abgeſetzten Pauſen läßt ſich eine ſanft tönende Harmonie hören. Die Gallerie iſt nach akuſtiſchen Regeln gebaut, daß jeder daſelbſt erſchallende Laut im vollkommenen Echo wiederholt, und

jedes leise an die Wand gesprochene Wort auf der gegenüber stehenden Seite verstanden wird.

Dieser Tempel der Nacht kann auch beleuchtet werden; allein diese Beleuchtung ist auf solche Art modificirt, daß dadurch das Bild der Nacht nicht wesentlich verliert.

Da einige Sehenswürdigkeiten im Garten zu Schönau, und besonders die gehörige Darstellung des Tempels der Nacht, einige Vorbereitung und eigene Leute dazu erforderten, so hatte der Eigenthümer schon seit mehren Sommern immer einen eigenen Tag festgesetzt, an welchem der Eintritt dem ganzen Publicum offen stand; dieser Tag war der Montag in jeder Woche.

Damals gehörte die Herrschaft dem Freiherrn Peter von Braun; im Jahre 1817 ging sie an den Fürsten von Montfort über, welcher den vielgefeierten Park, das Auge Österreichs, der Öffentlichkeit entzog.

Bekannt ist die Schönauer und Sollenauer Baumwollgarn-Manufactur des Hrn. J. Edlen v. Pacher.

Teesdorf, eine halbe Stunde von Günselsdorf, hat eine Twist-Spinnerei des Baron von Puthon.

Schönbrunn.

Das größte kaiserliche Lustschloß, südwestlich von Wien, eine halbe Stunde außer der Linie.

Schon im ſiebzehnten Jahrhunderte ſtand an der Stelle des ehemaligen Gatterhölzels und des in ſeiner Mitte ſtehenden Schloſſes Gatterburg mit der Gattermühle ein Jagdhaus, das der Hof manchmal beſuchte, und zu demſelben kam in der Folge eine Art von Thiergarten. Während der türkiſchen Belagerung im Jahre 1683 wurde alles verwüſtet.

Im Jahre 1696 ließ Kaiſer Leopold der Erſte auf der nemlichen Stelle für ſeinen Sohn, den damaligen römiſchen König Joſeph den Zweyten, ein ordentliches, geräumiges und hübſches Luſtſchloß anlegen, wozu der bekannte Architekt Fiſcher von Erlach den Plan entwarf und die Ausführung beſorgte. So entſtand das urſprüngliche und jetzt noch vorhandene Hauptgebäude, welches aber damals um vieles kleiner war, auch der Vorhof mit ſeinen Flügeln und einige Nebengebäude. Der Garten wurde nach dem franzöſiſchen Geſchmacke angelegt, weil dieſer damals in ganz Europa für den beſten galt.

Die ganze damalige Anlage von Schönbrunn wurde im Jahre 1700 vollendet, und eine eigene Münze auf dieſes Ereigniß geſchlagen. Sie hat auf der Vorderſeite das Bild Kaiſer Joſephs mit der Umſchrift: Josephus Romanorum et Hungariae Rex; auf

der Kehrseite die Abbildung des Schlosses mit der Überschrift:

Sol ubi Romanus curis percurrerit orbem,
Hoc pulchro fessos fonte relaxat equos.

In den darauf folgenden Jahren wurden in Schönbrunn öfters Turniere, Carrosells und große Hof-Feierlichkeiten veranstaltet.

Sobald Maria Theresia zur Regierung gekommen war, bestimmte sie Schönbrunn zu ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthalt, und ließ deßwegen sogleich einen Plan entwerfen, um den Ort noch mehr zu vergrößern, zu verschönern, und überhaupt so herzustellen, wie es für den Sitz einer so großen Monarchin anständig und nöthig war. Den Plan entwarf der Architekt Panassi; die Ausführung des Baues übernahm der Baumeister Valmagini.

Man wollte, aus was immer für Gründen, das alte Hauptgebäude nicht niederreißen, und ein ganz neues aufführen, sondern die Architekten mußten dasselbe bloß erhöhen, mußten die neuen Anlagen der alten anpassen, mußten selbst während des Baues noch wesentliche Veränderungen machen: hieraus entsprang größten Theils jene architektonische Unregelmäßigkeit, welche dieser übrigens schöne Pallast an sich hat.

Indessen wurde der Bau 1744 angefangen; das Hauptgebäude wurde erhöht, das Innere erweitert, die beiden prächtigen Doppeltreppen vorwärts und rückwärts außen am Hauptgebäude angelegt, die schon vorhandenen Nebengebäude gänzlich vollendet, und die beiden langen Seitenflügel ganz neu hergestellt.

Das Innere des Schlosses wurde, nach dem damaligen Geschmacke, auf das prächtigste eingerichtet. Der Garten wurde noch erweitert und ebenfalls verschönert, und Kaiser Franz der Erste besorgte dabei die Anlage des so genannten holländischen Gartens und der Menagerie. Im Jahre 1750 waren diese Arbeiten vollendet

Da der nahe am Schlosse vorbei fließende Wienfluß, durch Regenbäche angeschwellt, öfters aus seinen Ufern trat, und die Gegend von Schönbrunn unter Wasser setzte, so ließ die Kaiserin einige seiner Bergbäche ableiten, ließ das Bett der Wien ordentlicher graben und einschränken, einige Dämme anlegen, und dem Schlosse gegenüber eine dauerhafte, jedoch nur hölzerne Brücke über diesen Fluß erbauen.

Seit der vollendeten Herstellung von Schönbrunn wurden dann neuerdings gelegenheitlich große Familien-Feierlichkeiten daselbst angeordnet, z. B. die beiden Ver-

mälungen des Kaiser Josephs des Zweiten u. s. w.

Vom Jahre 1775 bis 1780 erhielt der Garten mehrere neue Verschönerungen: das Gloriett, die Ruine, den Obelisk, die marmornen Statuen, die Gruppe des Neptuns ober dem Mittel-Bassin.

Kaiser Joseph bewohnte während seiner ganzen Regierung Schönbrunn niemals, doch ließ er das Schloß und den Garten in gutem Zustande erhalten, und sorgte besonders für die Bereicherung des botanischen Gartens.

Kaiser Leopold der Zweite bewohnte Schönbrunn ebenfalls nicht.

Der jetzige Kaiser bewohnt zwar Schönbrunn auch niemals, doch hat er die botanischen Anlagen ebenfalls in seinen besondern Schutz genommen, und seit seiner Regierung lebt manchmal ein Theil der kaiserlichen Familie während des Sommers in Schönbrunn.

Der gewöhnliche und kürzeste Weg aus der Stadt nach Schönbrunn geht durch die Maria-Hilfer Linie, auf der nach Ober-Österreich führenden Poststraße. Diese verläßt man ungefähr 600 Schritte, ehe man dem Schlosse gegenüber anlangt, und fährt dann durch eine kurze Allee bis zur Brücke über die Wien,

an welcher dießseits zwei große steinerne Löwen auf Postamenten liegen, und jenseits zwei große Sphinxe, von Beyer gearbeitet.

Das Schloß liegt in einer kleinen Vertiefung. Vom Eingange desselben ziehen sich rechts und links zwei sehr lange Flügel von Nebengebäuden auf mehre hundert Schritte von Osten gegen Westen. Der Eingang selbst ist mit einem großen, massiven eisernen Gitter geschlossen, von dessen Säulen sich zwei steinerne Obelisken erheben, auf deren jedem ein vergoldeter Adler schwebt. Innerhalb dieses Einganges liegt ein sehr geräumiger Vorhof, links und rechts von niedern Gebäuden eingeschlossen, mit vielen Laternen besetzt, und mit zwei Springbrunnen verziert; die obere Schlußseite, dem Eingange gerade gegenüber, macht das Hauptgebäude.

Der Springbrunnen zur Rechten hat eine Gruppe von drei Figuren, die Flüsse Donau, Inn und Enns vorstellend; sie sind von Zauner, und seine erste größere Arbeit in Wien. Der Brunnen zur Linken hat ebenfalls eine Gruppe von drei Figuren, die Provinzen Galizien, Lodomerien und Siebenbürgen vorstellend. Da die Nebenfiguren, in den Wapen und Landesproducten jener Provinzen bestehend, in Verfall gerathen sind, so ist dadurch die Deutung der Haupt-

figuren etwas schwer geworden. Sie sind von Hagenauer.

Das Hauptgebäude hat drei ganze und ein halbes Geschoß, und ist von schönem Ansehen. An beiden Façaden vorwärts und rückwärts ist vor den Fenstern des ersten Stockwerkes ein großer Balcon, zu welchem überall eine doppelte, offene, prächtige Marmortreppe hinan führt.

Der Eingang unten zu ebener Erde stellt eine Art von offener, gewölbter, auf Säulen ruhender Halle vor, und läuft unter dem Gebäude bis zu dem rückwärts liegenden Garten durch. Hier stehen zwei hübsche Statuen des Herkules, wie er den nemäischen Löwen durch Zerreißung seines Rachens erwürgt, und wie er den Drachen vor den hesperischen Gärten mit der Keule todtschlägt. Beide sind von dunklem, harten Metalle, und inwendig so eingerichtet, daß sie als Öfen könnten gebraucht werden.

Das Innere des Schlosses hat prächtige Treppen, geräumige Säle, geschmackvoll, und zum Theil kostbar eingerichtete Zimmer, bequeme Vertheilungen und Verbindungen u. s. w. Reiche Tapeten, chinesisches Porzellan, kostbare Spiegel, schöne Luster, vortreffliche Gemälde, Büsten, Uhren u. s. w., sind allenthalben reichlich zur Verzierung der Gemächer angebracht.

Der große Saal, durchaus mit Spiegeln bekleidet, macht, vorzüglich beleuchtet, eine überraschende Wirkung. Seine Decke ist von dem Römer Gregor Guglielmi im Jahre 1761 gemalt. Diese große Malerei hat drei Abtheilungen; die mittlere stellt die österreichischen Erbprovinzen mit ihren Natur-Producten personificirt vor. Eine von den Nebenabtheilungen zeigt die Macht der Waffen, welche diese Provinzen schützt; hier sind verschiedene Krieger der österreichischen Heere, in ihrem damaligen Costüme und in mancherlei Gruppen abgebildet. Die zweite Nebenabtheilung schildert die Künste des Friedens: Ackerbau und Weinbau, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften. — Von eben diesem Guglielmi ist auch die Decke im großen Universitäts-Saale in Wien.

Der an diesen großen stoßende kleinere Saal hat zwei sehenswürdige alabasterne Büsten: jene des Kaisers Franz des Ersten, von dem Wiener Moll, und die Büste Kaiser Josephs des Zweiten von dem Römer Ceracchi, der auch die Büste eben dieses Monarchen in der militärischen Akademie in Wien, und die Büste des Ministers Kaunitz im Belvedere verfertigt hat, und der zu Anfang dieses Jahrhunderts in Paris guillotinirt wurde.

Drei Zimmer mit besonders schönen Landschaften und darauf angebrachten Thierstücken, von Rosa, dem ehemaligen Director der Bilder-Gallerie im Belvedere.

Ein Saal mit großen Abbildungen der Feierlichkeiten bei der Vermälung Josephs des Zweiten mit der Prinzessinn von Parma, mit mehrern hundert Figuren, jede von Einem Fuß Höhe, und größten Theils gut getroffene Porträts von ansehnlichen Personen, welche bei jenen Feierlichkeiten zugegen waren. Die Porträts sind von dem damaligen Director der Kunst-Akademie, Meytens, das Übrige von seinen Schülern. Noch ist hier ein Kunststück aus Alabaster mit Figuren, ein Geschenk Papst Pius des Sechsten an Kaiser Joseph den Zweiten.

Ein Zimmer mit drei großen Vorstellungen: ein Tournier in der Reitschule zu Wien; die Austheilung des von Maria Theresia neu hergestellten Stephans-Ordens durch eben diese Monarchin; die Austheilung des neu gestifteten, militärischen Theresien-Ordens durch Kaiser Franz den Ersten. Der Maler derselben war Meytens.

Ein Zimmer mit Familienstücken: Kaiser Franz der Erste, in Lebensgröße; die Zusammenkunft Josephs des Zweiten mit seinem Bruder Leopold

(damaligen Großherzog von Tosca[illegible], nachherigen Kaiſer) in Rom, gemalt von P[illegible]zoni; die [illegible] großherzogliche toscaniſche Familie, gemalt von Maron.

Ein Zimmer mit Hamiltoniſchen Gemälden: Jagdſtücke und Abbildungen von Pferden aus kaiſerlichen Stutereien.

Der Audienz-Saal, mit alabaſternen Büſten der Königin von Frankreich, Maria Antonia, in Paris gearbeitet, und der Königin von Neapel, Maria Carolina, in Neapel verfertigt; ferner ein Trauer-Monument Franz des Erſten von Porzellan-Arbeit aus der Wiener Fabrik.

Mehre Zimmer mit Abbildungen von italieniſchen und ägyptiſchen Gegenden, gearbeitet von Vaſeggio; auch mit ſchönen Tiſchen von Florentiniſcher Moſaik oder ſo genannten Scagliola-Arbeit. Dieſe ließ Kaiſer Leopold der Zweite aus Florenz hierher bringen.

Mehre Cabinete mit chineſiſchem und japaneſiſchem Porzellan und mit chineſiſchem Lack. Einige Cabinete mit Zeichnungen, Miniatur-Gemälden Stickereien und aufgelegten Arbeiten, von den Händen der Prinzeſſinnen Marien Thereſiens.

In diesem Schlosse wird auch ein Vorrath von sehr kostbaren Tapeten aufbewahrt, wovon die meisten aus der ehemals berühmten Pariser Gobelin'schen Fabrik sind. Bei besonders festlichen Gelegenheiten werden einige dieser Tapeten nach Wien geführt und in der St. Stephanskirche zur Verzierung gebraucht.

Am Giebel des Schlosses ist eine Art Belvedere angebracht, um daselbst die frische Luft und freie Aussicht zu genießen. Um der Kaiserin Maria Theresia das beschwerliche Emporsteigen bis auf die Zinne des Gebäudes zu ersparen, hat man eine Maschine angebracht, wodurch mehre Menschen, auf einer Art von Sofa sitzend, sanft bis dort hinauf gezogen und wieder herunter gelassen werden können.

In einem Flügel des Gebäudes ist die Schloßkirche. Die Decke ist von Daniel Gran gemalt. Der Hochaltar ist von Marmor; das Altarblatt, von Troger, stellt die Vermälung Mariä vor. Die metallenen Bildsäulen in den Wandnischen, die heilige Dreifaltigkeit ober dem Hochaltare und die übrigen Figuren, sind von Kohl, einem Schüler Donners.

In einem Nebengemache ist ein niedliches Theater angelegt.

Übrigens enthalten die weitläufigen Seitengebäude die Apotheke, die Reitschulen, die Wohnungen für die Beamten, für die Hofdienerschaft, die Arbeitsleute; ferner die Küchen, die Magazine, die Stallungen, Wagenschoppen u. s. w.

Links, vom Schlosse abwärts, sind dem Hof-Traiteur Jahn mehre geräumige, hübsch eingerichtete Zimmer überlassen, worin jedermann täglich zu Mittags und Abends für festgesetzte Preise speisen kann; neben demselben befindet sich auch ein eigenes Kaffeh- und Billard-Zimmer.

Der Lustgarten umgibt das Schloß von drei Seiten. Rechts und links sind Pflanzungen von feinern Blumen, von edlen Obstarten, einige Glashäuser für Ananas und Musa-Pflanzen, und eine kleine Orangerie. Diese beiden Seiten-Abtheilungen sind nur für die Mitglieder der kaiserlichen Familie offen.

Der große Garten, welcher für jedermann das ganze Jahr offen steht, ist an der Rückseite des Schlosses; er zieht sich von demselben ganz eben, ungefähr 500 Schritte, bis an eine Anhöhe, auf deren Mittelpunct, dem Schlosse gerade gegen über, das Gloriett steht, wovon weiter unten die Rede seyn wird. Die Breite dieses eigentlichen Gartens, von der Gartenmauer bei

Grünberg bis zum obern Eingang bei Hietzing beträgt im Durchschnitte 630 Klafter.

Die Anlage dieses Gartens ist in dem französisch-holländischen Styl, welcher bei seiner Entstehung allenthalben herrschte; auch wurde sie von einem gebornen Holländer, Namens Adrian Steckhoven, gemacht. Jedermann weiß, was gegen diesen Gartengeschmack einzuwenden ist, und welchen Vorzug die chinesisch-englischen Gärten vor demselben haben. Indessen muß man doch gestehen, daß ein Garten in diesem Styl mehr gemacht ist, oft in einer Stunde fünf bis sechs tausend Personen aus der nahen Hauptstadt aufzunehmen, als jene niedlichen Naturgärten, welche bei einer solchen Masse von Besuchenden bald aus ihrer Form würden gebracht werden.

Das Mittelstück des Gartens ist ein ganz freies Parterre, so breit als das Hauptgebäude, aus welchem man die offene Aussicht dahin genießt. Dieses Parterre hat bloß breite Fußwege, und dazwischen Rasenplätze, auf denen hier und da kleine Blumenbeete hervor stechen. Die Einfassung davon machen regelmäßig zugeschnittene Baumwände, zwischen denen hindurch mehre Alleen in die Nebentheile des Gartens führen.

Auf diesem Parterre stehen, dicht an den Baum-

wänden, und besonders bei den Einschnitten in die Neben-Alleen, drei und dreißig, theils einzelne Statuen, jede neun Fuß hoch, theils Gruppen von mehren Figuren aus weißem tyrolischen Marmor, alle auf einem Fußgestelle von sechs Fuß Höhe. Sie wurden zwischen den Jahren 1773 und 1780 verfertigt.

Wenn man aus dem Schlosse in den Garten eintritt, und sich rechts wendet, so stehen diese Statuen in folgender Ordnung: 1. Mucius Scävola; von Fischer. 2. Amphion; von Hagenauer. 3. Mars und Minerva; von Kinninger. 4. Janus und Bellona; von Beyer. 5. Die geraubte Helena; von Beyer. 6. Flora; von Beyer. 7. Fabius Cunctator; von Hagenauer. 8. Perseus; von Beyer. 9. Herkules; von Platzer. 10. Eine Priesterin, 11. eine Priesterin; beide von Hagenauer. 12. Äskulap; von Kinninger. 13. Sibylla Cumana; von Hagenauer. 14. Eine Opferpriesterin; von Weinmüller. 15. Merkur; von Platzer. 16. Meleager; von Beyer.

Ober dem großen Wasserbecken, in der Mitte, stehen auf einer Grotte Neptun und Thetis, mit Tritonen, Najaden und Seepferden umgeben. Diese Gruppe wurde nach Modellen von Beyer, und unter seiner Aufsicht gearbeitet.

Von dieser Gruppe wieder zurück nach dem Schlosse, stehen auf der andern Seite: 17. Hannibal; von Hagenauer. 18. Paris; von Kinninger. 19. Eine Vestalin; von Hagenauer. 20. Hygiea; von Hagenauer. 21. Apollo; von Beyer. 22. Eine Bacchantin; von Beyer. 23. Eine Nymphe der Flora; von Beyer. 24. Omphale; von Weinmüller. 25. Aspasia, 26. Jason, 27. Angerona; alle drei von Beyer. 28. Äneas, aus Troja flüchtend; von Procop, nach Beyers Modell. 29. Ceres und Bacchus; von Günther, nach Beyers Modell. 30. Lucretia und Brutus; von Platzer. 31. Kalliope; von Beyer. 32. Artemisia; von Hagenauer.

Diese Statuen sind von ungleichem Werthe, wie es jedem Betrachtenden sogleich in die Augen fallen wird. Neptun und Thetis, obschon gut gearbeitet, sind wegen ihrem hohen und durch das Wasserbecken noch mehr entfernten Standpuncte, unverhältnißmäßig klein. Theresia starb, ehe noch die übrige zu dieser Gruppe gehörige Verzierung dieses Bassins angefangen war, und seit dem ist nichts weiter daran gearbeitet worden.

Links, außer dem Schlosse, innerhalb der ersten Baumpflanzungen, stehen in einem mit Blumen geschmückten Viereck zwei Figuren, die sich einander den

Arm geben, und im trauten Geſpräche vertieft ſcheinen. Dieſe Gruppe deuten Einige als Alexander und Olympias, Andere als Medea und Jaſon. Dieſe Deutungen ſind willkührlich; das Richtige iſt, daß dieſe beiden Statuen ſehr wohlgetroffene Porträts von Kaiſer Joſeph dem Zweiten und ſeiner erſten Gemalin ſind. Der Meiſter davon iſt Beyer.

Noch ſind in zwei Springbrunnen des Gartens ein Paar Gruppen von Najaden von Beyer, mit rings herum ſtehenden acht Vaſen von Hagenauer. In einer Allee, die zum Obelisk führt, ſtehen die Figuren der beiden Schweſtern Heſperie und Arethuſe; nahe beim Obelisk eine römiſche Matrone, und in einer andern Abtheilung des Gartens Diana und Apollo, ſämmtlich von Hagenauer verfertigt.

Von dem großen Mittel-Parterre ſeitwärts, rechts und links, ſind mancherlei Pflanzungen und Anlagen, wie man ſie gewöhnlich in großen, regelmäßigen Gärten findet; Springbrunnen, Teiche, Terraſſen, Lauben, eine kleine Faſanerie, ein kleiner Irrgarten, Tannenwäldchen, offene und gedeckte Alleen, worunter beſonders die große, von alten Linden gedeckte Allee merkwürdig iſt, welche durch die ganze Breite des Gartens läuft, und oſtwärts vom Parterre die Meidlinger Alle, weſtwärts desſelben die Hie-

Hinger Allee genannt wird, und welche gewöhnlich der belebteste Theil des Gartens ist.

An das ebene Terrain des Gartens stoßt eine kleine Anhöhe, welche die ganze Breite desselben, dem Schlosse gegenüber, einnimmt. Diese Anhöhe ist mit einem Lustwäldchen bepflanzt, durch welches hier und da theils schlängelnde Fußpfade, theils größere regelmäßige Durchhaue angebracht sind.

Die vorzüglich sehenswürdigen Gegenstände sind:

Das Gloriett. Dem Schlosse gerade gegenüber, von der Gruppe des Neptuns an, läuft die erwähnte sanfte Anhöhe empor, und auf dem Gipfel derselben liegt dieses Gloriett. Es besteht aus einer prächtigen Sala Terrena, die durch eine Colonnade von dorischen Säulen gebildet wird. Vor der Fronte liegt eine schöne marmorne Doppeltreppe, und an den beiden Seiten führen einfache Treppen zu zwei Gallerien, in deren Mitte ein Saal ist, der zwischen den Säulenbögen durchaus Glaswände hat. Das Ganze ist ungefähr 300 Fuß lang, und 60 Fuß hoch. Der Giebel des Gebäudes besteht aus einer Platforme mit einer steinernen Einfassung. Auf diesen Giebel kommt man entweder auf einer Treppe, oder durch die dazu vorhandene Zug-Maschine, welche beide in zwei Wandpfeilern verborgen sind.

In der Mitte des Giebels, gegen das Schloß hin, ist ein großer steinerner Adler; und unter demselben auf dem Fronton steht die Aufschrift: Josepho II. Augusto et Maria Theresia Augusta imperantibus erect. 1775.

Von der Platforme aus hat man eine überraschend schöne Aussicht über den ganzen Garten und das Schloß, über die Stadt Wien nach dem Kahlenberge hin, und rückwärts gegen das Gebirge nach Baden zu und nach Ungarn hinunter.

Der Entwurf und die Ausführung dieser Anlage ist vom Herrn von Hohenberg. Man sagt, Kaiser Joseph der Zweyte, welcher eigentlich dieses Prachtstück anlegte, habe dadurch den Platz bezeichnen wollen, welcher zur Anlegung des Schlosses der schicklichste gewesen wäre.

Vorwärts vor dem Gloriett liegt ein großes Wasserbehältniß, woraus mehrere Springwasser unten im Garten ihren Zufluß erhalten; diese Springwasser läßt man jedoch äußerst selten spielen. Rückwärts hinter dem Gloriett ist ein großer Fasangarten, der sich bis gegen Hetzendorf hinzieht.

Die Ruine. Sie liegt vom Schlosse links, am Fuße der Anhöhe, und stellt die Trümmer eines prächtigen römischen Gebäudes vor. Ein sehr schöner, aber

geborstener, und schon etwas gesunkener Bogen, macht den Haupttheil davon; nebenher ist verfallenes Gemäuer und unten liegen in bunter Unordung Säulenstücke mit halb verloschenen Inschriften, mehr oder minder verstümmelte Statuen, zerbrochene Vasen, Säulenknäufe, Thierstücke u. s. w. Zwei Bildsäulen an den Seitenwänden, Merkur und Artemisia, sind von Einigen auf Kaiser Franz den Ersten und Maria Theresia gedeutet worden. Vor der Ruine liegt ein verwilderter Teich, in welchem hier und da durch die Bruchstücke der Architektur Wasser herunter tropft.

Der Obelisk. Er steht auf der nemlichen Seite, nicht ferne von der Ruine, und am äußersten östlichen Ende des Gartens, ebenfalls am Fuße der Anhöhe. Seine Grundlage ist eine hinter einem Bassin befindliche Felsengrotte; dort steht er, auf vier große vergoldete Schildkröten gestützt, und auf seiner Spitze schwebt ein vergoldeter Adler. Er ist übrigens die Copie eines in Rom stehenden wirklichen ägyptischen Obelisk. An dem Fußgestelle ist die Inschrift: Josepho II. et Maria Theresia A. A. Regnantibus erect: 1777. Die Figuren an der Grotte stellen Flußgötter vor.

Das Brünnchen (Brünn'l) auf der nemlichen Seite, und ebenfalls nicht weit von der Ruine. In ei-

nem dichten, schattenreichen Hain steht ein einfacher Tempel, in demselben ist ein marmornes Wasserbecken, und ober diesem liegt in reizender Stellung eine Nymphe, die eine klare Quelle aus ihrer Urne gießt. Von dieser Quelle soll Schönbrunn seinen Namen haben.

Das Wasser dieser Quelle wird von den meisten Bewohnern des Schlosses getrunken; auch reicht der hier zur Wache aufgestellte Soldat den Besuchenden, die davon zu trinken wünschen, die nöthigen Gläser.

Eben diese Quelle bildet in einer kleinen Entfernung ein zweites Brünnchen, wo sie aus einem Delphinenkopf abermal in ein marmornes Becken heraus sprudelt, neben welchem Sitze für die Spaziergänger angebracht sind. In der Einfassung dieses zweiten Brünnchens stehen die Bilder der Euridice, wie sie eben von der Schlange gebissen wird, und von Cincinnatus, wie er, noch auf seinem Pflug gestützt, den consularischen Ornat anzieht. Diese beiden Statuen und die Nymphe des Brunnens sind von Beyer.

Das Denkmal der Königin von Neapel. Es steht links vom Schlosse, nicht weit hinter der Gruppe, welche Kaiser Joseph den Zweiten mit seiner Gemalin darstellt, und wurde im Jahre 1806 gesetzt.

Auf einem kleinen viereckigen, von Baum-Alleen

umgebenen Platze steht eine beträchtlich dicke, viereckige Säule von grauem Granit, und ungefähr sechs Fuß Höhe. Auf der Vorderseite derselben sind in einem Medaillen-Form aus gegossener Bronce die Profilköpfe der Königin selbst, ihrer drei jüngern Prinzessinnen, und des Prinzen Leopold. Auf der Rückseite befindet sich folgende Inschrift: „Der kindlichen Zärtlichkeit für die unsterbliche Maria Theresia, der Liebe zum theuern Vaterlande, der frohen Rückerinnerung an die Freude der sorgenfreien Jugend, widmete dieses ländliche Denkmal auf dem Platze, den sie einst als Kind pflegte, nun in dem Kreise ihrer Kinder, Maria Carolina, Königin beider Sicilien, bei ihrer Anwesenheit im Jahre 1802." Oben auf der Säule steht eine mit Blumen umwundene Vase von Bronce. Rings um die Säule sind Rosenstauden gepflanzt. Die Arbeit an diesem Monumente ist vom Bildhauer Thaler.

Zu diesem Garten gehört auch die große Orangerie, welche jedoch nur durch eine von Meidling nach Hietzing führende Fahrstraße von ihm getrennt ist. Sie liegt zwischen dem eigentlichen Garten, dieser Fahrstraße und den Nebengebäuden, an der östlichen Seite des Schlosses. Neben dem unter freiem Himmel stehenden Orangen-Garten ist das große Glashaus, welches 100 Klafter

in der Länge, und 36 Fuß in der Breite hat. In den Jahren 1784 und 1785 gab Kaiſer Joſeph in dieſer Orangerie geſchmackvolle Feſte zu Ehren des damaligen ruſſiſchen Großfürſten Paul; die Blumen aller Himmelsſtriche und aller Jahreszeiten dufteten hier mitten im Winter auf einer prächtigen Tafel; rings um dieſelbe ſtanden die Citronen- und Pomeranzen-Bäume niedlich beleuchtet; nach der großen Tafel war Schauſpiel und dann Ball, in dieſem glänzenden Wintergarten.

Die Menagerie. Dieſe Sammlung von ſeltenen Thieren wurde ſchon von Kaiſer Franz dem Erſten im Jahre 1752 angelegt, und iſt ſeit dem von ſeinen Nachfolgern ſtets mehr und minder zahlreich unterhalten worden.

Die Menagerie liegt vom Schloſſe rechts in dem Umfange des großen Gartens, von welchem ſie jedoch eine eigene Abtheilung ausmacht, in die man durch ein großes eiſernes Gitterthor eintritt, bei welchem ſtets eine eigene Gartenwache ſteht.

Die ganze Menagerie iſt in der Form eines Zirkels angelegt. Im Mittelpuncte ſteht auf einer ſteinernen Erhöhung von einigen Stufen ein Pavillon, der einen einzigen achteckigen Saal enthält, deſſen Fenſter auf die rings herum liegenden Thierbehältniſſe gehen. Die Wände

des Saales haben große Spiegel; ober den Fenstern sind die seltensten jener Thiere abgemalt, welche bei Anlegung dieser Menagerie vorhanden waren; der Platfond enthält Fresco-Malereien aus den Ovidischen Verwandlungen.

Die Behältnisse der Thiere bestehen aus 13 Abtheilungen und einigen Nebenabtheilungen. Jede Abtheilung hat vorne ein großes eisernes, festes Gitterthor, durch welches man bequem hinein sehen kann; rechts und links eine hohe Mauer und an derselben einige Bäume; in der Mitte überall einen kleinen Springbrunnen, und rückwärts das Behältniß der Thiere in der Form eines gewöhnlichen kleinen Wohnhauses mit Thüren und Fenstern. Nur bei den reißenden Thieren sind noch einige mit festen Eisengittern verwahrte Käfige.

Es ist unnöthig und vergeblich, genau anzugeben, welche Thiere in jeder Abtheilung und in jedem Behältnisse vorhanden sind, da bei einer so zahlreichen Menagerie durch Abgang und Zuwachs, durch Versetzung und andere Zufälle oft in kurzer Zeit große Veränderungen vorgehen. Die Sammlung der hier befindlichen ausländischen und seltenen Thiere war am beträchtlichsten in den Jahren 1800 — 1807. Seit dem hat sie manchen Verlust erlitten; der männliche Elephant, der Auerochs, der

Strauß, die weißen Bären, eine Hyäne, ein Steinbock, die Kamehle ꝛc. ſind geſtorben. Bei Gelegenheit des franzöſiſchen Krieges hat ſie ebenfalls etwas verloren. Indeſſen beſitzt ſie noch immer manches Sehenswürdige; nemlich einen weiblichen Elephanten; einen Steinbock, mehre Kanguren, Bären, Schafe aus verſchiedenen Ländern und von mancherlei Gattungen; Wölfe; Pudelpferde aus Lappland, Störche, Pfauen, Kraniche, Gänſe und Änten aus verſchiedenen Ländern; Waſſervögel von verſchiedenen Arten, Papageien, Geier und Tauben von mancherlei Gattungen ꝛc. ꝛc.

Der botaniſche Garten, hier gewöhnlich der holländiſche genannt, liegt am weſtlichen Ende des Gartens und noch im Umfange desſelben, vom Schloſſe rechts. Der Eingang iſt nahe an dem großen eiſernen Gitterthor, durch welches man in das Dorf Hietzing eintritt.

Dieſen Garten ließ urſprünglich Kaiſer Franz der Erſte im Jahre 1753 durch den ſchon oben erwähnten Holländer Steckhoven anlegen. Im Jahre 1754 ſchickte dieſer Monarch den noch lebenden berühmten Botaniker, Profeſſor Jaquin, ebenfalls in Holland geboren, in Begleitung dreier Gehilfen nach den weſtindiſchen Inſeln und einigen Gegenden des ſüdlichen Amerika,

um daſelbſt Sämereien, Pflanzen und Bäume für dieſen Garten zu ſammeln. Herr von Jaquin ſchickte von Zeit zu Zeit durch ſeine Gehilfen Transporte von dieſen Gegenſtänden, und kehrte im Jahre 1759 ſelbſt wieder mit dem letzten derſelben nach Wien zurück. Die ſämmtlich von ihm geſammelten exotiſchen Gewächſe wurden nun theils in freier Luft; theils in den neu erbauten Treib- und Glashäuſern dieſes Gartens angepflanzt.

Kaiſer Joſeph der Zweite ſchickte im Jahre 1783 und den folgenden den Doctor Märder, die Hofgärtner Boos, Bredemeyer, Schücht und Scholl, auf wiederholten Reiſen, nach Nord-Amerika, nach den Antillen, nach dem Cap, nach Isle de France und Bourbon. Er ließ auch in Europa gelegenheitlich ſeltene Pflanzen ankaufen; er ließ endlich die ſchon vorhandenen Treib- und Glashäuſer theils erweitern, theils mit ganz neuen vermehren, ſo daß nun vierzehn derſelben hier ſtehen, worunter die größern von 84 bis 235 Fuß lang, von 19 bis 26 Fuß breit, und von 14 bis 25 Fuß hoch ſind. Sie werden in kalte, temperirte und warme eingetheilt. Die erſtern werden gewöhnlich nicht geheizt, ſondern die darin befindlichen Gewächſe bloß vor der rauhen äußern Luft bewahrt, und

von der Sonne erwärmt. Die von der zweiten Eintheilung heißen auch die Capiſchen, weil ſie lauter Gewächſe vom Vorgebirge der guten Hoffnung enthalten; dieſe werden mäßig erwärmt. Die dritten, bloß mit Pflanzen aus der heißen Zone beſetzt, werden manchmal auch in Sommertagen geheizt.

Der Reichthum der in dieſen Treibhäuſern befindlichen exotiſchen Gewächſe iſt außerordentlich groß, und nach jenem in dem königlichen Garten zu Kew in England vielleicht jetzt der beträchtlichſte. Man findet hier den Cocosbaum, den Vanillebaum, den Kaffehbaum, Gewürznelken, Muscatnüſſe, Palmbäume u. ſ. w.

Wer eine genauere und eigentliche botaniſche Überſicht des hier befindlichen Schatzes aus dem Pflanzenreiche zu erhalten wünſcht, der muß ſich an das von Herrn von Jaquin heraus gegebene vortreffliche Werk halten, deſſen Titel iſt: Plantarum rariorum horti caesarei Schoenbrunnensis descriptiones et icones. Viennae 1797.

Vor dem großen Treibhauſe ſteht ein Denkmal zu Ehren des erſten Stifters dieſes Gartens; es iſt eine auf einem marmornen Poſtamente befindliche koloſſale Büſte Kaiſer Franz des Erſten, von Moll in Bronce gearbeitet, mit der Unterſchrift:

Viridarium, quod
Franciscus Rom. Imp. PP. Augustus Floribus
Fructibus et Plant. rarior
Colendis instituit
Mar. Theresia Rom. Imp. C. M. Augusta Memoriae
et Posteritati Monumentum hoc vovit.
MDCCLXVI.

Neben den Treibhäusern sind Anlagen für Gewächse, welche auch in unserem Klima unter freiem Himmel gedeihen; die meisten derselben sind aus Nord-Amerika. In der Mitte dieser Anlagen ist ein Bassin, worin seltene Wasserpflanzen gezogen werden.

Die Direction über diesen botanischen Garten, so wie auch über die Menagerie, hat der schon oben erwähnte, durch seine Reisen um diese Anstalt sehr verdiente Hofgärtner, Herr Franz Boos.

Die Sammlung der Alpenpflanzen ist erst seit wenigen Jahren angelegt. Der Erzherzog Johann, welcher zu wiederholten Malen den Schneeberg, auch die tyrolischen und steyrischen Alpen bereiset hat, faßte zuerst den Gedanken, eine solche Anlage zu machen. Er erhielt zu diesem Zwecke einen Theil des Schönbrunner Gartens, auf der westlichen Seite, hinter dem

kleinen Fasangarten. In einer geräumigen Felsengrube, wohin die Sonnenstralen nur wenig dringen können, sieht man hier die Gewächse, welche sonst nur auf den obersten Spitzen der höchsten Gebirge gedeihen. Nicht ferne davon befinden sich die Subalpinen in einer Art von Alpenhütte, die eigens dazu errichtet worden ist.

In einiger Erhöhung ober diesen Pflanzenanlagen ist im Walde das so genannte Tyrolerhaus, welches ebenfalls der Erzherzog Johann, ganz nach dem Muster von der Wirthschaft eines wohlhabenden Tyroler Bauers, aus Holz hat erbauen lassen.

Noch ist eine kleine botanische Anstalt zum Elementar-Unterricht in dieser Wissenschaft, in einer Abtheilung des Ziergartens an der rechten Seite des Schlosses angelegt. Sie besteht aus 14 Beeten, welche die 24 Classen enthalten, worein, nach dem Linné'schen Sexual-System, das Pflanzenreich getheilt ist. Jede dieser Classen ist wieder in ihre Ordnungen abgetheilt, und jede Ordnung enthält eine oder mehre Pflanzen aus den Unter-Abtheilungen dieser Ordnungen.

So sind in einer Sammlung von ungefähr 400 Gewächsen die Übersicht und die Haupteintheilungen des ganzen Pflanzenreiches enthalten, und dadurch die wei-

tere Fortschreitung zu den Gattungen, Arten und Abarten vorbereitet und erleichtert.

Es sind fast durchaus inländische Pflanzen, und zwar solche, an denen man die charakteristischen Unterscheidungszeichen bestimmt und deutlich wahrnehmen kann. In einer andern Abtheilung sind inländische Medicinal-Pflanzen angebaut, und rings um das Ganze stehen ältere ausländische, meistens nord-amerikanische Bäume.

Endlich enthält der Schönbrunner Garten auch ansehnliche Pflanzungen von kostbarem Obste jeder Gattung, das nach den Perioden seiner Reife auf die kaiserlichen Tafeln geliefert wird. Aus diesen Obstpflanzungen müssen, auf Befehl des jetzt regierenden Kaisers, auch an Privatleute, die sich darum bei dem Hofgärtner melden, zur Veredlung der Obstbaumzucht in den österreichischen Staaten, unentgeltlich Propfreiser geliefert werden, so wie dieses auch aus den Obstgärten im Belvedere und im Augarten geschieht.

Rechts und links von Schönbrunn liegen die beiden Ortschaften Hietzing und Meidling.

Hietzing, welches rechts liegt, ist ein Dorf mit 160 Häusern und 1100 Einwohner.

Hietzing, auch Maria-Hietzing genannt,

dankt einer wunderbaren Sage seinen Namen. Bei jenem Theile von Hietzing, der vormals dem deutschen Orden zugehörte, befand sich nemlich auch eine Capelle zu Ehren Mariä. Als daher im Jahre 1529 die Türken zur Belagerung Wiens herbei rückten und Michaloglu in der Gegend sein Lager aufschlug, verbargen die Einwohner das Marien-Bild auf einem schattigen Baume. An demselben wurden dann, da der Heide seine Wuth an den armen Hietzingern ausließ, vier christliche Gefangene angebunden. Da soll alsbald der Baum zu schimmern angefangen haben, und durch die Zweige kam ein so seltsames Leuchten, daß die Türken staunten und empor sahen. Da breiteten sich die Äste des Baumes aus einander und hervor gerufen durch das Vertrauen der beiden Christenpaare, zeigte sich die Jungfrau Maria in ihrer Herrlichkeit, und erhob die Hand, sie segnend, stärkend und durch ihr: „Hüt's eng" (hütet euch) zur Flucht ermahnend. In diesem Vertrauen zerrissen sie ihre Ketten und wurden die Warner und Retter ihrer im nahen Walde harrenden Gemeinde.

Das Gotteshaus dankt seine dermalige Gestalt dem Propste Christoph Mathai (1688), und hat eine recht erbauliche Ausschmückung.

Der bedeutendste Spaziergang ist nebst dem nahen

Schönbrunn der benachbarte Königl- oder Künigl-berg des Franz Grafen von Palffy, welcher aber im Jahre 1818 die ganze Anlage dem englischen Gesandten am Wiener Hofe, Lord Stewart, verpachtete. Gegenwärtig soll er dem berühmten Arzte Dr. Malfatti gehören, dessen Landhaus sich recht hübsch ausnimmt.

Das Gebäude des Baron Eskeles, welches am Ende der Sanct Veiter-Straße, nicht fern vom Badhause, liegt, dürfte wohl den herrlichsten, umfangreichsten und romantischsten Garten Hietzings haben. So großstädtisch aber auch Hietzing in dieser Hinsicht ist, so kleinstädtisch ist es in seinen Lustanlagen und Vergnügungs-Quellen. Eine einzige Promenade, wo sich nur zu Zeiten ein musikalisches Extrafest ereignet, stellt den Park auf dem Platze vor, und ein Spaziergang auf den Königlberg und gegen Lainz zu ist der einzige Zielpunct ländlicher Unterhaltung in der Nähe. Zum Glücke findet derjenige, dem Theater ein unentbehrlicher Kunstgenuß däucht, diese Wohlthat auch hier von dem Director Hrn. Bratsch, aber eben nicht auf das befriedigendste, gespendet.

Links von Schönbrunn liegt Meidling, ein Dorf, das in Ober- und Unter-Meidling getheilt wird, und wozu noch die kleinern Häusergruppen am Grünberg,

auf dem Ziegelofen und zu Gaudenzdorf, gehören.

Es zählt 1400 Seelen und beſteht größten Theils aus Landhäuſern anſehnlicher Wiener, unter denen ſich das Palais der Gebrüder Biedermann auszeichnet. Die Kirche ſteht mitten in Unter-Meidling.

Das Mineralbad daſelbſt wird jetzt ſtark beſucht. Nach Meidling, wie nach Hietzing, gehen von Wien aus täglich mehre Stellwagen.

Vom ſo genannten Grünberg aus bieten ſich ſchöne Spaziergänge nach dem Gatterhölzel, nach Speiſing und nach Lainz dar.

Das Gatterhölzel iſt eine ſanfte Anhöhe, welche unweit der Hundsthurmer Linie anfängt und ſich bis gegen Schönbrunn erſtreckt. Hier war ehemals ein Eichenwäldchen, welches wahrſcheinlich von dem Gattermayerhofe den Namen erhielt, der ſich an dem Fuße desſelben befand. Der Erbauer dieſes Hofes war gegen das Ende des ſechzehnten Jahrhunderts Ägid Gattermayer.

In der Folge war das Eichenwäldchen wegen den daſelbſt hauſenden Räubern gefürchtet, welche ſogar noch vor einigen dreißig Jahren darin ihren Spuk trieben, und einmal den Kaiſer Joſeph ſelbſt, wahrſcheinlich

unbekannter Weise, anfielen. Dieser Kaiser ließ es hierauf durch Aushauen lichter machen.

Gegenwärtig ist das Gatterhölzel größten Theils mit Feldern bedeckt. Ein Theil von dem übrig gebliebenen Gestrippe ist zu Hasen-Remisen benutzt, und an dem Abhang gegen Meidling, ober dem Grünberg, sind Weingärten angebaut und schöne Landhäuser mit Gärten befindlich.

An der Straße nach Atzgersdorf steht seit 28 Jahren eine Gruppe von Häusern, welche nach Meidling gehören.

Fast auf dem Mittelpuncte des Gatterhölzels steht eine achteckige steinerne Säule, welche sehr alt zu seyn scheint. Daran erblickt man die Abbildung derselben vor ihrer Renovirung mit der Inschrift: „Modell der vorigen Säulen, welche laut innerer Inschrift durch Johann Götzenbeck, Bürger in Wien, 1640 renovirt worden."

Nicht weit vom Schönbrunner-Garten steht ein merkwürdiges historisches Denkmal. Bei der zweiten türkischen Belagerung Wiens im Jahre 1683 stand hier das Lager des Michael Kantakuzenus, Hospodars der Moldau, mit 2000 Mann Hilfstruppen. Dieser ließ eine Capelle erbauen, in welcher er Messe zu hören

pflegte, und ein groſses hölzernes Kreuz mit lateiniſcher Inſchrift errichten. Die Capelle iſt noch vorhanden und unter dem Namen des Moldauer-Kreuzes bekannt; das Kreuz verſchwand aber im Jahre 1785. Man ſagt, es ſei in der Nacht geſtohlen worden.

Südlich von Hietzing liegen die Dörfer Lainz und Speiſing. Erſteres liegt am Fuſse des Schönbrunner-Berges, gehört in das Landgericht Sanct Veit und iſt auch ein Eigenthum dieſer Herrſchaft.

Hier iſt eine Pfarre, welche in das Decanat Laab gehört, verſchiedene hübſche Landhäuſer mit Gärten, ein Wirthshaus und 49 Häuſer. Die Einwohnr nähren ſich vom Feld- und Weinbau. Der Wein, wecher in dieſer Gegend wächſt, gehört in die dritte Claſſe der öſterreichiſchen Weingewächſe. Speiſing gehört in das Landgericht Sanct Veit und in die Pfarre Lainz; Grundherrſchaft iſt die Herrſchaft Mauer.

Speiſing hat 45 Häuſer, worunter ſich ein Wirthshaus und beträchtliche Ziegelbrennereien befinden. Die Einwohner nähren ſich von Feldbau, Viehzucht und Weinbau. Der Wein von dieſer Gegend gehört ebenfalls in die dritte Claſſe der öſterreichiſchen Weingewächſe.

Von Hietzing geradeüber liegt Penzing, ein Dorf mit 162 Häuſern und 3000 Seelen.

Im Jahre 1232 erhielt der letzte Babenberger, Friedrich der Streitbare, mit noch 200 Edelleuten, in der Schottenkirche zu Wien den feierlichen Ritterschlag. Darauf beschenkte der freigebige Herzog die Ritter alle mit gleichen Kleidern, roth mit weißen Binden, dem österreichischen Wapen gemäß, und mit herrlichen Pferden. Also geschmückt ritt der männliche Troß vor die Thore Wiens hinaus, um sich im Angesichte der großartigen Berge in ritterlichen Kampfspielen und festlichen Übungen zu erlustigen, zu turnieren (zu penzen, wie man damals sprach), wovon der Name Penzing geblieben seyn soll.

Unter den merkwürdigen Gebäuden zeichnen sich vor allen die beiden Kirchen aus. Die ältere, nemlich die Pfarrkirche, ist dem heiligen Jacob erbaut und schreibt sich aus Österreichs frühesten Zeiten her. Sie war eine Stellvertreterin des spanischen Wallfahrtsortes San Jago di Compostella. Sie hatte auch den Namen: „bei den sieben Eichen im heiligen Thale," von sieben Eichen, die sie umstanden, und bis auf Eine zusammen gemodert sind. Sie waren die Repräsentanten von sieben Gemeinden.

Fromme Beiträge und die bewundernswürdige Sorgfalt der Pfarrer hob dieses Gotteshaus allzeit wieder aus

den Unglücksfällen, die es trafen, verjüngend empor. Den schönsten Schmuck erhielt es im Jahre 1812 durch die Bemühung des Pfarrers Johann Lochi, welcher den Landrechts-Präsidenten in Lemberg, weiland Ignaz von Rottmann, beredete, daß er das nach Polen bestimmte Denkmal seiner verstorbenen ersten Gattin, von Canova's Meisterhand gearbeitet, in dieser Kirche aufstellen ließ.

Unter den Wohngebäuden haben Privaten Häuser, deren sich Fürsten nicht zu schämen hätten. Unter denen, die vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, ist gleich am Eingange, dicht an der Reiter-Caserne, die Villa des Apothekers Herrn Würth. Ein ungemein freundlicher, wohlbestellter Vorgarten gibt dem Gebäude selbst, das mit seinen reinlichen Wänden und grünen Jalousien recht heiter hervor schaut, einen überaus einladenden Anblick. Der Garten, welcher sich an der Rückseite ausbreitet, erstreckt sich in den anmuthigsten Windungen und Anlagen bis an die Wien.

Neben dem Würth'schen Landsitz erhebt sich jener des Großhändlers Herrn Johann Mayer. Das frühere Gebäude wurde um einen Stock erhöht und das Innere nach Angabe des Herrn Hof-Baurathes Nobile verändert. Zwei Gärten, einer über die Straße auf einem

Abhang angelegt, der andere im Rücken des Hauses, machen den äußern Schmuck aus.

Aufmerksamkeit verdient auch der, bis an die Poststraße hinauf reichende Garten, welcher nunmehr Herrn Großhändler Berger seinen Besitzer nennt.

Eine neue Parkanlage befindet sich am linken Wien-Ufer, unfern dem Stege, welcher nach Hietzing führt, dem Kaffehhaus und der Badeanstalt gegenüber; allein seine Lage scheint zu frei und eben, um ihm einen größern Reiz verleihen zu können.

Dermaliger Besitzer der Herrschaft Penzing ist seit dem Jahre 1806 Xaver Ritter von Mayer. Landgericht ist Sanct Veit.

Die genannten Orte sind der gewöhnliche Sommeraufenthalt derjenigen Wiener, welche weitere Entfernung von der Hauptstadt scheuen.

Auf dem Wege nach Schönbrunn berührt man das südliche Ende der Schmelz und durchschneidet Reindorf. Fünf Dörfer, welche sich westlich von Wien ohne scharfe Grenzscheide bis gegen Schönbrunn ausbreiten, machen das so genannte Reindorf aus. Das ehemalige Meinhartsdorf, ein Eigenthum Klosterneuburgs; der aus einem einsamen, nahe an der Straße gelegenen Wirthshause entstandene Braunhir-

ſchengrund; Fünfhaus, früher Hangende Lüſſe oder Hangendenließ geheißen; das eigentliche Reindorf, welches ſich bis gegen Meidling erſtreckt, und Ruſtendorf, die Häuſerbrücke, welche das Schönbrunner-Ufer mit dem ſtädtiſchen Strande vereinigt, ſind dieſe fünf Gemeinden. Über 11,000 Menſchen ſtark iſt nun die Bevölkerung dieſer Ortſchaften, worunter die größte Verſchiedenheit in Religion und Vaterland herrſcht.

Der Einwohner Mehrzahl beſteht aus Handwerkern, welche in den Fabriken der Umgebung hinlängliche Beſchäftigung finden.

Die Schmelz iſt eine ziemlich hoch gelegene Fläche, welche ſich vom Neu-Lerchenfeld*), dieſer, dem Bacchus heiligen Gemeinde, wo das bunteſte, aber auch das gemeinſte Leben ſich über Häuſer und Gärten verbreitet, bis an die Poſtſtraße, und von den Ringmauern der Wiener Vorſtädte bis an den Fuß der cetiſchen Gebirgskette ausbreitet.

Vor Zeiten war hier ein Platz für gewiſſe Schmelzarbeiten, deren Verrichtung innerhalb der Stadtmauern

---

*) Vom Lerchenfange, den ehemals der Hof hier trieb, benannt. Es zählt 155 Häuſer mit 600 Seelen. Hr. Chriſtoph Dogak hat hier eine Gewehr-Fabrik.

untersagt war; die Türken schmelzten mit dem Flammenstrom ihrer Verheerung auch diese Denkmäler alt-wienerischer Haushaltung hinweg. Jetzt befindet sich, außer einem großen Schmelzofen der Sterblichkeit, in welchem das Gold geläutert wird von den Schlacken, kein Gebäude mehr daselbst.

Wunderbar ist die Aussicht, welche sich hier dem Auge von allen Seiten darbietet. Nach der Spinnerin am Kreuze und der Türkenschanze gibt es wohl keinen andern Punct um ganz Wien, wo sich das unendliche Häusermeer erhebender zeigte als hier.

In commercieller Hinsicht stößt man bei Schönbrunn, und auf dem Wege dahin, auf folgendes Merkwürdige:

Fünfhaus hat eine Spängler-Fabrik des Herrn Carl Demuth; Sechshaus eine Lederfabrik des Herrn Andreas Schallhauser, eine Saffian-Lederfabrik des Herrn Carl Pfeiffer und eine Baumwollwaaren-Druckerei des Herrn Joseph Winkert. Die im ehemaligen Carmeliter-Hofe von Herrn Österlein errichtete Gewehrfabrik machte viel Aufsehen.

In Hietzing befindet sich eine Kammfabrik des Herrn Franz Findling. In Ober-Meidling

die k. k. privil. Lederfabrik der HH. Leopold Karlebach und D'Soyn; in Unter-Meidling die Baumwollwaaren-Druckerei des Herrn Joseph Winter, und in Penzing die Bandwaaren-Fabrik der Herren Thad. Berger sel. und Söhne.

Simmering,

eigentlich Simoning, eine eigene Herrschaft, eine halbe Meile von Wien, welche der kaiserlichen Cameral-Administration gehört, woran aber noch die Herrschaft Inzersdorf und das Bürgerspital in Wien Antheile besitzen.

Dieser Ort ist sehr weitläufig und enthält 166 mit Gärten und andern Zugehörungen versehene Häuser. Auf einer Anhöhe steht eine kleine Kirche, welche drei Altäre enthält, und wozu eine Pfarre gehört, die dem Decanate zu Laab zugetheilt ist.

Die Hauptnahrung der Einwohner besteht im Gartenbau. Sie liefern den Wienern einen Theil der mannigfaltigen Küchengewächse. Hier ist ein ansehnliches Bräuhaus, 7 Wirthshäuser, 1 Kaffehhaus, 1 Bierhaus und viele städtische Gewerbe.

Die Herren von Simaningen waren eines der ältesten, längst erloschenen Geschlechter in Österreich. Sie

legten Simaningen an und hatten ihren Edelsitz daselbst. Gottschalk, ein edler Herr, und seine Gemalin Halika schenkten im Jahre 1028 dem Kloster Sanct Emeran ihr Eigenthum Simaningen.

Im zwölften Jahrhunderte besaßen Simmering die Herren von Kapellen, deren Geschlecht im Jahre 1408 erlosch, die Güter aber durch Heirath an das Haus Lichtenstein kamen.

In der Folge kam diese Herrschaft an das Nonnenkloster zur Himmelspforte in Wien, und als dieses aufgehoben wurde, an die kaiserliche Cameral-Administration.

Auf der weiten Fläche zwischen Simmering und der Donau werden die gewöhnlichen Übungen der Artillerie vorgenommen, und jährlich große Artillerie-Manövers gegeben. Zu diesem Ende ist ein Epaulement oder Erdwall aufgeworfen und gegenüber ein hölzerner Planken als Ziel angebracht. Bei großen Manövers aber werden eigene Blockhäuser aufgerichtet und durch Bomben und Granatenwürfe in Brand gesteckt.

An dem Ufer der Donau, gegenüber von dem Lusthause, befindet sich ein kaiserliches Gestüte.

Nicht weit von Simmering befindet sich das so genannte Neugebäu, eine durch ihre sonderbare orien-

taliſche Architektur ausgezeichnete Baute. An ihrem Platze ſtand bei der erſten türkiſchen Belagerung Wiens das Zelt des Sultan Solimans II., er ſelbſt aber hatte ſeinen Aufenthalt in dem Schloſſe zu Ebersdorf. Kaiſer Rudolph der Zweite ließ in der Folge ein Luſtſchloß an dieſer Stelle erbauen, welches ganz nach der Form des türkiſchen Zeltes errichtet wurde und auch genau denſelben Raum einnahm. Bei der zweiten türkiſchen Belagerung Wiens im Jahre 1683 hatten die Feinde eine ſolche Achtung für dieſen Ort, welcher einſt einem ihrer größten Sultane zum Aufenthalt gedient hatte, daß ſie ihn, bei der allgemeinen Verheerung in der Gegend umher, verſchonten und während der Belagerung zu einem Magazin verwendeten. Zu des Kaiſers Joſeph des Erſten Zeiten war er ein Lieblingsſchloß des Hofes, welcher ſich hier oft zu beluſtigen pflegte. Dieſes Gebäude war nach einer ſehr ſonderbaren Architektur aufgeführt, wie es noch gegenwärtig, wenigſtens von außen, zu ſehen iſt. Es beſtand in einem ſehr weitläufigen, mit einer hohen Mauer eingeſchloſſenen Platze. An die Mauer waren verſchiedene Pavillons, oder vielmehr niedrige Thürme angehängt, zu welchen man mittelſt einer mit Baluſtraden verſehenen Gallerie kommen konnte, die rings herum über

den obern Theil der Mauer ging. Der untere Theil bestand in Gallerien, welche inwendig nach dem ganzen Umfange der Mauer herum gingen. In dem innern Raum dieses Gebäudes befand sich ein weitläufiger Garten, worin die seltensten Thiere aufbewahrt wurden. Als im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die ungarischen Anhänger des Rakotzy in Österreich einfielen und viele Verwüstungen im Lande anrichteten, wurden von ihnen alle Thiere im Neugebäu umgebracht. Unter diesen Thieren befanden sich auch zwei merkwürdige Leoparden, welche Kaiser Leopold der Erste von dem türkischen Hofe zum Geschenk erhalten hatte. Sie waren vollkommen zahm und so abgerichtet, daß, wenn sich der Hof mit der Jagd belustigte, ein jeder von ihnen hinter einem Reiter auf dem Pferde saß. Sobald sie ein Wild erblickten, schossen sie pfeilschnell herunter, fingen und tödteten es, und kehrten dann wieder auf ihren alten Platz hinter ihren Reitern zurück. Die rohen Menschen, welche diese seltenen Thiere tödteten, machten sich hierauf aus ihren schönen Fellen Husarenpelze. Zu Küchelbecker's Zeiten, welcher seine Nachrichten vom kaiserlichen Hofe und der Stadt Wien im Jahre 1730 schrieb, befanden sich noch im Neugebäu ein Löwe und eine Löwin; zwei indianische Adler und ein indianischer Kranich,

welche der König von Portugal hierher geſchickt hatte; ein großer Pavian mit einer blauen Naſe; ein ganz blauer Pavian; zwei Perlhühner; drei Zibethkatzen; zwei Luchſe; fünf Bären; ein Auerochs, den der Graf Königseck aus Siebenbürgen geſchickt hatte, und andere Thiere. Der Garten wurde nachher in einen Faſangarten umgewandelt. Die Thiere blieben im Neugebäu bis zum Jahre 1752, wo ſie in die neu errichtete Menagerie nach Schönbrunn kamen. In der Folge wurde das ganze Gebäude zu einem großen Pulvermagazin und Laboratorium für die Artillerie beſtimmt, und iſt noch gegenwärtig als ein ſolches vorhanden. — In Simmering befindet ſich des Herrn Georg Appleton Fabrik von lackirtem Leder.

Spinnerin am Kreuze,

(die), eine Denkſäule gothiſcher Bauart auf dem höchſten Puncte des Wienerberges.

Dieſes merkwürdige Denkmal ſteht rechts an der angeführten Straße nach Inner-Öſterreich. Sie iſt achteckig, von ſonderbarer, aber ſehenswürdiger Architektur, mit der Paſſions-Geſchichte Jeſu und andern gothiſchen Verzierungen verſehen, und durchaus von Stein aufgeführt. Ihre Höhe beträgt ſechs Klafter, drei und

einen halben Schuh, und die Spitze soll mit der Spitze des Stephansthurms eine gleiche Höhe haben.

Die Aussicht bei diesem Monument ist vortrefflich. Von keinem Standpuncte rings um Wien zeigt sich diese Stadt so in ihrer Herrlichkeit wie hier. Hier übersieht man auch den Wienerberg mit den umliegenden Gegenden größten Theils, und in einer weiten Entfernung schließt ein Kranz von mannigfaltigen Bergen diese reizende Landschaft ein.

Man hat verschiedene Meinungen von der Entstehung und Benennung dieses Denkmals. Sie sind in einem Werkchen: „Gesammelte Meinungen von der Entstehung des Namens und dem Alterthume der Säule Spinnerin am Kreuze auf dem Wienerberge. Heraus gegeben von A. Ritter von Geusau. Wien 1807," auf eine gründliche Art geprüft und uns angezeigt worden, daß wir von der Entstehung und Benennung dieser Säule eigentlich — gar nichts wissen. Zugleich ist aber die gar nicht zu verachtende Meinung beigefügt, daß das Entstehen dieses Monuments, welches mit seiner Bauart mit der Säule zu Klosterneuburg vom Jahre 1381 und jener zu Wien vor dem Kärnthnerthore vom Jahre 1438 viel Ähnlichkeit hat, zwischen das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert zu setzen sey, und daß man die Be-

nennung von der haſpelförmigen Geſtalt des Kreuzes auf der Säule, welches mit einer Spinne (nach dem öſterreichiſchen Provincial-Ausdruck Spinnerin) viel Ähnlichkeit hat, herleiten könne.

Auf verſchiedene Weiſe wurde dieſes Denkmal der Vorzeit bereits benützt. E. Marſch machte einen nicht unintereſſanten Roman aus der Sage (Wien, Haas 1819. 8. mit Kupf.). Der tüchtige F. A. Kanne bearbeitete den Stoff, nicht ohne Glück, dramatiſch. (Die Spinnerin am Kreuze und das Löſegeld. Brünn, Traßler 1824.)

Stockerau.

Ein landesfürſtlicher freier Markt mit 220 Häuſern und 1800 Einwohnern, vier Meilen nordöſtlich von Wien, an einem Arme der Donau.

Allda befindet ſich eine große Militär-Ökonomie-Commiſſion, und eine Militär-Uniformirungs-Anſtalt.

Alle Wochen iſt hier bedeutender Getreidemarkt, und das dort gebräuchliche Getreidemaß gilt als Regel für ganz Öſterreich.

Traiskirchen.

Ein Markt, zwei Poſten ſüdlich von Wien, auf der Poſtſtraße nach Steyermark, mit 140 Häuſern und 950 Einwohnern.

Vormals war hier der Sitz des Kreisamtes für das Viertel Unter-Wienerwald, welcher sich gegenwärtig zu Wien in der Vorstadt Wieden befindet.

Traiskirchen hat ein Tabak-Inspectorat und eine Crepp-Fabrik; zu Grinmühl bei Traiskirchen ist die Seidenband- und Floreit-Fabrik der HH. Neuffer und Wreden. Zu Steinabrückel, zwei Stunden von Traiskirchen, die k. k. privil. Gespinst-Fabrik des Herrn Leopold Glanz, und eine Zitz- und Kattun-Fabrik der Herren Johann Leopold und Franz Glanz, und des Herrn Johann Wilhelm Klotti.

Türkenschanze. (Siehe Pötzleinsdorf.)

St. Veit. (Siehe Hütteldorf.)

Vöslau. (Siehe Merkenstein.)

Währing und Weinhaus. (Siehe Pötzleinsdorf.)

Weidlingau. (Siehe Mauerbach.)

Zwölfaxing. (Siehe Ebersdorf.)

Anhang.

Zugaben und Berichtigungen im Verlaufe des Druckes.

Zu S. 49–60.

Briel. Im hintern Briel, dem Wirthshause zum goldenen Ochsen, wo man, in einem überaus angenehmen Locale, sehr gute und billige Bedienung findet, fast gegenüber, steht auf einem Felsenvorsprunge des Waldgebirges, welches Sparbach deckt, das so genannte weiße Kreuz. Es wurde erst in diesem Sommer vom Fürsten Lichtenstein errichtet und vor Kurzem feierlich eingeweiht. Bis zum Felsen, der das Kreuz trägt, führt ein gebahnter Weg; in dem Felsen selbst ist

ein Marien-Bild angebracht. Die Aussicht von diesem Puncte über den ganzen Briel, Mödling, Lichtenstein ꝛc. und die Fläche gegen Süd- und Nord-Westen ist bezaubernd; die Ansicht des Kreuzes von der entgegen gesetzten Seite erhebend und Andacht erweckend. Alles scheint sich vereint zu haben, um es in wenigen Jahren zu dem Ziele ländlich religiöser Wallfahrten zu weihen.

Zu S. 76—97.

Dornbach. Das empfehlenswerthe Gasthaus im untern Gute führt den Schild: Zur Kaiserin von Österreich.

Zu S. 97—98.

Ebergassing. Die bekannte weit umfassende Franzensthaler-Papier-Fabrik, wurde im August laufenden Jahres fast ganz ein Raub der Flammen. Die große englische Maschine, eine der größten Merkwürdigkeiten dieser Anstalt, ging bei dieser Gelegenheit ebenfalls zu Grunde. — Die Stuckborerei ist nunmehr von hier in das herrliche, zu diesem Zwecke in Wien auf der Landstraße nächst dem Canal aufgeführte Gebäude versetzt worden.

Zu S. 98—108.

Ebersdorf. Die von den Gebrüdern Hickmann errichtete Knopffabrik ging nunmehr an die Söhne des Herrn Franz von Winkler über. Die k. k. Papier-Fabrik bei Rannersdorf wurde im August laufenden Jahres fast ganz vom Feuer verzehrt.

Zu 123—125.

Gallizinberg. Seit Kurzem wurde ein französischer Graf Besitzer dieses schönen Berges. Er verwendet, dem Vernehmen nach, Alles, was zur Wiederherstellung und Verschönerung dieser überaus reizenden Besitzung wünschenswerth ist.

Zu 252—269.

Mödling. Der Kirchhof dieses Marktes enthält in einer eigenen Capelle einen Kunstschatz an einem Gemälde des berühmten Malers Schäffer. Der Schlüssel liegt beim Pfarrer und dürfte von demselben Kunstfreunden wohl gerne auf Verlangen heraus gegeben werden.

Zu 278—290.

Neustadt. Nächst dieser Stadt befindet sich eine Säule, gleich jener am Wienerberge, das Spinnerkreuz genannt, und beinahe eben so unbekannten

Urſprungs, aber noch denkwürdiger durch ſchlanke Zierlichkeit und treffliche Steinarbeit. Sie iſt bereits mit einem Ausbeſſerungs-Gerüſt umgeben und wird, dem Vernehmen nach, von den wackern Bürgern und dem umſichtsvollen Magiſtrat einem Wiener Künſtler zur völligen Herſtellung anvertraut werden.

---

k. k. National-Bibliothek Wien

Zur

Feier

der

langersehnten Ankunft

Sr. Majestät,

Unseres allergnädigsten Landesvaters,

in der

landesfürstlichen Stadt Baden

am

30. Juni 1827.

Im

Namen der hiesigen Bürgerschaft dargebracht

von

Johann Gabriel Seidl.

Wien.

Gedruckt bei Ferdinand Ullrich.

NeC Cetlo nVnC fonte, TVa selD fronte IVVaMVr!

Nicht der cetiſche Quell, — Dein Antlitz macht uns geſunden!

Komm, ſchleuß auf dein Thor von Eiſen, *)
Cet'ſche **) Nymfe, komm hervor!
Miſche deine Waldesweiſen
Unter unſern Städterchor!
Komm, die Stirne froh erhoben
Und mit Birkengrün umlaubt;
Oder blüh'n dir Palmen droben, —
Kränze damit dir das Haupt!

Doch bekränzt mußt du erſcheinen; —
Höre nur, wie's rauſcht und tönt:
Er, — Er naht ja deinen Hainen,
Den du ſchon ſo lang erſehnt!

---

*) Der gewaltige Bergrücken im Winkel des Helenenthales, das er zu ſperren ſcheint, heißt das eiſerne Thor. Drei Tannen bezeichnen auf ſeiner Höhe den Standpunct einer der weitumfaſſendſten Ausſichten unſeres Viertels.

**) Baden ſoll mit den Aquis Cottii der Römer ein und daſſelbe ſeyn.

Dem du ſchon vor einem Lenze
Frommbewegt entgegenſahſt,
Dem du dort ſchon deine Kränze,
Deinen Gruß bereitet haſt!

Sieh, — Er naht, und Seine Krone
Tauſcht er für dein Perlenband;
Naht, und neigt ſich von dem Throne
Mild zu deinem Quellenrand'!
Heil dir, doppeltes Vertrauen
Auf dein Reich wird nun entſtehn;
Denn Geneſung iſt's, dich ſchauen,
Mehr Geneſung noch, Ihn ſehn!

Ja Geneſung iſt's, Ihn ſchauen,
Den geneſnen Vater ſehn:
D'rum verlaß die Waldesauen,
Unſren Jubel zu erhöhn:
Laß nur deine Quellen rieſeln,
Hüpfen über Stein und Erz: —
Quellen fließen über Kieſeln, —
Unſre Thränen über's Herz!

Laß nur deine Lampen ſprühen,
Bunt erblühn ihr Freudenlicht: —
Flammen, noch ſo hell, verglühen, —
Unſrer Liebe Flammen nicht!
Laß nur deine Wälder ſauſen,
Ruf' in ihre Nacht nur Tag: —
Laut iſt deiner Wipfel Brauſen, —
Lauter unſrer Herzen Schlag!

Ja — und dieſer Herzen Schlagen
Für den Vater, der genaht,
Möge noch den Enkeln ſagen:
Baden war ein Freudenbad; —
War's durch Franz, den Heimgekehrten
In des Lebens heitren Kranz,
War's durch Franz, den Langbegehrten,
Durch den guten Kaiſer Franz!

Darum laßt es glühn und flimmern,
Laßt es funkeln ringsumher,
Laßt's auch in den Augen ſchimmern; —
Solch' ein Schimmer gilt noch mehr!

Ruft's durch Hütten, ruft's durch Häuſer,
Durch Helenens Wälderkranz:
„Gott erhalte Franz den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!“

Treuer, als die Wunderſagen
Rauheneck's und Rauchenſtein's,
Trag' es fort zu ſpäten Tagen,
Nymfe dieſes Quellenhains!
Oft, wie heut, durch Tannenreiſer,
Flüſtr' es noch im Neumondglanz:
„Gott erhalte Franz, den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!“

Der

Neue Adler

auf dem

STEPHANSTHURME

1842.

Aquila Electa Iuste Omnia Vincet.

(Nach der Melodie der Volkshymne.)

Wien.
Verlag von Sauer & Sohn. (Schulhof Nro. 418).

Steig' empor, du junger Adler,
Auf den alten Stephansthurm,
Thron' auf ſeiner Wolkenſpitze
Feſt im Sonnenſchein und Sturm;
Halte, wenn uns Nebel drücken,
Wie wenn blau der Himmel lacht,
Mit dem Kreuz auf deinem Rücken
Ueber unſern Häuptern Wacht.

Breite deine goldnen Schwingen
Schützend über unſer Wien,
Dem der Thurm, worauf du horſteſt,
Stets ein würd'ger Ahnherr ſchien!
Schimmre weithin in die Ferne,
Froh begrüßt von Jedermann,
Aehnlich einem guten Sterne,
Dem man ſicher trauen kann.

Viel erfuhr dein ältrer Bruder,
Den du abgelöset haſt,
Seine beiden Köpfe beugte
Mancher Kummer, manche Laſt;
Manches raubt' auf ſeiner Stätte
Ihm bei Tag und Nacht die Ruh';
Wenn er eine Sprache hätte,
Rief er uns wohl ſelber zu:

„Hundert zwei und fünfzig Jahre
„Sind an mir vorbeigerauſcht!
„Eines theuren Sieges Echo
„Hab' ich dort zuerſt belauſcht.
„Lange währt' es, bis der Heiden
„Schwüler Qualm ſich fern verzog,
„Und der alte Hauch der Freuden
„Wieder friſch die Stadt durchflog.

„Buntes Treiben, wechſelnd Ringen,
„Sah ich drauf von oben an;
„Sah Thereſia, die Große,
„Glorreich wandeln ihre Bahn;
„Sah ſie ſteh'n in ſchweren Zeiten
„Unbeſiegt vom größten Feind;
„Hört' ihr unſre Glocken läuten,
„Als ſie einging allbeweint! —

„Joſeph, der dem Vaterlande
„Lange nicht gelebt, doch ganz,
„Sah ich wandeln durch die Straßen
„In der ſtillen Größe Glanz,
„Ach — und Glocken klangen wieder,
„Und ihn ſah ich nicht mehr geh'n.
„Doch vom Dank in Erz gegoſſen
„Sah, ich bald ſein Bildniß ſteh'n.

„Drauf erblickt' ich trübe Tage,
„Drohend flammt' es her von fern;
„Ach — da ward mir's, treue Wiener,
„Bang um euren guten Herrn;
„Bang um Franz, den Vielbetrübten,
„Als er Alles gab für euch,
„Und für Ihn, den Vielgeliebten,
„Alles gab ſein Oeſterreich.

„Manche Kugel, die mich ſtreifte,
„Frevelte, mein Wien, an dir,
„Und ein Afteradler wollte
„Trotzend horſten unter mir;
„Doch ſein Fittig ward zerbrochen,
„Treue ſiegte, Trotz verlor;
„Lauter ſchlug kein Herzenspochen
„Jemahls noch zu mir empor!

„Lange, heitre Friedensjahre
„Sah ich dann vorüberzieh'n,
„Bis vom fernen Osten drohend
„Eine böse Seuch' erschien;
„Düster ward die Luft und trübe, —
„Wehe, dacht' ich, wenn es trifft!
„Aber väterliche Liebe
„Nahm auch dieser Schlang' ihr Gift.

„Endlich eines Tages wieder
„Blickt' ich in die Stadt hinab;
„Unter mir die Glocken klangen
„Schaurig in ein Fürstengrab.
„Franzen galt's, dem guten Kaiser;
„Mit Ihm brach der Seinen Herz;
„Und — ich sah's — in alle Häuser
„Schlich in jener Nacht der Schmerz.

„Doch die Hoffnung zeigte tröstend
„Auf den Sohn, auf Ferdinand,
„Und so blickt' ich bald und lange
„Wieder froh hinaus in's Land. —
„Müd und alt nun steig' ich nieder,
„Jüngrer Bruder, flieg hinan,
„Wache du so treulich wieder,
„Wie ich es mit Gott gethan!" —

Ja, hinan, du junger Adler,
Unter Sang und Glockenklang,
Unter Weiheſpruch und Segen!
Wache treu und wache lang!
Bleib' ein Zeuge ſchöner Tage,
Milden Friedens, trauter Ruh',
Noch den ſpäten Enkeln trage
Unſres Glückes Kunde zu!

Sei, als Öſtreich's Kaiſerwappen,
Feſter Einigkeit Symbol,
Blick' herab auf Fürſtengröße,
Blick' herab auf Völkerwohl!
Und ſo ſoll in dieſen Mauern,
Welche ſteh'n in deiner Hut,
Stets, wie nun, der Wahlſpruch dauern:
„Unter'm Adler wohnt ſich's gut!"

J. C. Seidl.

Gedruckt bei Franz Edlen von Schmid und J. J. Pauſch.

Laub und Nadeln.

Von

Joh. Gabriel Seidl.

Erſter Band.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bei A. Pichler's ſel. Witwe.
1842.

Seiner Exzellenz,

dem

Herrn Grafen

Moriz von Dietrichſtein,

Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz mehrerer hoher Orden, k. k. geheimen Rath und Kämmerer, Oberſthofmeiſter J. M. der Kaiſerin Maria Anna, Präfekt der Hofbibliothek, Mitglied mehrerer gelehrten Geſellſchaften,

aus

dankbarer Verehrung

gewidmet

vom

Verfaſſer.

Mit offner Seel' empfing ich immer,
Was Hain mir oder Alpe gab;
Und brach von Buchen und von Tannen
Mir manches friſche Veilein ab:
Von grünen Buchen auf den Hügeln,
Wo noch das Leben heiter brauſt,
Von ſchwarzen Tannen auf der Alpe
Wo ſchon das düſtre Schweigen hauſt.

Und ſieh! nun fügen Laub und Nadeln,
Wie ich ſie draußen ſammelnd fand,
Daheim beinahe wie von ſelber
Zum Kränzlein ſich in meiner Hand;

Das Kränzlein aber möcht' ich hängen,
An **Deines** Hauſes gaſtlich Chor,
Erblick' ich gleich an ſeiner Schwelle
Zunächſt der *ernſtern* Muſe Chor.

Du aber ſchenkſt der *heitern* Muſe,
So wie der *ernſten* **Deine** Gunſt,
Und liebſt, ſo wie die Kunſt, das Wiſſen,
Und wie das *Wiſſen* auch die *Kunſt*;
Drum leg' ich kühn mein Kränzlein nieder,
Wohin des Herzens Wunſch mich zieht:
Vielleicht daſs, im Vorübergehen,
Dein Aug' es doch nicht überſieht!

(Wien, am 22. des Herbſtmond's 1841.)

Laub und Nadeln.

Das goldene Ringlein.

Die Herbſtſonne warf ihre ſcheidenden Strahlen eben auf die waldigen Abhänge des Kamm in Obersteier, der ſeinen goldumſchimmerten Gipfel ſtolz in dem ruhig ſpiegelnden Schwarzenſee beäugelte. Tiefe Stille lag über das ganze kühle Putzenthal mit allen ſeinen Verzweigungen und Nebenkeſſeln ausgebreitet. Von den Inneralpen herüber erſcholl kein Herdengeglock mehr, denn die Alpe war bereits „aufgelaſſen.“ Nur der Neualpenbach rauſchte von den nördlichen Vorbergen herab mit dumpfem Gebrauſe in den See und belebte die unendliche Einſamkeit. Das Gold auf den Höhen erblaßte mehr und mehr; ein violetter Duft umſäumte den Rand der Gebirge, und die durchſichtige Kryſtallhelle des Horizontes ging allmählig in ein dämmeriges Tiefblau über. Die Luft wurde kühler; einzelne Windſtöße pfiffen aus den Felsklüften am Ufer her, und ſchwere, weißlichgraue Wolken wälzten ſich über den Lercheckſpitz im Süden, und rangen und wogten um ſein Horn, und ſenkten ſich in ſeine Einſattelungen nieder, als ob ſie dort ihr Nachtlager halten wollten. Der See fing zu murren und ſeine Wogen zu kräuſeln an, und im Thale dunkelte es früher, als gewöhnlich.

Bangen Herzens trat Rosel aus der Fischerhütte, die knapp am westlichen Ufer des See's stand, und spähete rechts und links und betrachtete mit ängstlichen Blicken die aufsteigenden Wolken. Wie eine schwere Ahnung drückte es die Brust des Mädchens, und sie athmete tief auf, wie wir in bösen Träumen thun, oder wenn der Alp uns drückt. Langsam schlich sie am Ufer auf und nieder, und heftete ihr Auge erwartungsvoll auf den schmalen Fußpfad, der am gegenüberliegenden Abhange dem waldigen Kamm zuführt. Aber die Gestalt, welche sie dort zu sehen erwartete, wurde noch immer und immer nicht sichtbar, und sie tröstete sich zuletzt damit, daß es wohl schon etwas zu dunkel sei, um einen einzelnen Menschen zu erkennen, der jenen Bergpfad herabwandelt. Sie mochte ihren Lenz, den wackeren Älpler, wohl übersehen haben, so getreu und scharf auch sonst die Augen der Liebe für den Gegenstand sind, den sie erspähen wollen. Gewiß löst er, dachte sie sich, hinter dem Gestrippe schon einen Kahn los, um ihr entgegenzuschiffen und ihren freudigen Willkommsgruß mit feurigen Küssen zu erwiedern. Sich in ihr Schicksal ergebend, setzte sie sich daher auf einen modrigen Baumstrunk am Ufer nieder, und sah sehnsüchtig in die Gegend hinaus, deren Umrisse in der sinkenden Dämmerung immer undeutlicher zu werden begannen.

„Ey nun denn," sprach sie zu sich selbst, „wenn ihn deine Augen auch nicht erreichen, vielleicht ist deine Stimme glücklicher! Er muß ja in der Nähe seyn! Wo sollt' er denn nur weilen? Seit wir uns

kennen, verging kein Abend, wo er nicht vor der Hütte noch mir entgegengejauchzt, oder, wenn es ſchon finſter war, nicht an mein Fenſterlein geklopft hätte. Wenn er vermuthete, daß ihn etwas abhalten könnte, ſo hat er mir's immer vorher geſagt, damit ich um ſeinetwillen nicht in Angſt wäre! Vielleicht will er mich überraſchen?! — Warte, warte, du Böſer! — Wenn du meine Stimme hörſt, ſo ſollſt du dein muthwilliges Zögern wohl aufgeben! Ich will dich locken, du loſer Vogel, du!"

Und nun preßte ſie das jugendfriſche Geſichtchen mit dem lieblichen Grübchenkinne zwiſchen dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand, ihr linker Arm, quer über den Schooß gelegt, diente jener Stütze läſſig zur Unterlage, und laut und ſchwellend begann ſie in die Abendlandſchaft hinaus zu ſingen:

„Mein Herzerl is trai,
Is kan Falſchheit dabei;
Wann's a nid is von Gold,
Is's do juſt, wie's ſeyn ſollt'!

I geh' wohl zum Brünnerl,
I trink' aba nid,
Und i wart' auf mein Büab'l,
Aba kima thut's nid.

Schau' auffi, ſchau' abi,
Schau' hin und ſchau her;
Such' üb'rall mein Büab'l,
Schau's gleichwollſt nid her.

I Fischerl in Wassa,
Und's Wasser in Fisch,
Und mein Kenz is ma liaba,
Wia's Geld auf'n Tisch.

Mein Schatz is a Jaga,
I lustig's Mand'l,
Er tragt an schean Gamsbart,
Und a Sammatband'l.

Und er is schon mein Schatz,
Und er kann's gar nid laug'n;
I kenn eam's in Herzen an,
Und in die Aug'n!

Was glaubst denn, was meanst denn?
Wo bleibst denn, wo loahnst denn?
'M Büabl sein g'rechta Platz,
Is bei sein Schatz!"

Leise verhallte der brechende Ton ihrer Stimme. Der Widerhall gab neckend aus den Klüften und Gräben das Schlußwort ihres Liedchens wohl sechsfach zurück; aber die Kehle, die es allein in der rechten Weise erwiedern konnte, ließ sich noch immer nicht hören.

„Noch einmal will ich es versuchen," flüsterte sie kleinlaut vor sich hin, „wenn er mich jetzt auch nicht hört, so hört er mich heute wohl nicht mehr. Dann muß ich ihn dem Schutze Gottes anheimstellen, und ruhig abwarten, was der Morgen bringen wird!"

Mit ungestümerem Pochen stand sie auf, und stieg den Felsenvorsprung hinan, welcher etwa hun-

dert Schritte weit von der Hütte tiefer in den See hineinragt. Dort ſteht man ziemlich frei, und die Stimme kann ungehemmt über die Waſſerfläche hintönen. Oft vernahm Lenz von dieſer Stelle aus den Ruf ſeiner geliebten Sennin, oft winkte ſie ihm von dort aus mit dem flatternden Buſentuche zu, wenn er den Bergſteig gegenüber herabklomm, oder ſchwenkte ihm den ſchön bebänderten Hut entgegen, wenn er auf leichtem Kahne fröhlich heranruderte. Mit aller Kraft der Stimme ſang ſie nun dort ihre ländliche Alpenweiſe, daß es rings widerhallte, und nach jedem Abſatze lauſchte ſie mit geſpanntem Ohre, ob nicht ein lieberes Echo, als das der fühlloſen Felſen, den Ruf der Liebe beantwortete. Endlich kam es ihr vor, als ob eine bekannte Stimme fernher die Melodie ihres Jodlers wiederholte. Sie wirbelte ihn nochmals und lauter über den See hin, und horchte voll banger Erwartung. Zuerſt ſtimmten die Felſen den Chor an; kaum war aber dieſer verklungen, als leiſer und gedehnter eine menſchliche Kehle den ganzen Jodler wiederholte. — „Er iſt es,“ rief ſie freudig aus, „er hat mich nicht vergeſſen! Ich werde ihn heute noch ſehen! Die böſen Drachen haben ihm nichts zu Leide gethan, und die neckenden Bergmänner ſeine Schritte nicht verlockt in den Abgrund!“

Mit geſtärktem Muthe lief ſie nun ihrer Hütte zu, ſah bei dem Geltvieh nach, bei den zehn reinlichen Kühen, die ſie zählte, und bei den meckernden Ziegen, und richtete, was noch zu ſchaffen war, um

das letzte Stündchen des Tages mit ihrem Herzliebsten recht nach Behagen verplaudern zu können.

Indessen war die Nacht hereingebrochen. Neuerdings stiegen trübe Ahnungen und bängliche Besorgnisse in Rosel's Herzen auf. Fast besorgt, etwas Trauriges sehen zu müssen, wenn sie vor die Hütte trete, zögerte sie lange, die Thüre zu öffnen. Ein geängstigtes Herz ist abergläubisch, und knüpft seine Hoffnungen an das Kleinlichste. So that es auch Rosel. — „Wenn der Span (der hellflackernd neben dem Herde stak) noch dreimal lustig knistert, ehe das Gewicht der Wanduhr abschnarrt, so sehe ich ihn heute noch," sagte Rosel zu sich selbst, und blickte starr auf den Zeiger der Wanduhr, der immer näher gegen den gefürchteten Punkt rückte, wo das Gewicht abschnarren sollte. Der Span aber brannte ruhig fort, wie eine Kerze, als thäte er ihr es zum Trotze. Jetzt schlug die Uhr Neun, rasselnd erscholl das Losungszeichen, und der Span hatte nicht ein einziges Mal noch geknistert. Der Angstschweiß trat auf die Stirne der Sennin. Nur wer die Qual des bangen Erwartens kennt, mag ihre Unruhe ermessen. Wohl zehnmal trat sie an die Thüre, um hinauszurufen in die Nacht; wohl zehnmal zog sie den Fuß wieder zurück und beschwichtigte ihr klopfendes Herz, so gut es ging, mit dem kargen Troste: „Was nützt es dir? Soll er kommen, so wird dich sein Eintreten um so freudiger überraschen! Soll er nicht kommen, so wird ihn auch dein ängstliches Spähen nicht herbeizaubern!"

In dieser Stimmung harrte sie noch manche

Viertelſtunde lang, ohne etwas erharren zu können. In wildem Reigen jagten die Wolken am Himmel hin, vom dunſtigen Südſturme fortgewälzt. Nur ſelten blickte der Mond durch einen Riß des ſchwarzgefalteten Schleiers hervor, der über das Thal ausgebreitet lag. Der See warf hohe Wellen, und ſchlug mit ungeſtümerem Brauſen, als ſeit langer Zeit, an die Ufer. Das Putzenthaler Bächlein, das ſich bei ruhigem Wetter lautlos in den See verliert, machte ſich durch ſein Rauſchen bemerkbar, und ließ vermuthen, daß im nordöſtlichen Bergwinkel ein Regenguß niedergegangen ſey. Pfeifend ſtrich der Wind quer über das Waſſer hin, oft augenblicklich ſeine Richtung verändernd.

„Lieber Gott!“ ſeufzte Roſel, welche das unheimliche Kniſtern und Klirren der Balken und Fenſter aus der Hütte getrieben hatte, „wenn dieſes Unwetter meinen Lenz auf dem See überraſcht hätte! Vielleicht ſah er, als kundiger Waidmann, den dröhnenden Sturm voraus, und zögerte deßhalb, zu mir herüberzurudern! Und ich Unvorſichtige verlockte ihn durch meinen Ruf, ſich aus Liebe zu mir der Gefahr preiszugeben! — Wenn ihm etwas Übles begegnet, ſo bin nur ich Schuld! — O verhüt' es, lieber Gott! Ich will ihn ja gerne, zur Strafe für meine Unbeſonnenheit, nicht eher wiederſehen, als bis im Frühjahre die Alm wieder grün wird! — Gern will ich dir an der alten Föhre in der Inneralm ein ſchönes Bild mit Rauſchgold und Bändern aufhängen, wenn du mir nur dießmal ein tröſtliches Zeichen gibſt, daß er glücklich dem

Tode im Waſſer oder den Ringen der großen Waſſerſchlange entrinnen werde!«

Bethend ſank ſie am Ufer auf die Knie, und blickte mit thränennaſſen Augen zum Himmel empor, von welchem eben durch einen Wolkenſpalt der Mond ihr in's Geſicht leuchtete, als ein heftiger Windſtoß die Wellen des Sees brauſend gegen die Stelle warf, wo ſie kniete, daß ihr der Giſcht faſt die Kleider benetzte. Erſchrocken ſprang ſie zurück; aber ihr Entſetzen erreichte die höchſte Stufe, als ſie von dem Ungeſtüme der Fluth einen leeren Nachen mit abgeriſſenem Seile knapp an das Ufer getrieben ſah. Sie beg ſich faſt unwillkührlich über das Weidengebüſch hin, an welchem das ſchwanke Fahrzeug eben vorüberſtreifte. Ein Strahl des Mondes, der eben auf das Schifflein fiel, ließ ſie einen Hut gewahren, der im Vordertheile desſelben lag; das grüne Band und der Gemsbart beſtätigten ihre Ahnung, daß es der Hut ihres Lenz ſei. Mit verzweifelter Anſtrengung ſtreckte ſie, mit der linken Hand ſich am Weidenſtamme feſtklammernd, die Rechte nach dem Seile aus, um den Kahn an's Ufer zu ziehen; aber eine neue Welle, welche ihn kräftig wegſtieß, entriß ihr das ſchon Erfaßte wieder mit ſolcher Gewalt, daß ſie beinahe das Gleichgewicht verlor. Ermattet ſank ſie zurück, und ſah nur von weitem noch das Schifflein, wie zum Spotte, über die Wellen hintanzen. Troſtlos wankte ſie in die Hütte, und bemerkte dort erſt, daß ihre rechte Hand blutete. Das durch die Gewalt des Waſſers derſelben entwundene Seil hatte ſie wundgerieben und zugleich das goldene

Ringlein vom Finger geriſſen, welches Lenz am Tage des erſten Kuſſes ihr zum Andenken gegeben hatte.

Der ſtürmiſchen Nacht folgte ein ſtiller, grauer Herbſtmorgen. Ringend und wogend ſenkten ſich die Nebel in's Thal hinab, und glitten langſam über den Spiegel des wieder beruhigten Sees dahin. Dann hoben ſie ſich wieder, und kletterten hier und dort einen Fels oder ein Horn hinan, zwängten ſich, dichter geballt, durch die Bergeinſchnitte und Waſſergräben, und kehrten wieder, als ob Gnomen ihnen den Durchzug wehrten, in den groſſen Keſſel des Seethales zurück, über welchen bereits, durch einen mattſchimmernden Strahlenkreis bemerkbar, ziemlich hoch die Sonne ſtand. Unbemerkt war ſie über dem Kamm aufgeſtiegen und bekämpfte ſchon ſeit Stunden das Heer emporqualmender Erd- und Waſſerdämpfe.

Es mochte von der zehnten Vormittagsſtunde nicht mehr ferne ſeyn, als der Nebel, der ſich allgemach in feinen Staubregen aufgelöſt hatte, gänzlich verſchwand, und das heiterſte, ſonnigſte Blau im groſſen ſtundelangen Becken des Sees ſich abſpiegelte. Die friſchaufathmende Gegend glich einer Schweizerlandſchaft im Frühlinge. Nur die leichte, blendende Flockendecke, die der geſtrige Regenſturm auf den Einſattelungen der Kaiſerſcharte und auf dem Horne des Lercheckſpitzes zurückgelaſſen hatte, gemahnte das Auge, daß es friſch gefallenen Schnee, den Vorbothen des nahen Winters,

nicht bräunliches Kees, den letzten Rest des entschwindenden, vor sich habe. Laue, wohlthätige Sonnenstrahlen milderten den scharfen Hauch der Alpenlüfte und blitzten aus den thaubeperlten Kelchen lieblicher Genzianen (Gentiana caulescens, rubricata); welche der nächtliche Regen hervorgelockt hatte, millionenfach zurück.

Ein süßer Trost kam in Rosels Seele, als sie, erwacht aus dem wüsten traumlosen Schlafe, in den die Ermattung sie geworfen hatte, vor die Hütte trat, und ihr die Natur so reizend, so liebevoll, so arglos entgegenlächelte, als hätte sie nie etwas in ihrem Vorrathe gehabt, was Herzen schrecken und brechen kann. Die frische Gottesluft in langen Zügen einschlürfend, stand sie am Ufer und schaute auf die flimmernde Wasserebene hinaus, als sie von der andern Seite einen Nachen abstoßen sah. Mehr als tröstliche Ahnung, eine süße, mit jedem Ruderschlage sich steigernde Hoffnung erfüllte des Mädchens Herz. Der Nachen kam näher, und steuerte in gerader Richtung der Stelle zu, wo sie stand, als ob sie das Ziel wäre, dem er zuflog. Sie wollte rufen, aber eine freudige Beklemmung ließ ihr den Schrei im Munde ersterben; sie wollte mit dem Busentuche winken, aber Spannung und Ungeduld lähmten ihren Arm; nur ihr Auge weigerte den Dienst nicht, unabgewendet starrte es auf das sanftgewiegte Schiffchen hin, in welchem sie zwei männliche Gestalten erblickte. Jetzt schien eine derselben ihrer ansichtig geworden zu seyn. Ein wohlbekannter Jodler hallte herüber, daß die Berge wieder-

tönten, und das fröhliche Erkennungszeichen zehnfach zurückgaben. Kein Zweifel! Es war die Stimme ihres Lenz! — Der böse Berggeist hat ihn nicht behalten, um aus den Tropfen seines Blutes Granaten zu gießen; der scheußliche Drache hat ihn nicht hinabgerissen in die Finsterniß seiner moosigen Bergschlucht; die riesige Wasserschlange hat ihre Ringe nicht um ihn geflochten, um ihre Brut am Seeborne mit ihm zu füttern! — Er lebt! Er schwenkt den Hut, und hat seine Sennin nicht vergessen.

So jubelte sie, und stand noch immer, als der Nachen bereits am Ufer entlang herabglitt, um anzulegen. Noch hatte der Fischer von der Außeralm den Kahn am Pflocke nicht festgebunden, als Lenz schon am Ufer die Büchse flink über die Schulter warf, seinen Hut mit dem stattlichen Gemsbart in die Stirne drückte und, den Dienst seines Fuhrmannes, der ihm einen „guten Anblick“ wünschte, mit einem herzlichen Händedruck erwiedernd, über das Weidengestripp wegsprang, um seiner lieben Sennin entgegenzueilen.

Ein brennender Kuß und eine stumme, stürmische Umarmung waren sein Willkommsgruß, der sie aus ihrer Betäubung erweckte. — „Bist du's wirklich, Lenz?“ schluchzte sie, und ein Thränenstrom war seine Antwort. Dann folgten Liebkosungen und Fragen und zuletzt die Bitte um Erzählung der Ereignisse, welche ihn Abends vorher abgehalten hatten, mit dem gewohnten Gasselspruche sich vor ihrem Fenster Einlaß zu erbitten.

„Ja, liebſte Roſel,“ ſprach er mit einem tiefen Seufzer „geſtern wär's bald mein letztes Ende geweſen. Ich dachte wohl nicht mehr, deine Hütte zu ſehen und dich! Ich ſagte der Alm mein Lebewohl, und glaubte meine Büchſe für ewige Zeiten beurlaubt zu haben! So nahe, Kind, als geſtern, war mir der Tod noch nie, ſelbſt vor fünf Jahren nicht, als ich unterm Gupfe des Dachſteines, abgeſchnitten von aller Welt, auf einem einſchichtigen Felſen ſtand. Wohl tauſend Klafter tief gähnte der Abgrund zu meinen Füßen, und mein Nothſchuß erreichte nur das Ohr der Gemsböcke, die pfeifend über das Kees wegſprangen. Ober mir, höher als ich, wenn ich mir ſelbſt auf den Kopf ſtiege, ragte die Kalkwand empor, über die ich hinabgetaumelt war. Geſicht und Hände bluteten mir, und nur ein fußbreites Streiflein von friſchem Gleck lief, wie ein grünes Band, längs der ſenkrechten Felslehne zum nächſten Geröll hinüber. Ich entblößte die Füße, benetzte ſie mit dem Blute, das mir warm aus fünf Wunden rieſelte, damit ſie klebricht würden und nicht abglitſchten, empfahl mich meinem Gott, und trat, mit halbem Leib in's Reich des Todes hinaushangend, meinen Gang an, der durch des Himmels Gnade kein Todesgang wurde! — Nun iſt's vorüber, hab' ich gleich nicht vergeſſen, wie arg es war. Aber in der verfloſſenen Nacht, als ſich Geſtern und Heute ſchieden, da war's ärger, Kind! — Drum ſag' ich, es ſoll der Menſch ſich nicht von ſeinem Elemente trennen, der Fiſcher nicht vom See, der Älpler nicht von der Alm? Ich hätt' es bald

theuer bezahlt! Noch dreht ſich mir das Herz im Leibe um, wenn ich an die gräßlichen Bilder denke, die auf mich eindrangen. Nicht nur mein Leben war bedroht, liebe Roſel, ſtelle dir vor, auch meine Treue war's. Ich habe den Beweis noch in den Händen, daß es wirklich ſo geweſen iſt, und ich nicht bloß in der Todesangſt mir's eingebildet habe! Doch nun bin ich gerettet, habe dich wieder, und bin zugleich um das Bewußtſeyn reicher geworden, daß der liebe Herrgott einen Menſchen, der ein reines Herz hat, in jeder Noth beſchirmt und vor dem Falle bewahrt!"

Mit Schaudern hörte Roſel, wie arg ihr armer Lenz bedroht war. Als ſie aber von der Hutſpitze bis zu den Bundſchuhen ihn gemuſtert und ſich überzeugt hatte, daß ihm auch kein Härchen gekrümmt ſey, als ſie vernahm, daß er nebſt der Lebensgefahr auch die Treuprobe glücklich beſtanden habe, da verwandelte ſich ihr Entſetzen in Neugierde. Sie wollte Alles wiſſen, Alles erfahren, und vergaß dabei auf Alles, was ſie ſelbſt ihm zu ſagen hatte, ſogar auf das goldene Ringlein, deſſen Verluſt ihr doch Nichts mehr erſetzen konnte, denn der goldenen Ringlein gibt es wohl auf jedem Jahrmarkte die Fülle, aber nicht an jedes knüpft ſich das Andenken des erſten Kuſſes.

Indeß Roſel ihm ein wohlſchmeckendes Schmalzkoch zurichtete, erzählte er ihr, neben dem Herde lehnend, ſein nächtliches Abentheuer. Es war folgendes:

Später als gewöhnlich war Lenz geſtern den

Bergpfad vom Kamm herabgestiegen. Ein Wildschütz, dem er lange schon auf der Spur war, hatte ihn tiefer in's Gebirg gelockt. Vielleicht war's sein Glück, daß ihn der Zufall mit keinem dieser wüsten Gesellen zusammenführte. Ohne einen Schuß gethan zu haben, eilte er nun dem Ufer des Schwarzensee's zu, um während der Dämmerung auf seinem klaren Spiegel noch wohlgemuth auf und nieder zu schiffen, und dann zu seiner lieben Sennin zu eilen, die indeß ihr Tagewerk vollendet haben würde.

Keines Unfalles gewärtig band er den Nachen vom Pflocke los, den wohlbekannten Nachen, der ihn so oft schon über die ruhige Wasserfläche, oft auch über grollende Fluthen, an das Ziel getragen hatte. Unbekümmert um die Wolken, die von Süden heraufzogen, und um die einzelnen Windstöße, die ihn gegen die Stürme in den Wildfällen der Urwaldung wie Weste bedünkten, schiffte er längs dem oberen Ufer des See's dahin. Eben war die vollste Stille der Dämmerung eingetreten; einzelne Sterne wurden sichtbar und das drohende Gewölk schien sich zerstreuen zu wollen. Lenz befand sich gerade in der Nähe seines Lieblingsplätzchens. Dieß war nämlich ein großer Block, welcher am obern Ende des See's aus dem Wasser hervorragte. Wahrscheinlich hatte der Sturm einmal einen mächtigen Baumstamm gebrochen und herabgeschleudert, welcher hier im Wasser stecken blieb, und dessen bemooster Strunk nun, wie ein Polstersitz, die Fischer und Älpler zur Rast einlud. Gerne banden sie an einem der kahlen Aeste, die er wie hülfeflehend ausstreckte, den Kahn

feſt, ſetzten ſich auf den ſeltſamen Seeſtuhl und blieſen auf der ländlichen Schwebbelpfeife ihr Abendlied, oder ſangen ihre Schnaderhüpfeln in die Welt hinaus, und jodelten dazu, daß die ganze Umgegend wußte, wie lebensfröhlich dort ein Alpenbewohner ſei. Und ſo that es auch geſtern Lenz. Wie ein König des Schwarzenſee's thronte er auf dem einſamen Baumſeſſel, nachdem er ſeine Büchſe und ſeinen Jägerhut in das Schifflein gelegt hatte, und erwiederte, das Geſicht in die Hände und die Hände auf's Knie geſtützt, den herübertönenden Ruf der Liebe beiläufig mit folgenden G'ſtanzeln:

„Mein Herzel in Leib,
Fangt ma z'ſtuchez'n an,
Wann i d'rauf denk'n thu',
Was i für an Schatz han!

Oeſcht eb'n auf der Alm,
Wachét a ſeidengrau's Hai,
Und zwa blutjunge Kalti'n,
Kalieb'n ſie halb glei!

Wann kan Fiſcherl nid war',
Wurd kan Maiſcherl nid g'macht,
Wann kan Dirnd'l nid war,
Gang' kan Bua bei da Nacht.

Und wan der Weg glei weit is,
Und's Nachterl hübſch lang,
Und wan's Dirnderl nur rar is,
Is nid Schad um an Gang!

's Nachterl is finster,
Es glitzert kan Stern:
Wann soll i denn kima,
Wann häst d'as denn gern? —

Dö Fischerln in See
Schwimman hin, schwimman he,
Schwimman auf und nieda;
Kim nur haind glei wieda!" — —

Aber plötzlich brauste der Wind heftiger und die Wolken jagten sich im wilden Reigen über die Berge her. Aus der Dämmerung ward, wie durch einen Zauberwink, finstere Nacht, und dumpfes Sausen kündigte ihm an, daß der See in übler Laune sey. „Ha," dachte er sich, „jetzt ist es Zeit, der Warnung des Elements zu gehorchen, und dem sicheren Ufer zuzusteuern. Nicht geheuer ist es in solchen Augenblicken auf den Fluthen Unheimliche Geister bewohnen ihr krystallenes Haus, und die mächtige Wasserschlange, welche die Fischer von der Außeralm erst vor einem Monate wieder gesehen haben wollen, ist mehr als eine Fabel." — Ein frostiger Schauer überlief ihn, und in ängstlicher Hast bückte er sich, um den Kahn, mit welchem der Wind sein Spiel trieb, heran zu ziehen. Aber ein heftiger Stoß, in welchem der losgelassene Süd schwül und stickend herblies, spritzte ihm eine Welle in's Gesicht, daß er Mühe hatte, sich festzuklammern. Er rieb sich die Augen, und langte ungestümer nach dem Taue, mit dem das Schifflein befestiget war, fuhr aber mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Der-

ſelbe Windſtoß hatte den Nachen weggeriſſen, und trieb ihn bereits, ein Spiel der hochgehenden Wogen, in den See hinaus. Lenz rief und rief, aber umſonſt. Das fühlloſe Fahrzeug tanzte, ſeines Angſtrufes ſpottend, luſtig über die Fluthen hin; der pfeifende Sturm verwehte ſeine Worte, und der See kräuſelte, ſiedend und ſchäumend, die Waſſer empor, ohne ſich um den ausgeſetzten Bergbewohner zu kümmern. Er konnte ſeine ſonderbare Lage gar nicht begreifen. Wie oft faß er hier, wie oft beſuchte er den See; jedes Geſtripp, jeder Fels, jede kleine Strömung war ihm bekannt; er hätte nie gedacht, daß man auf einer ſo oft beſuchten, ſo genau bekannten Stelle in Todesangſt gerathen könne. Neckend trieb der Wind den untreu gewordenen Kahn bald näher, bald weiter; oft ſtreckte Lenz den Arm aus, um darnach langen zu können, ſo nahe hatte ihn eine günſtige Woge herangeſchaukelt; aber ein neidiſcher Windſtoß warf ihn wieder eben ſo ſchnell in die Mitte des Sees hinaus. Lenz konnte nichts thun, als ſich mit Geduld und Gottvertrauen in ſein Schickſal fügen.

Heftiger tobte der Sturm; dichter ballten ſich die Wolken zuſammen, und finſterer lagerte die Nacht, mit ihrem feuchten, qualmendem Nebel und dem geſpenſtigen Gefolge ihrer Schreckenbilder und Dunſtgeſtalten, um den armen Älpler her. Mit hohlem Gemurmel ſchlugen die Wellen an ſeinen Sitz, und leckten lüſtern bis zu ſeinen Füßen empor. Nur manchmal warf aus zerreißenden Wolken der Mond einen Blick herab, um ihn das Schauerliche ſeiner

Lage nur noch deutlicher erkennen zu laſſen. Ein faſt unbezwingbarer Schwindel ergriff ihn, wenn er vor ſich hinſah, und im halben Schimmer nichts erblickte, als die tauſend und tauſend wirbelnden und kräuſelnden Windungen des Waſſers; es war ihm, als ob der Pflock, auf den er ſich mit beiden Händen feſtklammerte, ſelbſt ſchwankend durch die Fluthen hintriebe. Mit jeder Minute ſtieg ſeine Angſt. Ewig lange Stunden der Qual brachte er ſo zu, bis es ruhiger wurde, die Wellen des Sees ſich legten, der Sturm ſchwieg und aus abquillendem Nebel die Mondenſcheibe hell und klar hervortrat. Noch einmal verſuchte er es, ob ſeine Stimme von keinem Fiſcher oder Älpler vernommen würde, aber auch dießmal vergebens. Er fühlte ſich nun überzeugt, die Nacht in dieſer unheimlichen Umgebung zubringen zu müſſen. Von ſeinem Nachen war keine Spur zu entdecken und die Hoffnung, daß derſelbe Wind, der ihm das Werkzeug ſeiner Rettung entführte, es ihm auch wieder zubringen könnte, ſchwand immer mehr, denn kein Lüftchen regte ſich jetzt, als ob der Odem der Berge ſich erſchöpft hätte.

Langſam rückte die Zeit vorwärts. Es mochte gegen Mitternacht ſeyn. Eine ſchwere Betäubung bemächtigte ſich der Sinne des Ausgeſetzten. Gewaltſam ermunterte er ſich wieder, und ſann Dieſes und Jenes, und gab ſich alle Mühe, die Bilder und Erſcheinungen, die ſich ihm vor's Auge drängten, abzuwehren; aber ſeine lebhafte Einbildungskraft und die Erinnerung an all die Mährchen und Sagen, die er von Kindheit auf gehört, und an die

er auch zum Theile geglaubt hatte, ließen ihm keine Ruhe. Mit grinſenden Geſpenſtern und ſcheußlichen Fratzengeſichtern bevölkerte ſich die Gegend vor ihm, und ein Heer neckender Gnomen und boshafter Kobolde tanzte und hüpfte und ſchaukelte ſich, ſo weit ſeine Blicke reichten, auf den flimmernden Fluthen und auf den rauchenden Nebelſtreifen. Die kalten Schweißtropfen traten ihm auf die Stirne, und halb ohnmächtig kauerte er ſich auf ſeinem Sitze zuſammen, um nicht eine Beute der Unholde zu werden, welche ſich an ihn herandrängten und ihre Polypenarme nach ihm ausſtreckten, um ihn hinabzuziehen in das kühle Kryſtallhaus. Jetzt nahte das Fürchterlichſte; ſeine Haare ſträubten ſich empor, und ein eiſiger Krampf lähmte ſeine Glieder. Ein Ungethüm ſo lang als der See, den ſchuppigen Rücken in tauſend Ringe zuſammenſchiebend und wieder aus einanderſchnellend, wälzte ſich heran, und ſchlang ſich, den tückiſchen Kopf mit den ſtechenden Feueraugen hoch emporgereckt, in immer engern Kreiſen um den Baumſtrunk. In brünſtiges Gebet ſich ergießend, harrte er, bis das Scheuſal ihn zuſammenſchnüren, oder den mooſigen Block, auf dem er ſaß, wie ein Stäbchen aus dem Grunde ziehen und zerſplittern würde. Aber plötzlich zerfloß die Erſcheinung wieder im Nebel, um einer andern, noch gefährlicheren Platz zu machen. Es kam ihm nämlich vor, als ob ſein Nachen wieder heranſchwankte. Und in dem Nachen ſaß eine Geſtalt mit himmliſch ſchönen Zügen. Ein leichtes Nebelkleid umfloß den zarten Leib der wunderbaren Maid, die ihm, win-

kend und lockend, zulächelte. Was die Mährchen der Fischer von den holden Nixen und schmeichelnden Wasserfrauen erzählen, glaubte er verwirklicht vor sich zu sehen. Mit der rechten Hand berührte die reitzende Fee den Saum der Fluthen, welche, der leisen Berührung gehorchend, das Schifflein ruhig fortwiegten; in der linken hielt sie ein funkelndes Goldringlein empor. Als sie ihm so nahe gekommen war, daß er seinen Hut und seine Büchse im Kahne deutlich erkennen konnte, öffnete sie den lieblichen Mund, und flötete mit leiser, rührender Stimme: „Komm', lieber Älpler! Ich kenne dich schon lange! Schon lange hab' ich dich umschwebt. Auf Klippen und Scharten schirmte ich dich vor dem Falle; vor dem Zahne der Drachen und vor den Schlingen der Berggeister hab' ich dich bewahrt, und du willst mich nicht kennen!? — Sieh — ich habe dich hergelockt auf diese Stelle; ich habe dich eben jetzt gegen die Wasserschlange geschützt, die schon ihre drohenden Ringe um dich zog! Folge mir, in meinem Reich ist's kühl und still. Du sollst meinen krystallenen Thron theilen und meine Nixen sollen dir ein schwellendes Lager bereiten auf duftenden Wasserlilien. Mir dienen die plätschernden Quellen, und die rieselnden Bächlein; die lustigen Fischlein umhüpfen mich, und die fallenden Sterne suchen mich heim in heiteren Nächten. Komm', komm'! Täusche meine Sehnsucht nicht länger! — Ich weiß wohl, daß irdische Liebe dich fesselt, und daß du Treue bewahren willst, weil du an Treue glaubst! Armer, bethörter Sterblicher! Auf Erden blüht dieses edle

Kraut nicht; es iſt ſeltener, als das Edelweiß in den Klüften der Alpen! Sieh dieß goldene Ringlein! Kennſt du es? Es iſt das Kleinod, welches du deiner Geliebten am Tage des erſten Kuſſes an den Finger ſteckteſt; weil du heute nicht kamſt, ſo hielt ſie dich für treulos und warf es in die Fluth. So wenig baut ſie auf deine Beſtändigkeit, ſo ſchnell gibt ſie dich auf. Morgen ſchon erſetzt ein anderes Ringlein vom Wildſchützen auf der Außeralm die Stelle des deinigen. Und du willſt dich noch länger täuſchen laſſen? — Du dauerſt mich! Sieh, mein Reich ſteht dir offen; meine dienſtbaren Geiſter harren, dich feſtlich zu empfangen. — Zögere nicht länger, und verwandle mein Flehen nicht in zürnenden Ungeſtüm. Verſchmähte Liebe iſt Wuth! Wenn du mir nicht willig folgſt, ſo laſſ' ich meine brauſenden Quellen aus und meine orgelnden Stürme, und gebiethe meiner Dienerin, der Waſſerſchlange, daß ſie dich umklammere, und dich hinabreiße in mein ſmaragdenes Haus zum Opfer meiner Rache!" — So hörte er in ſeiner Betäubung die reitzende Waſſerfrau bitten und drohen; er ſah das goldene Ringlein blitzen zwiſchen den Fingern ihrer linken Hand, und ein ſchrecklicher Zweifel ſtieg auf in ſeinem Innern. Aber ein Gedanke an Gott, den Hort treuer Liebe, beſiegte ſeinen Zweifel wieder, und er ſchrie mit lauter Stimme: „Fahre hin, Ausgeburt der Hölle! Ich baue auf irdiſche Treue mehr, als auf hölliſche Verſprechungen! Und wenn du mich hundert Mal fragſt, ob ich dir folgen will, ſo ruf' ich hundert Mal: Nein!"

„Nein,“ brüllten die Felsen am Ufer zurück; „Nein,“ donnerten die Wogen, und „Nein,“ wimmerte es, wie der Seufzer einer Sterbenden, durch die schwirrenden Lüfte hin. Und die Gestalt sank wie ein Nebelgebild in die Fluthen, und der Nachen trieb wieder neckend in die Mitte des Stromes hinaus.

Lenz war in völliger Erschöpfung auf die Äste zurückgesunken, welche die natürliche Lehne seines Ruhesitzes bildeten. Ohne sich klar bewußt zu seyn, lehnte er so, bis der schneidende Morgenwind und der fallende Thau ihn aus seiner Betäubung weckten, und ihm den Anbruch des Tages meldeten. Wie froh war er, als der erste Sonnenstrahl durch die ringenden Nebel brach. Mit Thränen der dankbarsten Rührung bethete er zu seinem Gott, der ihn aus Noth und Gefahr so glücklich errettet hatte, und weihte den Baumstrunk, welcher ihm zum Pfühle gedient, nun auch zu einem Betschämel im Dome der Alpenwelt ein.

Seinen Nachen konnte er zwar nicht erblicken, aber sein Hilferuf ward vom Ufer alsbald erwiedert. Nicht lange währte es, so ruderte der Fischer von der Außeralm auf demselben Schifflein, das ihn gestern hierher gebracht hatte, heran, um ihn wohlbehalten seiner lieben Sennin entgegenzuführen. Der gute Fischer mochte wohl geahnt haben, woher der Nothruf erscholl. Mit lächelnder Miene nahm er den Älpler in den Kahn auf, und reichte ihm mit freundlichem Gruße den Hut und die Büchse, die er im aufgefangenen Nachen gefunden hatte, und nebst

dieſen auch ein goldenes Ringlein, welches ebenfalls, wie er ſagte, am Boden des Fahrzeuges lag. Staunend erkannte Lenz das goldene Ringlein, das Roſel am Finger trug, und der Zweifel, ob, was er geſchaut und erfahren, Traum oder Wahrheit ſei, fing an, vom Neuen ihn zu quälen. Erſt, als er die liebe Sennin von Weitem am Ufer erblickte, und ſie erwartungsvoll auf den See hinaus ſtarren ſah, jubelte er laut auf in dem frohen Bewußtſeyn, daß ſie ihn nicht vergeſſen habe. —

So erzählte Lenz ſeiner Roſel. Bald ſchaudernd und angſtvoll, bald beruhigt und gerührt, lauſchte ſie ſeiner Erzählung, und liebkoſ'te ihn, und dankte Gott für ſeine Rettung.

Aber das goldene Ringlein, deſſen Verluſt und Wiederfinden ihr als wahre Fügung des Himmels erſchien, war ihr nun doppelt werth, und mit Thränen der innigſten Rührung ſteckte ſie es wieder an den Finger.

Cornelia Fieramonti.

Drei und dreißig Jahre mögen beiläufig verflossen seyn, seit der Major M***, welcher jetzt in einem freundlichen Landstädtchen, wo ich seine Bekanntschaft machte, seine Pension verzehrt, als Capitän in der französischen Armee diente. Die gewaltsamen Veränderungen, welche damals über das Königreich beider Sicilien hereingebrochen waren, und die dadurch veranlaßten Truppenbewegungen führten ihn nach dem Lande der Abruzzen, wo er mit seiner Compagnie in eine schöne, reiche Stadt am Fuße des wildromantischen Felsgebirges verlegt wurde, das sich in schauerlichen Defilèen und schluchtenreichen Engpässen, von einem reißenden Bergstrome bald bespült, bald durchbrochen, bis zum nächsten Städtchen, vierzehn Miglien weit hinzieht. Die Wirren der Zeit hatten recht ungünstig auf die Sicherheit des Landes zurück gewirkt. Raub und Mord war so allgemein geworden, daß man sich kaum innerhalb der festen Stadtmauern sicher dünkte. Wer auf Reisen ging, oder wer in manchen Gegenden nur bis zur nächsten Ortschaft zu fahren hatte, nahm von seiner Familie Abschied, als ob es einen Gang aus der Welt gälte, setzte sich bewaffnet bis an die Zähne in die Sedia, und trieb den Vet-

turin mit dem quälenden, gewöhnlich nicht ungegründeten Verdacht zur Eile an, daß er seinen gewissen Verräther vor sich selbst auf seinem eigenen Fuhrwerke sitzen sehe. Als die Franzosen in's Land kamen, suchten sie diesem gräßlichen Unfuge zwar nach Kräften Einhalt zu thun, aber das Netz des Raubfrevels war zu fest um's Land gezogen, als daß ihre Maßregeln nach Wunsche fruchten konnten. An allen festen Puncten waren Piquets aufgestellt, auf verdächtigen Passagen streiften Patrouillen, in den größeren Ortschaften lagen hinlängliche Besatzungen, um beim ersten Rufe nachdrückliche Unterstützung leisten zu können; Reisenden, die darum ansuchten, wurden Schutzwachen bewilliget, und über eingefangene Räuber alsogleich Standrecht gehalten. Doch die Kühnheit Verwerfener, welche Nichts zu verlieren, aber Alles zu gewinnen haben, findet in der Strenge selbst nur einen Sporn, der Frechheit auch die List zu gesellen, und so wurden oft jene, welche schützen und helfen sollten, eher ein Opfer der gereitzten Banditen, als die Reisenden, zu deren Schutz und Hilfe sie beordert waren.

Auch meine Instruction — (ich lasse den wackern Major selbst erzählen) — lautete dahin, mit meiner Truppe zu jeder Stunde bereit zu seyn, gegen die Räuber auszurücken, mich selbst aber, bei Strafe der Cassation, ohne höheren Auftrag keine Miglie weit von meinem Standorte zu entfernen, indem man den Einwohnern der Stadt selbst, in welcher ich lag, nicht unbedingtes Vertrauen schenkte.

Das wäre nun freilich für einen Militär, jung

und thatenluſtig, wie ich damals war, eine peinliche Aufgabe geweſen, wenn ich nicht in andern Verhältniſſen einigen Erſatz gefunden hätte. Mars und Venus ſtehen, wie bekannt, ſeit alter Zeit auf vertrautem Fuße. Vielleicht ſchreibt ſich daher die magiſche Gewalt, welche Säbel und Epaulettes auf die weichen Herzen der Damen üben. Ich war im Hauſe eines Marcheſe einquartiert, eines ältlichen Gecken, welcher nichts als Karten und Weiber kannte, übrigens als Hausherr nichts zu wünſchen übrig ließ, indem er mir höchſt zuvorkommend begegnete, mich wahrhaft fürſtlich bewirthete und fêtirte, und nie glücklicher war, als wenn ich ihn bei irgend einem verliebten Abenteuer, zum Rathgeber oder Hehler wählte. Nur von Ehrenſachen wollte er nichts wiſſen, denn dazu fehlte ihm außer dem Muth auch die Ehre, die er überhaupt nur im Klange des Goldes zu ſuchen ſchien. Er ſchwebte daher gewaltig im Irrthume, wenn er ſich mein Vertrauter zu ſeyn rühmte, denn abgeſehen von unſerer gänzlich verſchiedenen Denkweiſe, war es mir auch durch meine Stellung verboten, in eine nähere Verbindung mit ihm mich einzulaſſen. Unſer Umgang beſchränkte ſich auf Alltagsgegenſtände, auf Converſation, Galanterie-Sachen, und wie all der Tand heißen mag, der uns oft in unſerem Stande die Zeit verkürzen helfen muß, wenn die Gelegenheit mangelt, Männliches zu leiſten.

Immer bemüht, mir etwas Angenehmes oder wenigſtens etwas Neues zu ſagen, war er auch der Erſte, welcher mir unter dem Siegel des Geheimniſſes mittheilte, daß die ſchöne Conteſſa Fiera-

monti ein Auge auf mich geworfen habe. Er war der Erste, der es mir sagte; gemerkt aber hatte ich es schon längst selbst, wenn auch nicht ein zierliches Briefchen auf goldgerändertem Rosapapier mir schwarz auf rosenfarb die schriftliche Überzeugung verschafft hätte. Es ist das nun einmal unser Loos im fremden Lande, daß die Damen unsere Alliirten sind, wenn sich die Männer auch noch so trotzig auf die Beine stellen. Anfangs lockt uns Neugier und Zerstreuungssucht, dann tritt die Eitelkeit mit in's Spiel, zumahl, wenn wir ohne unser Zuthun Avançen machen, und zuletzt verstrickt und verkettet man sich so ernstlich, daß man seinem Gotte dankt, wenn an einem Morgen die Chamade wirbelt und ein unvermutheter Marschbefehl alle Fesseln und Bande, wie gordische Knoten, zerhaut.

So war auch ich in der Contessa Fieramonti glänzendem Salon eher heimisch, als ich noch recht daran dachte, ihr den Hof zu machen, und bald wagte ich es, trotz der angedrohten Cassation, meinen Posten zu verlassen, und ihren zärtlichen Einladungen nach ihrer herrlichen, fünf Miglien von der Stadt in einem wunderlieblichen Bergthale gelegenen, Villa zu folgen. Um meine Schleichwege wußte Niemand, als mein Bursche, eine ehrliche Haut, treu wie ein Pudel, und verschwiegen, wie ein Fisch; dabei war er auch schlau, wie ein Fuchs, und ich konnte mich auf ihn unbedingt in Allem verlassen. Da von meinen Ausflügen Niemand etwas erfahren durfte, so wählte ich zur Hin- und Rückfahrt immer die Nacht. Zur Bemäntelung meiner

Unſichtbarkeit während manchen Tages war ein hinreichender Vorrath plauſibler Lügen und Vorwände bereitet, wobei mich mein Burſche wacker unterſtützte. — Was ihm aber nie recht zu Sinne wollte, waren meine nächtlichen Fahrten eine Wegſtrecke entlang, welche ſeit jeher ſchon im Rufe der Unſicherheit ſtand. So oft ich ihm ankündigte, daß er mir eine flinke Sedia mit einem zuverläſſigen Vetturin auftreiben ſollte, bat er mich dringend mit kindiſcher Ängſtlichkeit, ſo gefahrvolle Rendezvous aufzugeben, da ſich gewiß innerhalb der Mauern hinlänglicher Erſatz fände. Er ſchilderte mir das Bedrohliche meiner Lage mit ſo lebhaften und natürlichen Worten, daß ich ihm nichts Anders zu entgegnen wußte, als ein gebietheriſches: „Tais toi!“ welches er immer mit wehmüthigem Achſelzucken aufnahm; er warnte mich vor den neugierigen Blicken meiner Kameraden, von welchen meine Neigung für die Conteſſa nicht unbemerkt blieb; vor Allem aber bezeichnete er mir einen jungen Conte als den Mann, vor dem ich mich am meiſten in Acht zu nehmen hätte, indem er um die Zeit, wo ich mich heimlich fortſtehle, um meine Wohnung herumlauere, als ob er meinen Schlichen auf die Spur gekommen wäre. Dies Letztere intereſſirte mich am meiſten, ich ahnte irgend einen Nebenbuhler, und brütete, noch ehe ich mich überzeugt, an einem Plan, ihn abzufertigen. All' die anderen Schreckbilder, die mir mein Mentor im Soldatenkittel ausmalte, ließen mich kalt. Faſt wöchentlich einmal ſtieg ich über die Gartenmauer an der Rückſeite des Palais, deſſen

Seitenflügel ich bewohnte, und eilte vermummt der porta piccola der Stadt zu, welche über einen abgelegenen Anger nach der Straße führte. Dort wartete bereits mein Bursche mit einer Sedia, drang mir noch Pistolen und Säbel auf, machte das Kreuz über mich, als ob ich in die Schlacht zöge, und ich schwang mich hinauf, stopfte mir meine Pfeife, mahnte den Vetturin zur Eile, und dachte nun weiter an nichts mehr, als wie freundlich mir, beim ersten Sonnenstrahle, vom Balcone des Gartenhauses meine schöne Cornelia entgegen sehen werde.

Mir fiel es gar nicht bei, daß sich in dem Hohlwege, den ich passirte, oder in dem einsamen, verlassenen Hause, an welchem ich auf der Hälfte des Weges vorübermußte, verdächtiges Gesindel aufhalten könnte, und aller Natur zuwider schien es mir, daß Banditen einen nächtlichen Liebesritter, der nichts bei sich trug, als ein tolles, ungestümes Herz, raubgierig anfallen sollten. Dafür, dachte ich, sorgt der blinde Gott am besten selber. Auch der Umstand, daß die Contessa, welche die Gegend doch genau kannte, nie eine Warnung oder Anspielung über ihre Lippen kommen ließ, bestärkte mich in meiner Zuversicht; denn wer ist besorgter, wer sieht schärfer, wer wacht eifriger, als die Liebe — und daß mich Cornelia liebte, mit aller Leidenschaft des südlichen Himmels liebte, bewies mir jeder Blick aus ihren feurigschwarzen Augen, die sie kaum im Abendzirkel ihres Salons vollkommen zu beherrschen im Stande war.

Es war der zweite Februar. Cornelia feierte ihr Namensfeſt durch eine glänzende Abendgeſellſchaft in ihrem Palais. Ich, nebſt zweien meiner Kameraden, war unter den Geladenen. Es regnete Sonnette, Impromptüs, Oden und Pfänder der Huldigung und Liebe.

Ganz beſonders that ſich Conte Trevolpi hervor, eben derſelbe junge Mann, vor welchem mich mein Burſche gewarnt hatte. Er ſoll früher von Cornelia gerne gelitten geweſen ſeyn; jetzt ſchien ſie ſich ſeine Bewerbungen nur mehr deßhalb gefallen zu laſſen, um die Blicke der Späher von ihrem Verhältniſſe zu mir abzulenken. Als ſolchen hatte auch ich bisher ihn geduldet, und ihm ſogar einige Aufmerkſamkeit bewieſen.

Er war über die Maßen reich, was er bei jeder Gelegenheit fühlen ließ. Sogar in ſeinem Äußeren gab er dieſes zu erkennen. Seine Garderobe war verſchwenderiſch fournirt; täglich wechſelte er wenigſtens vier Mal die Kleider, deren eines koſtbarer war, als das andere. Was von Weitem auffiel, war der herrliche blitzende Brillantring, den er am Mittelfinger ſeiner rechten Hand trug. Er mochte wenigſtens zehntauſend Scudi im Werthe haben, denn die ganz eigenthümliche Faſſung in Herzform allein ſchon machte ihn zu einem ausgezeichneten Prachtſtücke. Wohlbewußt ſeines Schatzes, verſäumte er daher nicht, den funkelnden Edelſtein ſo zu drehen und zu wenden, daß er, beim Kerzenlicht oder im Sonnenſtrahle, die Leute ſtechend die Augen blendete. Beim Spiele markirte er mit ſeltenen Gold-

münzen, welche, wenn er ging, gewöhnlich als Trinkgeld in die Hände der Domestiken wanderten, die ihn fast vergötterten. — „Trevolpi hat gestern Tausende gewonnen oder verloren!“ waren Reden, die man fast täglich führen hörte. Besonders machte er seinen Reichthum gegen jene geltend, welche nichts als ihren Rang in Staatsdiensten, ihre Stellung im Leben, ihr ausgezeichnetes Talent, oder, wie wir, ihren Säbel dagegen setzen konnten.

Seit einiger Zeit, vielleicht seit er merkte, daß ich der schönen Cornelia nicht ganz gleichgültig sei, kehrte er diese beleidigende Außenseite auch mir zu. Meine Aufmerksamkeit gegen ihn ging daher anfangs in Gleichgültigkeit, und seit ich Argwohn gefaßt, sogar in gereizte Spannung über. Mit Mühe zwang ich mich, manches hingeworfene Wort unbeachtet zu lassen, und nur aus Schonung gegen Cornelia's Haus nahm ich Vieles mit Zurückhaltung hin, was mich sonst um alle Mäßigung gebracht hätte. Jedoch ein Vorfall, nicht unerwartet, aber höchst unwillkommen an einem so festlichen Tage, führte plötzlich eine eclatante Scene herbei.

Der Conte saß mit mehreren seines Gelichters an einem Tische, wo Champagner in Strömen floß; das merkte man auch an der Lebhaftigkeit des Gespräches und an dem ununterbrochenen Klirren der Gläser, die auf Cornelia's und der ganzen Stadt Wohl und Heil gefüllt und geleert wurden. Dabei schrieen die Zechbrüder im neapelitanischen Patois laut und toll durch einander, und thaten sich um so weniger Zwang an, als sie meinten,

daß ſie von den wenigſten, namentlich auch nicht von uns Franzoſen, verſtanden werden. Allein ich war der Mundart des gemeinen Volkes ſo ziemlich kundig, indem ich mich, auf meinem Marſche durch's Land, viel mit Bauern und Pöbel herumzubalgen hatte.

Schon längſt war mir's vorgekommen, als ob bei mancher Rede des Conte die Augen ſeiner Tiſchgeſellſchaft auf mich hinüberglitten, und wie ein elektriſcher Schlag zuckte der Argwohn durch mein Inneres, daß er ſich vielleicht über mich luſtig mache. Um mir Überzeugung zu verſchaffen, ſchlenderte ich am Arme eines Kameraden ganz nahe am Tiſche vorüber. — Conte Trevolpi gab, als er mich erblickte, mit ſeinen Augen auf mich hinwinkend, wieder einen Witz im Patois des Neapolitaners zum Beſten, welcher von ſeinen Freunden mit brüllendem Gelächter aufgenommen, und mit einem rauſchenden Toaſt erwiedert wurde. — Ich hatte den Sinn ſeiner Schmähredе genau verſtanden; ſie enthielt einen beiſſenden Sarcasmus, und ſagte ſo viel, als: „Wie viele ſolche franzöſiſche Liebesbettler könnte ich wohl mit meinem Ringe da kaufen?!“ — Dabei drehte er ſeinen Brillantring ſo boshaft nach außen, als ob er mir den Vorwurf der Richtigkeit recht blendend in die Augen blitzen wollte.

Denken Sie ſich einen zwanzigjährigen Capitän, einen Franzoſen, den höchſten Repräſentanten ſeiner Nation in einer kaum occupirten Stadt, den begünſtigten Galan der Hausfrau — und Sie werden leicht begreifen, daß ich das Unmögliche lei-

stete, indem ich mich zurückhielt, und mich für den Augenblick begnügte, hinzutreten, den Bonmotisten auf die Achsel zu klopfen, und ihm, mit einem durchbohrenden Blick, ebenfalls im Patois seines Landes zu antworten: „Herr, es gibt schlechte Witze, deren Folgen kein Brillantring ersetzen kann.“

Erblassend bis in's Innerste sah er mir nach, als ich, mit meinen Kameraden, ohne Abschied zu nehmen, fortging.

Am andern Morgen begab ich mich mit meinen beiden Kameraden, welche Zeugen des Vorfalles waren, in des Conte Palais. Es hieß: „Er sei vor Tagesanbruch schon auf die Jagd geritten!“ — Mit glühender Ungeduld verschob ich die Sache auf den nächsten Tag. —

„Signor schläft noch!“ war der Bescheid, womit man uns abfertigen wollte. Ich sah nun, mit wem ich zu thun hätte, und bestand darauf, daß man ihn wecke. Eingeschüchtert entfernte sich der Kammerdiener, und kam nach einer kleinen Pause mit der Antwort zurück, daß wir uns gedulden möchten, bis Signor sich angekleidet hätte.

Endlich ging die Thüre auf, und der Conte erschien im eleganten Negligée, gegen welches sein verstörtes, todtenblasses Gesicht mit dem schwarzen Kinn- und Schnurbarte seltsam abstach. Die Locken hingen ihm wirr und wild um die Stirne. Sein ganzes Wesen verrieth die peinlichste Verlegenheit. Mit erzwungener Nonchalance schob er den schamlos blitzenden Brillantring am Finger auf und ab, bemühte sich uns unverschämt nachlässig zu grüs-

ſen, und fragte, was unſer Begehren ſei, und ob die Sache denn gar keinen Aufſchub leide?

„Signor!“ — begann ich — „Sie wiſſen, welche Anſpielungen auf mich und meines Gleichen Sie ſich geſtern erlaubten, wahrſcheinlich in der Meinung, daß ich Ihres Dialectes unkundig ſei. Zum Glücke bin ich es nicht, — und erſuche Sie daher, vor dieſen Herren, die Zeugen der empörenden Scene waren, mir Genugthuung zu leiſten!“

„„Hab' ich Ihnen nicht genug gethan?““ erwiederte der Poltron halblaut mit keckem Doppelſinne.

„Keine Witze, Signor!“ — fuhr ich mit erhobener Stimme fort, die ſeinen Ohren nicht angenehm klang. — „Wir ſind nicht aufgelegt zum Scherzen. Verſuchen Sie's immerhin mit den franzöſiſchen Liebesbettlern; einem Liebesmogul, wie Sie, kann's nicht fehlen, zumal, wenn ihm ſolch' ein Talisman am Finger blitzt. — Die Wahl der Waffen ſteht Ihnen frei: Säbel, Degen, Piſtolen; — entſcheiden Sie, die Stunde mögen Sie ebenfalls ſelbſt beſtimmen; aber heute noch, am liebſten gleich!“

Als der Conte Ernſt ſah, knickte ſeine Mannheit — wenn man einen Anflug burſchikoſer Anmaßung ſo nennen kann, — wie ein Strohhalm zuſammen.

„„Nicht als ob ich mich vor Ihrer Klinge fürchtete!““ — verſetzte er mit verändertem Tone, — — „„ich bin Cavalier, und wenn ein Ebenbürtiger mir gegenüberträte, wüßte ich wohl, was auf eine ſolche Aufforderung zu erwiedern wäre. Warum ich aber

mein Leben auf's Spiel ſetzen ſoll wegen eines Scherzes, der gar nicht Ihnen galt, weiß ich in der That nicht. Überhaupt finde ich eher, daß ich der Beleidigte bin, indem Sie eine Rede belauſchten, die Sie nichts anging, und in Ihrer blinden Leidenſchaftlichkeit ein Scandal verurſachten, welches der edlen Hausfrau um ſo unangenehmer ſeyn muſte, je gütiger ſie mich auszuzeichnen gewohnt iſt. Ich dächte, es ſollte Ihnen ſelbſt daran liegen, über eine Geſchichte einen Schleier zu breiten, die weder Ihrer Stellung zuſagt, noch dazu beitragen kann, Sie einem Hauſe acceptable zu machen, welches Sie ſo gaſtfrei aufnahm.““

„Schweigen Sie, Schamloſer!“ — donnerte ich ihn an — „häufen Sie nicht Schmähung auf Schmähung! Was aus Ihnen ſpricht, iſt Feigheit! Es brächte meiner Klinge wenig Ehre, mit dem Blute einer Memme beſudelt zu werden; ſonſt lebten Sie vielleicht jetzt nicht mehr! — Wohlan! — Sie wollen nicht Genugthuung leiſten, wie ich ſie fordere! — So erklären Sie denn vor dieſen Zeugen, daß Sie zu niedrig ſind, um einen Mann von Ehre beleidigen zu können, daß Sie mir künftig nie und nirgend mehr in den Weg treten wollen, und daß ich bei dem geringſten Anlaſſe das volle Recht habe, Sie, da Sie den Mann verläugnen, wie einen muthwilligen Jungen zu züchtigen!“

Nie in meinem ganzen Leben iſt mir ein Menſch verächtlicher vorgekommen, als dieſer aufgeblaſene Mundfechter, wie er plötzlich vor mir zum bübiſchen Wichte zuſammenſchrumpfte, in Alles willigend, was

wir forderten, die Schilderung ſeiner Nichtswürdigkeit mit fügſamer Demuth beſtätigend. Wie ein Pasquille auf die Menſchheit ſtand er da, der junge wohlgewachſene Zungenheld, mit der edlen Römermiene, ein echter Cäſarkopf, bärtig und gelockt, mit Augen, aus denen Geiſt und Herz zu ſprechen ſchien, — und doch ſo characterlos, ſo unverſchämt, ſo gleichgültig gegen Ehre und Schande! —

Mir war vor Zeugen die größte Satisfaction zu Theil geworden, die ein Beleidigter je erhalten kann. Vollkommen befriedigt, ja in der feſten Überzeugung, den widrigen Spötter nicht nur aus meiner Nähe, ſondern auch aus Cornelia's Nähe für immer verbannt zu haben, begab ich mich am nächſten Abend abſichtlich in das Haus der Conteſſa, um zu meiner Rechtfertigung öffentlich in ihrem Salon zu erklären, was zwiſchen mir und dem Grafen vorgefallen war, und wie er ſich gegen mich benommen habe. Der ſcheinbare Eindruck war — allgemeine Erbitterung gegen ihn; ob der wirkliche ein gleicher war, ließ mancher ſchlechtverborgene Seitenblick aus ſtechenden Augen mich faſt bezweifeln. Doch was kümmerte das mich; war doch meine Stellung auf würdige Weiſe geſichert, war doch Cornelia mit einem Benehmen ſo ſehr einverſtanden, daß ſie mir noch an demſelben Abende die Verſicherung zuflüſterte: „Ich ſei ihr durch dieſen Beweis meines Muthes noch werther geworden!“ —

Einige Wochen lang blieb der Conte verſchwunden. Es hieß, er ſei in Familienangelegenheiten ver-

reis't. Bald aber lieferte er den Beweis, welchen unglaublichen Grad von Unverschämtheit anmaßender Geldstolz erreichen könne. Ich traute meinen Augen kaum, als ich eines Abends den Cercle der Contessa besuchte, und unter den Anwesenden auch den sauberen — Conte Trevolpi bemerkte. Er bewegte sich so unbefangen und vorlaut, als ob nichts geschehen wäre, war über mein Erscheinen so wenig verlegen, daß er durch seine Ansprache sogar mich verlegen machte, und überschüttete Signora mit einem solchen Strome von Artigkeiten, als ob er einbringen wollte, was er durch wochenlange Abwesenheit versäumt hatte. Mir kochte das Blut in allen Adern; ich glaubte, ich müsse den ehrlosen Gecken zum Fenster hinauswerfen; aber je mehr ich es ihn merken ließ, desto zuthunlicher ward er gegen mich, desto galanter gegen Cornelia. Ich fühlte lebhaft, daß wir Beide länger in einem und demselben Hause nicht aus- und eingehen könnten, und beschloß darüber mündlich oder schriftlich, je nachdem zu dem Einen oder dem Andern schnellere Gelegenheit sich darböthe, gegen Cornelia mich zu erklären.

Der Zufall führte ein neues Intermezzo herbei. Ich kehrte nach ein Paar Tagen mit meinen Kameraden von einem Spazierritte zurück. Der Weg führte uns an dem Kaffehhause vorüber. Da saß denn eben wieder der unleidliche Conte von acht oder zehn Dandy's umringt, so breit und vornehm, als ob die ganze Stadt sein Eigenthum wäre. Ich hatte ihn wohl von Weitem bemerkt — (denn mein ganzes Herz wendete sich, wenn es seine Nähe nur

ahnte), that aber, als ob ich ihn nicht ſähe, ſprach auf meine Begleiter hinüber, die mir zur Seite ritten, und trabte langſam vorbei. Kaum waren wir einige Schritte entfernt, als uns ein näſelndes Spottgelächter, wie Hohnruf neckender Masken, nachſcholl, auf welches eine Coda von gellenden Pfeifchen folgte. Ich blickte raſch um, und ſah zwanzig Finger gegen uns gerichtet, konnte alſo keinen Augenblick zweifeln, wem dieſe ehrenrührige Salve gegolten habe. —

„Ruhig!“ ſagte ich zu meinen Begleitern, welche wutherfüllt umkehren und den Klubb aus einander ſprengen wollten, „ruhig! — Wir müſſen uns erſt überzeugen, dann aber laß't ihn mir, dem es galt!“

Am Ende des Corſo wendeten wir unſere Pferde, und ritten wieder, als ob es ohne Abſicht geſchehe, zurück. Der Klubb erwartete uns ruhig; kaum waren wir aber vorüber, als uns abermal Gelächter und Pfeifen nachtönte.

Da hielt ich mich nicht länger, ſprang von meinem Pferde ab, welches ſogleich einer meiner Kameraden am Zügel faßte, ſtürzte auf die Rotte dieſer ungezogenen Laffen zu, die betroffen aus einander fuhr, trat ohne weiters meinen Mann, den Conte an, und verſetzte ihm, mit den Worten: „Memme, du weißt, wozu du mich berechtigeſt haſt!“ ein Paar ſo derbe Streiche in ſein ſchamloſes Geſicht, daß er betäubt zurücktaumelte. Seine ganze Leibgarde characteriſirte ſich in dieſem Augenblicke als eben ſo feig, wie er es war. Niemand wagte es, mir nur von ferne ein Hinderniß in den Weg zu legen; ruhig

ſchritt ich, während er ſich mit blutrünſtiger Naſe zuſammenraffte, meinem Pferde zu, ſchwang mich hinauf, und ritt mit meinen Freunden ſo lange den Corſo auf und ab, bis ſich der letzte jener Lärmer vom Platze verloren hatte.

Eine Erklärung gegen Cornelia ſchien mir unerläßlich. Ich ſandte ihr ein Billet folgenden Inhaltes:

„Signora! So theuer und angenehm mir auch „die Stunden ſind, die ich in Ihrer Nähe zuzu„bringen das Glück habe, und ſo unvergeßlich mir „das Andenken daran ewig bleiben wird, ſo gebie„thet mir doch die Ehre, meinen ſehnlichſten Wün„ſchen Abbruch zu thun. Was vor längerer Zeit „in Ihrem Hauſe, was geſtern auf dem Corſo vor„fiel, iſt Ihnen bekannt. Sie werden einſehen, „daß ich ein Haus, welches Trevolpi betritt, „nicht länger betreten kann, wenn auch mein „Leben darin hinge. Ihre Güte beliebe zu ent„ſcheiden, wer von uns Beiden dem Andern wei„chen muß. Ihrer gefälligen Antwort nicht ohne „Beunruhigung entgegenſehend“ u. ſ. w.

Noch denſelben Tag kam die Antwort, abgefaßt in den zärtlichſten Ausdrücken, mehr im Tone der Bitte und Entſchuldigung, als der einfachen Erwiederung. In mancher Wendung ſprach ſich ſo glühende Leidenſchaft aus, daß ich mich überzeugte, von Cornelia's Seite ſicher zu ſeyn. Sie erklärte ſich zu Allem bereit, was ich in Betreff des Conte fordern würde. Er ſolle nie mehr über die Schwelle ihres Palais treten, ja ſie werde ſchon einzuleiten

wiſſen, daß er in kurzer Friſt die Stadt für immer verlaſſen müſſe. Noch gebe es Mittel, ſolchen läſtigen Bewerbern, ſolchen frechen Zungenhelden den Mund zu ſtopfen. Sie erwarte mit Ungeſtüm den Augenblick, wo ſie wieder in der unbelauſchten Einſamkeit ihrer Villa ſich davon überzeugen könne, daß ein unangenehmer Vorfall, welcher meine Ehre ſo glänzend rechtfertigte, meiner Liebe keinen Abbruch gethan habe.

Dieſe Verſicherungen genügten mir um ſo mehr, als Trevolpi wirklich nicht nur aus Cornelia's Hauſe, ſondern auch aus dem Angedenken ihrer ganzen Umgebung verbannt ſchien. Nur Abends manchmal war es mir, als ob ich ihn an mir vorüberhuſchen, oder mir nachſchleichen ſehe, und mein Burſche wuſte mir zu ſagen, daß er ſich öffentlich gerühmt habe, mir doch noch einmal irgendwo zu begegnen, wo ich am unliebſten geſehen wäre. Daß ich mich vor ihm zu hüten hätte, war gewiß, und ich verſäumte nicht, Cornelien meine Beſorgniſſe mitzutheilen, wenn er von meinen nächtlichen Fahrten, wie ich leider befürchten müßte, wirklich eine Ahnung hätte. Allein ſie beruhigte mich mit der beſtimmt ausgeſprochenen Bemerkung, daß er bis zur Zeit, wo ſie ihre Villa bezöge, ſchon verreiſ't oder mittelbar verhindert ſeyn würde, mich in irgend einer Hinſicht zu beirren. Bei dem bekannten Einfluſſe, welchen die Conteſſa durch Adel und Stellung in der Stadt hatte, ſchien es mir nicht unwahrſcheinlich, daß ſie ihrem Verſprechen den nöthigen Nachdruck geben, und es durch ihre Verbindungen

wohl dahin bringen könnte, den Conte fernzuhalten, oder wenigstens unschädlich zu machen. Ich hatte mehr, als einmal früher schon die Erfahrung gemacht, daß Frauen, so lange sie uns wahrhaft ergeben sind, in dieser Beziehung alle Hebel in Bewegung setzen, und oft das unmöglich Scheinende leisten, um uns von der Stärke ihrer Liebe und der Macht ihres Einflusses zu überzeugen.

Ziemlich beruhiget sah ich daher dem Tage entgegen, wo die Contessa auf die Campagna ginge. Und als mein erster Ausflug, den ich allerdings nicht ohne Besorgniß wagte, glücklich abgelaufen war, dünkte ich mich so sicher, als ob nicht das Geringste weiter zu befürchten stände. Cornelia's Fürsorge ließ sich auch nicht verkennen. Mein racheschnaubender Nebenbuhler war zwar noch nicht verreis't, allein so oft mir eine Fahrt nach der Villa bevorstand, war er zu einer Jagd, zu einer Abendgesellschaft auf einer nahen Villa, zu einem Spiele, oder zu irgend einer andern Parthie engagirt, die ihn hinderte, mich beobachten zu können. Auch war ich selbst vorsichtiger geworden, wozu die fortwährenden Warnungen meines Dieners nicht wenig beitrugen; ich wechselte die Plätze, wo ich einstieg, die Orte, von denen aus ich meine Excursionen unternahm, meine Vermummung, die Zeit meiner Abfahrt.

Eines Sonnabends, welchen ich wieder dazu bestimmt hatte, Signora zu besuchen, warnte mich mein Diener ganz besonders. Seinem Talente, als Spion zu meinen Gunsten, konnte ich volles Zutrauen schenken, daher ließ es mich nicht ganz gleich-

gültig, als er mich dringender, denn je, bat, heute nicht zu verreisen, indem er bestimmt wisse, daß der Conte mir entweder auf dem Hinweg oder auf der Heimfahrt auflauern wolle. Jemand von Cornelia's eigener Dienerschaft sollte der Verräther seyn. Doch was half das Alles! ich hatte der Contessa versprochen, zu kommen, ich mußte mein Wort halten, wenn ich nicht für wortbrüchig, oder gar für muthlos gelten sollte; zudem waren seit Kurzem Nachrichten eingelaufen, welche es nicht unwahrscheinlich machten, daß ich meinen Standort vielleicht bald ganz unerwartet und plötzlich verlassen müßte. War ich da meiner, mir so treu ergebenen, Signora nicht schuldig, Wort zu halten, sie von den laut gewordenen Gerüchten in Kenntniß zu setzen, Verständigungsmittel für die Zukunft zu verabreden, und, je näher vielleicht der Abschied war, desto fester mich in ihrem Herzen einzubürgern? — Also weg mit allen Scrupeln! — Hatte mir der Gott der Liebe so oft glücklich durchgeholfen, warum sollte er bei dem wichtigsten, vielleicht für lange Zeit sogar letzten, Gange mir abhold den Rücken kehren?

Alle Furcht aus meinem Herzen verbannend, bestieg ich daher bei anbrechender Nacht verkleidet, wie gewöhnlich, mein Fuhrwerk, verwies noch meinem Burschen seine übertriebene Ängstlichkeit, und rollte, mancherlei sinnend und träumend, dem Gebirge zu, hinter dessen Ausläufern die Straße sich drei Miglien weit durch den felsenumstarrten Engpaß hinzieht.

Es war indeß rabenfinster geworden; kaum, wie

eine Ahnung von Weiß, zog sich zwischen den schwarzen Bergwänden die wohlgebahnte Straße hin, gerade nur so viel immer vorwärts sichtbar, als für das jedesmalige Ausgreifen des rüstigen Gaules hinreichte. Schauerlich rauschte jenseits des Steingeländers, welches die Straße rechts umsäumte, der Waldstrom im tiefgewühlten Bette, und verlieh der Gegend doch wenigstens einiges Leben, ohne welches sie vielleicht noch unheimlicher gewesen wäre. Ich war jedoch an all' diesen nächtlichen Spuck bereits gewöhnt, ohne eben sagen zu können, daß ich die Straße kenne, da ich sie bei Tage noch nie passirt hatte. Nachdem ich aus dem Sinnen und Denken allmählich in einen leisen Schlummer verfallen war, und vielleicht anderthalb Miglien verschlafen hatte, erwachte ich wieder, wie es schien, eben noch früh genug, um meinen Vetturin vor dem völligen Einnicken zu bewahren.

Mich fröstelte. Mein Mantel wär feucht, vom fallenden Thau der Nacht. — „Geschwind ein Pfeifchen geschmaucht, dachte ich, und die behagliche Wärme wird wiederkehren." — Die Pfeife steckte vollgestopft sammt Tabaksbeutel, von der Hand meines sorgsamen Burschen bereitet, in der Seitentasche meines Mantels. Mit lüsternen Lippen sog ich einstweilen den lieblichen Vorgeschmack aus dem Bernsteinmundstücke und schickte mich an, Feuer zu schlagen. Ich durchsuchte alle Falten meiner Kleidung, alle Winkel der Sedia, — aber weder Schwamm noch Stahl war zu finden. Die Schuld lag an mir. Ich führte diese Instrumente sonst

immer ſelbſt bei mir, weßhalb mein Burſche ſich nicht darum kümmerte. Bei der Eile, mit der ich die Kleider gewechſelt, mochte ich ſie vergeſſen oder verſtreut haben. Deſſenungeachtet ſchalt ich auf meinen Burſchen, daß er nicht ſtatt meiner daran gedacht hatte; denn Niemand iſt ungerechter und ungeduldiger, als ein Tabakraucher von Profeſſion, wenn er die Pfeife im Munde hat, und ſie nicht anzuzünden im Stande iſt. Ich ſprach meinen Vetturin um Feuer an, aber zu meinem Verdruſſe war er von der Untugend des Rauchens frei, und gab mir noch dazu den ſchlechten Troſt, daß auf der ganzen Straße kein Haus ſey, wo man Licht zu finden, hoffen könnte. Bitterböſe warf ich mich in meine Ecke zurück, ſchob die ungenießbare Pfeife wieder in die Taſche, und ſuchte mir, nachdem ich den Vetturin zur Eile angetrieben, den Reſt des Weges mit meinem gewöhnlichen Mittel zu verkürzen, nämlich mit — Schlafen.

Ein wunderlieblicher Morgen glühte aus zerreißenden Nebeln hervor, als ich in das Thal einlenkte, deſſen Mitte Cornelia's Villa einnahm. Der ganze unfreundliche Weg war vergeſſen, als ich ſie von Weitem, in Begleitung eines vertrauten Dieners, hoch zu Roſſe, wie eine junge Amazone, mir entgegen kommen ſah.

In Freuden und Leiden, in Geplauder und Tändeleien verging uns der goldige Sonntag. Sie war zu heiter geſtimmt, als daß ich ſie durch das Gerücht von der Wahrſcheinlichkeit eines baldigen Abmarſches um ihre Laune hätte bringen mögen;

und wenn ich ihr so in's Auge sah, so ganz selig war im Bewußtseyn, die schönste Dame des Landes mein nennen zu dürfen, so erfaßte mich süße Zuversicht, und ich hielt jede Trennung für unmöglich. — Auch auf Trevelpi kam die Rede, und ich verhehlte meiner süßen Donna nicht, was ich von seiner Rachsucht jetzt mehr, als je befürchte.

„Seid unbesorgt, Signer" — sprach sie mit flüchtigem Erröthen, — „ich weiß, daß er Euch nachstellt; aber bald wird er diese Gegend für immer zu verlassen haben. Wer meiner Liebe in den Weg treten will, nehme sich in Acht! Ich weiß zu schützen, wen ich liebe — zu schützen um jeden Preis!"

Und dabei leuchtete ein so wildes Feuer aus ihren blitzenden Augen, daß ich mich doppelt glücklich fühlte, von ihr geliebt und nicht der Nebenbuhler ihres Erkornen zu seyn.

Die Nacht nahte auf Flügeln. Wenn ich noch vor Tagesanbruch unbemerkt meine Station erreichen wollte, galt kein Säumen mehr, so schwer mir auch der Abschied fiel. Cornelia begleitete mich bis an den Saum des Thales. Ihr glühender Abschiedskuß brannte mir tief in's Herz. Zerrissen von den widersprechendsten Empfindungen sprang ich auf meine Sedia, und winkte ihr so lange noch zu, bis das Thal und mit ihm die reitzende Armida, die es bewohnte, hinter den Felsen verschwand. Meine Seele war erfüllt von den seltsamsten Eindrücken; Hoffnung, Beklommenheit, Sehnsucht, Unruhe, und wie all' die Gefühle heißen, die sich in einer Brust regen, welche das Bewußtseyn leichtsinnig

verletzter Pflicht und unbesonnen genährter Liebe, die am Ende doch zu keinem ernsten Ziele führen kann, nicht ganz in den Hintergrund zu drängen vermag, kämpften in meinem Innern. Dumpfe Betäubung und gedankenloses Hinbrüten trat nach und nach an die Stelle träumerischer Aufgeregtheit, und jene quälende Unbehaglichkeit, welche den merkbaren Übersprung aus der Poesie der Leidenschaften in die Prosa der Wirklichkeit immer begleitet, bemächtigte sich meiner mit ganzer Kraft. — Ein himmlisches Weib! rief nachzuckend die fiebernde Phantasie. — Wozu soll's aber am Ende führen? warf der berechnende Verstand hin. — Wenn du wirklich bald von hinnen solltest?! — Schrecklicher Gedanke! schrie das Herz auf. — Gut wär's, gut wär's! verwies der Kopf, — und so gab es einen Zank und einen Hader in mir, daß ich fast müde ward, die Partheien anzuhören, und in den alltäglichen Seufzer ausbrach: „Wär' ich lieber schon wieder glücklich zu Hause!“ —

„Alle Wetter!“ — fuhr ich plötzlich auf, daß der Vetturin ängstlich aufschrack. „Wie man doch im Liebestaumel auf Alles vergißt. Da hab' ich mir so fest vorgenommen, mich für den Rückweg mit Feuerzeug zu fourniren, und nun führ' ich die Pfeife so zurück, wie ich sie hergebracht. Ein eigenes Schicksal! Wenn ich auf Ahnungen hielte, so glaubte ich, daß es etwas zu bedeuten habe.“

Zum zweiten Male die Tantalus-Scene der vorigen Nacht durchlebend, rollte ich schon in's tiefste Dunkel der Bergschlucht hinein, noch mißmuthiger,

als gestern, indem ich heute nicht einmal schlafen konnte. Die erste Hälfte des Rückweges fuhr ich langsam, indem es immer merklich bergan ging; es mochte auf Mitternacht zugehen, als wir den höchsten Punct der Straße erreicht hatten. Aus flockigem Gewölke trat, wahrhaft ersehnt von mir, der Mond hervor, der mir heute um so willkommener war, je unheimlicher es in meinem Innern aussah. Aber der blasse Mond in einer grotesken Abruzzen-Landschaft ist ein gespenstischer Mahler, besonders für einen Abenteurer in meiner damahligen Stimmung. Er zauberte mir auf die tiefgefurchten Kalkfelsen, von welchen düstere Bäume und struppige Sträucher in wirrer Unordnung niederhingen, so frazzenhafte Bilder hin, daß ich Mühe hatte, mein Mißbehagen zu unterdrücken. — Ich hätte einen Napoleond'or für einen Funken Feuers gegeben, um meine unbehagliche Stimmung in ringelnden Rauchwölkchen verdampfen zu können.

Jetzt näherten wir uns dem verlassenen Hause, welches beiläufig die größere Hälfte des Heimweges bezeichnete. Ich wähnte anfänglich, mein Auge täusche mich — aber mein Vetturin bestätigte mir durch die Worte: „Nun, Signor, dort ist Licht zum Anfeuern der Pfeife!“ daß ich recht gesehen hatte. Wirklich schimmerte durch die niedrigen Fenster des Erdgeschosses ein matter Glanz, ob von Lampe oder Kerze, das galt mir gleich; war's doch gewiß Feuer genug für meinen Bedarf. —

„Ist hier ein Wirthshaus?“ fragte ich meinen Vetturin.

„„Geweſen!““ — antwortete er. — „„Wer jetzt drin ſeyn mag, weiß ich nicht. Seit langem ſchon wohnte Niemand hier; noch geſtern war's um dieſe Zeit finſter.““

Ich ließ halten, und rief mit lauter Stimme, aber nichts rührte ſich; nur von der gegenüberſtehenden Felswand ſcholl mein Ruf kurz abgebrochen zurück.

„Sie werden ſchlafen!“ ſagte ich, ſprang ab, und eilte, nur auf den Genuß denkend, der mir nach langer Entbehrung bevorſtehe, dem Hauſe zu.

Mein Pochen blieb unerwiedert. Ich drehte die Klinke, und die Thür ſprang knarrend auf. Eine finſtere Hausflur, vielleicht die Küche des Hauſes, — denn unterſcheiden konnte ich nichts, — nahm mich auf. Rechts flimmerte durch einen Spalt Licht; ich öffnete eine zweite Thüre, — und trat in eine kleine, räucherige Stube, welche von einer weit herabgebrannten, flackernden Kerze matt erleuchtet war. Ohne eine Menſchenſeele zu gewahren, näherte ich mich dem Steintiſche in der Mitte, auf welchem eine Flaſche ſtand, in der die Kerze ſteckte, und wollte mir die Pfeife anfeuern. Aber plötzlich gerann all' mein Blut zu Eis, denn der gräßlichſte Anblick, den ich je in meinem Leben gehabt, bot ſich mir zur Schau.

Auf dem Tiſche vor der Flaſche, zu welcher ich mich eben hinbeugen wollte, lag ein abgeſchnittener Menſchenkopf. Friſches Blut träufelte noch auf den Boden, auf welchem in einer Lache Blutes der Rumpf des Gemordeten ſchwamm. Unfähig, ein Glied zu

regen, stand ich da; wie kaltes Wasser rieselte es mir über den Rücken, während Todesschweiß auf meine Stirne trat, und meine Haare, vom Schreck electrisirt, sich auf dem Schädel borstig emporsträubten. — Du bist verloren, dein eigen Bild liegt vor dir! rief's in mir, und ich, der ich (Gott weiß es!) nicht zitterte, wenn die Kugel in der Schlacht die halbe Hirnschale meines Kameraden mir vor's Gesicht schmetterte, war so sehr außer Fassung gebracht, daß mir die Zähne aneinander schlugen, und die Knie schlotterten. Die Augen weit aufgerissen, wurzelte ich im Estrich, alle Sinne bis auf den des Gesichtes, versagten mir ihren Dienst, und dieser einzige zog sich so voll an Entsetzen, daß ich vergehen zu müssen glaubte. Mir war's, als ob die Wände sich plötzlich aufthäten und aus hundert klaffenden Spalten blutgierige Banditen mit gezückten Messern ausspieen. Ich wagte, — wiewohl Alles ruhig und ausgestorben blieb, nicht, mich umzuwenden, denn ich dachte, sie ständen mir schon im Rücken. Aber der gräßliche Anblick vor mir gestaltete sich immer deutlicher. Mir war's, als wäre mir der Kopf trotz seiner wild verzerrten Züge, nicht unbekannt. Die schwarzen Locken, der buschige Kinn- und Schnurbart, die weitgeöffneten Augen — kein Zweifel! — ich kannte diesen Cäsarskopf, er saß noch gestern auf dem Memmenrumpfe meines Nebenbuhlers Trevelpi. Diese Überzeugung erweckte mich halb und halb aus meiner Erstarrung; ich ließ die Augen hinabgleiten auf den Rumpf, der mit ausgebreiteten Armen dalag. Die rechte Hand,

krampfhaft ausgeſtreckt, reichte über den Schatten des Tiſchrandes hinaus. So viel ich beim heller aufflackernden Scheine des kargen Kerzenſtumpfes bemerkte, fehlte ihr der Mittelfinger, an welchem der Conte im Leben jenen wohlbekannten blitzenden Brillantring trug. Gewiß war er von Mördern hierher geſchleppt, gemordet und beraubt worden, vielleicht eben, als er mir auflauern wollte, um ſich an mir zu rächen.

Noch hatt' ich nicht ſo viel Kraft und Muth gewonnen, um den Verſuch des Entkommens zu wagen. Da kniſterte die Kerze plötzlich zuckend auf, und verloſch, durch den Hals der Flaſche fallend, mit ziſchendem Gepraſſel. Ich fuhr unwillkührlich zuſammen; nicht mit Bewußtſeyn, ſondern von bewußtloſer Angſt gepeitſcht, raffte ich mich auf, und rannte mit vorgeſtreckten Armen, als ob ich durch einen Phalanx bewaffneter Feinde durchbrechen wollte, wohl zehn Mal von Wand zu Wand taumelnd, in's Freie, kletterte, wie eine gehetzte Katze, die Sedia hinan, und ſchrie mit kreiſchender Stimme: »Fahr' zu, was Du kannſt! doppelten Erſatz für deine Mähre, wenn ſie fällt!«

Der Vetturin rief alle Heiligen an, ohne eigentlich zu wiſſen warum, und hieb auf ſein Pferd los, daß es wie im Sturme dahinſchnob. Zum Glücke ging es jetzt abwärts, die Straße war gut, und noch ſah ich mich im Geiſte rings von Mördern umgeben, als ſchon mein Burſche, der mich am verabredeten Orte erwartete, dem Vetturin ſein »Halt!« zurief. Gut, daß meine Pfeife, deren Rohr ich im

Krampfe zum Ringe zusammengebogen hatte, keine Pistole war, sonst hätte ich meinen armen Philibert ohne Gnade zusammengeschossen.

Daß ich meine Pfeife unter solchen Umständen nicht angefeuert, brauch' ich Ihnen wohl nicht zu sagen. Ich möchte den Helden kennen, welcher in einer solchen Situation die Kaltblütigkeit besäße, ruhig seine Pfeife an's Licht zu halten, dem rumpflosen Haupte ein gemüthliches „Adieu!“ zuzuflüstern, und behaglich schmauchend weiterzufahren!— Ich gäbe noch jetzt alle Affairen und Handstreiche meines vielbewegten Lebens darum.

„Herr, was ist Ihnen begegnet?“ fragte mich Philibert besorgt, als er bemerkte, daß ich mehr wanke als gehe.

„Nichts, nichts!“ sagte ich, dankte meinem Gott, als ich in meine Stube trat, und warf mich erschöpft auf's Bette hin.

Der Tag war noch nicht angebrochen, als mich die Allarmtrommel aus meiner Betäubung weckte.

„Was gibts?“ rief ich meinem eintretenden Burschen zu.

„„Wir marschiren, Herr!““ erwiederte er freudig. „„Ich habe schon Alles eingepackt und besorgt. Ich habe es sogar Ihnen selbst schon gesagt, als Sie vom Wagen stiegen, und den Vetturin so überaus splendid mit ihrer ganzen Börse bezahlten; aber Sie antworteten mir nichts. Nun, dacht' ich bei mir, bereitet ist Alles; laß den Herrn rasten, so lang's noch geht; er scheint der Ruhe zu bedürfen. Gestern ist der Befehl angekommen; ich hatte große

Mühe, Ihre Abwesenheit zu verschweigen, und schwebte in tausend Ängsten für den Fall, daß Sie sich etwa verspäteten!““

„Wir marschiren also?“ wiederholte ich, mich umkleidend, und wie Centnerlast fiel es mir vom Herzen. — „Das ist wahrhaft Gnade des Himmels!“

Mein Bursche begriff zwar nicht, warum mir das plötzlich so lieb wäre, aber lieb war es auch ihm, das sah ich ihm an den Augen ab. „Gut, daß wir wegkommen aus diesem Neste!“ jubelte er. —— „Bei Gott, ich hatte keine Ruhe, so lange ich Sie hier wußte!“

In einer Stunde standen wir in Reih' und Glied. Es ging in's Calabresische hinein, wo der Geist der Widersetzlichkeit gegen unsere Waffen eine Truppenverstärkung nöthig machte.

Auf dem Marsche hatte ich Zeit genug, über das Abenteuer jener verhängnißvollen Heimfahrt nachzudenken. Seltsame Combinationen gestalteten sich vor meiner Seele. Doch was ich auch immer ahnen und muthmassen mochte, es war ja nun Alles vorüber, ich war wieder ein freier Mann, und Cornelia's Züge schimmerten, gleich dem Widerschein eines Regenbogens, aus der Vergangenheit in die frische Gegenwart herüber. Nur Eines beunruhigte mich mehr und mehr, je schwieriger es mir wurde, eine Abhülfe zu treffen. Obgleich es nämlich damals das Leben eines Menschen galt, welcher mir bis in's Innerste verhaßt war, welchen ich nicht unter den Lebenden sehen konnte, von dessen Rachsucht

ich mehr zu fürchten hatte, als ich in meiner leidenschaftlichen Verblendung sehen wollte, — so war's denn doch ein Raubmord, ein fürchterliches Attentat gegen die öffentliche Sicherheit, ein Verbrechen, welches augenblicklich hätte angezeigt, und auf's genaueste untersucht werden sollen. Konnte ich es aber thun? — Womit hätte ich meine Fahrt durch jenen Engpaß motiviren sollen, da ich, strengen Befehlen gemäß, mich nicht halb so weit von meiner Garnison entfernen sollte? — die Sache anzeigen, hieß: mich selbst verrathen, mir selbst den Proceß machen, mich der Strafe der Cassation überliefern. — Wer an meiner Stelle hätte die Selbstverläugnung besessen, auf Gefahr seiner eigenen Ehre und seiner Charge eine Anzeige zu wagen, die am Ende vielleicht doch zu keinem befriedigenden Resultate geführt hätte, indem die Räuber dieser Gegend so sichere Schlupfwinkel im Gebirge hatten, daß unsere Vorsicht und Strenge wohl manchen Frevel verhinderte, wenn aber einer begangen war, dem Thäter nur äußerst selten auf die Spur kam.

So sehr mich daher das Bewußtseyn auch drückte, so gerne ich wenigstens einem vertrauten Freunde mein Abenteuer mitgetheilt hätte, so hatte ich doch nie den Muth dazu, und war in der That froh, durch neue Ereignisse, militärische Strapatzen, unerwartete Begebenheiten und Geschäfte zerstreut, und von der täglich wiederkehrenden Erinnerung an mein Verhältniß zur schönen Contessa und an das blutige Haupt des Conte abgelenkt zu werden.

Ein Jahr mochte bereits vergangen seyn. Wie

der Abglanz eines unheimlichen Traumes zuckte es nur manchmal noch durch mein Gehirn, wenn ich Corneliens gedachte. Dazu gesellte sich eine leise Neugier, zu wissen, wie nach meinem plötzlichen Verschwinden Alles sich gestaltet und gelöst haben mochte, und eben diese Neugier gab mir den sichersten Beweis, daß die Zeit bereits das Ihrige gethan habe, meine gestörte Ruhe wieder in's Gleichgewicht zu setzen. Indeß war auch in Calabrien die Ruhe hergestellt, und unsere Truppe folgte dem Ruf nach Capitanata, also in die Nähe der Landschaft, wo ich jenes Abenteuer bestanden hatte. Unsere Bestimmung war abermal, als Reserve in einer nördlichen Grenzstadt zu bleiben, und den Räubern, falls sie, von unseren Soldaten herabgedrängt, südwärts durchbrechen wollten, den Weg zu sperren.

Die Unsicherheit hatte wieder um Vieles zugenommen; je enger man das Mordgesindel einschloß, desto härter nahm es die Gegend mit, auf deren Umkreis es beschränkt ward, desto grausamer verfuhr es bei seinen Streifzügen und Überfällen. Man nahm, durch die Noth gezwungen, zu den äußersten Mitteln seine Zuflucht. Tod war die Strafe für Jeden, der einen Räuber beherbergte, ihn verbarg, ihm Speise oder Trank gab, ihm zur Flucht verhalf, ja nur unterließ, sein Erscheinen an irgend einem Orte anzuzeigen. Eine Ortschaft, in deren Bereich Raub oder Mord verübt wurde, hatte die Verpflichtung auf sich, binnen kürzester Frist die Thäter ausfindig zu machen und einzubringen, widrigenfalls sie ohne Gnade rasirt wurde; eine harte

Maßregel, aber vom kräftigsten Erfolge. Eingebrachte Verbrecher wurden standrechtlich behandelt, ihre Köpfe an der Außenseite des Hauses, welchem sie angehörten, oder in welchem die That verübt worden, eingemauert, durch ein eisernes Gitter geschützt, und darunter mit kurzen Worten der Name des Verbrechers und die Art des Verbrechens, bezeichnet. — Die Familie des Gerichteten, oder der Bezirk, zu welchem er dienstpflichtig war, hatte unter strenger Haftung zu sorgen, daß solch' ein Schandmahl unversehrt an Ort und Stelle blieb. Nur auf diese Weise war es möglich, dem furchtbaren Unfuge der Räuber Einhalt zu thun, wiewohl selbst jetzt noch keine Woche verging, ohne daß Berichte über verübte oder versuchte Frevel einliefen. Sogar auf der meilenlangen Ebene, unfern vor der Hauptstadt der Provinz, wohin wir Offiziere öfter zu fahren hatten, um aus der Kriegscasse den Sold für unsere Mannschaft zu fassen, war es nicht allzusicher. Dessenungeachtet beneideten wir fast einander um jede solche Fahrt, indem sie uns doch aus der traurigen Garnisonirung in einer abgelegenen Landstadt wieder für ein paar Tage unter Menschen brachte.

Der gewöhnliche Sammelplatz, wo wir Militärs uns dann zusammen fanden, war das Hôtel, dem schönen Zollhause gegenüber, wo Meister Stefano Pharao-Bank hielt. Manche Rolle Scudi trug ich aus der rauchdurchqualmten Spielstube mit, und manchen Napoleond'or ließ ich dort sitzen; denn wiewohl ich eben kein Spieler aus Leidenschaft war,

ſo konnte ich doch der Lockung nicht ganz widerſtehen, wenn ich einen der Pointeurs recht im vollſten Glücke ſah, auf ſeine Karte zu ſetzen. Auch war es mir von jeher intereſſant, Spielergruppen zu beobachten und den grellen Wechſel der Mienen zu belauſchen, welchen jede Wendung des Glückes in ihren Geſichtern hervorbringt. Am meiſten fiel mir ein langer, hagerer Mann auf, den ich jedes Mal als Zuſeher, aber nie als Pointeur ſah. Sein ovales, gelbes Geſicht, von ſtruppigen, aus Schwarz in's Grau ſpielenden Haaren umſtarrt, ſein ſpärlicher Backenbart, ſeine kleinen ſtechenden Augen, zwiſchen denen eine mächtige Adlernaſe hervorragte, deren Spitze faſt über den zahnloſen Mund zum aufwärtsgebogenen Kinne hinabreichte, gaben ihm ein unheimliches Anſehen. Immer ſchwarz gekleidet, ſaß er läßig hingeſtreckt hinter einem der Pointeurs, ſprach nie ein Wort, zog die Handſchuhe nie aus, legte auch den Hut nie ab, als ob er jeden Augenblick zum Fortgehen bereit wäre, und verfolgte dabei den Gang des Spieles mit ſolcher Aufmerkſamkeit, als ob er die Controle der ganzen Gallerie führte. Er kam mir mit ſeinem geſpenſtiſchen Ernſte, mit ſeiner unverbrüchlichen Schweigſamkeit wie ein Nekromant vor, wie einer jener Zauberer oder Alchymiſten, deren Schilderung man häufig in unſeren alten Volksbüchern findet, und ich muß geſtehen, daß ich eine förmliche Scheu vor ihm fühlte; dennoch wußte, wie geſagt, gerade dieſes ſein unheimliches Weſen meine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich zu lenken, und es kam mir vor, als ob es nur

von ihm abhinge, jede Bank zu sprengen, jeden Pointeur gewinnen oder verlieren zu machen.

Eines Abends fand ich eine besonders zahlreiche Spielgesellschaft. Es war, als wenn die Offiziere von allen fünf Straßen der Seeprovinz, welche sich in der Hauptstadt vereinigen, zusammengekommen wären. »Paroli« — »Sept le va« — »Pace« — »Quatorce le va!« scholl es in bunten Stimmen durch einander, und Geld und Silber klang so lockend und blitzte so verführerisch, daß es Mühe kostete, sich von dem tollen Spielfieber nicht auch anstecken zu lassen. Ich suchte mit den Augen, wie gewöhnlich meinen Nekromanten auf. Er saß hinter einem blutjungen, kaum siebzehnjährigen See-Cadeten, dem man es ansah, daß er im Kriegsleben wohl noch eben so sehr Neuling war, als am Pharao-Tische. Er pointirte ganz wüthend drauf los, beg ein- um's andere Mal Pareli ein, verlor aber bei jedem Abzuge, und wenn ja einmal seine Karte mit der linksgelegten des Banquiers übereintraf, so gab's ein Plié, und seine Hoffnung ward wieder zu Wasser. Ich hätte dem jungen Manne nicht so viel Geld zugetraut. Eine Rolle nach der andern wanderte auf den Tisch vor die Karte: immer stand voller Satz, — und sobald er verlor, schnell vor der quer geschobenen Karte der Gleichbetrag. Aber Rolle um Rolle verschwand; die Farben wechselten im Gesichte des leidenschaftlichen Spielers rascher, als in den Taillen, die hellen Schweißtropfen perlten ihm über die Stirne, man sah ihm die Höllenangst an; aber je hartnäckiger er das Glück forciren wollte,

deſto höhnender floh es ihn. — „Jetzt bin ich blank!“ rief er halblaut, ſich unwillkührlich umwendend zu dem ſchwarzen Niemandsfreunde, der, wie der Tod, hinter ihm ſaß, und ſchob eine Rolle Napoleon-der's hin.

„Junger Mann, überlaſſen Sie mir das Spiel!“ ſprach ihn plötzlich der Schwarze an. Es waren die erſten Laute, die ich aus ſeinem Munde hörte, aber ſie klangen ſo hohl, ſo hölzern, wie aus dem Grabe.

Der Verlierende ließ es faſt bewußtlos geſchehen. Der Banquier machte eben den letzten Abzug, nur eine Karte reſtirte.

„Fausse taille!“ bemerkte der neue Pointeur tonlos, und ſtrich den Satz ſammt Äquivalent ein.

„Der Same iſt da!“ flüſterte er ſeinem Clienten zu, und beſetzte zwei neue Karten mit dem ganzen Gelde. Seine Karte zog wieder. Er ließ den Satz ſtehen und bog die Ecke der Karte aufwärts. — „Paroli!“ „„Gewonnen!““ — „„Sept le va!““ — „„Gewonnen!““ — und ſo ging's fort, daß ſich die Züge des jungen Schützlings freudig verklärten und ſüße Hoffnung aus ſeinen Augen leuchtete, während die übrigen Pointeurs die Bank reichlich fütterten, und der rettende Unbekannte mit eiſigem Phlegma ſein Geſchäft fortſetzte.

Schon hatte der Cadet ſeinen ganzen Verluſt zurückgewonnen, und wollte eben retiriren, als der Fremde mit lauter Stimme „Bank“ rief, den Handſchuh abſtreifte, und ſtatt des Satzes, einen blitzenden Brillantring, den er vom Finger zog, vor die Karte legte.

Mir fuhr es wie ein Messer durch die Seele, als ich den funkelnden Stein sah. — Die herzförmige Fassung, das helle Wasser, die Größe — Alles sagte mir: „Das ist Trevolpi's Ring!“

Mit unveränderter Miene strich der Geheimnißvolle die ganze Bank ein, die ihm der Croupeur erblassend zuschob, und gab sie dem See-Cadeten, welcher verlegen sich weigerte. — „Da, junger Mann,“ sprach er, den Ring wieder ruhig an den Finger steckend, — „da! jetzt aber gehen Sie, — und greifen Sie nie mehr öffentliche Gelder an, um Spiele zu spielen, die Sie nicht verstehen. Wohlbekomme die Summe!“ Ein grinsendes Lächeln begleitete diese schneidenden Worte.

Erröthend bis in den Hals zog sich der Beschämte, welcher sich schwer getroffen fühlte, zurück, stammelte einige halbverständliche Worte des Dankes, und verlor sich aus dem Zimmer, während der Nekromant wieder seinen vorigen Posten einnahm, und stumm, als ob nichts geschehen wäre, zusah.

Ein eisiges Grauen überlief mich, als ich so hinter seinem Stuhle stand. Jetzt nahm er langsam den Handschuh hervor, um ihn wieder anzuziehen, wobei ich den Ring ganz nahe zu betrachten Gelegenheit fand. Ich hätte darauf schwören mögen, daß ich recht ahne, und faßte alsogleich den Entschluß, meinen Argwohn geeigneten Ohren mitzutheilen, was innerhalb der beiden Tage, die ich noch hier zu verweilen hatte, geschehen sollte. In der Zwischenzeit hoffte ich mich, wo möglich, noch besser zu überzeugen, daß meine Augen mich nicht täuschten.

In den Morgenstunden des folgenden Tages hatte ich Geschäfte. An der Mittagstafel sprach man von nichts Anderem, als von Kriegsaffairen, Räubergeschichten, politischen Chancen und dergleichen. Ein Offizier, der später an unsern Tisch kam, brachte die Neuigkeit, daß man auf der Ebene vor der Stadt in einem Graben einen jungen Militär von der Marine, welcher, wie man wisse, gestern Geld gefaßt, ermordet und beraubt gefunden habe. Die Sache schien mir zu auffallend mit dem Betragen des geheimnißvollen Unbekannten zusammenzuhängen, als daß ich es hätte über mich bringen können, keine Notiz davon zu nehmen. Abends fand ich ihn wie gewöhnlich am Pharao-Tische; auch des Ringes wurde ich wieder ansichtig. Am andern Tage theilte ich dem Stadt-Commandanten bei meiner Abschieds-Visite meinen Verdacht mit, und reis'te ab.

Als ich im nächsten Monate wieder zu Meister Stefano kam, war der Unbekannte verschwunden. — Auf meine Nachfrage hieß es: „Er sei, als verdächtig, eingezogen, und seither nicht mehr gesehen worden."

Nach langen Jahren kam ich als Rittmeister in Diensten einer fremden Puissance, zu deren Fahnen ich, theils aus veränderter Neigung, theils durch Zeitereigniſſe veranlaßt, indeß übergetreten war, noch einmal in die Stadt, wo die Liebe zur schönen Cornelia mich so nahe an den Rand des Verderbens geführt hatte. Ich erkundigte mich um die Familie Fieramonti. — „Sie sei ausgewan-

dert“ erwiederte man mir; warum? wohin? konnte oder wollte mir Niemand genau sagen. Vielleicht wußte ich den Grund besser, als alle Andern. —

Neugierde trieb mich sogar hinaus in den Engpaß, wo das verhängnißvolle Haus stand. Ich fand es noch, halbverfallen, thür- und fensterlos. Unter dem Simse grins'te durch ein Eisendrahtgitter ein halbeingemauerter Todtenschädel herab, darunter kaum lesbar mehr die Inschrift: „Gaetano Bramarba verübte in diesem Hause an Conte Carlo Trevolpi einen gräßlichen Raubmord, wofür er gerichtet wurde, am ——·——“ Das Datum war schon verwischt und verwittert. Ein eisiger Schauder überlief mich, als ich in die dielenlose Stube trat und den Tisch erblickte, vor welchem ich damals in athemloser Todesangst gezittert hatte.

Der Invalide.

Es mochte beiläufig vier Uhr Nachmittags seyn, (erzählte mir ein Freund, welcher eine Reise durch Norddeutschland gemacht hatte) — als ich in S***, der Hauptstadt eines kleinen Fürstenthums, ankam. Sie lag zwar seitwärts von meiner Route, allein der Ruf des fürstlichen Parkes, welcher, einzig in seiner Art, dem alterthümlichen Orte zur seltenen Zierde gereicht, veranlaßte mich, den kleinen Umweg von einigen Meilen mich nicht gereuen zu lassen. Ein paar Stündchen früher aufgebrochen, — und ich war mit meiner Austheilung wieder im Reinen!

Der Ruf hatte mich nicht getäuscht; der Garten, welcher das fürstliche Sommerpalais in einem Umfange von ein paar Meilen umgab, vereinigte Alles in sich, was englischer und französischer Geschmack des Anmuthigen und Interessanten darbietet. Man konnte bei dieser romantischen Verschmelzung strenger Abgemessenheit mit scheinbar regelloser Freiheit nicht länger einen Zweifel dagegen erheben, daß die Horticultur auch zu den freien Künsten gehöre, was ihr die neuere Ästhetik durchaus nicht mehr zugestehen will.

Mit reger, empfänglicher Seele schritt ich bald abgezirkelte Buchenwände und Buchssträucher ent-

lang, verlor mich bald in labyrinthische Wildniß, um unverhofft auf einen freien Platz mit einladendem Springquell und luftigem Lusthäuschen herauszukommen; hier ragte mir, zwischen nickenden Pappeln, ein schlanker Obelisk entgegen, dort führte in mäßigen Absätzen eine blanke Marmortreppe zum Gipfel eines Hügels empor, von welchem aus ein freundliches Gloriett die ganze Niederung beherrschte. Meine Augen, so gierig sie auch umherschweiften, reichten kaum aus, die wachsende Masse der Eindrücke aufzunehmen, welche von allen Seiten winkten und lockten. Aber auch des Schönen wird man müde, wenn es ohne Unterbrechung, ohne gehörige Pausen an uns vorüberzieht, wenn die Seele kaum Zeit findet, es der Zahl nach sich zu merken, viel weniger, das Characteristische der einzelnen Erscheinungen festzuhalten. So erging es mir zumal, da ich allein war, da ich Niemand hatte, welcher die, zur Bürde sich häufende Menge von Bildern und Ansichten mit mir hätte theilen, oder mir gleichsam zur Stütze dienen können. Fast ungehalten über mich selbst, daß mir die liebenswürdigste Gesellschaft von Natur und Kunst nicht genügte, um mich bei gutem Humor zu erhalten, warf ich mich, einer künstlich gefügten Ruine gegenüber, auf ein Gartensopha, und sah mit einem seltsamen Gemische von Übersättigung und Nüchternheit so vor mich hin.

Seitwärts auf einem Säulenbruchstücke lehnte ein graubärtiger Invalide, und zeichnete mit seinem Stocke allerlei Figuren in den Sand. Es war einer jener Wächter, deren ich bereits mehren auf mei-

nem Gange durch den Garten begegnet hatte; auch eine jener ausgearbeiteten, pulvergebräunten Gestalten, denen man es in ihren abfärbigen, verscholtenen Uniformen ansieht, daß ihnen einst im Kampfgetümmel und im lustigen Lager-Elend weit besser zu Muthe war, als in dieser langweiligen, einförmigen Friedensstation eines lautlosen Parkes, wo es nicht einmal Disteln zu köpfen gibt. Man findet unter dieser Classe von Menschen zweierlei Arten; die der einen haben das Sprechen bereits völlig verlernt; der jahrelange Umgang mit stummen Statuen, verschwiegenen Grotten, geheimnißvoll lispelnden Bäumen und leise plätschernden Springbrunnen hat auch ihnen eine solche Schweigsamkeit aufgedrückt, daß sie mit einem Winke der Hand warnen, mit erhobenem Stocke drohen, wortlos mit den wohlbekannten Gegenständen umher conversiren, und kurze, verdrossene Antworten geben, wenn sie befragt werden. Die Individuen der zweiten Art stehen eben an der Gränze, welche Geschwätzigkeit von Einsilbigkeit trennt. Sie können die heiteren Plaudereien mit Kameraden, das bunte Caserne-Leben, die große Geselligkeit des Kriegerstandes noch nicht vergessen, sie glauben mit allen Standbildern und Baumstämmen, mit allen Steinen und Cascaden ihrer neuen Umgebung Gespräche anknüpfen zu müssen, und sehen jeden Menschen, der ihnen in die Nähe kommt, so wortverlangend an, daß man wenig physiognomische Kenntniß haben müßte, wenn man ihren Blick nicht verstände.

Mehr zu dieser, als zur erstern Classe, schien

der Invalide sich zu neigen, welcher sich mir augenscheinlich bemerkbar zu machen suchte. Ansprache war ja eben, was mir abging, um mich aus meiner Mißlaune zu reißen. Man sitzt oft mit Zwanzigen an einem Tische, und schweigt, und ist doch recht gut gelaunt, weil man weiß, man könne sprechen wenn man wolle; hingegen ließe man es sich, wenn man allein ist und weiß, daß man keine menschliche Seele finden kann, viel kosten, auch nur ein Wörtchen an Mann bringen und erwiedert hören zu können. Mir fällt da immer ein, was mir einst selbst begegnete. Ich ging einmal im Carneval, lange nach Mitternacht, meiner Wohnung zu; mein Weg führte mich über eine einsame Brücke, auf deren Mitte ein Wachposten stand. Als ich dem schnurbärtigen Soldaten in die Nähe kam, rief er mir ein halblautes „Halt!“ zu. Befremdet blieb ich stehen, worauf der Soldat mir ein freundliches „Gut' Nacht!“ auf den Weg mitgab, welches ich ihm eben so freundlich erwiederte. Gewiß waren ihm seine zwei Stunden ohne menschliche Ansprache schon zu lang geworden. Und so sah ich auch dem Invaliden das Verlangen an, ein Gespräch einzufädeln. Willig machte ich den Anfang, und fragte ihn um dieß und jenes, worauf er mir wortreiche Auskunft gab. Ein Wort rief das andere hervor, und bald war das Bereich des Gartens übersprungen und die Rede auf Reinmenschliches geleitet, was mich auf meinen Reisen immer lebhafter interessirte, als das Pittoreske. Mit feuriger Suada entwarf mir der alte Schnurbart in wenigen, aber kräftigen Zügen seine Biographie,

deren Mittheilung mir zuletzt lieber war, als der fürstliche Park und alles Ubrige, was die Stadt des Merkwürdigen darbot.

Hans Krock war im letzten sogenannten Befreiungskampfe Invalide geworden. Die letzte Schlacht, die der Unterdrücker in Deutschland schlug, brachte, unter dem Commando eines ausgezeichneten Generals, auch das Bataillon, welchem Hans Krock zugehörte, in's mörderische Feuer. Es galt, den Hohlweg hinter dem Städtchen H** zu decken, durch welchen der Feind mit einer Armee von 48,000 Mann Infanterie und 12,000 Reitern durchzubrechen beabsichtigte, um das jenseitige Ufer des Gränzflusses zu gewinnen. Die Aufgabe war für ein so geringes Corps, als der General befehligte, riesenmässig. — „Wir waren, erzählte er mit wachsender Lebhaftigkeit, — auf einem Hügel postirt; hinter uns eine steil aufsteigende Bergwand, die nicht umgangen werden konnte, unter uns die Straße vom Städtchen her, welches eben von den Verbündeten zum zweitenmale gestürmt wurde, vor uns der Eingang in die Gebirgsschlucht, welche dem Flusse zuführte. Es war früh Morgens; furchtbar donnerten in der Nähe die Kanonen; der Lärm scholl herüber; Brandgeruch und Pulverqualm dampfte, vom Winde fortgetragen, in unsere Nasen, und so oft das Getümmel lauter wurde, hieß es: „Jetzt kommt's an uns!“ — An einem Gefecht, oder an einer Schlacht selbst ist nichts, Herr — ich weiß es, denn ich habe manche mitgemacht; aber die Erwartung, eh' es dazukommt, ist etwas Schreckliches; besonders, wenn

man die gräßlichen Wirkungen der ersten Vorspiele ruhig mit ansehen muß; wenn man so in Reih' und Glied dasteht, und eine Truppe nach der andern vorrückt, und Einzelne verwundet und verstümmelt zurückgetragen werden oder zurückhinken, und auf die ängstliche Frage: „Nun, wie geht's voran?“ ein wimmerndes „Schlecht, schlecht!“ zurücktönt; wenn dann der Lärm immer näher rückt, und schon einzelne Kugeln herübersausen, und hin und wieder eine Lücke entsteht, und, während man oft sich gegen seinen Nebenmann zur Rechten wendet, der Kamerad zur Linken mit zerschossenem Schädel umsinkt. Wenn man nur einmal selbst in Thätigkeit gesetzt wird, dann ist es schon besser; da hört die Besonnenheit, die Überlegung auf, und Erbitterung und blinder Eifer treten an die Stelle. — So standen auch wir mit bangem Ungestüm, und wurden durch das Näherrücken des Schlachtgetöses mehr als zehnmal getäuscht, bis es auf einmal von allen Seiten losbrach.

Ein Adjutant sprengte an, und brachte unserem General Befehle. Die Verbündeten waren der Stadt Meister geworden. Der Feind rückte an; es handelte sich darum, ihn aufzuhalten, bis unser Hauptcorps sich gesammelt hätte, um ihn nachdrücklich verfolgen und ihm den Übergang über den Gränzfluß so lang als möglich wehren zu können. — „Jetzt gilt's, Soldaten!“ rief der General, traf seine Anordnungen, und hielt eine kurze, aber eindringliche Anrede, welche Keinen von uns kalt ließ. Da stürmten die feindlichen Plänkler in wilder Unordnung

heran. Die Kanonen, die aufgestellt waren, um den Hohlweg zu bestreichen, arbeiteten unter sie hinein, daß sie wie Spreu aus einander flogen. Aber in dichteren Haufen, unter einander geballt in buntem Gemengsel, strömte es von allen Seiten heran, und schob sich unter fortwährendem Kampf, Angriff unserer Position, Weichen, Fortschreiten und Anschwellen gegen den Hohlweg zu. Jetzt hieß es: „Vorwärts!“ — Wir dem Rufe nach, durch Pulverdampf, über Stock und Stein, über Sterbende und Todte, Jeder seinem Vormanne nach, ohne zu wissen, wohin es gehe. Die Kanonen schienen vorgeschoben, so ließ wenigstens der Schall schließen. Wer im Vortheile sei, war im Gewirre nicht zu errathen. Von Kugeln umpfiffen, bald mit den Unserigen zusammenstoßend, bald mit Feinden in's Handgemenge gerathend, drängten wir — so viel konnte man bemerken — niederwärts. Lange ging es so fort, — wie lange? wie viele Stunden? — wer kann das in einer solchen Stimmung beurtheilen. Endlich zerriß der Dampf, der uns einhüllte; es zeigte sich, daß nicht nur der Pulverqualm, sondern auch der dichte Octobernebel uns die Aussicht benommen hatte; hell stand die Sonne über uns. Wir waren bis zum Ufer des Flusses vorgedrungen, wo ein hartnäckiges Gefecht Statt fand. Schon war ein Theil der Feinde über den Fluß gekommen, als die Holzbrücke, welche beide Ufer verband, in Brand gerieth, und zugleich ein Detachement Husaren durch das Wasser setzte, und ihnen in die Flanke fiel. Nun wurde an beiden Ufern mit Erbitterung gerauft. Erst der Nachmit-

tag machte der Affaire ein Ende. Sturm und Übergang kosteten dem Feind gegen 15,000 Todte, und 10,000 Gefangene; 200 Offiziere büßte er ein. Auch wir zählten 9000 Gefallene; darunter den berühmten Feldherrn, welcher das Obercommando führte. Verwundete gab es in Menge; leider gehörte auch ich dazu. Kurz vor dem Ausgange des Gefechtes führte der Satan eine Kugel daher, welche mir den rechten Arm da — seht! — so unsanft berührte, daß er mir für alle Zukunft gelähmt blieb. — Und dennoch, lieber Herr! — sollte man's glauben, erlebte ich in meiner erbärmlichen Situation, in welcher ich damals unter Leichen, selbst halbe Leiche, lag, einen großen, einen herrlichen Anblick, einen Augenblick der Begeisterung, den ich lange für den Glanzpunct meines Lebens hielt. Mit dem Rücken an das Bruchstück einer Lafette gelehnt, saß ich so da, meinen Arm versorgend, so gut ich konnte, als sich plötzlich ein Kreis bildete; die Truppenreste, die umher zerstreut standen, sich in Reih' und Glied stellten, und unser General mit seinen Offizieren herangesprengt kam, um auf diesem Platze, gleichsam dem Mittelpuncte des ganzen Kampfes, die Wirkungen und Früchte desselben zu überschauen. Von allen Seiten liefen die befriedigendsten Berichte ein. Plötzlich kam der neue Oberfeldherr, der mitten auf dem Schlachtfelde an die Stelle des getödteten Alten getreten war, in höchst eigener Person; ritt auf unseren General zu, neigte sich zu ihm herüber, und rief, nachdem er ihn herzlich umarmt hatte: „Herr General, der deutsche Boden ist rein von Feinden! Ihnen gebührt der

Preis des heutigen Tages! Heil Ihren wackeren Truppen, Heil Ihnen, Heil unserem Fürsten!“ — Dieser Siegesgruß fand ein rasches, tausendstimmiges Echo; in weniger als fünf Minuten brauſete über ein meilenweites Terrain hin der laute, unaufhaltsame Jubel eines unverabredeten Triumph-Festes, und Flinten und Kanonen ſtimmten in das Hurrahgeſchrei der Armeen ein, welche den Ruhm unſeres Generals, des Helden dieſes Tages, mit ungeheuchelter Begeiſterung zu den Wolken emporſchrie'n.“

„Herr! — als ich ſo da ſaß, unbemerkt, an meine Lafette gelehnt, und den wackeren General vor mir ſah, ſtaubbedeckt, blutbeſpritzt, wie durch Gottes eigene Hand mitten im Kugelregen bewahrt und beſchützt, mit funkelndem, thränennaſſem Auge, geprieſen von Tauſenden, umjubelt von Jenen ſogar, die unter ſeinem Commando Wunden und Schmerzen fanden, und als er dann um ſich blickte, und nicht nur ſeinen Officieren, ſondern auch den gemeinen Soldaten, die er erreichen konnte, warm, wie ein Kamerad, die Hände ſchüttelte, und ihnen dankte für ihren Muth, und dann aufſah zum Himmel, und, ſein Sturmband lüftend, den Federhut abnahm, und Gott für den Sieg dankte, in welches Dankgebet unter Trommelwirbeln das ganze Heer mit einfiel, — Herr! — noch kommen mir die Thränen, wenn ich daran denke, es war ein Augenblick, wo ich, — weiß Gott! — trotz meines gelähmten Armes, — mich glücklicher fühlte, als je in meinem Leben! Und ich zählte damals doch ſchon faſt meine vierzig! — Glücklicher Mann, rief ich, —

dessen Anblick schon beglückt! Wer ist größer, als du? — Beneidenswerther, — ein solcher Augenblick ist wohl ein ganzes Leben werth! — und ein lautes: „Lebehoch!“ entfuhr meinen Lippen, welches ein günstiges Lüftchen an sein Ohr trug; er hörte es, ritt zu mir hin, fragte mich um meinen Namen, erkundigte sich um meine Blessur, und trug mir auf, mich, wenn ich geheilt wäre, bei ihm zu melden. Ich war überglücklich, denn mein General hatte sich im vollsten Glanze seines Ruhmes gewürdiget, mich anzusprechen, sich um mich zu kümmern!“

Ich ward in ein Spital geschafft. Mit meiner Heilung ging es langsam vorwärts. Endlich ward ich in so weit hergestellt, als Sie mich jetzt sehen. Ich kann meinen Arm wohl heben und bewegen — aber nur mühsam, nur zur Noth; zum Musketentragen blieb er verdorben. So wurde ich denn in ein Invalidenhaus geschickt, wo ich bis zum Abschlusse des Friedens blieb, immer auf eine günstige Gelegenheit harrend, meinem General wieder einmal unter die Augen zu kommen. Endlich, als die verschiedenen Corps nach Hause marschirten, wollte es das Glück, daß der Mann meiner Hoffnung durch unsere Stadt passirte. Ich meldete mich bei ihm, und wurde freundlich empfangen. Er versprach, mir in seinem Hause eine angemessene Bedienstung zukommen zu lassen. Kaum angelangt in seiner Heimat, hielt er Wort und ließ mich rufen. Ich wurde so eine Art von Kammerdiener oder Thürsteher, und fühlte mich hinlänglich beglückt durch das Bewußtseyn, einem so großen Manne nahe zu stehen, und

ihm täglich unter die Augen kommen zu dürfen. Es fehlte mir an nichts im Hauſe, und für meine Zukunft war väterlich geſorgt.“

Der Invalide hielt mit ſeiner Erzählung inne; allein dem Tone ſeiner Stimme merkte man es an, daß noch etwas nachfolgen ſollte. Ich fragte ihn, ob der General, der ihn in ſeine Dienſte genommen, geſtorben, und er dadurch wieder ſeinem früheren Loſe anheimgefallen ſei.

„Er lebt noch,“ — erwiederte er, — „ich war ſelbſt Schuld, daß ich um meinen Dienſt kam!“

Er wollte mit der Sprache nicht heraus. — „Vermuthlich wollte Euch der ruhige Poſten nicht behagen, und es litt Euch nicht; das iſt das gewöhnliche Schickſal der Menſchen, die an ein bewegteres Leben, wie der Soldatenſtand iſt, gewöhnt ſind.“

Der Graubart nahm dieſe Bemerkung faſt übel. — „Herr,“ erwiederte er, „Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich ſo ein Brauſekopf, oder deutlicher geſagt, ſo ein Thunichtgut war, der's nicht aushalten kann, wenn's ihm zu wohl geht, wie das bei Manchen der Fall iſt.“ — „Weit gefehlt, Herr! Was mich forttrieb, war etwas ganz Anderes! — Ich erzähl's nicht gern, weil's ein falſches Licht auf mich werfen könnte, aber Sie haben mich dazu aufgefordert, und ſo muß ich denn wohl, wenn Sie's erlauben!“

Das hatte ich ja eben gewollt; ich ermangelte daher nicht, ihn noch dringlicher aufzufordern.

„Sie wiſſen,“ — fuhr er fort, — „wie hoch ich den General achtete. Er kam mir wie ein höhe-

res Wesen vor, und ich kannte Niemand, von dem ich mir hätte denken können, daß er's ihm in irgend etwas gleich oder gar zuvor thäte. Wenn eine solche fast abgöttische Verehrung einmal einen Stoß bekömmt, so muß es wohl etwas ganz Besonderes seyn — dann ist's aber auch für immer vorüber. So erging es mir. Mein Geschäft war es unter anderen auch, die Leute anzumelden, welche bei ihm etwas zu suchen hatten.

Eines Tages kam eine Frau mit ihren beiden Kindern. Sie schien mir bekannt, auch ich war es ihr. Ihr Gatte war mein Lieutenant gewesen, in dessen Quartier ich oft kam. In eben jener Affaire, der ich meinen lahmen Arm verdanke, war er geblieben. Sie hatte, wie das schon in der Liebe geht, ohne auf die Zukunft zu denken, sich aller Ansprüche auf eine Pension vom Staate aus begeben, und war durch den unerwartet schnellen Tod ihres Mannes in die bedrängteste Lage versetzt; das sah man ihr und ihren Kindern auf den ersten Anblick an. Da sie wußte, daß der General gegen seine Untergebenen immer herablassend war, so wagte sie es, ihre letzte Zuflucht zu ihm zu nehmen.

Sie wurde vorgelassen. Ich hatte eben im Zimmer etwas aufzuräumen. Da es der General mit einer Bittstellerin zu thun hatte, so nahm er es mit der Etiquette nicht so genau, und duldete meine Gegenwart. Sie erinnerte ihn an ihres Gatten Namen und Dienstleistung; mein Herr hatte ein treffliches Gedächtniß, das nur geringer Nachhilfe bedurfte.

„Ich kannte Ihren Gatten genau," — antwor-

tete er ziemlich freundlich, „er war ein braver Offizier. Schade, daß er es nicht weiter gebracht!“

Der armen Witwe ſchien das ein glückliches Vorzeichen; ſie wurde herzlicher, und begann mit der Schilderung ihrer Noth. Mir traten die hellen Thränen in's Auge. Aber in dem Grade, als ſie wärmer wurde, ward der General kälter. Er ſchien in ſich ſelbſt zuſammenzuſchrumpfen. Mit einer Miene, die ich noch nie an ihm bemerkt hatte, mit einer faſt ängſtlichen Miene, verſuchte er es, das Geſpräch abzubrechen oder auf einen andern Gegenſtand zu lenken; es wunderte mich, wie er ſich ſo viel Zwang anthun, und, wenn's ihn ſchon anwiderte, nicht lieber gleich ihr die Thür weiſen mochte; es ließ gerade ſo, als ob er nicht den Muth dazu hätte.

Aber die arme Frau wurde immer wärmer, immer couragirter; man ſah ihr's an, daß eben das lebhafte Bewußtſeyn ihrer Noth ſie beherzter machte. Sie erzählte ihm, daß ſich ihr nun in ihrer troſtloſen Lage plötzlich, wie durch ein Wunder, ein Ausweg darbiete.

„Den müſſen Sie ſchnell ergreifen,“ — fiel der General raſch ein, als ob er eine Gelegenheit, ſich loszumachen gefunden hätte; — „mein Gott! eine brave Frau, die etwas gelernt hat, geht nicht zu Grunde, das iſt gewiß.“

„Ein Verein von Frauen dieſer Stadt,“ — fuhr die Witwe fort, — „hat, von Wohlthätigkeitsſinn angeſpornt, ſich verabredet, die freien Stunden des Tages weiblichen Arbeiten zu widmen,

und die Früchte dieser Bemühungen zum Vortheile Hilfsbedürftiger zu veräußern. Die Sache ist in Gang gekommen, und sie stehen nun im Begriffe, ein Verkaufsgewölbe zu eröffnen und den Waarenverschleiß ebenfalls einer mittellosen Frau anzuvertrauen, welche dadurch Wohnung, Kost und von den Prozenten des Erlöses einen mäßigen Gehalt erhielte."

„Nun — sehen Sie! das ist ja herrlich für Sie!" — sprach der General, — es kann Ihnen auch gar nicht fehlen; auf Witwen verdienter Militärs nimmt man überall Rücksicht!"

„Man ist wohl geneigt," erwiederte die Bittstellerin, — „mich aufzunehmen, und ich wäre dadurch mit meinen armen Kindern vor der drückendsten Noth wenigstens so lange gesichert, bis sich etwas Besseres fände; — aber — die Statuten des Vereines fordern zur Sicherstellung des jeweiligen Waarenlagers eine Caution von 60 Thalern."

„Sechzig Thaler?" wiederholte der General, „das ist immer wenig!"

„Herr General," unterbrach ihn die Witwe, — für den, der sie nicht hat, — ist es mehr als eine Million! Ich habe sie nicht! — Das Wenige, was mir meine Ältern hinterließen, war im ersten Jahre nach meines Mannes Tode aufgezehrt; meiner Hände Arbeit reichte kaum hin, um das kleine Sümmchen, welches ich aus dem Verkaufe von Wäsche, Kleidungsstücken und anderen Resten unserer kargen Habschaft lösete, so weit zu ergänzen, daß es uns vor dem Hunger schützte. Nun bin ich blank, ich habe nichts, gar nichts, als meine Hände, deren

Ertrag für drei Menſchen, beim größten Fleiße nicht ausreicht, und meine Kinder, die nur bethen können, daß ihnen Gott einen Vater ſende! — Herr General, ſei'n Sie ihr Vater! — Sechzig Thaler, nicht geſchenkt, geliehen, nur auf Ein Jahr geliehen, können drei Menſchen von der ſchreiendſten Noth retten! — Es handelt ſich hier nicht, wie bei manchen Armen, um eine momentane Aushilfe, die nach wenigen Monaten abermals nöthig würde, und ſo in's Unendliche fort! — Mit ſechzig Thalern ein für allemal iſt mir ganz geholfen; ich kann mich damit in die Reihe geſchäfttreibender Menſchen einkaufen, komme in Verbindungen, werde bekannt, finde Gelegenheit, etwas zu verdienen und mir fortzuhelfen! — Haben Sie Erbarmen mit der Witwe eines Mannes, um den, wie Sie ſelbſt zu ſagen beliebten — Schade war!«

»Ich bin General, Frau,« — verſetzte mein Herr, ſich trocken abwendend, — nicht Geldverleiher! Hätte Ihr Gatte die Affaire überlebt, er wäre Hauptmann — Hauptmann durch mich, — für ſeine Witwe kann ich nichts thun, für Frauen hab' ich kein Avancement!«

Dieß Wort war's, was meiner Achtung vor dem General, den ich einſt als Halbgott vor mir ſah, den Stoß gab; es regte ſich etwas in mir, was mir zuflüſterte: »Krock! Jetzt ſteht Er unter dir, jetzt kannſt du es ihm zuvorthun!« — Der Mann, den ſein Muth zum Rieſen gemacht, ſchrumpfte durch ſeine Kargheit zum Zwerge vor mir ein. Ich ſah nur, wie ſie ſich ſammt ihren Kindern vor ihm auf

die Knie niederwarf, hörte nur noch, wie er ſie zuletzt mit dem niedrigen Vorwurfe: „Sie ſind ſelbſt Schuld, warum haben Sie geheirathet!“ von ſich wies; da hielt ich mich nicht länger, und ging, als ob ich mit dem Aufräumen eben fertig geworden wäre, hinaus, um die arme Abgewieſene draußen zu erwarten.

Nach wenigen Minuten folgte ſie, mit der Miene einer Verzweifelnden, gerade vor ſich hinſehend, und ließ die Arme wie todt hängen, an welche ſich die weinenden Kinder furchtſam herzlich anklammerten. Ich vertrat ihr den Weg.

„Frau,“ — ſprach ich, — „ſechzig Thaler brauchen Sie? — So viel mag beiläufig ſeyn, was ich aus dem Feldzuge mitgebracht habe. Bisher hatt' ich nicht nöthig, es anzugreifen. Ihr ſeliger Herr hat mich einmal, als ich ihm zugetheilt war, und mit der Compagnie-Rechnung aus Verſehen nicht in's Reine kam, durch einen Vorſchuß vor Degradirung gerettet; ich bin ihm Revanche ſchuldig. Die ſechzig Thaler ſtreck' ich Ihnen vor, wenn Sie's von mir nicht verſchmähen!“

„Herr, ich habe einmal, — wie ich Ihnen erzählte, — einen Augenblick erlebt, wo ich glaubte, ich könne nichts Ergreifenderes mehr erleben! — Aber, weiß Gott! Herr, als die gute, arme Frau mich ſo ungläubig wehmüthig anſah, als ob ſie nicht wüßte, ſolle ſie meinen Antrag für Wahrheit oder Spott nehmen, und als dann ihre ſtarren, ſteinernen Züge in jenes unwillkürliche, ringende Zucken übergingen, welches dem Weinen voranzuge-

hen pflegt, und ſie, endlich ausbrechend, meine Hand ergriff, und ſie mir, — mir — dem Invaliden — küßen wollte, und, weil ich es durchaus nicht zuließ, mir die lieben Kleinen an den Leib hetzte, daß ich mich kaum erwehren konnte mit einem Arme; — Herr! da blickte ich zum Himmel auf, und ward zum erſten Male übermüthig in meinem Leben, und fragte Gott, ob für einen ſchlichten, gemeinen Soldaten, wie unſereins, der's nicht zu Helden bringen kann, ein ſolcher Augenblick nicht eben ſo viel werth ſei, als eine gewonnene Schlacht! — Herr! — und es war mir, als ob mir Gott durch mein Bewußtſeyn antwortete: „Hans Krock, — ja!“

Schluchzend hielt der Graubart inne, und wiſchte ſich mit dem Ärmel der Linken die Thränen aus den Augen, während um mich Garten und Reſidenzſchloß verſchwand, und ich nur den Invaliden ſah, und in ihm einmal einen ganzen Menſchen trotz ſeines gelähmten Armes.

„Seit der Zeit,“ — fuhr er nach einer Pauſe fort, — „gefiel's mir im Hauſe des Generals nicht mehr. Mir war's, als müßte ich entweder jene erſte, oder dieſe letzte Scene aus ſeinem Leben herausſchneiden, um es länger bei ihm auszuhalten, — und da weder das Eine, noch das Andere möglich war, ſo beſchloß ich meine Kammerdiener-Charge, in Gottes Namen! wieder mit meinem Invalidenſtande zu vertauſchen. Ich ſchützte die Nachwehen meiner Wunden vor, und nahm meinen Abſchied. Was ſeither aus mir geworden, ſehen Sie, Herr! Hier leb' ich ruhig, beziehe meine Löhnung, und

kann mir von meinem Spargute, welches mir die gute Frau, der es nun leidentlich geht, längst schon zurückbezahlt hat, auch manchmal ein Gutes thun!«

»Das sollt Ihr auch heute, wackerer Alter,« sprach ich, »ohne Euer Spargut anzutasten!« und wollte ihm ein Silberstück in die Hand drücken.

»Als Lohn für Euren Bericht!« — fügte ich hinzu, als er sich weigerte, Geld anzunehmen.

»Ihre Theilnahme, edler Herr! war mir Lohn genug!« war seine Antwort.

»Nun so nehmt denn wenigstens ein Angedenken!« — drang ich in ihn, — und zog meinen Pfeifenkopf aus der Tasche. — »Als Soldat raucht Ihr ja wohl! — Nehmt, wackerer Mann, — und denkt, so oft Ihr ein Rauchwölkchen herausblas't, — Ruhm ist oft Rauch ohne Flamme; — Menschlichkeit Flamme ohne Rauch!«

Dankbar nahm er mein Geschenk an, — und vergnügt, in dem schönen Garten ein noch schöneres Herz gefunden zu haben, eilte ich bei sinkender Dämmerung meinem Gasthofe zu.«

Die Erzählung meines Freundes bestärkte mich neuerdings in der Überzeugung, daß es lohnender ist, zu reisen, damit man Menschen, als damit man Gegenden kennen lerne.

Das Ballkleid.

1.

Das freundliche Städtchen L. hatte ein Janusgesicht. Wer von der Südseite durch das geräumige, im neuesten Style gebaute Stadtthor hineinfuhr, fühlte sich von der gleichförmigen Häuserreihe der breiten Hauptstraße und von dem romantischen Waldgebirge, welches im Hintergrunde die hellrothen Ziegeldächer überragte, recht gastlich angesprochen. Anders gestaltete sich der Anblick für Jene, welche von der Nordseite kamen. Die Chaussée, welche bisher an einzelnen Häusern vorüber, zwischen üppiggrünen Wiesen und wallenden Saatfeldern, sich fort geschlängelt, wurde da plötzlich beiderseits von zwei kaum klafterhohen Mauern aus Backsteinen eingeengt, über welche blinkende Kreuze und weiße Steine, von melancholischen Thränenweiden beschattet, hervorschauten. Jede dieser Mauern krümmte sich zum weiten Ringe, an dessen Schlusse hier und dort eine ländliche Kirche stand, wie der Edelstein, dem die Mauer zur Fassung dient. Die schwarzen Thore mit den weißen Kreuzen waren gerade der Straße zugekehrt, und ließen dem Reisenden keinen Zweifel übrig, daß er zwischen zwei Kirchhöfen in das Städtchen einfahre. Man konnte sich

nicht leicht einen traurigeren Empfang denken; für Manchen mochte er sogar abschreckend seyn. Es gehörte eben nicht viel Fantasie dazu, um diese beiden Kirchhöfe, welche sich so herrschend an die Straße drängten, für zwei Mauthhäuser anzusehen, in denen der Todtengräber als strenger Zöllner haust, um von jedem Fremden seine Gebühr abzufordern. Dazu waren jene noch so geräumig, daß die ganze Bevölkerung des kleinen Städtchens auf ihrem Boden bequem Platz gehabt hätte, und sich Jedem unwillkührlich der Gedanke an eine ungewöhnliche Sterblichkeit allhier aufdrängte, während die blühende, luftige und heitere Umgebung eher einen Sitz der Lebenslust und Gesundheit vermuthen ließ.

Doch das Alles fiel den Stadtbewohnern, welche daran gewöhnt waren, nicht im geringsten auf, und wenn ein Fremder sie deßhalb neckte, begnügten sie sich damit, ihn achselzuckend einen Schwärmer zu nennen. Sogar zu Spaziergängen dienten ihnen diese Pflanzgärten des Todes, und die vielen Grabsteine, auf welchen auch nicht Ein unbekannter Mann für sie stand, schienen an die Stelle der Schläfer getreten zu seyn, welche sie bedeckten.

Eben spiegelte sich der Mond wieder in den Bogenfenstern des westlich stehenden Kirchleins, an welches die Wohnung des Todtengräbers angebaut war. Einsam und schauerlich ragten die Kreuze empor und warfen lange Schatten. In den Thränenweiden säuselte der Wind, wie heimliches Flistern. Weißlicher Nebel lag, einem Grabtuch ähnlich, über die Hügelwellen ausgebreitet; aus den Fenstern des

Todtengräbers ſchimmerte ein mattes Licht, gleich dem Scheine einer Ampel am Lager eines Sterbenden. Nichts unterbrach die lautloſe Stille, als das dumpfe Echo eines in die Erde tactmäßig einhauenden Grabſcheites und der Pulsſchlag der Thurmuhr, deren hellflimmernden Metall-Zeiger drei Raben ſich zum Schlummerſitz erkoren hatten. Beide Kirchhofthüren ſtanden halb offen. Zwiſchen der zur rechten lehnte eine weibliche Geſtalt. Ein verſpäteter Wanderer würde, fröſteind, vor ihr die Flucht ergriffen haben.

Dem jungen Manne hingegen, welcher ſeitwärts über das Feld daher ſchritt, war dieſe Erſcheinung gar nicht abſchreckend. Mit beflügeltem Fuße voll kühnen Muthes eilte er auf ſie zu; die Loſungsworte wurden flüſternd gewechſelt, — und die weibliche Geſtalt lag dem jungen Manne, ganz lebenswarm, an der Bruſt.

Die weibliche Geſtalt war Nantchen, des Todtengräbers ſechzehnjährige Tochter, ein ſchönes, blühendes Kind, mit ausdrucksvollen Augen, von ſchlankem Wuchſe, eine wahre Gräberroſe. Der Moderduft, der ſie umwehte, hatte über das zarte Roth ihrer Wangen keine Kraft, und von all' den düſteren Bildern, die ſie umgaben, klebte ihrer heiteren Laune nichts an. Auch war ſie nicht ganz ungebildet. Ihr Vater hatte ſich ein artiges Sümmchen zuſammengeſchaufelt, und betrieb nur noch ſein unheimliches Geſchäft, wie es ſchien, mehr aus Gewohnheit, als aus Bedürfniß. Er hatte ſein Nantchen die Schule beſuchen und ſie überdieß in weib-

lichen Arbeiten unterrichten lassen, und würde sie ohne Zweifel längst schon in die Welt geschickt haben, wenn er nicht Witwer gewesen wäre, und den Gedanken, sein Brot aufzugeben, schon längst gefaßt hätte, ohne ihn ausführen zu können. Sie war bei der Jugend des Städtchens wohlgelitten, und man vergaß in der That den Boden, dem sie entsprossen war, wenn man ihr liebes Gesichtchen und ihr munteres Benehmen sah.

Diese Vorzüge waren es auch, welche den jungen Stadtschreiber Sigmund Meineck fesselten. Überdieß hatte der vier und zwanzigjährige Jüngling einigen Hang zur Schwärmerei, in welchem er eben das, was Manchen seines Standes abgeschreckt hätte, besonders anziehend fand. Kaum angestellt im Städtchen, schloß er eher Bekanntschaft mit den Todten als mit den Lebenden. Manches Haus, ja manche Gasse war ihm noch fremd geblieben, während er den Marmorwürfel unter der Thränenweide auf dem alten Kirchhofe längst schon zu seinem Lieblingsplätzchen erkoren hatte. Hier saß er an manchen Frühlingsmorgen, Hölty's Todtengräberlied vor sich hinsummend, oder Betrachtungen über das Grab von Salis aus den blitzenden Thautropfen schöpfend, welche wie Diamanten im Spinngewebe zwischen nickenden Gräberblumen hingen. Hierher wandelte er oft in der Abenddämmerung, wenn der Vollmond am Saume der östlichen Fläche hochroth auftauchte, und durch das krystallene Firmament in Westen die letzten Strahlen der gesunkenen Sonne widerstrahlten. Er war das erste

fühlende Herz, von welchem jeder neue Ankömmling auf dieſer Friedens-Bahn begrüßt wurde. Die ſchillernden Nattern unter dem Lattich halb eingefallener Hügel, die raſchelnden Eidechſen in den Ritzen verwitternder Grabſteine, die ſchwirrenden Libellen auf den Aſtern friſcher Gräber, die Schattenriſſe der Metall-Kreuze an der mondbeleuchteten Kirchhofmauer, das Gekrächze unheimlicher Raben und der flackernde Span des ſchaufelnden Todtengräbers in ſpäter Abendſtunde hatten für ihn nichts Schauerliches; eine ſüße Wehmuth erfüllte ſein Gemüth in ſolcher Umgebung, und, wie boshaft ihn auch ſeine Freunde necken mochten, die ihn ſcherzweiſe den Todtenvogel nannten, ſo konnte er ſich doch von ſeiner Sonderlingsluſt nicht losreißen.

So ſaß er auch eines Abends auf ſeinem Lieblingsplätzchen, als Nantchen auf ihn zukam. Sie trat erſchrocken zurück; er aber ſprach ſie freundlich an und fragte ſie, was ſie hier ſuche.

„Das Grab meiner Mutter!“ — antwortete ſie, „heute iſt der ſechste Jahrestag ihres Todes. Ich wollte mein Gebet hier verrichten!“

„Hier?“ — entgegnete Sigmund, überraſcht, auf dem inſchriftloſen Marmorwürfel deutend, der ihm zum Sitze gedient hatte.

„Ja — hier! — Er bedurfte keiner Inſchrift! Mein Vater und ich kennen ihn, — und ſonſt braucht ihn Niemand zu kennen!“

Das Geſpräch war eingeleitet. Sigmund fand in der Tochter des Todtengräbers das lieblichſte Geſchöpf, das Ideal ſeiner Träume. Über dem

Grabe ihrer Mutter entdeckte er der holden Gärtnerin dieſes Friedensgartens ſeine Gefühle. Sie erwiederte ſein Geſtändniß mit heiterer Anmuth, mit kindlicher Offenheit. Nun war ihm die Wallfahrt zum Friedhofe um ſo lieber geworden. Nantchens Vater hatte nichts dawider, als er Stand und Namen des Bewerbers erfuhr, und in Kürze war ein Verhältniß angeſponnen, welches den Bewohnern des Städtchens manchen Stoff zu Bemerkungen und Spötteleien gab. Sigmund aber war ein Schwärmer und kümmerte ſich um all' das Gerede wenig, und Nantchen war zu arglos und munter, um es ſich zu Herzen zu nehmen.

Schon war den Liebenden ein Jahr, ſüßer Träume voll, entſchwunden. Wenige Abende vergingen, wo Sigmund nicht, wie eben dießmal wieder von Nantchen ſich erwartet fand, oder wo er ſie vergebens warten ließ.

„Wo iſt dein Vater?“ fragte er, ſeine Hand ſanft um ihren Nacken ſchlingend.

„Er arbeitet drüben auf dem neuen Kirchhofe. Was du hörſt, iſt der Widerſchall ſeines Grabſcheites!“

„Er iſt emſig bemüht für die Ruheſtätten der Lebensmüden,“ ſprach Sigmund ernſt, und drückte, wie träumend, einen lebensvollen Kuß auf die Stirne ſeines Mädchens.

„Ach — ja wohl“ — verſetzte Nantchen ſo munter, als ob ſie vom freudigſten Geſchäfte ſpräche, „es gibt jetzt viel für ihn zu thun, und wie er ſagt, wird's bald mehr geben. Die Schwalben bauen an

vielen Häuſern in der Stadt neue Neſter, wie der Vater bemerkte. Faſt alle Leichen, die er in die Todtenkammer bringt, werden roth im Geſichte, und mehr als zehnmal ſchon hörte er des Nachts, wenn er zu Bette ging, nebenan das Leichenbret fallen. Das Alles bedeutet, wie der Vater ſagt, häufige Sterbfälle. — Nicht wahr, Du lächelſt über meinen Aberglauben — und biſt doch ſelbſt abergläubiſch?!“—

„Jede Liebe iſt es!“ — Und inniger drückte er Nantchen an ſein Herz, ſo ſicher, ſo muthvoll, mitten unter den Wahrzeichen der Sterblichkeit, als glaubte er, mit ſeiner ſüßen Schwärmer-Liebe, über Tod und Grab erhaben zu ſeyn.

2.

Das erſte Haus im Städtchen machte, wie billig, Bürgermeiſter Brand, ein rüſtiger Fünfziger, wohlbeleibt und anſehnlich, im buchſtäblichen Sinne des Wortes: ein Mann von Gewicht. Er beſaß viel Geſchmack; man fand immer offene Tafel bei ihm, an welcher alle Leckermäuler und Hungerleider der Stadt, als unermüdliche Lobredner ſeines Geſchmackes, ſich zuſammenfanden. Er hatte Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft; ſeine Sammlung von alten Thalern mit und ohne Kronen, von beſchnittenen und unbeſchnittenen Dukaten war ein Gegenſtand des Neides für Viele, und in ſeinem Arbeitszimmer ſtand ein ſtattlicher Bücherkaſten, mit den geiſtreichſten Erzeugniſſen heimiſcher und ausländiſcher Weingebirge angefüllt, welche, in gleichhohen Flaſchen, mit zierlichen Deviſen abgezogen,

der freundlichsten Handbibliothek glichen. Während Andere seines Standes nur schreiben, verstand er sich vortrefflich auf's Handeln; denn nebst seiner Amtswürde betrieb er auch die einträglichste Handlung im ganzen Bezirke, und zwar mit besonderer Rücksicht auf billige Bedienung seiner Abnehmer, indem er ihnen die Ehre, von ihrem Oberhaupte bedient zu werden, höchstens zu zwei einem halben Prozent anschlug. Über seine Anlagen etwas Unliebsames zu sagen, wäre höchst ungerecht gewesen; denn sie bothen, mit üppiggrünen Nußbäumen besetzt, die ganze Südseite der Stadt umschlingend, in der That einen höchst erquicklichen Spaziergang dar.

Bei so vielen Vorzügen war es kein Wunder, daß ihm die Mehrzahl seiner Untergebenen mit Herzlichkeit zugethan war. Er erhielt dafür wenigstens zweimal im Jahre den unumstößlichsten Beweis, nämlich an seinen Namens- und Geburtstage, wo, wenn die Bände aus seiner Handbibliothek lustig kreisten, das auf sein Wohl ausgebrachte Lebehoch immer mit einstimmigem Jubel aufgenommen wurde; an dessen Lauterkeit um so weniger zu zweifeln war, da der Wein, dieser Prüfstein der Wahrheit, den größten Antheil daran hatte. Selbst jene, welche ihm aus Privat-Rücksichten minder gut waren, namentlich die Krämerzunft, wünschten sich kein anderes Oberhaupt, weil, dem alten Sprichworte gemäß, selten etwas Besseres nachfolgt. Man war daher im Allgemeinen mit Brand zufrieden, und er war es auch mit seiner Bürgerschaft, ohne übrigens seinen Lieblingsplan, sein Geschäft auf einen größeren

Posten zu übertragen, und wär' es selbst mit Resignation seiner Würde, aufzugeben.

Brand gehörte zu jenen Glücklichen, welche, als ein seltsames Gemisch von Leidenschaftlichkeit und Phlegma, über Kleinigkeiten aufbrausen und zu wichtigen Dingen philosophisch lächeln. Was einen Andern außer Fassung gebracht hätte, glitt daher spurlos von ihm ab, ohne ihn für länger, als einen kurzen Augenblick zu verstimmen. Unter die Mißlichkeiten dieser Art gehörte sein Ehestand. Frau Eva Brand entsprach ihrem Namen. In jedes andere Haus geschleudert, würde sie Alles entzündet und aufgezehrt haben; in des Bürgermeisters Hause glich sie einem Kobolde, welcher herumpoltert, und wenn man sich um ihn nicht kümmert, zuletzt von selbst ausfährt. Auch hatte sie ein gutes Gegengewicht an ihrer Tochter Klarentine, einem stillen, zarten, sinnigen Mädchen, dessen Anblick schon eine Erquickung für jene war, deren Auge an Eva's Ungestüm Ärgerniß genommen hatte. Sie war der Magnet für alle jungen Herren des Städtchens und der Umgegend, welche es ihr zu Liebe nicht verschmähten, auch der Mutter manches artige Wörtchen zu sagen, was nie ohne günstige Nachwirkung blieb. So stand Klarentine immer als liebliche Vermittlerin im Hause, mit stolzem Selbstbewußtseyn betrachtet von ihrer Mutter, mit fast kindischer Liebe von ihrem Vater vergöttert. Sie glich Mißhelligkeiten aus, beschwor drohende Gewitter, glättete Runzeln und wußte über ein Haus, das eben keine Wohnung des Friedens war, einen solchen

Schimmer auszubreiten, daß nur Weniges von dem reichen Wechsel an fatalen Familien-Scenen unter das Publikum kam. Und das Alles leistete Klarentine ohne besondere Bildung, bloß durch die siegende Gewalt ihrer natürlichen Anmuth, deren schönste Blüthe sie eben mit dem achtzehnten Jahre erreicht hatte. Wäre sie in einer größeren Stadt aufgewachsen, wo die Sorge für die Zukunft junger Mädchen manchen Vater und manche Mutter gewaltsam aus der Gedankenlosigkeit ihres Wohllebens aufrüttelt, sie hätte ein musterhaftes Geschöpf, ein Gegenstand für die Bewerbung der Edelsten werden können. In so beschränkter Lage aber war sie einzig und allein darauf angewiesen, an der Seite eines vernünftigen, gebildeten Gatten die Gewohnheitssünden und Fehler ihrer Jugend abzulegen und einem ernsteren Streben, bei gediegenerer Lebensansicht, entgegenzureifen.

Unter den jungen Herren aus Brand's Bekanntschaft fielen zwei besonders auf, der eine wegen seines häufigen Erscheinens, der andere wegen seiner gänzlichen Unsichtbarkeit in des Bürgermeisters Hause. Der Erstere war Isidor Baron von Willhof, ein Lebemann ohne Gleichen; der letztere Sigmund Meineck, der junge schwärmerische Stadtschreiber. Der Baron besaß ein kleines Landgut in der Nähe des Städtchens, welches er von seinem kürzlich verstorbenen Onkel geerbt hatte. Er hatte nicht viel Sinn für Oeconomie, und beschäftigte sich damit nur so viel, als nöthig war, um seinen Leuten zu zeigen, daß er auch Oeconom seyn könnte,

wenn er wollte. Die meiſten Tage der Woche brachte er in der Stadt zu, und die meiſten Stunden dieſer Tage in Brand's Hauſe. Er war der ſchönſte junge Mann in der ganzen Gegend, denn er war ſo ſchön, als die ſchönſten, und überdieß Baron. Im Tanzen, Reiten und Fechten that es ihm Keiner zuvor. In allen Spielen half er aus, und ſpielte liberaler, als Alle. Nebſtdem beſaß er wirklich viele Gutmüthigkeit, welche den Mangel an Ernſt hinlänglich erſetzte, mit dem er ſich nicht am liebſten zu befaſſen ſchien. Mit Worten war er eben nicht ſparſam; er warf den Mädchen in einer Viertelſtunde mehr zu, als ſie von den Stutzern des Städtchens im längſten Karneval zu hören bekamen. Sein gerader Gegenſatz war daher Sigmund, welcher, ſeit ſeiner Antritts-Viſite in Brand's Hauſe trotz mehrmaliger Einladungen ſich nie wieder ſehen ließ, und endlich ſo ſehr aus dem Gedächtniſſe Aller kam, daß er für's Städtchen nicht lebte.

„Eva — was denkſt du?“ — ſprach Brand einmal zu ſeiner Gattin, weil er ſie eben in ſeltener, nämlich in guter Laune fand. „Baron Iſidor hat mir etwas anvertraut.“

„Dir —?“ dehnte die Erſtaunte, — „wird eben nichts ſeyn, was ich nicht ſchon wüßte. Ich bin ſeine Vertraute!“ —

„Der Baron reflectirt auf unſere Klarentine; — haſt du's wirklich ſchon gewußt?“

Eva wuſte Alles, auch was ſie nicht wußte. — „Und das merkſt du erſt jetzt?“ — fuhr ſie fort, —

„das las ich in seinem Auge, als er zum ersten Male bei uns Visite machte. Er will sie heirathen?“

„Will er sie heirathen? — nun, ich habe nichts dagegen. Er ist ein wackerer junger Mann Baron, reich, artig, hübsch; er wird uns kein Unehre machen!“ —

„Er will sie bald heirathen?“ — forschte Eva.

„Bald will er sie heirathen?“ — wederholte Brand, nicht bemerkend, daß er ausgeholt werde. — „Nun desto besser! — Mir hat er zwar gesagt, daß er noch eine Reise nach Deutschland vor habe, wohin ihn Familienangelegenheiten rufen. In einem Jahre wolle er zurückkehren, und wenn im Klarentine auch dann noch zugethan wäre, wie sie es jetzt ihm scheine, um sie anhalten. Er will aber, daß ich weder Dir, noch dem Mädchen etwas davon sage; nun weil Du's aber schon weißt“ —

„So hast du keinen Wortbruch begangen, Du Gewissenhafter! — Aber Klarentine darf nichts erfahren — Da hast Du Recht! — Ihr Herz soll die Feuerprobe der Trennung bestehen!“

„Freilich darf sie nichts wissen!“ betheuerte Brand, und ging vergnügt, keine Einwendung gefunden zu haben, auf sein Arbeitszimmer, um in seiner Handbibliothek nachzusehen.

In fünf Minuten wußte Klarentine bereits, daß sie Braut sei, ohne sich verrathen zu dürfen. Ihr Herz war entzückt darüber, denn sie liebte den Baron lange schon, und glaubte sich wieder geliebt: nur die Gewißheit fehlte ihr. Diese hatte sie nun, und im Wonnegefühle, Braut zu seyn, sei es ihr

leichter, als ſie gedacht hätte, ſich von Iſidor, deſſen ſie jetzt ſicher war, zu trennen, ohne ihr Geſtändniß gegen das ſeinige auszuwechſeln.

Die Zeit der Abreiſe des Barons rückte näher. Der Bürgermeiſter, um in ſeines präſumtiven Eidams Gedächtniſſe einen unverlöſchlichen Eindruck zurückzulaſſen, gab einen Abſchiedsſchmaus, zu welchem Alles geladen war, was nur einiges Anſehen hatte. Der Schmaus ging, wie das gewöhnlich geſchieht, in eine Tanzbeluſtigung über. Es gab viele Unterhaltung. Der Baron war wieder König des Balles; er ließ alle Minen ſeiner Liebenswürdigkeit ſpringen, um in Klarentinens Herzen ſich einzubürgern, und wäre er nicht ſchon längſt im Beſitze desſelben geweſen, er würde es an dieſem Abende mit Sturm erobert haben. Die Liebenden rückten ſich in wenigen Stunden näher, als ſie ſich durch die ganze Zeit ihrer früheren Bekanntſchaft gekommen waren. Das Alles machte der Tanz, dieſer mächtige Herzenentſiegler. Nur der Schleier des Geheimniſſes war noch nicht gehoben, wiewohl ihn Beide genau durchblickten, und eben dieſes Verſchleiertſeyn iſt es, was junge Liebe um ſo intereſſanter macht. Man ahnt lieber, was man weiß; man erräth lieber, was man ſagen und hören könnte; man macht ſich die Gewißheit zur Hoffnung, um ſo lange, als möglich im Vorgenuſſe des Augenblickes zu ſchwelgen, wo dieſe Hoffnung zur Gewißheit werden ſoll.

Die Friſt eines Jahres gab der Baron ſeiner Angebeteten und ſich ſelbſt bis zum Erſcheinen die-

ſes Augenblickes. Die Trennung ſollte in wenigen Tagen Statt finden, und der Gedanke an dieſe Trennung fiel ſelbſt auf die helle Luſt dieſes munteren Pärchens, das nicht viel vom Ernſte zu kennen ſchien, wie ein düſterer Schlagſchatten. Zum erſten Mal in ſeinem Leben wurde der Baron auf einem Balle melancholiſch, und zum erſten Male zuckte es, wie Wehmuth über Klarentinens immer lächelndes Antlitz, als Iſidor ſie bat, ſeiner nicht zu vergeſſen. Und als in die Zwiſchen-Pauſe nach dem ſtürmiſchen Abſchieds-Gallop durch's offene Fenſter die Mitternachtsſtunde mächtig hallend hineintönte, und der Nachtwächter auf der Straße ſein eintöniges Liedlein anſtimmte, da fiel es ſchwer, wie Ahnung, auf die Herzen der Liebenden. Hand in Hand, wortlos und ſinnend, wandelten ſie eben durch den Saal hin, und zwei, von der Hitze geſchmelzene Kerzen knickten um, und fielen vom hohen Kronleuchter kniſternd zu ihren Füßen nieder, daß ſie ſchauernd aufſchracken und einander betreffen anſahen.

3.

Der Todtengräber Schwarz hatte in ſeinem albernen Aberglauben doch nicht Unrecht gehabt.

Die herrlichſten Septembertage goſſen ihr klares Sonnenlicht über das maleriſch gelegene Städtchen aus. Der Himmel lachte ſo blau und rein herab, wie ein ſtraffgeſpanntes Zelt von Atlaß. So weit das Auge blickte, war tagelang kein Wölkchen zu ſehen; der Horizont, ſcharf abgeſchnitten, wurde

von keinem Höhenrauche getrübt. Im frischesten Grün stand noch Wald und Wiese, und schwellend kochte die Traube auf den sanft gelehnten Rebenhügeln. Und dennoch brütete eine sonderbare Schwüle über die Ebenen hin, als ob ein betäubender Qualm unsichtbar aus den Poren der Erde aufstiege und die Strömungen der Luft in's Stocken brächte. Kein Lüftchen athmete; kein Laub säuselte, und wenn in den hellsten Vollmondnächten das Firmament, tiefblau und dünstelos, die glänzende Landschaft überwölbte, so kroch knapp am Boden ein bläulicher, schleierähnlicher Nebel hin, ohne die Gräser zu befeuchten. Dumpfe Trägheit ergriff die Menschen; abgespannt, mit schneller pochendem Herzen, schlichen sie umher; Einer fragte den Anderen, ob ihm auch so bang wäre, und Jeder bejahete es, ohne einen Grund dafür zu wissen. Die Gesichter, sonst ein treuer Spiegel des trüben oder heiteren Himmels, bildeten jetzt, mit ihren Falten und Runzeln, einen widerlichen Contrast zu den sonnigen Tagen und wolkenlosen Nächten. Kein Verstimmter fand Trost in der Laune eines Anderen, denn Alle waren verstimmt, und selbst der leichtsinnige Muthwille verwandelte sich in wehmüthigen Humor.

Durch einige Wochen blieb Alles sich ein unerklärbares Räthsel, bis ein verhängnißvoller Morgen die traurige Lösung gab. Eine verheerende Seuche war mit überraschender Heftigkeit, wie durch einen Zauberschlag, über Nacht, im Städtchen ausgebrochen. Das Zügenglöcklein, welches sonst kaum einmal in der Woche gezogen wurde, läu-

tete am ersten Tage zehnmal. Rathlosigkeit und Entsetzen mahlte sich auf allen Gesichtern. Die lieben Leute, die sonst so gemüthlich heiter und behaglich lächelnd in den Tag hineinlebten, rannten oder wankten nun plötzlich mit ernsten, langen, mitunter sogar gescheidten Gesichtern umher, und sprachen vielleicht, seit ihrer Geburt zum ersten Male, von etwas Anderem, als Schmaus, Spiel, Stadtgeklatsch und halbverschollenen Neuigkeiten. In manchem hölzernen Busen entwickelte sich ein Keim von Herz, in manchem trockenen Gehirn eine Art von Gedanken, in mancher egoistischen Seele ein Anklang von Aufopferung. Selbst Brand vergaß auf seine Handbibliothek und gerieth in eine Thätigkeit, die ihm Niemand zugetraut hätte. Eva schien sanftmüthiger zu werden, und Klarentine, das muntere, muthwillige Mädchen, weinte sich vor Bangigkeit die Äuglein wund, und seufzte, von ungestümer Sehnsucht ergriffen: „Ach wäre der Baron doch zurück!“

Schwer lastete die Hand des Schicksals auf dem Städtchen. Kein Tag verging ohne Trauerscenen, und mit steigernder Unruhe durchlebte man jeden, der weniger Opfer forderte, weil der folgende fast immer das Versäumte doppelt einbrachte. Die schöne Herbstzeit mit ihrem Überschwang an Freundlichkeit widerte den wärmsten Naturfreund an; sie schien ihm eine beißende Ironie. Im buntesten Farbenspiele prangte das Kleid der Erde, und aus seinen Falten hauchte Verderben. So ruhig, so silberweiß lag in freundlicher Sternennacht das

Städtchen zu den Füßen der nahen Weingebirge ausgebreitet, und Stunde für Stunde wimmerte das böse Glöcklein sein schauerliches: „Memento mori“ empor. Die Entmuthigung war auf's Höchste gestiegen. Die rasch anwachsende Macht des Übels führte einen plötzlichen Übersprung der Stimmung herbei. Die Muthigeren sahen ein, daß die gewöhnlichen Mittel hier nicht ausreichten, und blickten nun der Gefahr mit Trotz und Kaltblütigkeit in's Auge; die Zaghaften verfielen im Bewußtseyn ihres — ich möchte sagen — provisorischen Zustandes, in stumpfe Gleichgiltigkeit oder wilde Lustigkeit. Das Leben war im Course gefallen. Man war damit zufrieden, den nächsten Morgen erreicht zu haben, und wer die Hälfte seiner Familienglieder einbüßte, pries Gott dankbar, daß er mit der andern Hälfte sie überlebte.

Die wahre Lesezeit für Schwarz war gekommen. Er hatte vollauf zu thun, und konnte bei dem größten Fleiße kaum ausreichen, um all' die Gäste, die man Tag für Tag ihm zuführte, unterzubringen. Am frühesten Morgen war er schon bei seinem Werke, und noch in später Nacht schaufelte er beim Strahle des Mondes oder beim flackernden Spane, rüstig darauf los.

Die Opfer der Seuche wurden ihm alle, gleich nach ihrem Hinscheiden, in das Todtenkämmerlein abgeliefert, eine Maßregel, in welche man sich bald aus Furcht vor der Ansteckung, ohne Unterschied des Standes und Alters, zu fügen genöthiget sah. So zahlreich aber auch die Gestalten waren, in

welchen sich der Tod dem alten Schwarz zeigte, so wenig Eindruck machte das auf ihn. — „Heute hab' ich große Gesellschaft!“ sprach er bisweilen zu Nantchen, sich die Hände reibend, „heute brauch' ich eine Stärkung!“

Das Mädchen wußte dann wohl immer, was ihr Vater vorhabe. Er benützte nämlich die wenigen Stunden, die solch ein heißer Tag ihm übrig ließ, um einem einsamen Wirthshause auf der Heide zuzueilen, wo er an einem Seitentische, den selten Jemand mit ihm theilte, dem Glase wacker zusprach. In der lustigsten Laune kam er dann jedesmal heim, und ging mit doppeltem Eifer an seine Arbeit, die er nie lieber betrieb, als bei Nacht. Eine Eigenheit von ihm war es, sich dabei nicht belauscht wissen zu wollen. Selbst Nantchen durfte ihn nicht stören, zumal, wenn er in der Todtenkammer beschäftiget war. Nantchen getraute sich auch nicht, so sehr es ihr bisweilen auffiel, ihm nachzuschleichen, oder ihn zu fragen, welche seltsame Zwiesprache er mit seinen kalten Gästen halte, warum er so ängstlich umherspähe, Thüren auf- und zupoltere, und sich oft noch stundenlang in sein Zimmer verriegle, eh' er zur Ruhe ging. Zuletzt verlor sich ihre Neugierde, und die Gewohnheit machte, daß sie sowohl diese, als andere Seltsamkeiten ihres Vaters nicht weiter beachtete.

Nebstdem hatte er noch einen leidenschaftlichen Hang zum Lottospiele. Die Zahl der im Laufe eines Monates von ihm Eingescharrten war die Numer, die er jedesmal setzte, und so trieb er sich dann, da

die Sterblichkeit im Städtchen nicht groß war, oft Monate lang mit den mageren Einheiten umher, ohne einen namhaften Treffer zu machen. Jetzt aber stiegen seine Hoffnungen; Zahlen, wie er sie bisher nie erreicht hatte, kamen ihm unter, und schon der erste Monat, dessen Gesammtsumme er in drei Numern abgetheilt, trug ihm eine glänzende Terne.

„Tochter," rief er seinem Nantchen zu, als er mit dem Säckel voll blanker Thaler nach Hause kam, „jetzt ist gute Zeit. Diese noch mitgemacht, dann sag' ich meinem Geschäfte: Valet, und warte ruhig die Stunde ab, wo mein Nachfolger mir den Dienst erweisen wird, den ich so Vielen, mein Leben hindurch, getreu und liebevoll erwiesen habe!"

Auch für Nantchen waren diese Tage des Schreckens nicht unglücklich. In's Städtchen zu gehen, hatte ihr Schwarz verbothen. — „Bleibe du fein zu Hause," sagte er, „bei uns starb noch Niemand; im Städtchen aber geht es arg her. Hier bist du sicher! An seinen treuesten Dienern wird sich der Tod nicht vergreifen; er hat seine Lust nur dort, wo das Leben es ihm zu toll treibt!" Von all' den Trauerscenen, welche im Städtchen vorfielen, sah und hörte das Mädchen nichts, und die Resultate derselben, deren Zeugin sie vom Fenster ihrer Kammer aus seyn konnte, waren für sie um so weniger erschütternd, je stiller und geräuschloser sie vor sich gingen.

Auch auf die Besuche ihres geliebten Sigmund hatte der Vorfall keinen Einfluß. Er kam allabendlich zu ihr. Nur in seiner Liebe lebend, und

durch sie mit des Lebens düsterſten Farben vertraut gemacht, ging er furchtlos ſeinem Geſchäfte nach. Da er allein ſtand, weder einen Verwandten, noch einen wahren Freund im Städtchen hatte, ſo durfte er auch vor keinem Verluſte zagen. Selbſt der Gedanke, daß ihn das gleiche Loos, wie ſo Viele, treffen könnte, hatte für ihn nichts Abſchreckendes. Er betrachtete das Sterben als einen Gang zum Friedhofe, wohin er ja ſo viele Gänge ſchon gethan. Die allgemeine Verwirrung ging daher ſpurlos an ihm vorüber. Unter Tags arbeitete er, und wenn die Dämmerung anbrach, eilte er hinaus zu Nantchen, die ihm, wie immer, unter dem Thore bereits ſehnſüchtig entgegenharrte. Da ward geſchwärmt, geplaudert und geküſt, und die Stunden flogen wie Minuten dahin. Unfern der Stelle, wo ſo Viele lagen, um welche die bitterſten Thränen des Jammers floſſen, weinte die Liebe ihre ſüßen, ſeligen Thränen. Es war keine düſtere Gräberliebe, keine Liebe, die auf dem Marmorhügel ihrer Erkornen hinſitzen, und in banger Schwermuth verathmen will; ſondern die heiterſte lebensfroheſte Liebe, ein ſtürmender Walzer, geſpielt von Poſaunen. Freundlich malte Sigmund ſeinem Nantchen die Zukunft aus. Selige Tage verſprach er ihr, wenn es ihm nach kurzer Friſt gelänge, eine ſichere Stellung im Leben zu gewinnen, und ſie als liebe Hausfrau heimzuführen. Sie würde durch die Geſchicklichkeit ihrer Hände der kleinen Wirthſchaft nachhelfen, und ihr alter Vater, ſeines Tagewerks müde, den Reſt ſeines Lebens an der Seite liebender Kinder und En-

kel zubringen. Zu diesen Träumen kamen all' die Neckereien, all' die kleinen Kränkungen und wonnigen Versöhnungen, an denen die junge Liebe so reich ist; all' die kindischen Eifersüchteleien ohne Grund; all' die Sorgen um nichts, all' die Freuden über nichts; all' die Entbehrungen, die man sich auflegt und sich gefallen läßt, ohne auf den Genuß eben einen Werth zu legen.

Sie sprachen von Lebensfreuden, von Unterhaltungen, die sie gerne für einander aufopfern; von Gefahren, die sie bestehen, von Prüfungen, die sie aushalten wollten, und wünschten begierig einen Augenblick herbei, welcher Ihnen Gelegenheit darböthe, das zu thun, wovon sie sprachen.

Im Städtchen aber fing Sigmund an, Aufsehen zu erregen. Man wußte, daß sein Herz ihn an einen Ort ziehe, den Alles mit banger Scheu floh, an welchen Niemand ohne Entsetzen zu denken wagte. Man wich ihm ängstlich aus, und betrachtete ihn doch als einen jener Bevorrechteten, welche mitten in der Gefahr, wie höhere Wesen, unantastbar dastanden. Der Eine pries seinen Muth, der Andere schalt seinen Leichtsinn und seine Verwegenheit, der Dritte beneidete seine kräftige Gesundheit; — Niemand aber dachte an den Talisman — Liebe.

4.

Baron Willhof befand sich schon einige Zeit am Ziele seiner Reise. Von liebenden Verwandten aufgenommen, welche jeden Egoismus von sich fern hielten, fand er Gelegenheit, recht angenehme Tage

zuzubringen. Zwar erforderten die Verhältnisse, um deren Ordnung es ihm zu thun war, seine Gegenwart noch durch mehre Monate, aber die Art und Weise, wie er diese verlängerte Frist überdauern sollte, hatte nicht das mindeste Widerwärtige an sich. Soiréen wechselten mit Spazierfahrten, Tafeln mit interessanten Landpartien; kein Tag verging ohne neue Bekanntschaften. Er sah viel Schönes, Merkwürdiges und Überraschendes: erhabene Naturscenen, imposante Bauten, reizende Gärten, romantische Reste der Vorwelt und Glanzpuncte der Gegenwart. Wohin er kam, wurde er gastfreundlich und zuvorkommend aufgenommen. Aus Aller Augen leuchtete das Bestreben, ihm gefällig zu seyn, und angenehme Erinnerungen in seinem Gedächtnisse zurückzulassen. Was nur Liebes und Gutes von einer Reise sich versprechen läßt, brauchte er nicht erst zu suchen und zu erfragen — es kam ihm auf halbem Wege einladend entgegen. —

Vor einem Jahre noch würde sich Isidor unendlich glücklich gefühlt haben; nicht so jetzt. Seine bisher ungetrübte Heiterkeit, seine sorgenlose Lebenslust hatte den Schmetterlingsstaub von ihren Flügeln abgestreift. In der belebtesten Gesellschaft, im amüsantesten Zirkel, wo er sonst seine Conversations-Gaben so siegreich geltend zu machen wußte, fühlte er jetzt ein Etwas, das ihn bewegte, und die Schwingen seines Geistes lähmte. Er konnte es sich nicht verhehlen, daß es die Erinnerung an Klarentinen sei. Es kam ihm seltsam, fast unerklärbar vor. — Er, bei dem ein ernsteres Gefühl nie län-

ger, als ein kurzes Stündchen anhielt, trug nun die Sehnsucht nach einem Mädchen, wo er ſtand und ging, mit ſich, wiewohl er mit dieſem Mädchen doch eigentlich erſt kurz vor ſeinem Abſchiede vertrauter geworden war. Nie hatte er an Feſſeln der Liebe geglaubt; er lächelte über jene ſchmachtenden Kopfhänger, welche offen geſtehen, daß ſie nicht mehr frei ſeien; er ſcherzte ſelbſt mit Klarentinen darüber, um ihr beiläufig einen Begriff von ſeinem leichten Sinne beizubringen, wenn ſie ſich je einfallen ließe, ihn von dieſer Seite faſſen zu wollen. Das Alles hatte ſich ſeit ſeiner Entfernung von ihr verändert. Jetzt fühlte er, wie abhängig die Liebe den flüchtigſten Sinn machen könne. Nur was ihn an ſie erinnerte, war ihm angenehm, und doch verſtimmte ihn Alles, was ihn an ſie erinnerte. Er ſchrieb ihr Briefe über Briefe, und lebte auf in den Zeilen, womit ſie ihm ſeine Fragen und Erkundigungen beantwortete.

Es war an Klarentinen Geburtstage, wo er dem Briefchen ein wohlverwahrtes K[illegible] mit einem geſchmackvollen Geſchenke für ſie beifügte. Er malte ſich die Scene lebhaft aus: wie ſie, die Züge ſeiner Hand erkennend, mit ungeſtümer Neugier, ſich über das Kiſtchen hermachen und es öffnen, wie ſie den Inhalt betrachten und betrachten laſſen, wie ſie die Gefühlsworte ſeines Schreibens leſen und wiederleſen, und die herzliche Freude mit dem wehmüthigen Wunſche beenden würde: „Ach wär' er nur ſchon zurück!“ — Mit ſteigender Sehnſucht erwartete er die Schilderung dieſer Scene von Klaren-

tinens eigener lieber Hand. Aber Posttag um Posttag verging — und das erwartete Briefchen kam nicht. Bange Zweifel erwachten in seinem Innern. „Sollte ihr die gutgemeinte Spende nicht zugekommen seyn! Oder ist sie ihr zugekommen, und sie verkannte den Willen des Gebers! — Vielleicht hat sie ihre Gesinnungen geändert, und dieses Stillschweigen ist sprechender, als jede ausweichende Zeile von ihrer Hand! — Ich will, — ich muß Gewißheit haben!“

Er setzte sich hin, schrieb einen Brief voll Zärtlichkeit und Liebe, und bat um schnelle Erwiederung. Aber auch dieses Schreiben blieb unerwiedert. Der einzige Gedanke, daß vielleicht die schöne Herbstzeit zu einladend zu einer kleinen Reise war, während welcher die einlaufenden Briefe zurückgelegt wurden, gereichte ihm zur Beruhigung.

Dessen ungeachtet litt es ihn nicht länger in der Ferne. Er bot bei den Behörden, welchen die Ordnung seiner Familien-Verhältnisse in seiner persönlichen Gegenwart oblag, sein Möglichstes auf, um einen schnellen Abschluß herbeizuführen. Geld und gute Worte thaten das Ihrige, und gegen Ende des Jahres zu war Alles ausgeglichen.

Er nahm die nicht unbedeutenden Summen, welche ihm durch den Verkauf der Realitäten zufielen, die sein verstorbener Onkel in jenen Gegenden besaß, in Empfang, stellte sich wegen Anderer, noch nicht einbringbarer Forderungen sicher, trat seine übrigen Ansprüche, auf dem Wege des Vergleiches, gegen billige Entschädigung oder hinlängliche Ge-

währleiſtung, ſeinen Verwandten ab, und beſchloß ſeine Rückreiſe unverzüglich anzutreten, um längſtens am Sylveſter-Abende im Städtchen L. wieder einzutreffen. Seiner Vereinigung mit Klarentinen ſtand nun nichts mehr im Wege. Sein Vermögen war rangirt; auswärts hatte er nichts weiter zu ſuchen, er konnte ſich mit ſeiner Auserwählten nun, durch das Band der wärmſten Liebe vereint, auf ſein Landgut zurückziehen, und ſein Leben zwiſchen den ländlichen Vergnügungen auf ſeiner anmuthigen Beſitzung, und den beſcheidenen Freuden, welche die Nähe der kleinen Stadt darbot, ungeſtört theilen.

Das Gemüth erfüllt mit den Bildern der lachendſten Zukunft, reiſte er ab. Im Fluge ging's fort, faſt ohne Nachtlager. Nur ſelten wechſelte er mit Jemand ein Wort; denn er war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftiget. Von dem Schickſale, welches das Städtchen L. während ſeiner Abweſenheit betroffen hatte, wußte und erfuhr er daher nichts. Je näher er kam, deſto zuverſichtlicher pochte ſein Herz. Alle Zweifel, die ſich ihm bisher aufgedrungen hatten, legten ſich, als er die Grenze des Landes überſchritt, welches den Gegenſtand ſeiner Liebe umſchloß. Er konnte ſich nicht verhehlen, daß er ganz und gar verändert zurückkehre. Mit leichtem flüchtigen Sinne war er ausgezogen; ernſt und nachdenkend kehrte er heim. Die Sehnſucht war ſeine große Lehrmeiſterin geworden. Endlich rollte der Poſtwagen über die Grenze des Bezirkes, aber ſein Bangen wollte ſich noch nicht ganz zur Ruhe legen; Ahnung beklemmte ſeine Bruſt beim Abſchiede, noch drückendere Ahnung be-

fiel ihn, als nach und nach immer bekanntere Gegenstände an seinen Augen vorüberglitten.

5.

Es war in der letzten Decemberwoche, als eines Tages alle Glocken des Städtchens L. in freudige Bewegung geriethen, und die Bewohner von allen Seiten in die Kirchen zusammenströmten, um Gott für die Befreiung von einer Plage zu danken, welche ihnen so viele Sorgen, Opfer, Thränen und Entbehrungen gekostet hatte. Auferbaulich war der Anblick der hartgeprüften Beter, auf deren Gesichtern sich ein wunderbares Gemisch von Schmerz über erlittene Verluste und von dankbarer Freude wegen überstandener Gefahr spiegelte. Wohl nie, seit L. steht, ist inbrünstiger gebetet worden. Wer dieselben Menschen vor wenigen Monden noch mit ihrer gaffenden Gleichgiltigkeit und ihrer scheinheiligen Coketterie in den Stühlen knien, oder neben denselben herumlehnen sah, und sie jetzt betrachtete, der hätte sie für ganz andere gehalten. Ein Geist des Ernstes sprach aus den Zügen aller Anwesenden. So mag der Anblick eines Freicorps seyn, welches trunken und lärmend, mit erfahrungsloser Recrutenlust, daherschlendert, die nahe Affaire nicht ahnend, der es entgegen zieht. Da kommt es plötzlich in's tödtliche Feuer: rings Fall und Verwundung und Geschrei; endlich gibt die Verzweiflung Muth, ein kleines Häuflein haut sich durch, und schickt, gerettet, sein Dankgebet zum Himmel empor. Und wer die Übriggebliebenen sieht, erkennt sie kaum; es

ſind nicht mehr jene tollen, leichtfertigen Recruten, die ausgezogen waren; ernſt, gealtert, gebräunt und ausgearbeitet ſtehen ſie jetzt da, und verrathen die Schule, durch die ſie gelaufen. Eine bittere Schule iſt die des Unglücks und der Gefahr; aber man lernt ſchnell in ihr, und ihre Lehren ſind heilſam.

Das Leben war wieder in ſeine Gleiſe zurückgekehrt. Die Erfahrung, daß kein Menſch auf der Welt unentbehrlich iſt, hatte ſich in der kurzen Friſt ſchon erwieſen, ſeit welcher das Übel im Abnehmen war. Die meiſten Lücken waren ausgefüllt; viele Wunden vernarbt; viele Schmerzen gelindert, und man fing ſogar allmälich wieder an, auf Erheiterungen und Luſtbarkeiten zu denken, welche man ſo lange entbehren mußte. Des Menſchen größtes Glück iſt doch gewiß ſein ſchnelles Vergeſſen!

Die Carnevalszeit rückte immer näher, und manches Mädchen dachte bereits: „Der liebe Himmel hatte es doch recht gut mit uns gemeint, daß er die abſcheuliche Seuche vor dem Beginne des Carneval's aufhören ließ; wir haben doch wenigſtens eine kleine Entſchädigung für die überſtandene Angſt!“

Man erwartete aber gar den Beginn des Carneval's nicht, ſondern beſchloß, in der Freude ſeines Herzens, dem allgemeinen Freudenſpender vorzugreifen. Für den Sylveſter-Abend wurde ein Maskenball im Gaſthofe zum weißen Schwan angeordnet, zu welchem Jedermann der Zutritt geſtattet ſeyn ſollte, welcher in einer anſtändigen Maske erſchiene. Die Vorbereitungen zu dieſer fröhlichen Geneſungsfeier beſchäftigten das ganze Städtchen.

Endlich erschien der Vortag dieses heißersehnten Ballfestes. Man erwartete sich den lebhaftesten Zuspruch, denn ein herrliches Wetter begünstigte die schöne Festlichkeit, und der Gesundheitszustand hatte sich wieder dergestalt consolidirt, daß an schmerzliche Nachwehen nicht zu denken war. Von allen Schlössern und Märkten strömte die schöne Welt zusammen, um an dem Erstlingsvergnügen nach so langen und schweren Leiden Theil zu nehmen.

„Nantchen," sprach Schwarz zu seiner Tochter, „morgen ist Ball in der Stadt, morgen will ich auch Ball halten. Ich denke, daß ich mit meinem Geschäfte zu Ende bin. Im neuen Jahre setz' ich mich in Ruhestand. Morgen aber will ich nach meiner Weise noch einmal lustig seyn. Für Unsereins thut sich's nicht unter den Stadtleuten; ich glaube, sie röchen mich heraus, wenn ich in fürstlicher Maske erschiene. Überhaupt werd' ich lange zu thun haben, bis mich die Leute wieder unter die Lebenden aufnehmen. Ich muß mich wohl auf meinen Abendtrunk auf der Heide drüben beschränken. Wenn's dich gelüstet, die Alfanzerei mitzumachen, so thu' dir keinen Zwang an; vielleicht führt dich dein Herzliebster zum Tanze. Unter den Kleidern Deiner Mutter dürfte sich Manches finden, was für eine Maske taugt!"

Das Mädchen erstaunte nicht wenig, ihren sonst strengen Vater so guter Laune zu sehen, und machte sich allerlei Gedanken. Sie glaubte kaum, daß es sein Ernst seyn könne. Als er ihr aber sogar den Schlüssel zu dem Schreine übergab, in welchem

er die Kleinodien ſeiner Seligen verwahrte, da zweifelte ſie nicht länger an der Wahrheit ſeiner Erlaubniß. Es ſchien ihr der erſte Schritt, den er that, um ihr die Überzeugung zu verſchaffen, daß es wirklich ſein Entſchluß ſei, ſein unheimliches Brot endlich einmal aufzugeben und ſich in ſeinen alten Tagen mit dem Leben und mit den Menſchen wieder zu befreunden. Auch war es das erſte Mal, daß er von Sigmund ein bedeutungsvolleres Wörtchen hinwarf.

Sigmund ſelbſt aber war Abends, wie gewöhnlich, bei Nantchen, that aber von der bevorſtehenden Unterhaltung keine Erwähnung. Vielleicht wuſte er auch nichts davon, denn er pflegte ſich um dergleichen Vorfälle wenig zu bekümmern. Auch Nantchen war eben keine Freundin ſolcher rauſchenden Vergnügungen; aber ihres Vaters Erlaubniß hatte ſie aufmerkſam gemacht, und ihr einen Gedanken untergeſchoben, auf welchen ſie ſonſt ſchwerlich verfallen ſeyn dürfte. Das war nun wieder eine jener freiwilligen Entbehrungen, womit ſich Liebende ſo gerne necken. Weder Nantchen, noch Sigmund konnte ſich denken, daß die Freuden eines Balles höher ſtehen, als die ernſtheiteren Augenblicke treuer Liebe, aber Nantchen und Sigmund waren nicht frei von dem Erbfehler aller Überſpannten, an Kleinigkeiten das Glück und die Ruhe mancher Stunden und Tage zu knüpfen.

„Tanze mir morgen nicht zu viel!“ drohete Nantchen ihrem Sigmund, als er eben Ab-

ſchied nehmen wollte, „ich könnte ſonſt Vergeltungsrecht üben!“

„Tanzen? Du weißt ja, daß ich kein Freund dieſer Alfanzereien bin; und wo ſollt' ich denn tanzen?“

„Ei, wie gut Du Dich verſtellen kannſt! Als ob Du vom Maskenballe, mit dem ſie morgen den Sylveſter-Abend feiern, nicht ein Sterbenswörtchen gehört hätteſt!“ —

„Je nun, gehört hab' ich wohl davon; der ganzen Stadt wirbelt's ja ſchon im Kopfe; aber ich — ich habe wahrlich nicht mehr dran gedacht. Tanze nur Du nicht zu viel, Mädchen bedürfen der Warnung eher!“

„O ich hätte vollkommen Erlaubniß dazu, mein Vater hat nichts dawider; da ſieh', er gab mir ſogar den Schlüſſel zum Schreine meiner ſeligen Mutter. Da, meint er, dürfte ſich Manches finden, was, von meinen Händen umgemodelt, mich recht gut kleiden würde. Im zierlichen Staate, das Lärvchen vor, damit Niemand vor der Tochter des Todtengräbers Anſtand nehme, würde ich vielleicht auch Anwerth finden. Und ich habe ſchon über ein Jahr nicht getanzt. — Was meinſt Du, Sigmund?“

„Ich kann Dir's ja nicht wehren! Ich müßte mir's wohl gefallen laſſen, wenn mir's auch noch ſo unlieb wäre!“ —

„Das wäre Dir's aber nicht, — oder — doch?“

„Du weißt ja, wie ich denke? Wir haben unſere Liebe in ein ſo wehmüthiges Stillleben hineingewöhnt, wir haben uns hinter Kirchhofmäuern und

Thränenweiden unſere Freude gepflanzt; könnteſt Du im Gewühle der Masken dich heimiſch fühlen, wenn Du an Deinen einſamen Freund auf dem Grabſteine Deiner Mutter dächteſt? Oder wollteſt Du abſichtlich den Gedanken an ihn verdrängen, damit er Dir Deine bunte Luſt nicht trübe? Gewönneſt Du dabei?«

»Das heißt ſo viel, als: es iſt Dir nicht lieb! O ich kenne Dich, Schlauer! — Jetzt haſt Du Dich verrathen! — Du willſt mich nur fern halten, um ein Vergnügen, welches Du mir mißgönnſt, ungeſtört genießen zu können! — Nantchen ſitzt auf dem Kirchhofe, pflückt Todtenblumen, bindet Kränze, und denkt an ihren Sigmund, einſam und liebevoll, indeß ihr guter Sigmund ſich mit artigen Masken herumneckt, ſich im rauſchenden Walzer dreht, und ihr dann übermorgen mit der unſchuldigſten Miene vorlügt: er habe keinen Schritt über die Schwelle ſeiner Stube geſetzt, und an Niemand gedacht, als an ſein Nantchen!«

»Pfui, — wie Du doch urtheilſt! — Wenn ich aber, während ſie morgen im Städtchen drauf los walzen und tolles Zeug treiben, bei Dir ſitze, dort auf dem Marmor-Würfel, wo wir uns kennen lernten, und Deine Hand drücke und Dir verſichere, daß mir ſolch' ein Händedruck mehr gilt, als alle Bälle und Redouten der Erde?«

»So thuſt Du's vielleicht nur, weil Du nicht ausweichen kannſt, weil Dir's doch einiger Erſatz für Deine Entbehrung iſt, wenn auch ein geringer! Wenigſtens verplauderſt Du einen Theil der Zeit mit mir, welche Dir zur Ewigkeit würde, wenn Du

nicht auf den Ball gingest, und allein zu Hause ſitzen müßteſt. — Sieh! das wäre ein Opfer, werth unſerer Liebe! — zu Hauſe ſitzen, nicht auf den Ball gehen, und ohne bei mir ein bischen Troſt für die Langeweile zu ſuchen, doch keine Sehnſucht nach Unterhaltung empfinden! — Das bringt ein ſtilles, an die Einſamkeit gewöhntes Mädchen zu Stande, — wo iſt aber der Mann, der's vermag?"

„Er iſt hier!" antwortete Sigmund, mit einem Pathos, über welchen Jeder, der die Capricen der Liebe nicht kennt, gelächelt haben würde. — „Lebewohl," fuhr er in einem Tone fort, aus welchem Nantchen nur zu deutlich erkannte, daß ihre ſchmollende Herausforderung ihn empfindlicher verletzt hatte. „Lebewohl! So wahr ich Mann bin, ich gehe nicht auf den Ball; aber dieſe Stelle ſieht mich morgen auch nicht. Zum Mittel gegen Langeweile iſt mir Nantchens Liebe zu heilig!"

Mit dieſen Worten ſtürzte er, nach einem raſchen, aber innigen Händedrucke, ohne ſie anzublicken, fort. Sie rief ihm nach, ſie eilte ihm nach, aber vergebens; im Fluge war er verſchwunden.

„Ich bin doch recht boshaft," ſchalt ſich Nantchen mit Thränen im Auge ſelbſt. — „Warum mußt' ich ihn ſo quälen. Jetzt geſchähe mir recht, wenn er ginge, wenn er's toll triebe, wenn er ganz auf mich vergäße! — Ja, und er wird's auch; mein verſtelltes Mißtrauen hat ihn zu tief gekränkt! Ach, wenn's nur ſchon übermorgen wäre, oder wenn ich ihm morgen nur ungekannt nahe ſeyn könnte, um das Ärgſte zu verhüthen!"

Dieſem Gedanken, mit allem Ernſte der Reue und Beſorgniß nachhangend, ging ſie in's Häuschen zurück und öffnete, da ihr Vater noch nicht daheim war, zum Zeitvertreibe, den Schrein ihrer Mutter, in welchen ſie ſeit dem Tode derſelben nie einen Blick hatte thun dürfen. Sie war ſeltſam überraſcht von dem bunten Krame, den ſie da fand. Kleider, Spitzen, Bänder, Blumen, Schmuckſachen, ja ſelbſt eine Larve zog ſie unter dem, unordentlich durch einander geworfenen Wäſchzeuge hervor. Sie war ſo oft in ſüßer Wehmuth auf dem Grabſteine ihrer Mutter geſeſſen, ohne zuſammenzuſchauern, jetzt aber, da ſie ſo in den Erbſtücken der Theueren, ſinnend und ohne Wahl, herumwühlte, überlief ſie ein eiſiges Röſteln, und mit einem lauten Schrei fuhr ſie auf, als ihr Vater eintrat, und ſie mit dem Zurufe: „Nicht wahr, Vater Schwarz hat Dir Dein Erbtheil gut erhalten?“ aus ihren Träumen weckte.

6.

Im ſeligen Vorgefühle einer baldigen Befriedigung ſeiner immer wachſenden Sehnſucht fuhr Baron Iſidor den wohlbekannten Thürmen des Städtchens zu, welches ſein Glück umſchloß. Je näher er kam, deſto mehr traten alle Ahnungen und Beſorgniſſe, alle Zweifel, die er ſich ſelbſt gemacht, oder die ihm manches Gerücht, das während der Reiſe ſein Ohr berührte, erregt hatte, in den Hintergrund. Im ſicherſten Bewußtſeyn, noch am letzten Abende des alten Jahres am Ziele ſeiner Wünſche ſtehen und am Arme treuer Liebe in das neue

hinübergaukeln zu können, rollte er, zwischen den beiden verhängnißvollen Kirchhöfen durch, an die Barriere vor, welche, da schon die zehnte Stunde geschlagen, bereits niedergelassen war. Ungeduldig über diesen kleinen Aufenthalt, rasselte er durch die menschenleere Hauptstraße des Städtchens, und ließ vor dem Gasthofe zum weißen Schwan halten. Helle Kerzen flimmerten durch die sechs Fenster, welche die Fronte des ersten Stockwerkes bildeten, und rauschende Tanzmusik scholl dem Absteigenden entgegen. Auf seine Frage: was es gebe? vernahm er, daß ein glänzender Maskenball die ganze schöne Welt von L. hier versammelt habe. — Wie konnte die schönste unter der schönen Welt fehlen? — Hier sollte er also sie wieder finden, die lange vermißte liebe Braut, hier sollte sein Herz das erste Probestück der Treue ablegen und sie, in ihrer Vermummung, aus hundert bunten Masken, mit freudigem Pochen, erkennen.

Er beachtete es gar nicht, daß fremde Gesichter zu seiner Bedienung erschienen; daß der alte dicke Wirth mit dem veilchenfarbenen breitschößigen Staatsfracke, der sonst jedem Gaste zuerst die Honneurs machte, ihm aufzuwarten zögerte, — sondern fragte nur in Eile, ob er nicht auch schnell eine Maske bekommen und den Ballsaal besuchen könne. Ohne sich umzukleiden oder sich nur ein Viertelstündchen Ruhe zu gönnen, warf er den Domino um, den man ihm brachte, nahm eine Larve vor, und mischte sich mit ungestümer Hast unter die lärmenden Masken.

Es war eben Raſtſtunde. Die Ballgäſte ſaßen theils auf den Bänken längs der Wände des Saales umher; theils wandelten ſie in geſprächigen Gruppen auf und nieder. Die Nebenzimmer waren von Spielenden und Soupirenden beſetzt. Iſidor durchlief die Reihen der Masken mit forſchenden Blicken, muſterte alle weiblichen Taillen, beobachtete alle Geberden und Bewegungen der jugendlichen Geſtalten und gab ſich alle Mühe, unter den Männern vielleicht einen ſo gewichtigen Körper herauszufinden, wie er ſeinem künftigen Herrn Schwiegerpapa nicht abzuſprechen war. Eben wollte er die Revue in den Seitengemächern beginnen, als ihm eine weibliche Maske auffiel, welche allein und abgeſondert, als ob ſie es abſichtlich thäte, in einer Fenſterecke ſaß. Er ſtellte ſich, ihr gegenüber, hinter einen Pfeiler des Orcheſters, um ſie genauer in's Auge zu faſſen. — „Sie iſt es!“ rief plötzlich ſein Herz. — „Kein Zweifel! Es iſt daſſelbe Kleid, das ich ihr zum Geburtstagsgeſchenk überſendet habe, das böſe Kleid, das ſie auch nicht eines flüchtigen Dankes würdigte. Nun trägt ſie es doch! Sie iſt es gewiß, — ich kenne Schnitt, Putz und Stoff genau! So täuſchend könnte es keine Pariſer Modiſtin nachgeahmt haben! Ich will mir Überzeugung verſchaffen!“

So zu ſich ſelbſt ſprechend, machte er ſich der Maske näher. Dieſe aber erhob ſich, als er ſich eben an ihre Seite ſetzen wollte, als ob ſie ihm ausweiche. Faſt glaubte er, von ihr erkannt und zum Gegenſtande ihrer Neckerei geworden zu ſeyn. Knapp hinter ihr hertretend, gewann er die vollſte Gewiß-

heit, daß es Klarentine sei. Er hatte in ein Blatt der Spitzenkrause, welche den obern Saum des Kleides guirlandenartig umschloß, seinen Namen einsticken lassen, und zwar so sinnreich versteckt, daß er fast nur von Jenem, der darum wußte, entdeckt werden konnte. Auch diesen Namenszug bemerkte er, im Gedräng ihr nähergerückt, deutlich, — und sein Herz pochte vor wonniger Ungeduld. Er beschloß, vom Maskenrechte Gebrauch machend, sie anzusprechen, und ihr das Geständniß, daß sie wirklich seine Klarentine sei, gleichsam abzunecken.

„Du bist ganz allein, schöne Maske," — begann er mit leiser Stimme, sie zitternd am Arme fassend.

„Ich war's," versetzte die Maske, sich rasch umwendend, während durch die Übrigen, die ihr früher fast auszuweichen schienen, ein Geflüster lief. — „Jetzt bist ja Du bei mir!"

„Man muß einen treuen Gesellschafter im Herzen herumtragen, wenn man so lange, einsam und allein, sich befriedigt fühlen soll! — Ist Dein Vater nicht auf dem Balle?"

„O ja — er ist auf seinem Balle!"

„Auf seinem? — also nicht auf diesem?" — Und Deine Mutter? Sie tanzte ja gerne.

„Sie hat — ausgetanzt!"

„So bald schon? — Und wo ist denn Dein Bräutigam? Du bist ja Braut, wenigstens Deiner Maske nach!"

„Wenn Du mein Bräutigam nicht bist, — so muß er wohl zu Hause seyn!"

„Und wolltest Du nicht, daß ich's wäre? — Erinnert Dich gar nichts an ihn?“

„Du thust es ja eben!“

„Nur ich? — Ruht dir nichts näher am Herzen, was es besser könnte?“

„Daß ich nicht wüßte!“ —

„Ist nicht vielleicht das Kleid, welches Du trägst, ein Geschenk von ihm, durch das er Dich an seinen Namen wenigstens erinnern wollte?“

„Mein Kleid ist das Geschenk einer Todten!“

Unwillkührlich schauerte Isidor zusammen. Aber seine Neugierde war auf's Höchste gespannt. Er drang mit aller Wärme der Leidenschaft in die geheimnißvolle Schöne, unter deren Larve doch kein anderes Antlitz, als das seiner Klarentine verborgen seyn konnte. Mit Mühe sich bezwingend, neckte er sie, und bat sie, seiner festen Überzeugung, daß er sie kenne, ein Opfer zu bringen, sich zu demaskiren. Aber die Maske wollte davon nichts hören, sondern drohte sogar, den Saal zu verlassen, wenn er länger in sie dränge.

„Gut,“ — sprach er, — „thu' es, Grausame, wenn Du mich schon so unverdient quälen willst; aber kein Gott bringt mich heute von Deiner Seite. Ehe noch der letzte Hammerstreich des alten Jahres verklingt, mußt Du mir Rede stehen, warum Du mich so boshaft hinhieltest! Ich folge Dir, wohin Du gehest; ich habe ein Recht darauf, Dich zu kennen, von Dir gekannt zu seyn!“

Die Maske wollte sich aus seinem Arme loswinden; er hielt sie aber ungestüm, fast krampfhaft zu-

rück. Sie drängte ſich der Thüre des Saales zu, ernſtlich entſchloſſen, wie es ſchien, die Geſellſchaft zu verlaſſen; er aber wich nicht von ihr, ſondern verſicherte, ſie begleiten zu wollen, und wär' es bis an's Ende der Welt. Schon hatte ſie die Schwelle erreicht, riß ihm durch eine raſche Wendung aus, und entſchlüpfte auf die Treppe. Er aber war ihr im Fluge auf der Ferſe, erhaſchte die Fliehende, und faßte ſie, auf's Höchſte gereizt, am Arme.

„Warum flieh'ſt Du mich?“ flüſterte er ihr in heftigſter Aufregung zu, — „Du verſtellſt Dich umſonſt! Nicht Neugier treibt mich Dir nach; blicke her, Du mußt mich kennen, wenigſtens mich erkannt haben, wenn ſich auch ein böſer Dämon zwiſchen unſere Herzen drängte!“

Mit dieſen Worten zog er, im Lichtkreis einer hellflackernden Straßenlampe ſeine Larve ab, während ſie, aufblickend, die Ihrige um ſo feſter anzog. — „Kennſt Du mich nicht? Oder willſt Du mich nicht kennen? Du biſt meine Braut! — Oder wer biſt Du ſonſt? Wohin geh'ſt Du?“

„Auf den Kirchhof!“ — erwiederte die ſpröde Schöne mit halb zitternder, halb lachender Stimme.

„Ich habe mich demaskirt! Thue dasſelbe!“ rief er, ungeſtümer, die Enteilende raſchen Schritts verfolgend.

„Du wirſt doch Deine Braut nicht bei den Todten ſuchen?“ verſetzte die Maske forteilend, indem ſie vergebens verſuchte, des zudringlichen Begleiters los zu werden. Er aber ließ ſie nicht von ſich, ſondern folgte ihr die Hauptſtraße entlang, über die

Barriere hinaus, Vorwurf auf Vorwurf häufend, ſeiner ſelbſt kaum mehr mächtig.

Schon hatten ſie die letzte Häuſerreihe der Stadt hinter ſich, und geiſterblaß im Mondlichte ſtarrten ihnen die beiden Kirchhofmauern entgegen. Die Maske lenkte links ein, dem halboffenen ſchwarzen Kirchhofthore mit dem weißen Kreuze zu.

„Verfolgſt Du mich noch weiter?“ rief die Maske, ſich losreißend, und durch's Thor ſchlüpfend.

„Bis in's Grab!“ ſchrie Iſidor außer ſich, und wollte ihr nachſtürzen; aber raſſelnd klappte vor ihm die Pforte zu, und entgeiſtert taumelte er zurück. Jedes Haar ſträubte ſich auf ſeinem Kopfe.

Halb ſinnlos rannte er gegen das Thor; da packte ihn eine männliche Geſtalt, in einen dunklen Mantel gehüllt, von rückwärts, mit einem donnernden: „Halt!“ — Iſidor ſchauerte zuſammen; ſchlug mit geballter Fauſt wild zurück, daß der Fremde, hart getroffen, zur Erde ſtürzte, und floh, wie von Geſpenſtern gepeitſcht, dem Städtchen zu.

Noch ſcholl ihm dumpfe Tanzmuſik aus dem Gaſthof entgegen. Mit wankendem Schritt flog er die Treppe empor; ſtürzte athemlos auf ſein Zimmer, und warf ſich angekleidet, wie er war, auf ſein Bette. Da ſchlug es zwölf; des Thürmers Horn verkündete des neuen Jahres Beginn. Der letzte Ton verhallte nachtönend in Iſidor's Ohren, und eine ſchlafähnliche Betäubung ſenkte ſich, dumpf und ſchwer, auf die Wimpern des Fiebernden.

7.

Ein sonniger Neujahrsmorgen war angebrochen. Der Gastwirth machte, schwarz gekleidet, die Runde, um seinen Gästen ein glückseliges neues Jahr zu wünschen. Dreimal klopfte er an Isidor's Thüre, ohne daß ein „Herein!“ erscholl; als er das vierte Mal pochte, glaubte er, da es schon hoch am Tage war, seiner Zartheit Genüge geleistet zu haben, wenn er, ohne eine bestimmte Antwort abzuwarten, leise einträte.

„Euer Gnaden beliebten vielleicht wider Wunsch so lange zu schlafen?“ begann er, dem Bette sich nähernd, auf welchem der Baron, noch im Domino, hingestreckt lag.

„Was gibt's?“ fuhr dieser aus seiner Betäubung auf, und maß den schwarzen Gratulanten mit großen Augen.

„Ich bin der Wirth vom weißen Schwan, wie Sie sehen,“ erwiederte der Schwarze, mit tiefen Bücklingen, „und komme, meinen ergebensten Glückwunsch zum neuen Jahre abzustatten und die Frage zu thun, wie Euer Gnaden zu schlafen beliebt haben, und ob etwa ein Frühstück zu Dero Befehle steht?“

„Der Wirth?“ — fragte Isidor, sich besinnend, — „der Wirth? Wo ist denn der alte Wirth?“

„Hat ihn auch geholt, die böse Krankheit!“ versetzte der Befragte.

„Welche Krankheit?“ —

„Ei — wissen Euer Gnaden nicht, was wir zu leiden hatten, und daß der gestrige Ball so recht

eigentlich ein Geneſungsfeſt war? — Ja, es hat uns ſtark mitgenommen! Wer die Stadt vor einem Jahre kannte, dürfte jetzt wohl ein Drittel der vorigen Bewohner nicht wieder finden! Aber Euer Gnaden dürfen ſich nicht fürchten; jetzt ſind wir wieder Alle kerngeſund!

Ju Iſidor erwachte mit einem Male der Schreckenstraum der verfloſſenen Nacht wieder, und mit Ungeſtüm aufſpringend, fragte er den Wirth, ob Brand noch Bürgermeiſter ſei.

»Er iſt's wohl noch,« erwiederte dieſer, »aber wir hoffen ihn ſchwerlich zurück. Er iſt verreiſt, und hat, wie es verlautet, bereits den Entſchluß gefaßt, anderswohin zu überſiedeln. Der Arme hat viel verloren! Seine Frau, um — die wäre noch das Wenigſte, — aber die liebe gute, ſchöne Klarentine!« —

»Klarentine?« rief der Baron, ſeines Abenteuers nur zu klar bewußt, — »was iſt's mit ihr? Sie war ja geſtern hier auf dem Balle?« —

»Müßte nur ihr Geiſt geweſen ſeyn!« antwortete der betroffene Wirth, »ſie liegt ja ſchon über einen Monat auf dem Kirchhofe!«

»Menſch, — Du biſt wahnſinnig,« — ſchrie Iſidor, den Wirth krampfhaft an der Bruſt faſſend,« — »ich ſah ſie geſtern; ich ſprach mit ihr, — begleitete ſie!« —

»Wie geſagt, da muß es ihr Geiſt geweſen ſeyn,« — entgegnete der Erſtaunte, ängſtlich, — »ſo wahr Gott lebt! ſie wohnt auf dem Kirchhofe; — ich ſelbſt hörte ihr zu Grabe läuten, ſie iſt todt!«

Wie vom Blitze berührt knickte Isidor zusammen. Todtenblässe überzog sein Gesicht; nur mit Mühe hielt ihn der Wirth, der seine Voreiligkeit bereute, aufrecht, schleppte ihn auf's Bett, und zog an der Klingel, um Hilfe herbeizuschellen.

Über eine Stunde lag Isidor regungslos, wie ein Todter. Als er die Augen aufschlug, stand bereits ein Wundarzt an seinem Lager.

Ein wildes Gelächter war die Antwort auf des Arztes Frage, wie er sich befinde. Sein Puls, sein Auge, seine Rede, — Alles sprach nur zu deutlich, wie es um ihn stehe. Er war wahnsinnig. Er, der ungläubige, ewigheitere, leichtsinnige Lebemann, der sonst dem Satan seinen Klumpfuß abdisputirt hätte, lag nun durchglüht von dem schrecklichsten Feuer, von nichts träumend, von nichts fester überzeugt, als daß er einem Gespenste begegnet, daß er eine Todte nach Hause begleitet habe. — „Sie war's" rief er, „sie war's, und wenn ich ewig verdammt seyn sollte, sie war's! Ich habe sie hinausbegleitet, im hellen Mondschein, auf den Kirchhof, wo sie wohnt! Ich werde doch das Brautkleid kennen, das ich ihr schickte! Sie war's! Meine Braut ist bei den Todten, — und ich bin ihr Bräutigam, — und sie erwartet mich, — und ich muß zu ihr kommen — ich will kommen — ich komme bald!"

Der Arzt war in größter Bestürzung. Die Heftigkeit des plötzlichen Anfalls ließ das Ärgste befürchten. Er säumte daher nicht, der Behörde die Anzeige zu machen, um so mehr, da er selbst erst seit Kurzem an die Stelle seines, von der Seuche eben-

falls hingerafften Vorgängers getreten war, und seinen Pazienten eben so wenig kannte, als der Wirth seinen Gast.

Nach wenigen Stunden, während welcher Isidor aus seinem Paroxismus, den der Arzt genau beobachtet hatte, in einen lähmenden Starrkrampf verfallen war, kam der Stadtschreiber Meineck mit zwei anderen Gerichtspersonen, um den Vorfall summarisch aufzunehmen.

Was Arzt und Wirth ihm angeben konnten, war nicht mehr, als daß der Fremde, um Klarentinen, des Bürgermeisters verstorbene Tochter, sich erkundigt, und auf die Nachricht, daß sie todt sei, behauptet habe, sie auf dem gestrigen Balle im Brautkleide gesehen, mit ihr gesprochen und sie zum Kirchhofe begleitet zu haben, worauf er in Wahnsinn verfallen sei.

Sigmund entfärbte sich bei dieser Angabe, sprang auf, ging in großen Schritten wie nachdenkend auf und nieder, und blieb plötzlich vor dem Stuhle stehen, auf welchem der Domino lag, welchen man dem Kranken abgezogen hatte. Mit großer Aufgeregtheit setzte er sich dann wieder, schloß das Protocoll, und entfernte sich mit dem Versprechen, dem Arzte in der Sache ehestens Licht zu verschaffen.

Nach einer Viertelstunde erschien die alte Anna, die einzige Person, die in des Bürgermeisters Hause außer Brand selbst von der Seuche verschont geblieben war. Sie wies sich mit des Stadtschreibers schriftlichem Befehle aus, zu dem Kranken eingelassen zu werden. Der Arzt führte sie daher zu ihm,

und empfahl ihr Vorsicht. Isidor lag noch im Starrkrampfe. Anna hatte ihn kaum erblickt, als sie in Thränen ausbrach, und sagte: „Ach Gott, das ist ja der gute Baron Isidor von Willhof, der Bräutigam unserer seligen Klarentine, ein Gutsbesitzer aus unserem Bezirke.“

Als der Arzt dieses hörte, bat er sie, nur ein Viertelstündchen bei dem Kranken, der jetzt für todt läge, zu verweilen, damit er selbst dem Stadtschreiber diese wichtige Entdeckung mittheilen könne. Sie nahm keinen Anstand, und jener eilte unverzüglich auf das Rathhaus.

Kaum war er aber fort, als Isidor die Augen, die ihm bisher starr offen standen, zu bewegen anfing, und die alte Anna durchbohrend ansah.

„Anna bist Du's?“ begann er, wie vom Tode erwachend.

„Ach Gott! Sie leben, Herr Baron,“ — weinte die gutmüthige Alte, die sein Erwachen ihrer Gegenwart zuschrieb, und ihn mit kindischer Freude darüber bei der Hand ergriff. „Ach freilich bin ich's!“

„Sage mir,“ flüsterte Isidor, ängstlich den Kopf wendend, mit natürlicher Stimme, „sage mir aber aufrichtig, denn die Andern belügen mich Alle, — ist Klarentine wirklich todt?“

„Leider, leider,“ schluchzte die geschwätzige Alte, ganz uneingedenk des Auftrages, den ihr der Arzt, gegeben, „ich selbst hab' ihr das schöne Brautkleid, das ihr der Herr Baron schickten, als Todtenkleid angelegt; sie wollte es so, ihr letzter Seufzer waren noch — Sie!“

»In meinem — Kleide — ward ſie alſo begraben« ſtammelte der Baron, lächelnd, »ei, ei! — Geh', gute Anna, rufe mir Jemand, daß er mir Papier und Tinte bringe, — ich muß — nach Hauſe — ſchreiben!«

»Gleich, gleich,« erwiederte Anna, der Thüre zueilend, ſtatt an der Klingel zu ziehen.

Mit einem raſchen Sprunge war Iſidor aus dem Bette, rannte zum Fenſter, riß beide Flügel wüthend auf, und wollte ſich hinaufſchwingen. Da wendete ſich Anna mit einem lauten Schrei um; der Baron ſtürzte mit dem Ausrufe: »Klarentine, — ich komme!« rücklings zu Boden.

In demſelben Augenblicke trat der Arzt mit dem Stadtſchreiber ein.

»Um Gotteswillen! Was ging indeß vor?« rief Jener, auf den ſtarr Ausgeſtreckten zueilend.

Iſidor war — todt. Anna erzählte, unter Jammern und Schluchzen, was ſich zugetragen hatte. Meineck eilte fort; der Arzt war außer ſich über das Verſäumniß, das er ſich zu Schulden kommen ließ.

In abgemeſſenen Schlägen läutete für Iſidor das Sterbeglöcklein, das vor wenigen Wochen ſeiner Klarentine zu Grabe geläutet.

8.

»Was bringt dich um dieſe Stunde zu mir?« rief Nantchen ihrem Sigmund entgegen, als dieſer, in ſeinen Mantel gehüllt, bald nach Mittag über den Kirchhof dahereilte. — »Du biſt ja ganz verſtört; iſt Dir etwas Unangenehmes begegnet?«

„Du warst gestern auf dem Balle,“ fragte Sigmund, seinen Mantel abwerfend, mit größerer Aufregung, als sie je an ihm bemerkt hatte, „verhehle mir nichts, Du weißt nicht, um was es sich handelt!“

Rantchen's Gesicht ward von glühender Röthe übergossen, und ihres Geliebten Hand hastig ergreifend, antwortete sie mit Thränen-erstickter Stimme: — „Ja — Sigmund! Verzeihe mir, ich war dort! aber bei Allem, was Dir heilig ist, beschwöre ich Dich, hinter meinem Fehltritte nichts Böses zu argwöhnen. Es war sträfliche Neugierde, voreiliges Mißtrauen, das ich jetzt schon schwer gebüßt habe!“

„Leider vielleicht schwerer, als Du ahnen kannst!“ versetzte Sigmund, sich unmuthig mit der Hand über die Stirne fahrend. „Was wolltest Du aber damit?“

„Ich wollte nur sehen, ob Du Deinem Versprechen treu geblieben seyest! Wir schieden vorgestern verstimmt von einander. Ich fürchtete, Du könntest aus Groll etwas thun, was du sonst nie gethan haben würdest. Ich wußte, daß ich Dich schwer beleidiget habe. Unruhe trieb mich fort! Ich glaubte nichts gewisser, als unter einer der walzenden und wirbelnden Masken Dich zu finden, wie Du Deinem gerechten Unwillen gegen mich wenigstens durch absichtliche Gedankensünden Luft machtest. Ich habe mich getäuscht, Du warst nicht dort!“

„Aber eine andere Maske war dort, die Dich verfolgte?“ —

Rantchen fuhr erschrecken zusammen, als sie

sah, daß Sigmund auch nun dieses Abenteuer wisse, und gerieth fast auf die Vermuthung, daß der Unbekannte ein bestellter Versucher gewesen sei. Mit kindlicher Offenheit gestand sie daher ihrem athemlos lauschenden Freunde Alles, was ihr auf dem Balle und nachher begegnet war, und jedes Wort, welches der Fremde mit ihr gewechselt hatte. — „Er muß mich, wenn er nicht die Rolle eines Prüfers mit fast übernatürlicher Täuschung gespielt hat, (so schloß sie ihre Erzählung) verkannt haben, oder mein Kleid hat ihn irre geführt.“

„Dein Kleid!“ forschte Sigmund in größter Spannung, „war es so auffallend? Wo ist es?“

„Für mich war es wohl etwas auffallend; — ich wählte es nur um weniger erkannt werden zu können. Man muß aber die Tochter der Gräber aus der Brauthülle herausgewittert haben, denn manche Masken wichen mir fast scheu aus, und die Blicke Vieler verfolgten mich so bedenklich, daß ich mich verlegen in den Winkel zurückzog, wo mich jener seltsame Mann auffand. Hier ist es!“

Sigmund betrachtete das verhängnißvolle Kleid genau, und seinem Auge entging auch der Namenszug nicht, welcher in dem einen Blatte der Spitzenkrause eingestickt war. Eine gräßliche Ahnung durchzuckte sein Inneres. Aus Schonung verrieth er sich jedoch so wenig als möglich, und fragte sie, woher sie das Kleid habe.

„Ich fand es im Schranke meiner seligen Mutter,“ erwiederte Rautchen, „zu welchem mir, wie ich Dir gesagt zu haben glaube, mein Vater den

Schlüssel gab. Ich fand gar bunten Kram in der Lade, — da sieh' nur selbst!"

Mit starren Blicken musterte Sigmund den Inhalt derselben. Seine Vermuthungen gewannen Zusammenhang, und nach einer Pause, während welcher ein Entschluß in seinem Kopfe zu reifen schien, fuhr er fort: „Wo ist Dein Vater?"

„Er kam seit gestern Nachmittags noch nicht nach Hause," antwortete Nantchen. „Seine Abwesenheit begünstigte eben gestern mein unseliges Vorhaben. Er wollte sich beim Wirthe auf der Heide gut geschehen lassen. Ich fürchte, es geschah mehr, als gut ist. Er hat solche Augenblicke der Überspannung."

„Wenn er zurück kommt, so sag' ihm, was Du mir sagtest, und was ich Dir jetzt sage. Der Mann, der Dich gestern verfolgte, war Isidor Baron von Willhof, der erklärte Bräutigam Klarentinens, der verstorbenen Tochter des Bürgermeisters. Das Ereigniß der heutigen Nacht raubte ihm seinen Verstand; vor einer Stunde endete er im Wahnsinne!"

„Todt! — ?" schrie Nantchen auf, und sank ohnmächtig zusammen.

Als sie zu sich kam, suchte sie Sigmund so viel als möglich zu trösten.

„Wie das Unglück des jungen Mannes," sprach er, „mit Dir zusammenhängt, weiß ich noch nicht klar. Vor Allem gib mir dies Kleid mit; die Untersuchung ist mir aufgetragen; vielleicht gibt es mir den näheren Aufschluß. Sollte Dein Vater bei der Sache befangen seyn, so rathe ihm, auf sich allein

zu denken. Du ſtehſt unter meinem Schutze, und ſtänden all' die Todten, die da draußen in jenen Gräbern ruhen, auf, um mir den Weg zu vertreten, ich trüge Dich durch die Reihen ihrer Gerippe ſchirmend hindurch, um vor aller Welt deine Unſchuld zu vertreten. Faſſe Muth, vertrau' auf mich, — Dein Sigmund iſt Dir nicht nur Bräutigam, er iſt Dir vielleicht auch bald — Vater!«

Mit dieſen Worten drückte er ſie krampfhaft an ſein Herz, warf den Mantel über, nahm das verhängnißvolle Ballkleid mit, und ſtürzte, Nantchen in Angſt und Thränen zurücklaſſend, von hinnen.

Noch konnte ſich Nantchen nicht faſſen, als ihr Vater eintrat, und ihren thränenvollen Gruß mürriſch erwiederte. Sie erkannte ſeine Stimmung, den rauhen Nachklang einer wild durchzechten Nacht, gar wohl, und wußte, daß in ſolchen Augenblicken wenig von ſeiner Herzlichkeit, an der es ihm ſonſt nicht fehlte, zu erwarten wäre. Aber die Sache war zu dringend, die Angſt für ſie zu peinigend, als daß ſie Sigmund's Rathe nicht augenblicklich hätte folgen ſollen. Sie erzählte ihm daher Alles mit gewiſſenhafter Genauigkeit.

Mit rollenden Blicken hörte Schwarz die böſe Geſchichte an; wechſelte, ſchwer aufathmend, die Farbe; warf ſich wie träumend auf einen Stuhl hin; ſtarrte wild auf den Boden und brach zuletzt in ein gellendes Gelächter aus.

Über Nantchen's Stirne rieſelte kalter Todesſchweiß.

Nach einer langen Pauſe, während welcher

Schwarz ruhiger geworden zu seyn schien, erhob er sich, und fragte seine Tochter mit zitternder Stimme, was Sigmund ihr versprochen und ihm gerathen habe.

Sie wiederholte, des Vaters heißglühende Hand fassend, Sigmund's Worte: „Sollte Dein Vater bei der Sache befangen seyn, so rath' ihm, auf sich allein zu denken. Du stehst unter meinem Schütze!"

„Bist Du Deines Sigmund's gewiß?" fragte Schwarz fast wehmüthig.

„Ganz gewiß!" betheuerte Nantchen.

„Nun so kannst Du ja sorglos seyn!" fuhr Schwarz ganz verändert fort; „auf mich nur zu denken kann mir dann nicht schwer fallen. — Jetzt aber, liebe Tochter — geh' ins Kirchlein hinüber; wir bekommen ja morgen einen Gast, wie Du sagtest, einen Baron, da muß man wohl länger läuten. Zieh' die Glocke an, die größere, verstehst Du? Ich ginge selbst, aber ich bin matt! Meine Sylvesternacht geht mir ab. Ich will mich zu Bette legen."

Nantchen gehorchte mit banger Ahnung. Sie ging in's Kirchlein, und warf sich, ehe sie den Strang rührte, in brünstigem Gebethe vor dem Bilde der Schmerzensmutter nieder. Dann zog sie die Glocke, welche wimmernd in die Winterlandschaft hinausscholl.

Leise trat sie ein, als sie ins Häuschen zurück kam, um ihren schlummernden Vater nicht zu wecken. Aber die Thüre seiner Stube stand offen, das Bette war leer, er selbst nirgend zu finden. Rufend eilte

sie umher, suchte ihn auf beiden Kirchhöfen, eilte die Thurmtreppe hinan, um ihn vielleicht in der Ferne wo zu erspähen; aber die einbrechende Dämmerung hatte Alles schon in einen Nebelschleier gehüllt. Jammernd eilte sie wieder ins Häuschen, und bemerkte hier, was ihr früher nicht auffiel, daß ihres Vaters Schrank geöffnet, und daneben auf dem Boden Geld verstreut war. Es blieb ihr nun kein Zweifel mehr, daß ihr Vater die Flucht ergriffen habe. —

Im Augenblicke des größten Unglücks allein zu seyn, ist ein entsetzliches Gefühl; Nantchen ertrug es nur, gestärkt durch den Gedanken an Sigmund's aufopfernde Liebe.

9.

Sigmund's Lage war peinlich. Als Amtsperson mußte er ein Ereigniß, welches das ganze Städtchen in Bewegung versetzt hatte, zur möglichsten Klarheit bringen. Wiewohl ihm jeder Schritt zur Gewißheit ein neues Opfer kostete, so wollte er doch seine Liebe zu Nantchen durch keine Pflichtverletzung entweihen, und noch vor des Barons Begräbnisse war daher das ganze Faktum gerichtlich konstatirt.

Das Ballkleid, welches Nantchen, als ein Erbstück ihrer Mutter, angelegt hatte, war, wie die alte Magd Anna beschwor, dasselbe, welches die selige Klarentine vom Baron zugeschickt erhielt, als sie bereits mit dem Tode rang. Es hätte ihr Brautkleid werden sollen, und ward ihr Tod-

tenkleid. Die Larve aber, welche Rantchen im Schranke ihrer Mutter fand, war die nämliche, welche man der Leiche vor's Geſicht band, weil doch Einige vom Städtchen ſie als ein allgemein geliebtes Weſen noch im Tode zu ſehen wünſchten, und ihr Antlitz ſchon nach wenigen Stunden zu gräßlich entſtellt war. Aus gleichem Grunde hatte man ſie auch ſchneller, als es beim Ausbruche der Seuche zu geſchehen pflegte, in's Todtenhaus gebracht und im Stillen begraben laſſen. Wer ſie dort ihres letzten Schmuckes beraubt habe, ließ ſich nun leicht aus der Art ſchließen, wie dieſer Raub entdeckt wurde. Schon auf dem Balle fiel es Manchen auf, eine Maske zu ſehen, welche dem Bilde der verſtorbenen Bürgermeiſterstochter, das ſich jenen, die es damals ſahen, tief eingeprägt hatte, ſo auffallend ähnelte. Des Todtengräbers Flucht und die Ergebniſſe einer Hausunterſuchung, die mit Rantchens möglichſter Schonung eingeleitet wurde, erhoben den gräßlichen Verdacht zur empörendſten Gewißheit. Wodurch Schwarz zu dieſem Frevel an der heiligen Hülle der Todten verleitet wurde, ob durch Habſucht, durch unzeitige Liebe zu Rantchen, durch Stumpfheit oder durch andere Beweggründe, darüber wußte Niemand Aufſchluß; Alles aber erſtaunte über ſeine unbegreifliche Unvorſichtigkeit, mit welcher er nach ſo kurzer Friſt ſeiner Tochter den Raub zur Verfügung ſtellte. Man glaubte den Schlüſſel zu dieſem Räthſel nur in dem tollen Leichtſinne und in der blinden Sicherheit zu finden, welche jedem Verbrechen,

wenn es zur Strafe reif wird, so rächend anklebt und den Tag der Vergeltung beschleuniget. —

Nach Schwarz liefen alsbald nach allen Richtungen Steckbriefe aus; seine Spur war aber verschwunden. Wahrscheinlich war es ihm noch bald genug gelungen, die Grenze der Nachbarprovinz zu überschreiten, und unter falschem Namen eine Freistätte zu finden.

Sigmund hielt sein Versprechen treulich. Um für Nantchen unmittelbarer sorgen zu können, nahm er sie, nach kurzer Zeit, zu seiner Frau, unbekümmert um Achselzucken und Seitenblicke. Er wußte wohl, daß ihm diese Verbindung seinen Dienst kosten würde, da die öffentliche Meinung der Tochter eines Verbrechers unmöglich günstig seyn konnte. Deshalb kam er, da er für das Nöthigste Einiges erspart hatte, dem Augenblicke, wo man ihm den Dienst aufkünden würde, zuvor, und trat freiwillig aus, im Vertrauen auf Gottes Beistand und das Sümmchen seiner Kenntnisse. In der Zwischenzeit ließ er keinen Schritt unversucht, um irgendwo sich in angemessenerem Kreise sein Brot wieder ehrlich erwerben zu können.

Beiläufig nach zehn Monaten erhielt er einen Ruf auf eine Herrschaft im äußersten Winkel des angrenzenden Landes, den er mit Freuden annahm. Schien ihm auch kein lockender Aufenthalt bevorzustehen, so waren doch die Bedingungen eben nicht ungünstig, und Nantchens Liebe versprach ihm jede Stelle der Erde zur liebsten zu machen. Sie war

ihm mit wahrhaft kindlicher Wärme zugethan, und sein Schwur: „Ihr einst auch Vater zu seyn!“ schien auf ihre Lippen übergewandert, wenn sie sich zärtlich mit dem Schmeichelworte: „Mein Vater!“ an ihn schmiegte. Bald aber sollte er diesen Namen in gewisser Beziehung noch besser verdienen, denn drei Monate vor ihrer Abreise fühlte sich Rautchen Mutter. Sigmund war darüber um so mehr entzückt, als ihn die nächste Zukunft ein sorgenfreieres Auskommen hoffen ließ. Auch versprach er sich davon eine günstige Rückwirkung auf seines Weibes körperliches und geistiges Leiden. Der Gedanke, daß sie in der Hülle einer Todten Ursache an dem Tode eines jungen, hoffnungsvollen Mannes gewesen, verbunden mit der Erinnerung an ihren verirrten, nun vielleicht im Elende schmachtenden Vater, versetzte sie oft in die zehrendste Traurigkeit. Aber Sorge kann nur durch Sorge geheilt werden, und welche Sorge ist mächtiger, als Mutterſorge?

Die Quelle ihres künftigen Trostes unter ihrem Herzen tragend, bestieg Rautchen den Reisewagen, und rollte, an der Seite ihres geliebten Gatten ihrem künftigen Aufenthaltsorte zu. Aber schon nach dem zweiten Tage fühlte sie sich unwohl. Dieses Unwohlseyn ward zur förmlichen Krankheit, als sie am vierten Tage, zwei Tagereisen weit von dem Ziele ihrer Reise, Nachtherberge hielten. Die Station war ein isolirter, elender Markt. Sigmund erkundigte sich um einen Arzt. Man brachte ihm einen Halbwilden, welcher sich in den Gestütten der Umgegend ein bedeutendes Renommée erworben hatte, und eine große

Freude darüber äußerte, um auch, nach Jahren, wieder einmal seine Kunst an einem menschlichen Wesen geltend machen zu können. Er erklärte die Krankheit für ein Scharlachfieber, und in fünf Tagen bestätigte der Tod der Armen seine Aussage, daß der Fall bedenklich sei.

In stummer Verzweiflung saß Sigmund am Bette, auf welchem seine todte Liebe lag, den Kopf in die krampfhaft gehöhlte Hand gestützt, als der herbeigerufene Meßner eintrat, um der Leiche die letzten Dienste zu erweisen. Stumpfsinnig, wie derlei Todtenvögel gewöhnlich sind, trat er zum Bette, besah sich die Leiche, und taumelte mit einem so lauten Schrei zurück, daß Sigmund entsetzt aus seiner Betäubung auffuhr. Der Meßner war Niemand Anderer, als Schwarz, der Vater der Todten, der hier sein Unterkommen gefunden hatte. Sigmund erkannte ihn; es gab eine schauerliche Jammerscene des Wiedersehens.

Sigmund wurde halb wahnsinnig von der Bahre seiner Frau weggerissen und in den Wagen gebracht. Nach zwei Tagen langte er an dem Orte seiner Bestimmung an. Sein Gemüth aber kam nicht zur Ruhe. Er war für's Kanzleileben verdorben. Bewegung, Unruhe, Betäubung waren ihm Noth; der Zufall kam ihm willfährig in kurzer Zeit zu Hülfe.

Die Kriegsjahre brachen aus. Die Provinz organisirte ein Freicorps. Für Sigmund war der Ruf dazu willkommen. Er hatte nichts mehr auf die-

ser Welt zu verlieren, als ein gebrochenes Herz — und das verliert sich leicht.

Das Ende seiner Geschichte läßt sich kurz erzählen. Schwankendes Kriegsglück trieb ihn bald dort-, bald dahin. Ein Handstreich der Feinde veranlaßte den Befehl, daß alle Truppen der Umgegend in der Nähe des Städtchens L., welches eine gute militärische Position abgab, zusammen gezogen wurden. Eine bedeutende Abtheilung des feindlichen Heeres wollte hier durchbrechen, um das Flachfeld gegen Norden zu gewinnen. Sigmund, der als Lieutenant eingetreten war, und sich in einem halben Jahre zum Hauptmann emporgeschwungen hatte, erhielt den Kirchhof zur Vertheidigung mit seiner Compagnie. Hier stand er auf dem Schauplatz seiner ehemaligen Freuden und Leiden. Der Sturm begann; zweimal wurde der Platz verloren; zweimal wieder gewonnen; beim dritten Anlaufe ging es mörderisch zu. Eine herbeigesprengte Truppe feindlicher Lanciers gab den Ausschlag.

Sigmund sank von einem Säbelhiebe tödtlich getroffen, unfern dem Marmorwürfel, der Nantchen's Mutter deckte, auf einem Hügel zusammen, vielleicht auf demselben Grabhügel, der wenige Jahre vorher den Unglücklichen aufnahm, welcher getödtet ward durch das verhängnißvolle — Ballkleid.

Schloſs Nonſuch.

(Nach Horace Smith.)

Der Plan zu dem Pallaste Nonsuch, nächst Ewell in Surrey, ward von Heinrich VIII. entworfen, um, wie der anmaßende Name desselben *), hinlänglich anzeigt, einen unvergleichlichen Beweis von der Prachtliebe und dem Geschmacke dieses Fürsten abzugeben.

Nonsuch wurde unvollendet gelassen, ein unerfülltes Versprechen des Glanzes, ein prachtvolles und doch wehmüthiges Zeugniß, wie ungewiß Menschengröße ist, und Königin Maria, die Kosten seiner Vollendung scheuend, ging mit dem Gedanken um, es niederreißen zu lassen, um fernere Ausgaben zu ersparen, als der Graf von Arundel, aus Liebe und Ehrfurcht, welche er gegen seinen alten Meister hegte, den Platz kaufte, und den Bau, der ursprünglichen Zeichnung gemäß, ausführte. Nicht eine Spur davon ist jetzt übrig; es verschwand wie andere mühevoll zu Stande gebrachte Spielwerke der menschlichen Eitelkeit, nur der anmaßende Name, welchen es führte, blieb zurück, herüberschallend in unsere Tage gleich einem traurigen Echo, welches

*) Nonsuch, nicht ein Solcher, sans pareil, ohne Gleichen.

der Vermessenheit anderer Zeiten spottet. Dennoch war der stolze Bau nicht ohne Tüchtigkeit und Gediegenheit. — Das Schloß lief um zwei Höfe, sagt die treffliche Verfasserin von der Königin Elisabeth Memoiren, einen äußeren und einen inneren, beide sehr geräumig; der Eingang in dieselben führte durch ein viereckiges, herrlich geschmücktes, befestigtes Thorhaus, welches mit Thürmen an den vier Kanten versehen war. Diese Thorhäuser waren von Stein, so wie das Erdgeschoß des Schlosses selbst; das obere Stockwerk hingegen war von Holz, reichlich verziert, und voran mit einer Menge verschiedenartiger Statuen, Zeichnungen und anderer alterthümlicher Gebilde von trefflicher Kunstarbeit und nicht geringem Werthe besetzt und geschmückt, welche alle, wie es scheint, aus sogenannter Roggenpaste verfertiget waren. In der Sprache unserer Zeit würde man diese Zeichnungen wahrscheinlich Basreliefs genannt haben. In den östlichen und westlichen Winkeln des inneren Hofraumes erhoben sich zwei schlanke, fünf Stockwerke hohe Thürmchen, mit Laternen an der Spitze, zu welchen hölzerne Geländer emporführten, die ringsherum liefen. Diese Wartthürme, von welchen aus man die beiden an das Schloß grenzenden Lustgärten und die weit ausgebreitete Umgebung übersehen konnte, waren gepriesen als der Hauptschmuck von Nonsuch.

Es war der Morgen des Michael-Meßabends. Das bemalte und gefirnißte Holzwerk des reichverzierten Baues flimmerte im Licht einer unbewölkten Sonne; die zahlreichen vergoldeten Wet-

terfahnen, welche die Gestalten der verschiedenen das Wapen des Königreichs haltenden Thiere darstellten, blitzten von allen Knäufen und Giebeln der Thürme, während die königlichen Fahnen, auf den Spitzen der schlanken Eckthürmchen entfaltet und stolz im Morgenwinde flatternd, der ganzen umliegenden Gegend ankündigten, daß sie über der Königin Elisabeth und ihrem Hofstaate wallten, welche im Palaste ihren Sitz aufgeschlagen. Ungeachtet er aber so begünstigt und beehrt war, schien doch die Frühe der Stunde und die Hitze des Morgens Ursache zu seyn, daß sich um die Außenseite des Gebäudes kein größerer Zudrang und Lärm bemerkbar machte. Einige Hellebardierer und Wachmänner von der Garde standen in ihren reichen Livréen längs des äußeren Thurmhauses aufgestellt. Auf den Straßen, die sich am Rande der Lustgärten hinzogen, schienen Pferde und Wägen, deren Richtung der Staub zeigte, demselben Puncte zuzueilen; im Übrigen war die Landschaft eben so still, als lieblich. Die Rudel des Hochwildes im Parke lagen, nur an ihrem Geweihe kennbar, in den Schatten geduckt; die Kühe aber, welche gewöhnlich in der Nähe des Thurmhauses geweidet wurden, waren vom Meier, zu welchem man sie zur Melke trieb, noch nicht zurückgekehrt, und mit Ausnahme eines einzigen Hirsches, welcher aus dem Dickicht hervorbrach, gleichsam um zu spähen und die Morgenluft einzuathmen, schien sich im weiten Revier, welches den Aufenthalt umgab, nichts zu regen, während der Mangel an Musik oder irgend einem anderen Klange festlichen und

brausenden Getümmels auf den Wällen vermuthen ließ, daß Ihre Majestät sich noch nicht vom Schlummer erhoben hatten.

Auf einer Terrasse jedoch, welche um die Außenseite des inneren Hofraumes lief, und durch eine fliegende Steintreppe mit dem Park in Verbindung stand, war eine kleine Gesellschaft versammelt, welche, dem ersten Hahnenrufe gehorchend, in der eben so loyalen, als löblichen Hoffnung sich zusammen fand, der königlichen Herrin eine angenehme Unterhaltung zu bereiten, wenn es ihr belieben sollte, die Jagden und Tagesbelustigungen zu beginnen. Unter diesen befand sich der alte Peovil, einer von den Jägern, eine abgezehrte verwitterte Gestalt, welcher jedoch mit einem rothen Fleck auf jedem Backenknochen zu beweisen schien, daß er im Stande sei, noch manche Leiche vor seiner eigenen mitzumachen. Er hielt drei Koppeln Windspiele an ledernen Riemen und war von einem Paar Hirschhunden umgeben, die sich zu seinen Füßen gemächlich und in der Sonne blinzend niedergestreckt hatten; während erstere mit gespitzten Ohren und in mannigfaltigen malerischen Stellungen voll munterer Aufmerksamkeit es ihrem Herrn nachthaten, und die Bewegungen einer bunten Gruppe beobachteten, welche sich gerade gegenüber befand. Sie bestand aus Master Toby (so benannt, weil er der Vorstand des Zehrgadens war, und sich überdies absichtlich zu einer Art von Abgeordneten der Festleute gemacht hatte) und eine Schaar von Stegreifmasken, gesammelt aus dem untergeordneten Dienervolke, die sich an-

ſchickten, unter einander ein kleines Schauſpiel aufzuführen, welches aus ekelhaften Schmeicheleien für die Königin, dem damaligen Zeitgeſchmacke gemäß, höchſt phantaſtiſch-allegoriſch zuſammengeſtoppelt war. Shakſpeare's Scherzſpiele und die Burleske von Bottom, dem Weber, waren noch zu wenig unter das Publikum gekommen, um der Begeiſterung für ſolchen Mummenſchanz Abbruch zu thun, auch würden ſie, unter was immer für Umſtänden, ſchwerlich auf Maſter Toby einen günſtigen Einfluß genommen haben, welcher bisweilen heimliche Ausflüge nach den Höhen des Parnaſſus aus dem Zehrgaden machte, und deſſen Geſchmack ſich lediglich von den ſpitzfindigen Kunſtſtücken ſolcher ſymboliſcher Tafelaufſätze herſchrieb, die ihm in der Küche unterkamen, und welche man ihres hieroglyphiſchen Characters wegen mit dem eigenthümlichen Namen: „Geheimniſſe," belegte. Auf dieſen ſelbſt gewählten Maskenmeiſter, welcher mit einem Papiere in der einen und mit einem Stock in der andern Hand, auf- und abſtolzirend, eine Probe mit ſeinen Dilettanten abzuhalten beabſichtigte, deren einige allegoriſche Frauengeſtalten darſtellten, blickte der ruhige alte Waidmann mit ſtiller Verwunderung, die ſich auf ſeinem hingehefteten Antlitze in einem Gemiſche von Grinſen und Spottblicken kund gab. In der That mußte (um ſich eines gelinden Ausdruckes zu bedienen) dem ſchlichten Manne das tolle Zeug als eine verwunderliche Art von Querleſerei vorkommen, welcher alle Schauſpieler zwar von Geſicht aus kannte, aber weder verſtand, warum ſie ſo ſeltſam

metamorphosirt waren, noch den Zweck begriff, zu welchem man sie, also sich zu äußern, unterrichtete.

Der Mann, welcher die Diana verhunzen sollte, hatte gegen alle Rücksicht auf Decorum und alle die Schicksamkeit, welche „die keusche Jägerin des Silberbogens auszeichnet," seine Beine auf eine Bank hingestreckt, und schwor „bei Molchen und Schnecken," in Erwiederung auf Master Toby's Ansinnen, daß er nicht eher zum Buche sehen wollte, als bis seine Pfeife gar wäre. Zur Bestätigung dieser Erklärung spuckte er auf den Boden, und begann seine Züge mit solcher Kraft, daß der Halbmond auf seinem Haupte, aus der dichten Tabakwolke, in die er eingehüllt war, aufdämmernd, nur zeitweise sichtbar wurde.

„Gut, — so komm indeß du, Kupido! Ich will bei dir den Anfang machen! Hast du deine Rolle vollkommen inne?" sprach Master Toby zu einem kleinen Jungen, welcher im Eifer des Schnellkäulchenspieles mit einem Rangen seines Alters seine Flügel ganz krumm aufgebunden hatte.

„Ja Herr, ja!" versetzte der Sohn der Venus. — „Schön gerade, Jemmy! Schön gleich! Jetzt bück' dich, Jemmy! Schön durch's Grübchen zum zweiten Male! Schön Maß gehalten, und nicht betrogen."

„Potz Blitz, du junger Wildfang! Nennst du das deine Rolle hersagen?" rief Toby in Wuth. — „Heraus damit, Lotter, heraus damit! oder ich klopfe dir mit meinem Stocke die Schultern wund, daß sie aussehen, wie Schweinsrippen!"

„Nein — nur noch ein bischen Geduld, Master Toby, laßt uns nur das Spiel erst enden; hab' eben einen guten Gesellen! Jetzt ist's an mir, und da sind nur drei im Grübchen. Und seht nur, da liegt der faule Barney Mumpford, und schläft in der Sonne, weil er nichts zu thun hat! Hallo, Barney, Barney!“ fuhr der Bube fort, ihm in die Ohren schreiend, „Master Toby ist da, und will mit Euch den Anfang machen!“

Der auf diese Weise Erweckte, dessen knapp anliegendes Wams und Beinkleid dicht mit Zungen bemalt war, um ihm eine Ähnlichkeit mit dem „Rufe“ oder der „Fama“ (der tausendzüngigen) zu geben, stand träg auf, und begann, nach einem bedachtsamen Dehnen und Gähnen, seine Rolle mit einer Art von schläfriger Feierlichkeit von sich zu geben. Da dieselbe darauf berechnet war, die Königin zu begrüßen, und nicht minder auf die weite Verbreitung ihres Ruhmes, als auf ihre umfassende Kenntniß von Sprachen und Zungen anzuspielen, so fing sie beiläufig mit folgenden Versen an:

„Elisa's Namen blies ich nach Nord, Süd, Ost, West,
„Weßhalb mein eigener sich verschweigen läßt.
„Nur nutzlos wär' mein Ruf hier sicherlich;
„Da sie die Zungen all' kennt, kennt sie mich!“

„Ja — hol's der Guckuk, Master Toby!“ rief der Sprecher, vom eigentlichen Exordium seiner Anrede abbrechend, „vorausgesetzt, daß Ihre Gnaden zum Schlusse nach meinem Namen fragen, so sage ich unumwunden, daß ich Barney Mumpford

bitt, daß ich sieben Jahre als Stallknecht diente, und daß die Oberstallmeistersstelle erledigt ist. Ich bin so gut dafür, als ein Anderer, und ein Kopfnicken ist mir so gut, als ein Druck für einen blinden Gaul.“

Mit einem Blicke gewaltiger Unruhe bemerkte der küchenmeisterliche Schauspieldirector, daß solch' ein Herausfallen aus der Rolle unvermeidlich sie alle in Mißgunst stürzen würde, und erinnerte seinen Schützling, daß es sein erstes Geschäft wäre, sich durch einen Trompetenstoß anzukündigen.

„Potz Blitz! daran erinnert Ihr mich?“ rief Barney, „darauf hab' ich selbst lange nicht vergessen! Das ist ja eben der Theil meiner Rolle, der leichter auswendig zu lernen ist, als alles Übrige!“

Mit diesen Worten setzte er das Instrument an den Mund, und brachte, allen Athem zu Hilfe nehmend, ein disharmonisches Eselsgeschrei zuwege, welches die Mißgeburt eines Seufzers und eines Gebrülles zu seyn schien. Bei dieser verunglückten Bemühung hielt sich der alte Neoviel, welcher von seiner Kindheit an alle Instrumente, vom Kreuzertrompetchen an bis zum Waldhorne, zu blasen gewöhnt war, nicht länger, sondern riß ihm die Trompete aus der Hand, setzte sie an seinen Mund, sammelte allen Athem in seine hohlen, ledernen Backen, und blies so laut und munter einen Rückruf, daß der ganze innere Hof den Schall zurückhallte, die Doggen plötzlich bellend und kneifend aufsprangen, und im nämlichen Augenblicke ein Thürhüther aus der Bedientenstube sprang und sie als eine Schaar un-

manierlicher Stallknechte und lärmender Maskennarren ärgerlich ausſchalt, welche, noch ehe die Frühſtückglocke in den großen Hof rief, ſolch' einen Tumult erhüben, wo man nicht einmal noch wiſſe, ob Ihre Hoheit ſchon das Schlafgemach verlaſſen haben.

„Ich wollte ein Harryſtück drum geben,“ ſagte Yeoviel, „wenn ich erfahren könnte, ob Ihre Gnaden ſich ſelbſt auf den Stand im Parke zu begeben geruhen werden, um die Hetze mit anzuſehen, oder ob man uns befehlen wird, die Hunde abzukoppeln und einen feiſten Rehbock für die Armbruſt aufzutreiben; denn der Morgen fängt bereits an zu ſchwinden, und der Thau wird ſich bald vom Graſe verlieren.“

„Daß Euch der Henker!“ — brach Maſter Toby los, indem er ſich in die Bruſt warf, und verächtlich auf den Waidmann herabblickte; „denkt Ihr, unſere edle und gelehrte Gebieterin werde ſich mit dummen Beſtien unterhalten wollen, wo ſie dem orpheiſchen Wohlklang einer Dichtung lauſchen kann, welche ich für ſie nach dieſer unſerer ſchönſten, ſäuberlichſten und ergötzlichſten Manier, vorbereitet habe? — An's Werk nun, lieber Herr „Ruf,“ — fahrt fort in Eurer Rolle, — fahrt fort in Eurer Rolle: Empfange, ſchöne, unvergleichliche, gelehrte, jungfräuliche — Königin!“

„Schön Dank, Maſter Toby!“ unterbrach ihn der „Ruf,“ vier Verſe in einem Zuge iſt eine gute Aufgabe für einen Junker, aber da müßt Ihr Euch einen Anderen ſuchen, um die Königin zu bewillkom-

men, denn das geht ganz und gar über mein Vermögen hinaus!“ — Diese Erklärung machte den Master Toby, als Poeten, wie als loyalen Unterthan, ganz unwirsch, und er war eben im Begriffe, dem guten Herrn „Ruf“ eine salbungsreiche Strafpredigt zu halten, als ihm ein lautes Gelächter der vier Welttheile zuvorkam, welche im Schatten beim Grübchenspiele mit dem St. Michael standen, der seinem eigenen Festabende zu Ehren prächtig geputzt war. Afrika und Michael nahmen, nachdem sie eine Weile um einen Heller gezankt, auf gut englische Art zu Schwüren und ruchlosen Wechselklagen ihre Zuflucht, bis zuletzt der Festpatron, auf seines Gegners Gesicht deutend, welches um ihn einem Mohren ähnlicher zu machen mit Rußfarbe getüncht war, erklärte, daß er unmaßgeblich der größte Beleidiger gewesen seyn müsse, da er so lange geschworen habe, bis sein Gesicht schwarz wurde. Dieser Scherz erregte einen allgemeinen und unauslöschlichen Sturm von Gelächter bei Europa, Asien und Amerika, wiewohl sie von dem grimmigen Master Toby wiederholt zur Ruhe gewiesen und mit dem Stockrohre bedrohet wurden. Da der Erzürnte fand, daß seine vier widerspenstigen Welttheile gegen seine Drohungen gleichgiltig blieben, so wendete er sich an den Vater Themse, eine Gestalt von ehrwürdigem Ansehen, mit einer Krone von Binsenkraut, einem langen Barte von Schilfgras und Wasserflachs und einem weiten wasserblauen Rocke, welcher, als jener einen Bierkrug leerte, sich zurückschlagend ein Paar schmutziger, bockledener Hosen nebst Reitstiefeln

und Spornen zeigte. — „Tauſend! Maſter Toby, laßt uns die Kanne leeren, — Ihr wißt, die Themſe läuft in dieſer Jahreszeit Gefahr, auszutrocknen!“ rief der Stromgott, über ſeinen eigenen Witz kichernd. — „Austrocknen, — ſeht' mahl! ich denke, Ihr ſeid immer trocken!“ verſetzte Toby, „aber — zum Henker! ich wußte nie, daß die Themſe mit geiſtigem Bier angefüllt iſt! — Wo iſt denn Eure Urne?“ — „Hier, Maſter Toby, hier!“ ſprach Vater Themſe, einen weiten Krug unter ſeinem linken Arme hervorſchiebend. — „Und wo iſt denn der Strom von Rauſchſilber, der herausquillen ſoll?“ — „Ich hab' ihn hineingeſtopft, damit er trocken bleibe, denn es war böſer Thau heut morgens, er würde jetzt ſchon allen Glanz weggeäßt haben!“

„Hol's der Guckuk! das nenn' ich verſichtig! Behaltet Euer Waſſer nur fein trocken, was es auch immer gebe; haltet Eure Urne mehr niederwärts, und wenn auch da nichts herausſpritzen kann, ſo mögt Ihr doch aus Euch ſelbſt etwas herausſpritzen laſſen.“

Der Stromgott verſtand die Anſpielung, erhob, der Aufforderung Folge leiſtend, ſeine Stimme, welche bei Weitem nicht ſo hell und lauter war, als es ſein Character erforderte, und begann:

„Auf meiner breiten Bruſt da reiten ſchaukelnd
„Die Schlöſſer, welche der Armada Stolz
„Zerſtört; — blick' her, erlauchte Königin!“

Aber ſein Vortrag wurde eben ſo plötzlich als unliebſam durch einen Streich des ſchadenfrohen Buben Kupido unterbrochen, welcher nach Been-

digung seines Schnellkäulchenspieles ein Stück Papier an Diana's Pfeife anzündete, und es verstohlen unter des Stromgottes Linke prakticirte, welche unter der Urne schlenkernd herabhing. Vater Themse, der solch' einer hinterlistigen Brandlegung nicht im geringsten gewärtig war, stieß einen lauten Schrei des Staunens und des Schmerzes aus, ließ den Krug fallen, welcher in hundert Scherben zerbrach, und sprang in einem einzigen Satze wohl eine gute Tuchmacherelle weit vorwärts. Er hatte den kleinen Brandstifter, welcher sich selbst durch ein schreiendes Gelächter verrieth, nicht so schnell entdeckt, als er, mit Wuth in den Blicken, einen für eine wässerigte Gottheit allzuhitzigen Eid heraustobte, und ungesäumt sich daranmachte, ihn zu verfolgen, um eine exemplarische Rache an ihm zu nehmen. In weniger als einer Minute war der Missethäter rings um Afrika gelaufen, hatte Europa umkreuzt, und sich um die Stirnseite Amerika's geschwungen; aber der Skamander war bei der Verfolgung des „fußschnellen" Achilles nicht schneller und unermüdlicher, als Vater Themse auf seiner Jagd nach dem unglücklichen Kupido, der, nachdem er um schneller zu fliegen seine Flügel weggeworfen, zuletzt durch ein Hinterpförtchen die Terrasse hinanpolterte, welche in den inneren Hofraum führte. Sein Verfolger war ihm auf den Fersen, und in Kürze sah und hörte man nichts mehr von ihnen.

Ehe noch das durch dieses Ereigniß verursachte Gelächter unter dem Reste der Gesellschaft, welcher

die Flüchtlinge angehörten, ſich gelegt hatte, wurde die Aufmerkſamkeit der Anweſenden durch eine Schaar von Reitern in Anſpruch genommen, die in voller Haſt gegen das Schloß ritten, und eine große Staubwolke hinter ſich zurückließen. Da ſie im Galop um das Ende der Terraſſe bogen, um ſich gegen das Thurmhaus zu drehen, ſo war es klar, daß ſie von fern und ſchnell und aus einer anderen Gegend herkamen, als jene war, welche Monſuch umgab; denn Roſſe und Reiter waren mit Schmutz und Koth bedeckt, über welche ſich eine weiße Staubkruſte verbreitete, ſo daß es unmöglich war, die Farbe ihrer Pferde und Kleider zu unterſcheiden. Deſſenungeachtet war es aus ihrem Staat, ihren Federn und ihrer Tracht ſattſam zu erſehen, daß die Vorbeireitenden vornehme Herren waren. An der Spitze der Schaar, auf flinkem Roſſe, befand ſich ein junger Galan, welcher, ſo viel man bei der Schnelligkeit mit welcher ſie vorüberritten, beurtheilen konnte, beſonders ſchön und ſtattlich war und ein überaus anmuthiger und ſittiger Reitersmann ſchien. Vier Andere, wiewol ſie etwas weiter hinter ihm ritten, ſchienen ihrem Benehmen nach ſeine Freunde und Begleiter zu ſeyn, und in einem Zwiſchenraume von zehn oder zwanzig Schritten folgte der Troß des Reiterzuges, aus Stallknechten und anderem Dienervolk beſtehend. Ohne ſeine Eile zu vermindern, bis er zum Eingange in das große Thurmhaus kam, ſprang der Anführer des Trupps eilfertig vom Roſſe, und begab ſich ſchnell in den Hof, mit der Miene eines Mannes, den Rang und Stellung berechtigen,

selbst in die Residenz der Majestät ohne Einspruch oder Frage einzutreten, wiewol die wachhabenden Gardisten einander etwas ängstlich ansahen, als ob sie, ehe sie ihm den Eintritt gestatteten, um sein Vorhaben fragen sollten. Am Portale, welches den Eingang zu den Wohnzimmern der Königin bildete, und durch welches der Fremde eben so ohne Umstände wie früher eilen wollte, vertraten ihm die Pagen, Edelleute und Thürhüther und Andere, welche vor den Thoren versammelt waren, und über das Erscheinen einer so schmutzigen und besudelten Gestalt, die sich gleichsam in die geheimsten Gemächer eindrängte, nicht wenig stutzten, den Weg, und verhinderten ihn weiter zu dringen, indem sie zugleich fragten, wer er sei und was er wolle? — „Meine Herren," sprach der Fremde, indem er ihnen mit der Hand ungeduldig winkte, zurückzuweichen, „mein Geschäft leidet keinen Aufschub, ich ersuche Euch daher, nicht mit mir zu sprechen, sondern mich frei passiren zu lassen. Wie, — oder sollte ein Bischen Staub und Koth mich so entstellt haben, daß Ihr in mir den Oberst-Stall- und Geschützmeister und Lord-Stellvertreter, Grafen von Essex, nicht erkennt?" — Mit diesen Worten ging er, ohne ihnen Zeit zu gönnen, sich von ihrem Erstaunen zu erholen, mitten durch sie hinweg und begann die Treppe emporzusteigen.

Er hatte wegen seines Misverhaltens in Irland, aus welchem Lande er nicht nur ohne Urlaub, sondern sogar den Befehlen seiner königlichen Gebietherin geradezu entgegenhandelnd, sich plötzlich

entfernt hatte, schwere Verantwortung auf sich geladen, aber er verließ sich auf ihre wohlbekannte Neigung, ihm etwas nachzusehen und auf vollständige Erneuerung ihrer Gunst, wenn es ihm nur gelänge, ihr unter die Augen zu kommen; zugleich war er aber auch überzeugt, daß, wenn sein Plan fehlschlüge, seine Feinde Alles aufbieten würden, um ihn in Ungnade zu bringen und zu stürzen. Ohne daher irgend Jemanden, außer einigen seiner besonderen Vertrauten, etwas von seinem Vorhaben mitzutheilen, unternahm der ungestüme Graf seinen Eilritt bei Tag und Nacht, und da er bisher so erfolgreich über alle Hindernisse obgesiegt, war es auch nicht wahrscheinlich, daß ihn die Pagen und Kämmerlinge, welche ihm in den geheimen Gemächern begegnen würden, durchzukommen hindern würden. Mancher stand abseit und blickte mit Befremden auf solch' eine beschmutzte Gestalt, welche geradewegs auf der Königin Schlafgemach zuschreitend mit ihren schweren Reitstiefeln über das widerhallende Estrich hinklirrte, und dachte sich: „Nun er wird wol dem Gardisten unten seine Depesche vorgewiesen haben.“ — Andere stellten sich ihm in den Weg und bedeuteten ihm, daß die Königin noch nicht zum Vorscheine gekommen sei; aber er ging theils an ihnen vorüber, theils schob er sie, mit der Miene eines Mannes, welcher keinen Einspruch leidet, bei Seite, und ging so durch den Audienzsaal und durch die Antichambre der Hoffräulein, von welchen manche über den Anblick solch' einer unerklärbaren Erscheinung nicht wenig erschracken. Weder

ihre staunenden Blicke beachtend, noch um ihr spöttisches Geflüster sich bekümmernd, verfolgte der abenteuerliche Graf seinen Weg und hielt nicht eher an, als bis er zum Schlafgemache der Königin gekommen war. Unerschrocken öffnete er die Thüre, trat ein und schloß sie wieder hinter sich zu.

Elisabeth war eben aufgestanden, und ihre Locken hingen noch unordentlich über ihr Antlitz herab. Sie kannte keine Furcht, aber des Erstaunens konnte sie sich anfänglich doch nicht erwehren, als sie einen erhitzten und beschmutzten Fremdling in ihr Schlafgemach hereinstürzen sah, und schon war sie im Begriffe, nach ihrem Kämmerling hinauszurufen, als Essex vorwärts eilend, sich vor ihr auf die Knie warf und sie demüthig um Gnade bat. Der Klang seiner wohlbekannten Stimme, die Unterwürfigkeit seiner Sprache, und vor allem der Anblick eines zu ihren Füßen liegenden und mit dem Ausdruck inniger Bewegung und Bitte zu ihr emporblickenden Mannes, den sie noch immer liebte, wirkten auf Ihr unvorbereitetes Herz so gewaltig, daß sie ihm Ihre Hände zum Kusse hinreichte, mit huldvoller Miene all' seine Entschuldigungen anhörte, und ihm einen weit herzlicheren Empfang gewährte, als er sich sogar in seinen übertriebensten Hoffnungen vorzuspiegeln gewagt hatte. Weich als Weib, wiewol groß und erhaben als Fürstin, ließ sie gegenwärtig jenen Character vorherrschen, und Essex, welcher bei all' seinem halsstarrigen Ungestüme der Höflingskünste nicht ermangelte, wußte sich die Stimmung seiner Gebieterin gut zu Nutzen zu machen. Seine

eigenmächtige Rückkehr der Unmöglichkeit zuschreibend, noch länger fern von einer Gottheit zu weilen, deren Anblick ihm eben so nöthig zum Leben wäre, als des Himmels Odem unserem Munde, sprach er sie in Ausdrücken leidenschaftlicher, ja sogar romantischer Galanterie an, pries ihre ausgezeichneten Schönheiten, wiewol sie damals schon in ihrem sieben und sechzigsten Jahre war, verglich sie zu gleicher Zeit mit Venus und Minerva, einer Nymphe, einer Gottheit und einem Engel, zitirte Latein und Griechisch, um seine Behauptungen zu belegen, und spielte seine Rolle so erfolgreich, daß er, herauskommend von seiner ziemlich langen Unterredung, in der munterſten Laune erschien, und Gott dankte, nach so vielen Stürmen, die er auswärts zu erdulden hatte, daheim endlich Ruhe gefunden zu haben.

Nachdem Essex einige Erfrischungen zu sich genommen, warf er sich, gleichsam zum Ersatze für den unansehnlichen Aufzug, in welchem er sich früher vorgestellt hatte, in seinen glänzendsten Staat. Er war eingeladen worden, seinen Besuch im Palaste zu wiederholen, und trat eben in dieser Absicht heraus, als ihn ein Mann ansprach, welcher, ehrfurchtsvoll seinen Biberhut abziehend und ihm einen Brief überreichend, eben sein Anliegen ihm vortragen wollte, als ihm der Graf mit dem Ausrufe zuvorkam: „Ha, Willy Shakspeare! was machst du in Nonsuch, wo du dem Feiertagspublicum in London den Geist spielen und ihm seine Michaels-Dreier ablocken solltest?“

Der Dichter erwiederte, daß er mit seinem

Freunde Dick Burbage nach Evell gekommen ſei, um eine Erlaubniß für ihr Theater bei der Königin anzuſuchen, und daß ſein gnädiger Gönner, der Graf von Southampton, welcher unglücklicher Weiſe eben in Ihrer Majeſtät großer Ungnade ſtände, ihm einen Brief an ſeinen vielwerthen Freund, den Lord Eſſex, zu geben geruhet habe, in welchem derſelbe ſeinen Einfluß und ſeine gütige Verwendung in Anſpruch nähme, ſobald er aus Irland zurückgekehrt wäre. Er habe ſich zwar, erklärte der Dichter, von dieſem glücklichen Ereigniſſe unmittelbar nur wenige Hoffnung zu machen getraut, aber, da er in der letzten halben Stunde erfuhr, daß Se. Lordſchaft wirklich zu Nonſuch angekommen ſeien, ſo habe er ſich unterfangen, den Brief, durch welchen er ſich ſo hochgeehrt fühle, abzugeben.

„Trefflich, Maſter Shakſpeare!“ rief der Graf, das Papier flüchtig durchlaufend, „ich bin zwar ſelbſt nur ein kürzlich erſt begnadigter Verbrecher, und deshalb wenig berechtigt, einen Bittſteller abzugeben, aber ich fühle mich in der Gnade meiner Gebieterin zu glücklich, als daß ich nicht wünſchen ſollte, ſie auf Andere auszudehnen. Alſo vorwärts! in den Garten mit mir, und wenn es mir möglich iſt, Euer Geſuch zu betreiben, ſo ſoll's Euch an einem willigen Fürſprecher nicht fehlen.“

Dankbar verneigte ſich der Dichter, und folgte in einiger Entfernung dem Grafen nach, welcher deſſenungeachtet ſich zurückwendete und vertraulich mit ihm ſprach, bis ſie in den Garten traten. In einem Wohlgeruch athmenden, ſchattigen Laubgewölbe ſaß

die Königin, welche, wie man bemerkt haben wollte, dieſen Morgen ihrer Toilette eine ungewöhnliche Aufmerkſamkeit gewidmet hatte, einen breiten Federnfächer in der Hand, und von zahlreichen Hofdamen (alle ſtehend) umgeben. Hinter dieſen, im Gartenhauſe, ſah man andere weibliche Dienerſchaft, beſchäftigt mit Netzwerk, Lauten, Guitarren und Spielkarten, und ein reich eingelegtes Schachbret lag auf einem Marmortiſche an ihrer Seite. Nachdem ſich die Beiden der erhabenen Königin genähert, welche ſo maleriſch hier thronte, fiel der Graf auf ſeine Knie, ein Akt der Huldigung, welchen Ihre Majeſtät immer, ſogar von ihren Miniſtern bei ihren Geſchäftsaudienzen forderte, und Shakſpeare, ſich in einiger Entfernung haltend, ahmte faſt unwillkürlich ſein Beiſpiel nach. Eſſex fand eine nicht minder huldvolle Aufnahme, als er des Morgens erfahren hatte, denn die Erinnerung an ſeine Schmeichelei war noch nicht verklungen. Die Unterredung mit ihm dauerte einige Zeit, bis die Königin auf Shakſpeare hinblickend fragte, ob dieſer Mann, welcher noch jung an Jahren ſchiene, ſeine Locken in den Händen der irländiſchen Rebellen gelaſſen habe, weil ſeine Stirn ſo kahl wäre? — „Ich befürchte ſehr, unbeſcheiden und überkühn zu ſeyn,“ ſprach der Graf, nachdem er den Namen und das Anliegen ſeines Schützlings erwähnt hatte — „Ich bin ſelbſt nur ein um Gnade und Vergebung Flehender, und werde nun ein Bittſteller für Andere, für Shakſpeare. Aber ſeit Eurer Majeſtät Herablaſſung meine Beleidigungen ſo ſchnell vergeſſen

hat, mag ich vielleicht in diesem Augenblicke besser, als zu einer andern Zeit, entschuldiget seyn, wenn ich mich selbst vergesse."

„So, — das ist der dramatische Chronist," sagte die Königin, welche an seinen historischen Stücken viel Interesse fand, „laßt ihn näher treten, ich will mit ihm sprechen; Ihr, Mylord, mögt indeß hier Platz nehmen, nach einer so langen und eilfertigen Reise dürfte eine kleine Rast nicht unnöthig seyn!"

Essex verneigte sich für diese ihm gegebene Erlaubniß, und winkte dem Dichter, welcher sich näherte, und in der Meinung, er sei aufgefordert, seinem Gönner es nachzuthun, sich ebenfalls auf einen niederen Gartenstuhl neben dem Grafen, der Königin gerade gegenüber, setzte. Elisabeth war eben damals so ungewöhnlich gnädig gelaunt, daß sie über einen Mißgriff lächelte, welcher in einem andern Augenblicke vielleicht ihren Unwillen erregt hätte, und gab ihrer Dienerschaft mit der Hand einen Wink, sich in den Pavillon zurückzuziehen, welchem Winke diese augenblicklich Folge leistete. Essex, den Ausdruck des Gesichtes der Königin mit der Lebhaftigkeit eines Hofmannes auffassend, lächelte ebenfalls, während Shakspeare, der sich von einer Verletzung der Hofetiquette nichts träumen ließ, sein Gesuch mit verehrungsvollem Anstande vorlas, welcher für sein kleines Versehen wohl entschädigen mochte.

„Seht Ihr, Master Schauspielschreiber," sprach Ihre Majestät gnädig, als er geendet hatte, „Eure

Schriften gefallen Uns recht gut, was aber die Erlaubniß öfter zu spielen, belangt, so hat Uns erst letztlich Unser Ober-Hetzmeister höchst bitter geklagt, daß Ihr sein ärgster Gegner geworden seyd. Denn wenn vom Globe, Eurem Theater, die Flagge weht, so sei sein Pferch so verlassen vom Volke, daß sein bester Bär ihm kaum die Atzungskosten einbringt. Was sagt Ihr dazu?«

»Ich wage es nicht, seine Klage zu verachten, seit sie sogar an Eurer Majestät eine gnädige Vertreterin fand,« versetzte der Sänger, »aber mit Eurer Majestät Gunst würde ich mich unterfangen zu behaupten, daß derjenige, welcher seine Landsleute von solcher Kurzweil abzieht, sie in den Annalen ihres Vaterlandes unterrichtet, und ihre Bewunderung auf den Ruhm ihrer Herrscher hinlenkt (unter welchen wohl Eurer Majestät unmittelbare Vorfahren die berühmtesten waren), das Volk zu bilden und zu veredeln kaum ermangeln dürfte, wenn es ihm gleich unmöglich ist, zum Glanze der Fürstengröße etwas hinzuzufügen!«

»Das heißt wohl und weislich und redlich seine Sache betreiben,« sprach die Königin, durch diese Rede augenscheinlich befriediget, »und bei meiner Treue! es mag der Erlaubniß, um die Ihr bei Uns ansuchet, guten Vorschub leisten. Aber was führte Euch zu unseren morschen Chroniken, Herr Poet, wo Eure Schauspieldichterei doch wahrlich in den weiteren Lustgärten der Phantasie und Erfindung einen besseren Spielraum finden dürfte?«

»Mein Großvater focht nicht ohne guten Erfolg

in der Schlacht bei Bosworth-Field mit," sagte Shakspeare, dem es nicht unlieb war, die Erwähnung dieses Umstandes auf solche Weise bemänteln zu können, „und war glücklich genug, bei Eurer Hoheit Vorfahren, dem tapferen König Heinrich VII., Gnade zu finden. Von ihm und meinem Vater hab' ich eine Liebe für Redlichkeit und meines Vaterlandes Ruhm ererbt, und da ich mich unvermögend fühlte, so glänzende Thaten, wie die Vernichtung der Armada und die andern Unternehmungen, welche Eurer Hoheit Regierung verherrlichten, sattsam zu preisen, so fühlte ich mich angespornt, die Annalen Eurer nicht so berühmten Vorfahren in Erinnerung zu bringen."

„In der That," sprach die Königin leise zu Essex, „ich hätte mir's nicht träumen lassen, daß solch' ein Schalk so anständig und körnig für seine Sache zu sprechen wisse. Und doch," fuhr sie fort, sich wieder zu Shakspeare wendend, „wenn Wir Uns recht besinnen, hast Du Dir irgendwo eine Anspielung auf Unsere königliche Person selbst erlaubt! Die Stelle ist Uns entfallen, aber Wir haben sie verziehen, wiewohl sie, wenn wir nicht irren, Unseren Namen mit irgend einer nichtigen Blume zusammenstellte!" Elisabeth erinnerte sich der Verse vollkommen; sie wollte nur nicht den Anschein haben, als ob sie so viel Gewicht darauf legte, um sie der Erinnerung werth zu erachten. Essex aber, welcher die wirklichen Gründe ihrer Zurückhaltung wohl kannte, und wußte, daß ihr die Citirung derselben nicht unangenehm wäre, rief aus: Eurer Majestät

mögen dem Dichter und mir verzeihen, wenn wir nur des „Sommernachttraumes“ zu erwähnen wagen; und dann leidenschaftlich auf die Königin blickend, fuhr er fort:

„Zur selben Zeit sah ich (du kenntest nicht)
Kupido zwischen Mond und Erde fliegen,
In voller Wehr; er zielt' auf eine holde
Vestal', im Westen thronend, scharfen Blick's,
Und schnellte rasch den Liebespfeil vom Bogen,
Als sollt' er hunderttausend Herzen spalten;
Allein ich sah das feurige Geschoß
Im keuschen Strahl des feuchten Mond's verlöschen.
Die königliche Priesterin ging weiter,
In sittsamer Betrachtung liebefrei.
Doch merkt' ich auf den Platz, wohin er fiele.
Er fiel gen Westen auf ein zartes Blümchen,
Sonst milchweiß, purpurn nun durch Amor's Wunde,
Und Mädchen nennen's: „Lieb' in Müssiggang.“

„So lauteten sie, aber ich dachte nicht, Mylord, daß Ihr ein so getreues Gedächtniß habet!“ versetzte die Königin.

„Meinem Gedächtnisse möchten die Verse leicht entfallen seyn,“ erwiederte der Graf, „aber sie bezogen sich auf meine bewunderte Gebieterin, und deßhalb blieben sie aufbewahrt im Herzen meines Herzens.“ — Er legte seine Hand auf die Brust, als er dies sprach; Elisabeth sah freundlich, wiewohl sie seine Rede nicht beachtete, sondern sich zu Shakspeare wendend, fortfuhr: „Wir haben Eurer Feder diese Freiheit längst vergeben, deßhalb rügen Wir es nicht weiter; und in Betreff der Er-

laubniß, die Ihr ansucht, soll geschehen, was Ihr wünscht. Unser Sekretär wird beauftragt werden, Euch das Patent auszufertigen.

„Ich werde mich immerdar für Eurer Majestät Huld zu beten verpflichtet fühlen!“ sprach der Dichter, sich tief verneigend. — „Du lieber Gott! Herr, man sagt, daß Ihr Schauspielschreiber nur karge Beter seid, und da Eure Gebete nun fürderhin Unserem eigenen Wohl und Heile gelten sollen, so sollt Ihr weder der Mittel, sie vorzubringen, noch eines Angedenkens an die entbehren, für welche Ihr betet!“ — Mit diesen Worten nahm Elisabeth ein Buch von einem niederen Tische, welcher neben ihr stand, und reichte es huldvoll dem Dichter mit dem Beisatze: „Die Königin schenkt Euch ihr Gebetbuch: Ihr seid entlassen!“

Shakspeare schloß aus dieser letzteren Weisung, daß man den Ausdruck seines Dankes nicht erwarten wolle, küßte den Band mit großer Ehrfurcht, preßte ihn an sein Herz, und entfernte sich aus der Gegenwart der Königin unter wiederholten Verbeugungen, nicht minder entzückt durch den Erfolg seiner Bitte, als geschmeichelt durch einen so auffallenden Beweis von Ihrer Majestät Huld und Herablassung.

Nachdem die Unterredung noch eine Weile gedauert, in welcher Esser allen Grund fand, zu glauben, daß er sich in der Gunst der Königin vollkommen wieder festgesetzt, zog er sich ebenfalls zurück, stieg die Terrasse hinab, und ging, quer durch den Park, einer Hinterthüre zu. Unglücklicher Weise

begegnete er auf diesem Wege der schönen Miß Bridges, einem der Hoffräulein, mit welcher das Gerücht ihn schon lange in ein Liebesverhältniß verwickelt wissen wollte, und welche um seinetwillen bereits der Wuth und sogar den Mißhandlungen ihrer königlichen Gebieterin ausgesetzt war. Da sich der verliebte Graf vor allen Lauschern geschützt glaubte, sprach er sie in so glühenden und hochfliegenden Ausdrücken der Galanterie an, wie sie damals im Schwunge waren, und schlang ihr eine kleine Halskette von Krystallen um ihren Nacken, mit dem Bemerken, daß er sie eigens für sie aus Irland mitgebracht habe. Er würde sie noch länger mit Tändeleien aufgehalten haben, hätte seine Angebetete nicht weggeeilt, indem sie ihm die Nothwendigkeit, ihrem Dienste bei der Königin wieder nachzugehen, begreiflich machte. Wiewohl Ihre Majestät in der Sommerlaube so dicht umbüscht war, daß Essex sie nicht sehen konnte, so war sie doch, durch eine Öffnung in der Blätterwand mit den Blicken zum Unglück ihm gefolgt, und hatte mit wuthvergiftetem Herzen die ganze Scene mit angesehen.

Es kostete ihr einen nicht geringen Kampf, einen unmittelbaren Ausbruch ihrer Wuth zu unterdrücken, und eine erzwungene Fassung in Blick und Stimme anzunehmen, als sich die Frevlerin ihr näherte.

„Ei! wunderbar!“ begann sie, „Miß! daß Ihr doch Zeit finden könnt, Uns aufzuwarten, wenn Ihr Eure verliebten Narrheiten mit dem Lord-Stellvertreter beendigt habt! Wenn es kein Verrath oder

keine Unbescheidenheit ist, etwas auszuschwatzen, so wären wir in der That neugierig, zu erfahren, was zwischen Euch vorgegangen ist!"

„Wenn es Eurer Majestät geliebt," stotterte das verwirrte und erröthende Hoffräulein, „wir begrüßten uns nur freundlich; ich machte mich so schnell davon, als die Höflichkeit immer erlaubte, und beeilte mich nur" —

„Wirklich? — und so sehr," unterbrach sie die Königin, daß Ihr Eure Halskrause ganz verschoben ließet."

„Es half kein Sträuben," fuhr Miß Bridges fort, noch mehr erröthend, indem sie die Krause zurechtzog. — „Seine Lordschaft ließen es sich nicht wehren, dieses irländische Halsgeschmeide um meinen Nacken zu schlingen."

Bei diesem Geständnisse konnte sich Elisabeth nicht länger zurückhalten. Rasch aufflammend riß sie ihr die Halskette vom Nacken, warf sie auf den Boden, und rief mit einem Blick und einer Stimme, welche hinlänglich bewiesen, daß sie die Tochter Heinrichs VIII. sei:

„Alle Wetter! Du kecke, junge Kokette! Ist Unser Hof und Unsere Gegenwart nur dazu vorhanden, um durch Vorfälle, wie diese, entweiht und geschändet zu werden? Hinweg! und laß mich nie wieder dein schamloses Antlitz schauen! — Wie? hab' ich diesen verrätherischen und kecken Knaben nach Irland gesendet, um Halsketten für seine Liebschaften zu holen, statt Ketten zu schmieden für das rebellische Tyrone. Beim Throne des Himmels!

er soll's theuer büßen. Ich bin nicht Königin, um so unverschämt behandelt zu werden!«

Das erschrockene Hoffräulein schwankte fort, um seine Verunglimpfung zu verbergen.

Elisabeth erhob sich, und ging hastig gegen den Pallast. Sie brauchte einige Minuten, um sich zu sammeln, und da sie vermuthlich fühlte, daß sie sich weit heftiger benommen habe, als es sich für ihr Geschlecht und ihren Rang geziemte, wendete sie sich zu ihrem Gefolge und sprach mit dem Tone erzwungener Mäßigung:

»Was Uns selbst betrifft, Lady's, so berührt Uns solch ein Verfall nicht; den ungehorsamen Liebesritter und das freche Püppchen würde man mit schweigender Verachtung vergessen haben; aber dulden können Wir es weder, daß Unser öffentlicher Dienst so vernachlässiget werde, noch daß man den Anstand an Unserem Hofe so verletze! — In Zukunft sei der Name dieser frechen Puppe aus der Liste Unserer Hofdamen ausgestrichen. Was aber den schlecht erprobten und ungehorsamen Lord-Stellvertreter betrifft, welcher seinen Posten zu verlassen, und mit offener Hintansetzung Unserer Befehle aus Irland zurückzukehren sich erdreistete, so werden Wir sorgen, daß er augenblicklich dafür gedemüthiget werde. Wo ist mein Secretär? Ruft ihn Uns alsogleich in den Rathsaal!«

Noch an demselben Abend erhielt der Graf die Weisung, sein Zimmer zu hüten. Nach vielem Aufschub und häufigem Schwanken, veranlaßt durch die leidige Unentschlossenheit der Königin, welche zwi-

schen Strenge und zurückkehrender Zärtlichkeit unentschieden zögerte, erklärte sie zuletzt öffentlich, daß er Ihre Gnade verwirkt habe, entsetzte ihn aller seiner Hofämter, und entzog ihm sämmtliche Einkünfte. Immer noch hochmüthig und unnachgiebig, an Gemüth eben so, als an Vermögen herabgekommen, ließ sich nun der unglückliche Graf in jene wahnwitzigen und wohlbekannten aufrührerischen Umtriebe ein, welche ihn in der Folge aufs Blutgerüst brachten.

Zu den schützenden Stiefeln.

Die merkwürdige Quelle Frais Puits bei Vesoul in der Grafschaft Burgund trieb eben wieder ihr Unwesen. Vier Jahr lang war sie ausgeblieben, und schien ihr Becken auf immer verlassen zu haben, als plötzlich nach einer stürmischen Gewitternacht im Hochsommer ein dumpfes Brausen im Innern des Berges, an dessen Fuße der Brunnen sich befand, eine ungewöhnliche Erscheinung ankündigte. Und wirklich währte es nicht lange, so sprudelte es aus den verborgenen Adern des Berges mit wildem Ungestüm hervor, und erfüllte mit ungeheuerer Schnelligkeit das ausgetrocknete Bette, welches durch den Wald hinlief, die Ufer fast überwogend, wie ein schäumender Wildbach.

Alles aus der Nähe strömte zusammen, um dieses merkwürdige Naturereigniß, welches sich in einem Zeitraume von mehreren Jahren kaum einmal zeigte, zu bewundern. Selbst Leute aus entfernteren Gegenden beeilten sich, Zeugen des sehenswerthen Schauspieles zu seyn, und begaben sich auf den kürzesten Wegen hin. Vesoul glich in wenigen Tagen einem Wallfahrtsorte, so umlagert war es von neugierigen Reisenden und gelehrten Forschern. Am besten befanden sich dabei die Gastwirthe, deren Häuser mit Menschen überfüllt waren.

Den meisten Zuspruch unter allen Gasthöfen aber hatte der des wackeren Guignolet, was er nicht bloß seiner günstigen Lage am Vereinigungspuncte der meisten Seitenstraßen, sondern auch der wahrhaft guten Bedienung und der Billigkeit und Artigkeit der Hausleute verdankte. Die meisten Reisenden hielten daher in dem kleinen Flecken, dessen Mittelpunct Guignolet's Gasthof bildete, ihr Nachtlager, und sprachen auf der Rückkehr abermal dort ein, um den habsüchtigen Wirthen in Vesoul ihre Rechnungsexempel mit doppelter Kreide wo möglich ganz zu ersparen.

Aber trotz der trefflichen Bedienung, die man bei Guignolet fand, war doch die Sorge für Küche, Keller und Wohnung nur unter wenige Personen vertheilt, welche bei zweckmäßiger Anordnung und regem Fleiße mehr ausrichteten, als anderwärts eine doppelte Anzahl. Das männliche Gesinde kommandirte Guignolet selbst mit imponirender Ruhe. Seine Frau schwang das Küchen-Szepter mit kunstgewandter Hand und wohlberechnender Umsicht. Zum Empfange der Gäste war aber die anmuthige, kluge und bei all' ihrer Munterkeit, überaus züchtige Madelaine, der Hauswirthe siebzehnjährige Tochter, bestimmt, welche ihrem Amte so gut vorzustehen wußte, daß sich ihr Ruf sogar in die Hauptstadt verbreitet hatte. Bald hieß der Gasthof allgemein nicht mehr anders, als: »zur schönen Madelaine« und mancher Ausflug ward mehr ihr zur Liebe, als der schönen Umgebung, oder der Bergwerke und Hämmer wegen unternommen, welche der Gegend einen eigenthümlichen Reiz verliehen.

Es ist sonst Brautwerbern eben nicht lieb, wenn sie den Gegenstand ihrer Liebe von gar so vielen Seiten loben und rühmen hören. Allein Durand, der emsige Hüttenschreiber bei einem der benachbarten Eisenbergwerke, empfand deßhalb nicht die geringste Besorgniß oder Eifersucht; denn er war von der Unbescholtenheit und Treue seiner guten Madelaine zu sehr überzeugt, um ihr freundliches Benehmen gegen Gäste aller Art zu mißdeuten. Er würde auch schon längst sie als Hausfrau heimgeführt haben, wenn er nicht selbst eingesehen hätte, wie schwer, ja fast unmöglich es ihren Eltern wäre, sie eher zu entbehren, als bis unter ihrer Anleitung wenigstens ein anderes Mädchen sich zu ihrer Stellvertreterin im Hause herangebildet hätte. Die Eltern wußten es ihm auch dank, und liebten ihn, dieser zarten Rücksicht wegen, um so mehr, nachdem sie ihm schon früher ihre Einwilligung und ihren besten Segen versprochen hatten.

Etwa zwei Tage nach dem Beginne des allgemeinen Wallfahrtszuges zu den Frais Puits, stieg vor Guignolet's Gasthofe ein reich gekleideter Ritter vom Rosse, welcher zwei Knappen zu seiner Begleitung hatte.

„Wie steht's in Eurem Hause, Patron," fragte er den Wirth selbst, welcher zuvorkommend herbeigeeilt war, um ihm vom Pferde zu helfen, „findet man bei Euch wirklich so gute Unterkunft, als man allgemein sagt? — Habt Ihr Poulardes à la braise, habt Ihr eingemachte wälsche Nüsse, und echten Chambertin und Romanée zum Trunke?"

„„Alles, Alles, und noch manches Andere!““ erwiderte Guignolet.

„Nun, das ist brav, Patron! — Und wie steht's mit der Freundlichkeit, die bei Euch zu Hause seyn soll? — Noch die alten munteren Mienen? — Ei freilich, — da steht sie ja schon, die holdselige Madelaine, der liebliche Köder für alle galanten Abenteurer! — Nun, schöne Jungfrau, — jetzt gibts vollauf zu thun! Richtet die geräumigsten Stuben her, füllt die Betten mit Daunen, entvölkert den ganzen Hühnerhof, und zapft den dickbauchigsten Fässern ihr edles Blut ab. Eurem Hause steht ein hoher Besuch bevor, und ich bin derjenige, welcher dem Herrn den Weg bereitet. Höret denn, — und danket dem Himmel für die hohe Ehre: Unser Herr und Gebieter Rainaldus II., Graf von Burgund, in höchst eigener liebenswürdiger ein- und zwanzigjähriger Person gedenkt, auf seinem Ausfluge zu den Frais Puits morgen hier sein Nachtquartier aufzuschlagen, und hat mich, seinen Seneschall und Oberstceremonienmeister, vorausgeschickt, um Euch davon vorläufig in Kenntniß zu setzen. Er will auch einmal bei der schönen Madelaine, sagt er, einen Löffel Suppe essen. Nehmt Euch zusammen, Jüngferchen: unser Herr und Gebieter weiß mit Euch Püppchen umzugehen, trotz einem Liebesritter. Wer klug ist, hat's bei ihm nicht zu bereuen! — Und somit schickt Euch zum würdigen Empfange bestens an, und macht dem Quartiermeister Ehre!“

„„Sorgt nicht, Seneschall,““ entgegnete Madelaine lächelnd, mit einem freundlichen Knix,

„„je höher der Gast, desto gröſier die Ehre, ihn befriediget zu haben. Freilich können wir ihm keine Prachtſäle aufſchlieſſen, wie er ſie in ſeinem Palaſte zu Dôle hat, aber was Freundlichkeit und Aufmerkſamkeit vermögen, ſoll er in unſeren niederen Wänden nicht vermiſſen!““ Mit dieſen Worten hüpfte ſie munter und wohlgemuth davon, um an ihre groſe Aufgabe zu gehen, während ſich der Seneſchall vom Hausherrn in ſein Gemach geleiten lieſs.

„Mutter,“ ſagte Guignolet zu ſeiner Ehefrau, nachdem er ſeinen wohlbeliebten Gaſt verſorgt, „Mutter, haſt du gehört? Das iſt eine ſaubere Geſchichte! der Graf will morgen bei uns übernachten!“

„„Der Graf? — Wahrhaftig?““ rief Marceline, mit beiden Händen ſich hinter den Ohren krauend, „„nun, das iſt eine ſaubere Beſcheerung.““

„Er will auch einmal bei der ſchönen Madelaine einen Löffel Suppe eſſen,“ ſagte der Seneſchall! „„Nun das ging uns ab,““ fuhr die Wirthin kopfſchüttelnd fort, „„daſs uns der Böſe dieſen Lämmergeier in unſer Haus führen muſs! Aber was können wir thun? Rathe, rathe jetzt, Alter!““

„Ja was — können wir thun!“ wiederholte der Wirth, als kleinlautes Echo, und Beide ſtanden da, die Hände in die Seite geſtemmt, und die Augen auf den Boden geheftet, als ob gute Gedanken wie die Erbſen aus der Erde wüchſen.

Um die Verlegenheit der guten Leute zu begreifen, in die ſie durch eine Nachricht verſetzt wurden, bei

welcher noch jetzt allen Wirthen der Welt das Herz im Leibe vor Freude hüpfen würde, muß man wissen, daß Graf Rainald im ganzen Lande unter dem Namen: „der Mädchenwolf“ bekannt war. In der ganzen Baillage du Milieu, in welcher Dôle, die Residenz des Grafen, lag, war fast kein weibliches Wesen vor seinen Nachstellungen sicher. Die Eine gewann er durch sein Gold, die Andere durch sein Ansehen, die meisten aber durch sein herablassendes, einschmeichelndes Betragen, welches an einem jugendlichen Antlitze mit feurigen Augen und edler Stirn, und an einem sanften, biegsamen Sprachorgane eine fast unwiderstehliche Unterstützung fand. Schon manche Bürgerstochter von Dôle mußte ihre selbststolze Äußerung, daß ihr ein Flattergeist, wie der Graf, unmöglich gefährlich werden könne, mit der Ruhe ihres Herzens oder mit dem Verlust ihres Tugendruhmes büßen. Sein besonderes Augenmerk aber hatte er auf die jungen Bräutchen geworfen. Wie daher die Mütter für ihre Kinder fürchten, wenn es heißt, daß die Blattern, oder das Scharlachfieber in der Nachbarschaft sich gezeigt haben, so zitterten sie für ihre Töchter, und so versperrten sie dieselben in die hintersten Gemächer, wenn man bemerkte, daß der Graf öfter, als gewöhnlich an den Häusern, wo sie wohnten, vorübertritt. Nicht mit Unrecht wurde das Thal um Dôle, in welchem Rainald zunächst seine Ständchen und Stelldichein hatte, spottweise Val d'amour d. i. Thal der Liebe genannt, denn der Doubs, der es durchströmte, warf in einem Tage vielleicht nicht so viele Wellen, als an seinem Ufer seit sechs Jahren

vom Grafen Schwüre geleistet, Herzen beschwatzt und Zweifel beschwichtiget wurden.

Diese wenig empfehlende Characteristik schwebte auch den ehrlichen Wirthsleuten vor, als sie von dem Besuche des Grafen hörten, und nachdem sie auf dem Boden lange umsonst einen guten Gedanken gesucht, wendeten sie ihre Augen plötzlich wie auf's Commando zur Decke empor, als ob einer von oben kommen sollte.

„Weißt du was, Mutter?“ faßte sich Guignolet zuerst, „wir verstecken das Mädel!“

„„Du lieber Himmel! er sieht durch die Wände, er wird sie finden!““

„So schicken wir sie fort!“

„„Aber wohin?““

„Je nun — zu Durand auf's Hüttenwerk. Besser in einem Schacht oder Stollen in Gottes Hut, als zu Hause in der Nähe eines solchen Herzens-Diebes!“

„„Recht hast du, Vater!““ erwiederte Marceline, „„wir wollen unseren wackeren Durand alsogleich davon in Kenntniß setzen, aber so geheim als möglich, damit der Seneschall und seine Begleiter nichts erfahren, sonst sind wir wieder die Betrogenen! Aber Vater, wenn's dem Grafen einfiele, das Bergwerk zu besuchen!““ —

„Immerhin,“ tröstete sie der Wirth, „Durand wird wohl dafür sorgen, daß der Schacht, in welchem Madelaine versteckt ist, unbefahren bleibt.“

Bei diesem Versuche, das Mädchen vor des Grafen Nachstellungen zu schützen, blieb es also, und Durand wurde ohne Säumniß davon benachrichtigt. Durch der Eltern Besorgniß nur noch mehr beunruhigt,

erſchien er, um mit ihnen großen Familienrath zu halten, zu welchem, als Hauptperſon, natürlich auch Madelaine beigezogen werden mußte.

„Ei, du lieber Gott,“ ſagte das Mädchen lachend, als es hörte, um was es ſich handle, „wozu denn ſo viele Umſtände, um einen eitlen Mann abzufertigen? Es könnte mich beinahe kränken, daß man mir ſo wenig Stärke und Selbſtſtändigkeit zutraut!“

„„Aber du kennſt den ſchlauen Verführer nicht!““ ſagte Guignolet.

„Er hat Manche bethört,“ warnte Marcelline, die ihre Grundſätze für eben ſo feſt hielten, als du die Deinigen!“

„„Die Unruhe würde mich verzehren, liebe Madelaine,““ betheuerte Durand, „„ſchon der Gedanke, daß er dir etwas zumuthe, was deiner Ehre widerſpräche, könnte mich in Wuth verſetzen!““

Allein Madelaine ließ ſich durch alle dieſe Vorſtellungen nicht abſchrecken. „Meine Beſchäftigung“ ſprach ſie, „hat mir eine Übung im Umgange, eine Gefaßtheit im Geſpräche und eine Kenntniß menſchlicher Schwächen verſchafft, wie ſie vielleicht unter tauſend Mädchen zu Dôle nicht ein's haben dürfte. Ich weiß, was die Männer reden, und weiß, was auf ſolches Geplapper zu halten iſt. Ich bin um Antworten nicht verlegen, und werde nie die Grenze überſehen, welche jene meinem Stande zukommende Artigkeit von magdlicher Erniederung trennt. Zudem trag' ich ja einen Talisman bei mir, der mächtig genug iſt, um alle Pfeile kecker Zudringlichkeit von mir abzuwenden, mein reines Gewiſſen, meine Liebe zu meinen Eltern,

zu meinem Bräutigam! Ich denke, ein Mädchen, das versteckt werden muß, um seine Ehre zu bewahren, hat eine sehr gebrechliche Ehre. Ich möchte den Mann kennen, und wenn er Zaubermittel besäße, der ein Mädchen von der Bahn der Tugend ablenken könnte, welchem es Ernst ist, seine Tugend zu bewahren; er müßte nur zum Mörder werden, und dazu hat solch' ein girrender Liebesritter, wenn auch nicht zu wenig Schlechtigkeit, doch zu wenig Muth. Darum laßt mich hier, wie ich bin; vertraut mich, ohne Bangen, mir selbst an, und gönnt mir den süßen Triumph, als schlichtes Landmädchen das zu können, was hundert Damen und Fräulein für eine Unmöglichkeit hielten. Nicht wahr, Durand, Du vertraust mir?"

Durand schämte sich, etwas einzuwenden, da jede fernere Weigerung nur ein Beweis seines Mißtrauens gewesen wäre.

„„Aber wie wirst du ihm denn begegnen?"" fragte die Mutter ängstlich.

„Wie jedem andern Gaste," war Madelaine's Antwort, „freundlich und zuvorkommend, so lang er fordert, was man einem Gaste billiger Weise gestatten darf; stolz und unerschütterlich, wenn er das Weib in mir beleidigen wollte. Ja, ich kann sagen, ich freue mich darauf, ihm zeigen zu können, daß er, wiewohl Graf von Burgund, dennoch schuldig ist, weibliche Ehre zu achten!"

Des Mädchens kühnes Selbstvertrauen entwaffnete die Eltern und den Bräutigam, und, wiewohl noch immer zögernd, gaben sie endlich nach. Durand aber konnte es doch nicht über sich gewinnen, die ver-

hängnißvolle Ankunft des Grafen nicht im Hause seiner Braut zu erwarten.

Am andern Tage, etwa gegen die Mittagsstunde langte Graf Rainald mit zahlreichem Gefolge vor Guignolet's Gasthofe an. Stattlich saß er zu Pferde; in der That ein wohlgebildeter, junger Mann von schlankem Wuchse, von schönem, etwas blassem Gesichte, in dem das ungeübte Auge den Anstrich, welchen ihm sein wüstes Leben aufgeprägt, leicht für den matten Abglanz leiser Schwermuth hätte halten können. Ein reiches Barett, von rothem Sammt mit Perlenschnüren umflochten, mit wallender Feder geschmückt, hielt die Fülle vorquellender dunkler Locken kaum zurück. Ein Überwurf, mit Hermelin verbrämt, umschloß, von goldenem Gürtel zusammen gehalten, sein prächtig gesticktes Wamms. Hohe Reiterstiefel mit langen, gewaltig klirrenden Silbersporen vollendeten nebst dem kostbaren Schwerte und den künstlich gewirkten Handschuhen das Malerische seines Anzuges. Mit leichter Grazie schwang er sich, ehe Guignolet, oder der Seneschall ihm helfen konnten, vom schön gezäumten Schimmel, und grüßte die Wirthsleute mit herablassender Freundlichkeit.

An der Schwelle des Hauses stand Madelaine, einfach aber geschmackvoll, im Sonntagsschmucke der burgundischen Landmädchen, und bat den hohen Gast um die Ehre, ihm seine Gemächer anweisen zu dürfen, während die ganze Bevölkerung des Fleckens in reger Neugierde umherstand.

„Man hat mich nicht fehlgewiesen," sprach der Graf auf den ersten Stufen der Treppe, das Mädchen

wohlgefällig in die Wange kneipend, »ich bin, wie ich sehe, im Gasthofe zur — schönen Madelaine.«

Madelaine erwiederte dieses gnädige Kompliment mit dem bescheidenen Ausdrucke der Überzeugung, daß sie diesen Ruf nur dem Mangel eines Schildes von dem Gasthofe verdanken zu dürfen glaube, und erkundigte sich, ob sie das Mittagmahl auftragen dürfe. Der Graf, den man es im ersten Augenblicke abmerkte, daß ihm das Mädchen zu Gesichte stehe, überließ Alles ihrer Verfügung und verlangte huldreichst, daß er von ihr bedient werde. Madelaine unterzog sich dem Geschäfte mit dankbarer Bereitwilligkeit.

Die Speisen wurden vortrefflich befunden, und waren es mitunter auch. Der edle Burgunder, von der schönen jungen Madelaine kredenzt, mundete dem Grafen eben so gut, als sein Tafelwein. Er sprach ihm auch ganz wacker zu, und war so herablassend, auf das Wohl der artigen Hebe, wie er sich ausdrückte, zu trinken und sie zum Bescheide aus seinem eigenen Becher aufzufordern, wozu aber diese viel zu bescheiden war.

Nach aufgehobener Tafel forderte der Graf, ganz zärtlich gestimmt, seine liebliche Mundschenkin auf, ihm Gesellschaft zu leisten, und ihm von der Umgegend, von den Bewohnern, von ihren Sitten und Gebräuchen etwas vorzuplaudern, indem er es ungemein liebe, sich von der Lage und den Bedürfnissen, von dem Wohl und Wehe seiner Unterthanen selbst zu unterrichten.

Madelaine's Eltern und Durand waren in Todesängsten, als sie ihr süßes Täubchen in den Klauen

des Geiers wußten; allein jetzt war es zu spät, es zu schützen; nur der Engel, welcher jeder Unschuld zur Seite wandelt, konnte es vor den Netzen des Schlauen bewahren. Inbrünstig beteten sie zu Gott, wie man für die Seele einer armen Sünderin betet, während Madelaine mit freher Ungeduld den Augenblick erwartete, wo sie den heißen Liebesritter recht empfindlich abkühlen könnte.

„Sage mir“ begann der Graf, lässig im Lehnstuhle seine hochbestiefelten Beine von sich streckend und Madelaine's Hand fassend, „sind in Eurer Gegend alle Mädchen so hübsch und so artig, wie du?“

„„Davon könntet Ihr Euch ja leicht selbst überzeugen, hoher Herr!““ entgegnete die Befragte, „„ein Wort, ein Befehl von Euch, und, mit dem Schulzen an der Spitze, steh'n sie Alle vor Euch da, in schuldigem Respekte.““

„Was kümmern mich die Andern? Um sie fragte ich nur so beiläufig,“ schmeichelte ihr der Graf, „weil ich es für unmöglich halte, daß du nicht die Schönste von Allen seyest. Ich muß einen Preis für das hübscheste Gesichtchen in Eurem Bezirke stiften, und das bloß dir zu Liebe, damit du den ersten erhalteſt. Und worin glaubst du, werde der Preis bestehen?“

Madelaine schlug die Augen zur Erde, und wollte ihm die Hand entziehen. Er aber drückte sie ungestümer, und sprach, ihr das Köpfchen sanft aufrichtend: „In einer Börse mit Kronen, welche der Graf in eigener Person der Preiswürdigen mit einem feurigem Kusse überreicht; die erste Preisvertheilung

könnte gleich jetzt Statt finden, wenn du's zufrieden bist!"

Mit diesen Worten zog er das Mädchen stürmischer zu sich. Madelaine aber, ihre Fassung nicht verlierend, suchte sich aus seinem Arme loszumachen, und lispelte ihm, mit den Augen auf die Trabanten winkend, welche an der Thüre standen, leise zu: „„Muß die Preisvertheilung vor Zeugen Statt finden?""

Der Graf war entzückt über des Mädchens vielversprechende Weltklugheit, und fertigte, seines leichten, aber deßhalb nicht minder erfreulichen Sieges so viel als gewiß, die Trabanten mit den Worten ab: „Geht! Niemand soll mich stören! Mein Gefolge mag seinem Vergnügen nachhangen. Guignolet's Dienerschaft ist aufmerksam genug, um meinen Wünschen allein nachzukommen."

Die Trabanten waren froh, abgelöst zu seyn, und auch das übrige Gefolge, welchem sie des Grafen Willen mittheilten, hatte nichts einzuwenden. Wie Spreu stob es aus einander, und in wenigen Minuten war Rainald im Gasthofe der einzige Gast vom Hofe.

„Die Preisvertheilung findet ohne Zeugen Statt, das versteht sich!" lächelte Rainald und verdoppelte seine Zärtlichkeit.

Madelaine that, als ob sie das Gespräch abbrechen wollte, was der Graf jedoch nur für einen wohlberechneten Handstreich hielt, der ihn seiner Meinung nach dem Ziele nur näher brächte.

„„Ihr seid wohl müde? hoher Herr!"" sprach das Mädchen theilnehmend.

„Kind, du kannst alle meine Müdigkeit heilen, wenn du bei mir bleibst! Und daß du es weißt, du mußt jetzt bei mir bleiben, denn du gefällst mir, und Graf Rainald pflegt von Mädchen, die ihm gefallen, keinen Widerspruch zu dulden. Versuche es nicht, dich mir zu entziehen, schöne Madelaine, du bist in meiner Gewalt, und kein Gott rettet dich mehr aus meinen Armen!“

„„Ach, hoher Herr!““ versetzte Madelaine, scheinbar nachgebend, indem sie vor sich hinsah, als ob sie sich auf etwas besänne. „„Ihr vergeßt ja über mich ganz Euer selbst. Ihr seid noch, wie Ihr von Eurem Rosse stiegt! Wollt Ihr Euch's denn nicht bequem machen?““

„Du allerliebste, folgsame Kammerdienerin,“ rief Rainald in süßem Liebestaumel, mache mit mir, was du willst; nur wage es nicht, mir entschlüpfen zu wollen!

Madelaine löste ihm die schwere Goldkette vom Halse und sprach, sie bei Seite legend, ganz unbefangen: „„Sind Euch denn die gewaltigen Steifstiefeln mit den langen Sporen nicht lästig, hoher Herr?““

„So ziehe sie mir aus, wenn du's im Stande bist, Wettermädchen!“ ermunterte sie Rainald.

„„Das will ich meinen!““ erwiederte sie „„haltet Euch nur fest an den Lehnstuhl, so wird's wohl gehen!““ —

Der Graf beg sich mit lüsternem Schmunzeln zurück. Madelaine warf einen frechen, von Rainald übersehenen Blick zum Himmel, ließ sich auf ein Knie nieder, und zog mit aller Kraft, zuerst den Stie-

fel von seinem rechten Fuße bis zur Hälfte herab. „Was machst du denn?“ fragte der Graf, als sie nach dem linken Fuße griff.

„„Es geht so leichter““ versetzte Madelaine, und ließ sich nicht irre machen; sondern zog auch den hohen Steifstiefel vom linken Fuße bis zur Hälfte herab.

Unbehilflich lehnte jetzt der Graf mit der ganzen Schwere seines Körpers bloß auf die Elbogen gestützt, in einer höchst unbequemen Stellung, und bat seine zögernde Kammerdienerin, ihn bald daraus zu erlösen.

Allein die schlaue Kammerdienerin hatte eben diesen Augenblick absichtlich herbeigeführt. Als er nun so vor ihr da hing, wie ein Fuchs in der Falle, durch seine mißliche Lage eben so unfähig gemacht die plumpen Stiefel wieder empor zu ziehen, als sie ganz von sich zu schleudern, da trat sie stelz vor ihm hin, und sprach mit Würde: „„Herr Graf, wenn Ihr künftig wieder ehrsamen Mädchen nachstellt, so denkt an das Wirthshaus zur schönen Madelaine, und an die — schützenden Stiefel.““ —

Dieß gesprochen zu haben, und zur Thür hinauszueilen, an welcher sie schnell den Schlüssel von Außen umdrehte, war Eins. Ohne sich bei irgend Jemanden im Hause sehen zu lassen, lief sie fort, und suchte in der Hütte eines Nachbars Zuflucht.

Der Graf befand sich jetzt in einer etiquette-widrigen Situation. Er konnte sich nicht aufhelfen, weil die halbabgezogenen Stiefel seine Beine beirrten, eben so wenig konnte er sich's im Stuhle bequemer machen, da seine Arme ihm schon den Dienst zu versagen be-

gannen. Er vermochte seine Lage nur dadurch zu verändern, wenn er sich selbst sammt dem Lehnstuhle umwürfe, was ohne Beschädigung seiner höchst eigenen Person nicht leicht zu bewerkstelligen war. Zudem hatte er gehört, wie Madelaine zuriegelte. Er mußte also nolens — volens rufen. Seine Dienerschaft hatte er selbst vor einer Viertelstunde beurlaubt; es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als seinen Hilferuf unmittelbar an die Eltern der kleinen Hexe zu richten, die ihm so arg mitgespielt hatte.

Die geängstigten Eltern wußten nicht, was sie denken sollten, als sie aus dem Gemache des Grafen, statt Madelaine's Angstgeschrei, eine männliche Stimme vernahmen, welche ihnen die Thüre zu öffnen befahl. Marcelline blieb in banger Ungeduld auf den obersten Stufen der Treppe stehen, denn sie fürchtete sich vor dem Grafen, so alt als sie war. Durand harrte mit verstörten Mienen, was er erfahren würde. Guignolet aber öffnete die Thüre, die er, zu seinem großen Erstaunen wirklich von Außen geschlossen fand, und trat eilfertig ein.

Erschrocken fuhr er zurück als er seinen Herrn und Gebieter, gleich einem gewissen Waldbewohner, der sich in Leimstiefeln fing, zwischen Lehnstuhl und Estrich schweben sah. Zu seinem Staunen fand er seine Tochter nicht mehr im Zimmer, und so lächerlich es auch ist, so war doch das Mährchen von dem Kinderfresser das Erste, was ihm dabei einfiel.

„Nun, so helft doch Ihr mir," befahl der Graf, fast unwillig über den Staunenden, — „weil Eure Madelaine mich im Stiche ließ."

„„Meine Madelaine?““ — forſchte Guignolet, dem Grafen mit vieler Mühe einen Stiefel herabreitend, „„iſt ſie nicht mehr bei Eurer Hoheit?““

„Nein, wie Ihr ſeht!“ erwiederte Rainald zum böſen Spiele gute Miene machend, während ſich der Wirth auf den andern Stiefel, wie auf einen Klepper aufſetzte, um auch ihn zu bemeiſtern. „Eure Madelaine iſt, was man ſagt ein braves, tugendſames Kind! Ich habe viel von ihr gehört, und da ich es liebe, wenn Unſchuld und Treue in meinem Lande geachtet werden, ſo ſtellte ich ſie ſelbſt auf die Probe; allein ſie verſtand mich falſch, verſetzte mich aus beleidigtem Ehrgefühle in dieſe ſeltſame Lage, aus welcher Ihr mich nicht ohne Schweiß befreit habt, und lief davon, — wohin, weiß ich nicht! — Sie hat ihre Prüfung glänzend beſtanden. Sucht ſie auf, verſichert ſie meiner vollkommenſten Zufriedenheit und Verſchwiegenheit! Wenn ſie einmal einen redlichen Bräutigam findet, ſo möge ſie ſich bei mir um ihre Ausſteuer melden!“

Guignolet wähnte aus den Wolken zu fallen; allein des Grafen Freundlichkeit ermuthigte ihn bald zum herzlichſten Danke. Die Sorge, das Mädchen auszukundſchaften, ward dem noch immer nicht ganz beruhigten Durand anvertraut. Er fand ſeine Geliebte in der Hütte ſeines redlichen Nachbars. Sie erzählte ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit ihre ganze Kriegsliſt, bat ihn aber, nichts davon zu plaudern, indem der Graf dadurch nur erbittert würde, während er ſo ſeine Lection gutwillig hinnahm, und ſogar großmüthig ein Lehrgeld dafür verſprach.

Am andern Morgen reiſte der Graf nach Frais Puits ab, nachdem er Madelaine zum Abſchiede ſo freundlich begrüßt hatte, als ob nichts vorgefallen wäre. Allein ſeinen Rückweg nahm er über Gray.

Als nach zwei Jahren Madelaine ihren Durand heirathete, getraute ſich Guignolet nicht, auf des Grafen hingeworfene Rede hin, ſich um die verſprochene Ausſteuer zu melden. Allein Rainald bewies, daß er gute Spione habe. Denn am Hochzeitstage ſelbſt erſchien ein Höfling mit einem ſchön gearbeiteten Käſtchen, welches er der Braut im Namen des Grafen überreichte. Sie fand darin, als ſie es öffnete, viertauſend Kronen, nebſt einem Zettel, worauf die Worte ſtanden: „Meiner ſchönen Kammerdienerin für's Stiefelausziehen!“

Allein den Grafen hatte die Lection nicht gebeſſert. Er führte ſein tolles Leben ohne Maß und Scheu ſo lange fort, bis er allenthalben verhaßt ward, und als er im Jahre 1113 wegen ſeiner Widerſetzlichkeit gegen Kaiſer Heinrich V. in die Acht erklärt, und ſein Land an Konrad von Zähringen verliehen wurde, folgte ihm ſtatt Mitleid, nur Spott und üble Nachrede.

Etwa fünfzig Jahre nach dieſen Begebenheiten hängten die Wirthsleute, an welche Guignolet den Gaſthof in ſeinen alten Tagen verkaufte, ein Schild hinaus, mit der Aufſchrift: „Zu den ſchützenden Stiefeln!“

Das Nordlicht.

Die Morgennebel des 18. Octobers 1836 sanken frostig zur Erde nieder, blau lächelte der sonnige Himmel herab, und Alles versprach einen schönen Abend, was mir um so erwünschter war, als von der Höhe des Nikolai-Berges, an dessen Fuße, durch den schmalen Streifen der Sann von ihm getrennt, das freundliche steiermärkische Kreisstädtchen Cilli liegt, wiederhallende Böllerschüsse zur munteren Weinlese einluden. Bald aber ward es auch auf dem gegenüberstehenden Berge laut, dessen Scheitel wie eine Mauerkrone die Ruine der einst mächtigen Burg Ober-Cilli umgibt. Einzelne Schüsse krachten von seiner Rückseite herüber, welche mit kleinen Weingärten und niedlichen Winzereien besetzt ist. Die lobenswerthe Gastlichkeit, welche in der Steiermark, und namentlich in meiner damaligen Umgebung herrschte und gewiß noch herrscht, hatte mich schon oft freundlich berührt, und that es auch damals, weßhalb ich der Lesezeit, als der lyrischen Pointe des Herbstes, immer mit Freuden entgegenharrte. Die Schüsse haben zu dieser Zeit eine eigene — ich möchte sagen, — eine telegraphische Bedeutung. Sie rufen Allen aus der Ferne gastlich zu: „Ihr, die Ihr ein fröhliches Herz mitbringen könnt und wollt,

kommt herauf zu uns; Frohsinn und Herzlichkeit ist es, was wir brauchen! Seid uns willkommen!“ — Und so pflegt man es denn auch zu halten. Wo geschossen wird, dahin pilgern nach vollendetem Tagwerke die Bewohner des Städtchens in einzelnen, munteren Trüppchen; Lehr-, Wehr- und Nährstand sitzt in engem traulichen Stübchen beisammen, spricht dem Glase mit kluger Mäßigung zu, kramt aus, was Ohr und Herz von gutem, alten und neuen Singsang weiß; deutsch, wendisch oder wälsch, wie's eben zusagt, knüpft ohne Unterschied des Standes das Band der Geselligkeit für den traurigen Winter fester, und reiht sich wohl auch, wo der Raum es zuläßt, zu ungezwungeneren und beliebteren Tänzen, als manche Redoute sie aufzuweisen hat.

Das Orchester ist bald beisammen; im Nothfalle thut es ein zur Guitarre gesungener oder gepfiffener Walzer; echte Fröhlichkeit ist erfindsam. Die späte Nacht erst ruft die heiteren Gäste heim, und es gewährt wohl einen ganz eigenen Anblick, auf einsamen Waldwegen zur Stunde der Gespenster noch singenden und lachenden Zügen froher Menschen zu begegnen, welche die bekannten Steige fast unwillkührlich im Finstern treffen, oder von der lauten, jubelnden Jugend sich brennende Späne oder flackerndes Reisig vortragen lassen. — Solch einer ländlichen Feier sah ich auch am Abende des 18. Octobers 1836 entgegen.

Daß ich mit fröhlicher Laune von irgend einem Berge um Cilli nach Sonnenuntergang heimkehren würde, wußte ich wohl, von welchem aber, war mir selbst dann noch unbekannt, als ich bereits mit Stock

und Pfeife gerüstet vor das Stadtthor trat, und mir bald rechts, bald links ein knallender Willkommgruß entgegen tönte. Nach kurzem Besinnen entschied ich mich für den sogenannten Schloßberg, auf dessen südlicher Schneide einer meiner Amtsgenossen sein Lesefest beging. Rüstig stieg ich den ziemlich steilen Waldpfad empor, welcher sich zur Seite einer tiefen, von buntfärbigen Buchen besetzten Schlucht, über modrige Baumwurzeln in launenhaften Windungen emporschlängelt. Ich bemerke, wenn ich allein gehe, wenig; entweder nehme ich mir von Hause aus einen Gedanken als Wegzehrung mit, oder ich finde einen, so zu sagen, am Wege, welcher mich so lange blind für meine Umgebung macht, bis er ausgekocht und wohlgenießbar ist. Ohne viel umzublicken, klomm ich daher rasch und rastlos meinen Steig hinan, und blieb erst auf der Höhe stehen, um mir von der kühleren Abendluft die heißen Schläfe trocknen zu lassen. Da lag es vor mir, eingerahmt von zwei mäßigen Anhöhen, das liebliche Kleinbild, das mich so oft schon fesselte. Im spitzen Winkel des Ausschnittes auf einem glatten, runden Hügel, den einzelne Hängebirken mit gesenkten Zweigen beschatten, steht, von Grabhügeln umwellt, die doppelthürmige Josephs-Kirche, malerisch und einsam. Darüber hinaus öffnet sich beiderseits das bunte Thal, von der Heerstraße durchschnitten, übersäet mit Dörfern und Gemeinden, zwischen kleinen Wäldchen und am Fuße sanfter Hügel mit weiß schimmernden Kirchlein.

Den nördlichen Horizont schließt der lange Rücken des Bacher-Gebirges, an welches sich rechts gegen Osten hinab, die vorstehenden Kirchstettner-Hö-

hen, die Gora, der Gabernigg, der Wotsch, bis hin zum kegelförmigen Donati-Berge anzuschließen scheinen, während westwärts der Kossiak scheinbar seine Fortsetzung bildet, dem sich die Berge von Schönstein mit der mächtigen Ursula in der Wendung anreihen. Fürwahr ein herrlicher, Herz und Geist erfrischender Anblick! Und ausgegossen über Alles die unendliche feierliche Ruhe, diese süße Bürgin und Verkünderin des Friedens. —

Da war's vor Leipzig am heutigen Tage anders, dachte ich mir, als vor 23 Jahren die ehernen Würfel rasselten. Gottlob! es ist vorüber, ist fast zur Sage geworden; wer denkt wohl heute noch auf diesen Bergen dran, als etwa auch so ein Schuldespot, wie du, der's seinem jungen Volke morgen in der Schule vorzudociren hat?

Wohlgemuth wanderte ich weiter, und weidete mich an dem Anblicke der in brüderlicher Ähnlichkeit neben einander lehnenden Berge, gegen welche sich, südwärts hin, die Aussicht öffnet, indeß die nördliche sich schließt. Melancholisch zirpten und schrillten die traulichen Weinhähnchen (mantis religiosa); einzelne Schüsse weckten das kollernde Echo der Umgegend; feiernde Glocken klangen aus der Ferne herüber, und näher tönender Freudenruf scholl aus den einzelnen Weingärtenhäusern.

Ich stand an einem Kreuzwege im flisternden Buchenwäldchen, von fallenden Blättern umgaukelt, eingedenk der Mährchen, welche sich der Landmann von dieser Stelle erzählt, als mich der Gruß eines Freundes aus meinen Träumen weckte, welcher gleichem

Ziele mit mir von der Oſtſeite zuwanderte. Angelangt am Orte unſerer Beſtimmung, wurden wir von einem herzlichen Lebehoch begrüßt, welches eine Piſtolen-Salve, weit nachhallend, begleitete. In wenigen Minuten war der rechte Ton gefunden und ungetrübte Herzlichkeit auf einer freien, luftigen Bergterraſſe lohnte uns reichlich für die Schweißtropfen, die uns das Hinanklimmen gekoſtet hatte. Erſt als die Lüfte froſtiger weheten und die Mondesſichel klar und freundlicher emporſtieg, zogen wir uns in die Stube des Weingartenhauſes zurück, und ließen unſeren Zungen und Kehlen freien Lauf. Wie ſchnell die Stunden in heiterer, geſelliger Umgebung verfließen, merkt man am beſten an der Veränderung des Colorits der um uns befindlichen Gegenſtände, wenn wir ſie noch im freundlichen Dämmerlicht ſahen, als wir uns innerhalb unſerer vier Wände zurückzogen, und ſie nun, nach einer kurzen Stunde, wie es uns dünkt, wieder in's Freie tretend, in düſterem Halbdunkel, überſpannt von dem ſternenflimmernden Bogen der Nacht, erblicken. —

Auch mich überraſchte dieſer Anblick, als ich wieder vor das Häuschen trat, und der ſtrahlende Wagen, der vor mir am Himmel ſtand, mahnte mich, daß es Zeit zum Aufbruche ſei. In ſolchen Geſellſchaften hilft weiter nichts, als ſtilles, verſtohlenes Davonſchleichen. Wer Abſchied nehmen will, darf verſichert ſeyn, daß ihm der Paß verweigert oder gar der Hut als Pfand abgenommen wird.

So war ich längſt ſchon wieder am Kreuzwege im Buchenwäldchen, als man erſt meine Flucht bemerkte, und mir ſcherzhafte Drohungen nachrief. — Langſam

und vorsichtig, das Auge nach und nach an die Dunkelheit gewöhnend, schritt ich den wohlbekannten Pfad entlang. Und wieder stand ich im Ausschnitte, wo sich der Steig in die Tiefe schlängelt, die Kirche auf dem runden glatten Hügel kreideweiß vor mir, und fernhin ragte der Bacher mit scharfem Rande in den durchsichtigen Äther hinein. Noch einen Blick warf ich dem herrlichen Nachtgemälde zu, und schenkte dann alle meine Aufmerksamkeit dem schmalen Wege, welcher sich hart am Rande der Waldschlucht, täuschend herabwindet. Jetzt war das Schwierigste überstanden; im Hohlwege, durch welchen die Waldstraße zur Burgruine von Ober-Cilli führt, rastete ich, und stieg dann wohlgemuth den letzten kleinen Hügel hinan, von welchem aus über die Stadt und den Josephsberg hin, die Aussicht nach Westen und Norden sich wieder öffnet.

Es mochte 9 Uhr vorüber seyn; unbewölkt breitete sich der sternbesäete Himmel über mir aus und ein matter Schimmer machte den weißen Streifen kennbar, welcher den Fußsteig bezeichnet. Unwillkührlich erhob ich das Auge, — und mit einem fröstelnden Schauer fuhr ich zurück, denn ein Anblick bot sich mir dar, wie ich ihn zur nächtlichen Stunde leider schon öfter gehabt hatte. Eine ungeheuere Brandröthe leuchtete über die Höhe des Bachergebirges herüber. Der ganze nördliche Himmel schien in Blut getaucht, und glich einem halbdurchsichtigen Purpur-Vorhange, hinter welchem mächtige Ampeln angezündet sind, damit er seinen flammenden Widerschein auf die gegenüber liegenden Gegenstände werfe. Ruhig dehnte sich die Licht-

masse immer weiter aus, immer blutiger wurde das Roth, und ich erwartete jetzt und jetzt aufsteigende Flammen, oder wenigstens ihren zuckenden Abglanz aus der Ferne zu bemerken. Daß ein gewaltiger Brand hinter den nördlichen Gebirgen die Ursache der Erscheinung sei, schien mir nicht zweifelhaft. Aber wo sollte das Feuer hier einen Herd gefunden haben, der ihm auch nur Raum und Stoff genug darböte, um solch eine Masse des Lichtes zu entwickeln. Das könnte nur, dachte ich, eine brennende Stadt seyn. Das Städtchen Windischgrätz mochte es nicht seyn, denn es liegt zu westlich, Marburg stand ostwärts ausser dem Umkreise des Glanzmeeres. Auch fiel mir die Unveränderlichkeit der Erscheinung auf, welche jetzt ihren höchsten Punct erreicht zu haben schien, und in stiller Erhabenheit am Horizonte fortglühte, ohne jenes unheimliche Lodern und Arbeiten, welches der Grieche so treffend mit dem Ausdruck: „unermüdlich“ (ἀκάμας) bezeichnet. Und siehe, langsam bildete sich am äußersten Rande des Licht-Äthers, wo seine Strahlen und Striemen in's Dunkelblau der Nachthimmelfarbe zerflossen, der Mondsichel fast gegenüber, ein milchweißer Kranz, durch welchen die Sterne in ungetrübter Klarheit hindurch schimmerten, ähnlicher einem Mondregenbogen, als einem Hofe. Da löste sich mein banger Schauer in staunende Bewunderung auf. Ich wußte nun was für ein Meteor ich in seiner gröſten Herrlichkeit vor mir sah; es war ein Nordlicht. Tief beugte ich mich vor der Majestät des Schöpfers, dessen Wink das blaue Tuch des Himmels in Blut taucht, um seine, im Wohlbehagen des Friedens versunkenen Menschen

zu erinnern an blutige Tage der Vorzeit, denen die Palme des Friedens entsprossen ist. Der Abend des achtzehnten Octobers war's ja, welchen der Herr so wunderbar verherrlichte. Ich war noch ein Knabe, als der Courier unter dem Donner des Geschützes, dem Peitschengeknalle einer Centurie rothberockter Postillone und dem unauslöschlichen Jubel einer unabsehbaren Menschenmasse in Wien einritt, und die Kunde von dem blutigen Siege bei Leipzig überbrachte. An manchem sonnigen, an manchem trüben Jahrstage der Schlacht (einer davon war mir besonders trüb, denn er war der Begräbnißtag meines Vaters) stand ich am Glacis vor dem Stubenthore, und sah durch Kanonen und Parade die Erinnerungen an jenen heiligen Augenblick erneuern, aber solch einer hehren Feier des merkwürdigen Tages hatt' ich noch nie beigewohnt.

Der Herr hat uns ein Fest gegeben!
Damit wir dran das Herz erheben!

So rief ich mir selbst zu, und erhob mein Herz an dem Feste, das der Herr gab, und laut widerhallte es in meinem Innern:

„Heiß war, ob fröstelnd auch schon Herbstluft wehte,
Vor drei und zwanzig Jahren dieser Tag;
Drei Herrscher lagen brünstig im Gebete,
Die Freiheit galt's, — es galt den letzten Schlag.

Gott gab den Sieg! — des Blut's war viel geflossen,
Gott gab den Sieg! — die blut'ge Saat gedieh;
Die Eisenriegel waren aufgeschlossen,
Und wieder klang der Freiheit Melodie.

Und drei und zwanzig Jahre sind vergangen!
Wie wenig, wo's ein solch' Gedenken gilt;
Wie viel für Menschen, die am Leben hangen,
Das seine Kinder mit Vergessen stillt.

Habt Ihr's vergessen, — nein, Ihr sollt gedenken!
Es weiß der Herr, wo Dank zu fordern ist,
Und mit Gewalt muß er die Sinne lenken,
Wo man das Unvergeßliche vergißt.

Seht hin, gen' Norden! Seht Ihr's blutig strahlen?
Ihr nennt es Brand, Ihr nennt es Nordlicht? — Nein!
Die blut'gen Streifen, die den Himmel malen,
Sind eines heil'gen Blutes Widerschein.

Des heil'gen Blut's, verströmt an jenem Tage
Wo Fürstentreu' und Völkermuth im Bund
Ihr Bestes kühn geworfen auf die Wage;
Seht hin, Euch mahnend thut's der Himmel kund!

Und so wie durch des Nordlichts blut'ge Flecken,
Die klaren Sterne glüh'n am Himmelsrand,
So lacht aus jener blut'gen Zeit der Schrecken,
Der Stern des Friedens segnend auf das Land." —

So klang's in mir. Ich blickte noch starr hin, da verschwand plötzlich, wie auf einen Zauberruf, die Röthe, feuchte Nebel wogten längs der Saun her, und die Thurmuhr schlug halb zehn.

Die Kinder der Natur.

(Nach Mlle de Sénancour.)

1.

Bankier Breitenbach hatte sich ein bedeutendes Vermögen zusammenspeculirt, und galt nicht mit Unrecht für einen der wohlbestelltesten Geschäftsleute am Platze. Besonders flossen die Produzenten von seinem Lobe über; denn er war ein wackerer Consument. Er wußte von seinem Vermögen einen eben so edlen, als gemeinnützigen Gebrauch zu machen, das heißt, er gab für sein Vermögen ganz hübsche Sümmchen aus, und wußte die Welt beim Glauben zu erhalten, daß bis zum Boden seiner Geldfäßchen noch ziemlich weit sei. Als er das Alter der Vernunft heranrücken sah, vermählte er sich. Seine jugendliche Frau brachte ihm gar bald ein hoffnungsvolles Knäblein zur Welt, dessen Wohlgestalt die ganze Familie in das innigste Entzücken versetzte. Herr von Breitenbach beging die Geburtsfeier seines Stammhalters mit einem Pompe, welcher seiner gewohnten Prachtliebe vollkommen entsprach.

Der Winter wurde in der Hauptstadt zugebracht, und durch Vergnügungen aller Art erträglich gemacht. Herr von Breitenbach war das lebendige Organ der Philosophie, und doch war Niemand ihren Grundsätzen weniger gehorsam als er. Er war nicht einmal

Philoſoph genug, um Philoſoph zu ſcheinen, und Jedermann machte ſich über die ergötzliche Fertigkeit luſtig, mit der er ſeinen Maximen gerade zuwider handelte. Da er bisher in allen ſeinen Speculationen das Sprichwort beſtätiget fand, welches vorzüglich die Geiſtesarmen der Gunſt Fortuna's verſichert, ſo baute er allzufeſt auf ſein Vermögen. Oft wagte er ſich auf ſo gefährliche Straßen, daß man voraus ſah, er müſſe einmal umwerfen. Um Millionen aus der Luft zu holen, ſtand er nicht an, die halbe Million, die er beſaß, in das Waſſer zu werfen. So kam es denn einmal ganz unvermuthet, daß er gerade in einem Augenblicke, wo man glaubte, er habe den Scheitelpunct ſeines Glückes erreicht, — ſich zu einer mäßigen und zurückgezogenen Lebensweiſe entſchloß. Alles verwunderte ſich über den Stadtliebhaber Breitenbach, der nun plötzlich Miene machte, ein einſiedleriſches Landleben zu beginnen; nur ſeinen Geſchäftsfreunden, welche ſeine Liebe zur Natur kannten, kam dieſer Entſchluß ganz abſcheulich natürlich vor.

Herr von Breitenbach dankte ſeine Dienerſchaft ab, indem er ihr vorſtellte, wie ſeine Liebe zur Natur und die Einfachheit ſeines Geſchmackes ihm fernerhin es unerträglich mache, Geſchöpfe ſeines Gleichen in einer von ihm ſo abhängigen und untergeordneten Stellung zu erblicken; wie ſein Herz bei jedem Befehle, den er ihnen zu geben hätte, blute, und wie er es nicht länger über ſich bringe, ein ſolches Mißverhältniß gleich berechtigter Weſen in ſeinem eigenen Hauſe aufrecht zu erhalten. Seine Diener hatten für dieſe Art von Menſchenliebe und weltbürgerlicher Geſinnung keine

Empfänglichkeit, entfernten ſich murrend und kopfſchüttelnd, und meinten: es wäre natürlicher geweſen, wenn er ihnen gleich geſagt hätte: „Geht! Ich habe nicht mehr ſo viel, um euch beſolden zu können!“

Die nämlichen Grundſätze veranlaßten auch den groſſen Naturfreund Breitenbach, ſeine Equipage, ſeine Meubles, ſein hübſches Landgut, und was ihm ſonſt noch unnatürlicher Überfluß ſchien, in aller Eile zu verkaufen, und ſeiner Frau nach Kräften begreiflich zu machen, daß ſie künftig die Natur lieben lernen müßte, welche erhabene, unbegreifliche und unerſchöpfliche Dame von nun an ihre einzige Geſellſchafterin ausmachen würde. In Kurzem hatte er Alles vom Werthe zu Gelde gemacht; aber im blinden Vertrauen auf das Schickſal verſuchte er es zum letzten Male, ſeine zerrütteten Umſtände wieder in Ordnung zu bringen, und ſollte er auch, wenn der Erfolg entſpräche, die liebe Natur bei Seite ſetzen müſſen.

2.

Die ſchönen Tage des Glückes war für den guten Bankier vorüber. Er war, was man ſagt, total ruinirt. Aber den wahren Philoſophen führt das Unglück nur um ſo ſchneller und fruchtbringender zu ſeinen Grundſätzen zurück. Er nahm Weib und Kind mit ſich, und ſuchte eilenden Schrittes die Natur im Winkel einer abgelegenen Provinz auf. Dort kaufte er ſich in einem beſcheidenen Landſtädtchen das beſcheidenſte Häuschen, das eben feil war, und wies alle Beſuche von ſich ab. Unter ſolchen Umſtänden wurde ein Gefühl, das ihm bisher nur zum Steckenpferde

gedient hatte, zu einer wahren Wuth, und er bewies mit vieler Kraft, daß er seine Rolle als Philosoph wirklich mit Nachdruck zu spielen wisse. Die Nothwendigkeit, bekanntlich die beste Lehrmeisterin, und die Richtung aller seiner Studien auf das eine Ziel, das ihm vor Augen stand, gaben seinen Neigungen eine solche Hartnäckigkeit, daß er unbeugsamer wurde, als ein Schüler der Stoa. Er las nichts, als streng systematische Bücher, welche die Ausbildung, oder vielmehr die Zerrüttung seines Verstandes vollendeten.

Auch in der Erziehung seines Sohnes wollte er von diesen Grundsätzen nicht abweichen. Er machte die Natur zu seiner Erzieherin und den Eigensinn zu seinem Hofmeister. Beide bearbeiteten den ihnen anvertrauten Zögling mit solchem Erfolge, daß der Junge mit zehn Jahren der unerträglichste Range im ganzen Städtchen war. Er gebrauchte seine Kräfte mit ungezwungener Freiheit; schlug jeden, der ihm nicht nach Willen that; log, so oft es ihm beliebte; verschaffte sich sein Recht überall selbst, und rühmte sich, der väterlichen Billigung gewiß, seiner Bengelhaftigkeit aller Orten; mit einem Worte, wer den Jungen sah, der erblickte die liebe Natur, geschmückt mit allen ihren Reizen.

Wenn sich der liebe Kamillo gegen Leute, die er fürchten oder achten sollte, zu natürlich betrug, so entschuldigte ihn sein Vater damit, daß er sagte: „So spricht die liebe Natur!“ Manchmal erhielt er freilich wohl eine Maulschelle, mit der Bemerkung: „„So antwortet die liebe Natur!““ — Auf diese Art wurde der gute Kamillo, welcher derlei Antworten

nicht allzu sehr liebte, von Fremden mehr zurechtgewiesen, als von seinen eigenen Eltern.

Frau von Breitenbach, welche durch die Natur aller ihrer Erziehung überhoben war, fand es ungemein bequem, den Grundsätzen ihres Gatten in diesem Bezuge nachzuleben. Allein in eben dem Augenblicke, als Kamillo's Erziehung den Glanzpunct erreicht zu haben schien, starb ihr Gatte und hinterließ seinem Söhnlein nicht viel mehr, als seine Narrheiten und seinen Eigensinn. Nun zeigte Kamillo seine Neigung, den Herrn zu spielen, bald offenbar; er gab seiner Frau Mama Rath um Rath, weit entfernt, irgend einen mit Achtung von ihr anzunehmen. Frau von Breitenbach, welche sich ihres Haustyrannen je eher je lieber zu entledigen suchte, ließ ihn in Kürze die Nothwendigkeit fühlen, sich ein anständiges Auskommen zu verschaffen, und die Protectionen in Anspruch zu nehmen, die er in der Hauptstadt finden könnte. Er reiste ab, mehr aus Begierde, die Welt kennen zu lernen, als um die Besorgnisse seiner Mutter zu beschwichtigen.

3.

Kamillo zählte nunmehr neunzehn Jahre. Er kam in der Hauptstadt mit einem, von freudiger Hoffnung geschwellten Herzen an, und lief alsogleich zu einem ehemaligen Geschäftsfreunde seines seligen Vaters.

„Wozu qualificiren Sie sich, junger Mann?“ fragte ihn der Geschäftsfreund, welcher sich an den Namen Breitenbach zu erinnern schien; „was für Talente haben Sie?“

„„Qualificiren? Talente?““ erwiederte Kamillo mit naſenweiſer Keckheit: „„Die Natur fordert weder, daß wir uns zu etwas qualificiren, noch daß wir Talente haben! die Natur bringt uns keine Wiſſenſchaften auf, und, um mich kurz zu faſſen — meine Amme war die Natur!““

„So möge Sie die Natur placiren!“

„„Aber ich bin doch ein Menſch!““

„Das iſt auch das Einzige, was man Ihnen anſieht!“

„„Ich bin rüſtig, ſtark gebaut, geſund!““

„Mit dieſen Eigenſchaften können Sie Hausknecht oder Soldat werden!“

Der junge Menſch glaubte dem Freunde ſeines Vaters, Gott weiß, welch' hohe Idee von ſeinen Anlagen beizubringen, wenn er ihm ſeine derben Abweiſungen mit lebhafter Grobheit erwiederte. Der Hausherr aber erinnerte ſich ſeines Hausherrnrechtes, kraft deſſen er ſich in ſeinem Hauſe keine Grobheiten ſagen zu laſſen brauche, und rief ſeinen Dienſtleuten. Sie kamen Einer um den Andern, flogen aber eben ſo ſchnell, von Kamillo's naturkräftigen Armen gepackt, zur Thüre hinaus. Die Natur behauptete das Schlachtfeld ſogar in den Augen des Geſchäftsmannes, der über die blutige Beleidigung, die er erleiden mußte, noch froh war, weil ſie ihm doch die Hoffnung gewährte, von dem Sohne ſeines alten Freundes hinfort verſchont zu bleiben.

4.

Kamillo erinnerte sich eines alten Oheims, eines redlichen, stillen Bürgers, welcher ganz ruhig, drei Treppen hoch, in einem abgelegenen Stadtviertel wohnte. Der junge Neffe empfand augenblicklich eine ungemeine Zuneigung zu diesem Oheim, indem er sich einbildete, daß er bei seinen Umständen gewiß nirgend eine so passende Behausung finden könnte. Er läuft hin, klingelt; zwei oder drei Hündchen, welche zugleich zu kneifen anfangen, sind die ersten Wesen, die ihm antworten.

„Still, Phili! — Still, Bijou! — Babet, sieh nach, wer läutet," tönt es dann von innen, und Babet, Kamillo's Cousine, eilt um zu öffnen.

Wie heftig erstaunt prallt aber das liebenswürdige Fräulein Babet zurück, als sie einen großen, jungen Mann auf sich zustürzen, sie umarmen, — ihrer Mutter hingegen nicht mit gleich lebhafter Galanterie begegnen sieht. Herr Stubenfatz lag in einem gewaltigen Armstuhl vergraben, den Kopf mit einer Nachtmütze bedeckt, um welche sich ein schönes Seidenband schlang, und ließ sich nicht außer Fassung bringen; die Frau vom Hause war aber beschäftigt, ihre Phili und ihren Bijou zur Ruhe zu bringen, während Fräulein Babet, durch die Gegenwart eines Fremden eingeschüchtert, wie es schien, Alles anwendete, um sich selbst noch mehr einzuschüchtern. Kamillo suchte indeß mit seiner Stimme das Hundeterzett und das Unisono zu übertäuben, womit ein Chor von wohldressirten Kanarienvögeln die Kommenden zu begrüßen

pflegte. Als sich Kamillo niedersetzte, um doch einstweilen etwas zu thun, gingen alsogleich Phili, Bijou und Orange an ihr Amt, ihn, nach Maßgabe ihres Gebisses, in die Waden zu kneipen; der freundlich knurrende Kater Barbarigo nahm auf seinen Knieen Platz, und das Äffchen Belenino sprang ihm auf die Schultern, um mit seinen Haaren und Ohrläppchen Kurzweil zu treiben. Frau Stubensatz bewunderte die Zuthunlichkeit ihrer Hausgenossen; Kamillo aber, welchen die Natur dessen, was ihn belästigte, sich zu entledigen gelehrt hatte, wies, ohne Umstände, die zudringlichen Bestien, so gut es ging, von sich ab. Frau Stubensatz faßte von diesem Augenblicke an das Vorurtheil, daß ihr Herr Neffe weder ein empfindsames Herz, noch eine große Seele besitze. Fräulein Babet, welche indessen den Strickstrumpf der Mutter übernommen hatte, ließ, ziemlich bemerkbar, eine Masche um die andere fallen, und vollendete der Hausfrau üble Laune. Der einschmeichelnde Titel: „Liebe Tante!“ den sie nun zum ersten Male vernahm, hatte sie übrigens besänftigen können, wenn nicht Kamillo's erstes Eintreten schon einen so fatalen Eindruck auf sie gemacht hätte.

5.

Herr Stubensatz, unterrichtet von dem Beweggrunde, der seinen Neffen in die Residenz führte, sprach zu ihm mit ernstem Tone: „Mein Herr Neffe! Ihr Herr Papa mußte sich in der That Mühe geben, sein Vermögen durchzubringen; denn es war ansehnlicher, als das meinige; Herr von Breitenbach liebte den

Aufwand, und doch — hat er mich an den Tagen, wo er Besuche empfing, nie eingeladen!“ — „„Es ist in der That wahr,““ fiel ihm die Hausfrau in die Rede, — „„ich mußte lange auf die Auszeichnung warten, Ihre Pathin zu werden; man hat mich dieser Ehre nicht recht würdig erachtet. Ich bin wohl keine Gräfin gewesen, das muß ich selbst eingestehen, aber, um gar so schnell zu verlöschen, hab' ich denn doch nicht geleuchtet!““

Kamillo, der seine Augen von dem allerliebst verlegenen Cousinchen nicht verwendete, schenkte allen diesen spitzigen Bemerkungen keine Aufmerksamkeit; Cousinchen aber wurde hingegen bei jedem Vorwurfe, den man dem guten Kamillo machte, roth, und ihr Verstand, oder etwas Anderes sagte ihr, daß der Sohn für die üble Gebahrung seines Vaters nicht verantwortlich sei.

Endlich sprach der gutmüthige Stubensatz zu seiner Ehehälfte: „Apollonia! Man muß auf das Vergangene einen Schleier werfen! Beleidigungen vergessen ist nobler, als beleidigen. Wir müssen unsern Herrn Neffen doch auf einen Löffel Suppe einladen!“

„„Wie du willst, mein Herz!““ war die trockene Antwort.

Das Tischgespräch drehte sich um nichts Anderes, als um den Verstand der Thiere, von dessen Äußerungen Frau Stubensatz beinahe mehr wußte, als von denen ihres eigenen. Auch Cousinchen ließ manches Wörtlein mit einfließen. Übrigens kannte selbst diese thierliebende Familie noch nicht den ganzen Nutzen der Hausthiere. Wenn ein Unbekannter sich einfindet, be-

ſchäftigt ſich die Perſon, die ihn empfängt, mit der Beſchwichtigung der kleinen Keifer; das gewährt Zeit, ſich zu faſſen. Wenn das Geſpräch ſtockt, belebt die Katze dasſelbe wieder, der Eine geräth über ihre Schönheit in Begeiſterung, ein Anderer über ihre Fündigkeit; man überhäuft das Lieblingsthier mit Zärtlichkeiten um die Gunſt der Hausfrau zu erſchmeicheln. Will man ihr ein Geſtändniß machen, ſo ſtellt man ſich, als küßte man das Plätzchen, das ihre ſchöne Hand ſo eben berührt hat; ja, nur der Gebrauch der Hunde iſt ſchuld, daß die Fächer unnütz geworden ſind.

Kamillo fand, daß er, ohne es zu wollen, galant ſei, und Babet hörte mit Aufmerkſamkeit der Lobrede zu, die er der Natur hielt. Herr Stubenſatz, welcher die Natur häufig in Schäferpantomimen geſehen hatte, bewunderte ſie, ohne ſie zu begreifen, und er würde von ſeinem Neffen eine recht hohe Meinung gefaßt haben, wenn er nicht gehört hätte, wie übel er, ſeiner Unwiſſenheit wegen, von einem Geſchäftsmanne aufgenommen worden war.

„Mein lieber Herr Neffe!“ ſagte er ihm unter anderm, — „Ihre Natur iſt nicht die rechte; das merk' ich an Ihrem zuverſichtlichen Äußern, an Ihren unabhängigen Manieren, an Ihren heftigen und rückhaltloſen Bewegungen. Ein junges Herrchen, wie Sie, das ſein Glück erſt machen ſoll, kann nicht, ohne unanſtändig zu ſcheinen, den Ton eines Mannes annehmen, der Geld unter die Leute zu bringen gewohnt iſt; Sie müſſen vor Allem auf die Fragen, die man Ihnen ſtellt, höflich antworten lernen; müſſen auf dem Stuhle Platz nehmen, den man Ihnen anweiſt; den

Hut in der Hand behalten; Ihre Beine nicht links und rechts, wie eine Stimmgabel ausstrecken. Diese Freiheiten verzeiht man höchstens einem Manne, welcher schon sagen kann: Meine Equipage, mein Landgut, meine Renten, ꝛc. ꝛc.! — Appollonia, diese Sauce, glaub' ich fast, hast du bereitet! — Ist's nicht so, mein Schätzchen?«

»»Ja, mein Herz!««

»Darum schmeckt sie mir gar so wohl!« Während aber »mein Herz« dieses Kompliment anbringt, läßt Apollonia, zerstreut und entzückt, die Schüssel aus der Richtung kommen, und die Hälfte der Sauce auf Kamillo's Kleid herabströmen. Der Oheim bietet seinem Neffen einstweilen zur Entschädigung ein kleines Zimmer in seinem Hause an, bis die Spuren dieses unglücklichen Zufalls vertilgt wären. Frau Stubensatz macht ihrem Gemale einige Zeichen, welche Kamillo zuerst versteht, und, weil er jenen Antrag recht annehmbar findet, gewinnt er es über sich, neben seiner Tante Platz zu nehmen, und ihr wenigstens so viel die Cur zu machen, als nöthig ist, daß »mein Herz« die Grimassen und Winke seiner Apollonia nicht sehen könne.

6.

Nach dem Mittagmahle nahm Kamillo von seinem Appartement Besitz, und dachte daselbst an nichts, als an die Bescheidenheit seiner Cousine, an ihre blauen Augen und an ihre Gemüthlichkeit. Am andern Morgen fühlte er sich, vielleicht durch seinen erhabenen Standpunkt (denn sein Apartement befand

sich unmittelbar unter dem Dache) so sehr begeistert, daß er einen Brief anfing, in welchem sich die Natur galant zeigte; sie bewies, daß es eine heilige Pflicht sei, ihren Eingebungen zu folgen, und dem Zuge des Herzens zu gehorchen: daß die Liebe die erste und unbekämpfbarste aller Neigungen sei, und daß, ihr sich entziehen wollen, sich gegen die unverletzlichsten Satzungen auflehnen heiße. Dieses Briefchen ward ohne Verzug der lieben, blauäugigen und blondlockigen Babet zugestellt, welche aus Neugierde zu erfahren, wie denn die Natur spreche, keinen Anstand nahm es zu lesen. Aber Frau Stubensatz durchspähte die Herzen ihrer Tochter und ihres Neffen genau; sie hatte sogleich ein gewisses geheimnißvolles Wesen bemerkt, welches geeignet ist, Verdacht zu erregen; sie entdeckte das unglückliche Blättchen, und zwang auch eben so schnell ihre Tochter, folgende Antwort zu schreiben, die sie ihr in die Feder dictirte:

„Mein Herr!“

„Sie müssen wissen, daß meine Tochter nicht nach den Grundsätzen der Natur, aber nach denen der Tugend, der Ehrbarkeit und des Gehorsams erzogen ist. Deßwegen verbiet' ich Ihnen in ihrem und meinem Namen, sie zu sehen und ihr zu schreiben.“ —

Aber das, nach den Grundsätzen der Tugend, der Sittlichkeit und des Gehorsams erzogene Mädchen schrieb zugleich ohne Wissen ihrer Mutter, auf die andere Seite des Blattes: „Meine Mutter hat den Brief, welchen Sie mir unversichtiger Weise geschrieben haben, gefunden. Er möge der Letzte seyn, damit

ich mich nicht der schmerzlichen Nothwendigkeit ausgesetzt sehe, so harte Zurechtweisungen an Sie zu schreiben, wie die vorstehende. Was mich betrifft, so zweifle ich keinen Augenblick an der Reinheit Ihrer" — Sie hatte nicht Zeit den Satz zu vollenden, sie mußte den Brief zusammenfalten und siegeln, und Frau Stubensatz übernahm es selbst, ihn an den rechten Mann zu befördern.

Als Kamillo dieses Schreiben gelesen hatte, wagte er es nicht mehr, seinem Oheim unter die Augen zu treten. Acht Tage lang blieb er zurückgezogen in sein Kabinet, und die Einförmigkeit seines Exil's konnte ihm nichts erträglich machen als der ununterbrochene Briefwechsel, der sich zwischen ihm und seiner Cousine ganz heimlich angesponnen hatte.

7.

Ganz unerwartet und daher doppelt erfreulich war dem verliebten Exulanten ein Brief von seiner Mutter, in welchem Sie ihm meldete, daß sie eine bedeutende Erbschaft gemacht habe. Als unumstößlicher Beweis für die Wahrheit dieser frohen Botschaft konnte ein, auf eine erkleckliche Summe lautender, Wechsel gelten, welcher den papiernen Körper des Briefes beseelte, und den Sohn des Glücks in den Stand setzte, in der Welt aufzutreten.

Inzwischen ließ Babet kein Briefchen ihres Anbeters unbeantwortet. Jeder volle Suppennapf, der ihm aufs Zimmer gesendet wurde, stand auf einem Liebesbriefchen der schönen Cousine, und jeder leergegessene kam auf einem Antwortschreiben fußend zurück.

Da sich aber nun Kamillo mit einem Male im Besitz eines hübschen Sümmchens sah, wagte er es, seiner Cousine den Vorschlag zu machen, mit ihm zu entfliehen, und die Trauung bei der ersten Gelegenheit, die sich auf der Flucht darböte, vornehmen zu lassen. Solch eine Entführung, sagte er, sei höchst naturgemäß. In den Zeiten des Ritterthums, wo die Menschen gewiß noch natürlicher waren, als in unserem überbildeten Jahrhunderte, seien die Ehen gar nicht anders geschlossen werden, als auf der Flucht, in der Hütte irgend eines Einsiedlers, und überhaupt trügen all' die vorläufigen Anstalten, die Verhandlungen wegen Mitgift, Widerlage, Gütergemeinschaft u. s. w. nur dazu bei, um einen höchst interessanten Wendepunct recht unnatürlich prosaisch zu machen. Babet war, trotz ihrer Naivetät, doch zu wenig natürlich, um diesen Vorschlag so ganz natürlich und annehmbar zu finden. Kamillo hatte aber auch nicht vergessen, sie von der Erbschaft in Kenntniß zu setzen, die seine Mutter gemacht hatte: sie beeilte sich daher, Herrn Stubensatz diese Neuigkeit mitzutheilen. Das gab denn nun freilich der Sache eine andere Wendung und Herr Stubensatz nahm es in Überlegung. Es brauchte nicht lange, ihn zur Überzeugung zu bringen, daß man es mit den Jugendfehlern eines feurigen Mannes nicht allzusehr genau nehmen müsse; ja er entschloß sich sogar, selbst die ersten Schritte zu thun, als ihm Kamillo's letzter Brief in die Hände kam. Zwei Zeilen waren sein Bescheid darauf; sie lauteten: „Herr Neffe! Wär' es Ihnen nicht einerlei, ob Sie meine Tochter vor

oder nach der Trauung entführen? — Thun Sie das Letztere!« —

Der junge Freier konnte nun nichts Anderes thun, als den Vorschlag seines Oheims annehmen. Übrigens schob er sich das Ziel seiner Bewerbungen länger hinaus, als er vielleicht selbst wollte. Nach manchen Schwierigkeiten fand endlich die Vermählung Statt, und Kamillo, welcher die Natur der Hauptstadt, unter andern Verhältnissen, gewiß aus dem Grunde studirt haben würde, mußte sich in Kürze entschließen, sich zu entfernen, da ihm seine Mutter nicht so viel Geld mehr schickte, als nöthig war, um die Natur der Residenz nach Herzenslust zu verkosten.

8.

Fest überzeugt, daß das Wort »Ehe« hinreiche, um die Liebe zu tödten, bemühte sich Kamillo nach Kräften irgend etwas zu ersinnen, was im Stande wäre, dem langweiligen Gotte Hymen die Reize seines Bruders Amor anzudichten. Er beschloß daher, mit seiner Frau so zu leben, als wenn sie nie seine Frau noch gewesen wäre. Er sprach mit ihr nie anders, als mit der größten Ceremonie und Zurückhaltung, und beharrte unerschütterlich auf dem Entschlusse, nicht das nämliche Haus mit ihr zu bewohnen, und sie nur höchst selten, und unter den größten Hindernissen zu sehen und zu sprechen.

Auf der Reise trafen Kamillo und seine Gattin mit einem jungen Rittmeister zusammen, welcher sich zu ganz andern Grundsätzen bekannte, als Kamillo. Er behauptete seine Meinungen mit Geist und Wärme,

und wiewohl ihm die Waffen der Schmeichelei vollkommen zu Gebote ſtanden, ſo war er doch ſo klug, ſich derſelben nur mit der höchſten Vorſicht und Klugheit gegen Kamillo zu bedienen, ja ihm manchmal ſogar einen Triumph zu gönnen. In kurzer Zeit ſah der junge Herr von Breitenbach klar ein, daß er nicht leben könne ohne einen Freund, mit welchem er ſich vom Morgen bis zum Abend zankte, und den er ſo oft als möglich, mit der Gewalt der Beredſamkeit zu Boden ſchlüge.

Bisher hatte ſich die junge Frau begnügt, zuzuhören, ohne ſich auf eine oder die andere Seite zu ſchlagen. So lange Kamillo nur ihr Liebhaber war, gab ſie der Natur Recht; nun aber fing ſie an, des Rittmeiſters Kolmar Bildung recht liebenswürdig zu finden. Auch wußte dieſer, wenn er ſich mit dem jungen Weibchen allein befand, die Sophismen ihres Mannes ſo wirkſam ins Lächerliche zu ziehen, daß jede andere minder natürliche Frau dadurch in Verlegenheit gebracht worden wäre.

9.

Als Kamillo im Aufenthaltsorte ſeiner Mutter ankam, hörte er, daß ſie eben geſtorben ſei. Er beweinte ſie, war aber auch bald wieder getröſtet; denn nichts in der Natur iſt natürlicher, als ſich über die Wunden, die ſie uns ſchlägt, zu tröſten. Kamillo miethete einen allerliebſten Pavillon, in welchen er ſeine Babet einquartirte. Er ſelbſt bezog ſein väterliches Haus, und ſchickte von dort aus ſeiner Frau die zärtlichſten Briefchen, in welchen er ſie um Ver-

dezvous bestürmte. Seine Frau gab sich alle Mühe, ihm dieselben zu verweigern, oder sie höchstens bedingweise zuzugestehen, und unter den Gatten entstand durch diese freiwillige Scheidung das vollkommenste Einvernehmen. Nur von Zeit zu Zeit ließ sich Frau von Breitenbach eine Visite gefallen, und er bezeugte sich jedesmal höchst dankbar für eine so gütige Erlaubniß. Nichts destoweniger kam er doch oft auch ohne Erlaubniß zu ihr. Da fand aber der zuvorkommende Freund Kolmar bald ein Mittel, diese gefährliche Leichtigkeit zu vermindern; er schlug eine überaus redliche Frau vor, welche die Stelle einer wachsamen und unbestechlichen Mutter ersetzen könnte. Kamillo nahm diese wunderbare Mittlerin mit inniger Wärme an, und die wachsame und unbestechliche Mutter wurde von dem gefälligen und treuen Freunde selbst in ihr Amt eingesetzt. Die Duenna verwaltete es auch mit solchem Eifer, daß sich der Gemahl fast alle Möglichkeit, sich dem Gegenstande seiner verfolgten Liebe zu nähern, benommen sah.

Übrigens ging Alles in der besten Ordnung und die Liebe Kamillo's gewann einen neuen Grad von Heftigkeit; er betete die Frau an, die er nicht sehen konnte, ohne Mauern zu übersteigen, ohne einen Argus einzuschläfern, ohne eine eingebildete Wache zu täuschen. Er hielt den Pavillon blokirt, und Niemand konnte weder ein- noch ausgehen, ohne daß er es wußte. Einige Wochen lang lebte das seltsame Ehepaar im vollkommensten Einklange. Dessenungeachtet aber glaubte Kolmar, welcher in Kamillo's Liebe eine Abnahme bemerken wollte, das Äußerste thun, und neue

Schwierigkeiten erſinnen zu müſſen. Um das Luſtſpiel wo möglich noch pikanter zu machen, ſchlug er ſeinem Freunde Breitenbach vor, ſich ſelbſt einen Nebenbuhler gegenüberzuſtellen.

„Wählen Sie ſich,“ ſprach er, „einen zuverläſſigen Freund, der ſich herbeiläßt, dieſe Rolle mit einer ganz eigenthümlichen Zurückhaltung und Selbſtverläugnung zu ſpielen, und deſſen Grundſätze Ihnen vollkommene Sicherheit gewähren!“

Kamillo war von dieſem originelen Gedanken entzückt. Welchen beſſern Nebenbuhler konnte er wählen, als den edlen menſchenfreundlichen Rittmeiſter ſelbſt, welcher ſchon ſo viele Zartheit, Offenheit und Anſpruchloſigkeit bewieſen hatte. Kolmar wurde alſo der von der Mutter begünſtigte, und von der Tochter verſchmähte Nebenbuhler. Der Roman war nun vollkommen; nur an einer Entführung fehlte es bisher noch. So groß aber auch der Antheil war, den Kolmar an der Fortdauer der Liebe Kamillo's nahm, ſo hatte er es doch noch nicht gewagt, ihm dieſe neue Quelle des Vergnügens vorzuſchlagen.

Die Eigenheiten des Herrn Gemahl's ſagten der Frau Gemahlin nicht jederzeit zu. Da er ihr aber ſtets vorpredigte, daß das Weib ſchwächer ſei, als der Mann, und daher ihm gehorchen müſſe, ſo entſchloß ſich Babet endlich auch einmal die Natur gewähren zu laſſen, inſofern es ihr gelegen wäre.

19.

Eines Abends ſtellte Kamillo eben über die Vortrefflichkeit ſeiner Methode Betrachtungen an, und

klatschte sich insgeheim Beifall zu, daß er auch seine Frau dieselbe verkosten ließ, indem er mit ihr lebte, als wenn sie gar nicht vermählt wären. Er entschloß sich in einem Gefühle plötzlicher Aufwallung sogar, die glücklichen Resultate seines Systems ausführlicher auseinander zu setzen und schriftlich niederzulegen, damit die Nachwelt daraus einen Nutzen schöpfen könnte, und warf die Ideen, die er für neu hielt, auf das Papier hin. Indem er aber das Blatt umkehrte, bemerkte er die Handschrift seiner Frau, und folgende Zeilen, welche an ihn gerichtet waren:

„Mein schätzbarster Herr Gemahl! Sie haben mehr als einmal gesagt, daß man vor Allem der Natur und dem Zuge des Herzens folgen müsse. Beide rathen es mir an, einen Gatten zu fliehen, welcher ein Tyrann, ein Henker, ein Selbstpeiniger ist. Respectiren Sie Ihre eigenen Ansichten, und danken Sie der Natur dafür, daß sie Ihnen an mir eine so gelehrige Proselytin gegeben hat!“

Kamillo fand diese Natur höchst impertinent, und, auf gleiche Weise der Eingebung seines Herzens folgend, beschloß er seine Frau zu verfolgen, und eine Rache zu nehmen, wie sie einer solchen Beleidigung würdig wäre. Baron Klingfels, der Eigenthümer der Herrschaft, unter deren Jurisdiction Kamillo's Besitzung gehörte, beabsichtigte eben einen Ausflug; er lud Herrn von Breitenbach ein, in seiner Kalesche Platz zu nehmen. Dieser Antrag wurde mit Freude angenommen, und der Baron, zufrieden, mit Kamillo conversiren zu können, zog letzteren bald in eine lebhafte Erörterung seines Lieblingsthemas hinein.

Das Naturrecht wurde, Paragraph für Paragraph, origineller abgehandelt, als Heineccius, Hobbes oder Höpfner es gethan haben.

„Zum Beispiele,“ sagte Breitenbach unter Anderen, „ist es nicht naturwidrig, daß zwei Wesen, welche gleich ausgestattet aus den Händen der Natur hervorgegangen sind, sich im Leben auf eine Weise gegenüberstehen, wie Herr Baron und Ihr Kutscher? In meinen Augen ist zwischen ihm und Ihnen kein Unterschied!“

Der Kutscher, welcher auf seinem Bocke dieses Gespräch belauscht hatte, glaubte einem so eifrigen Anwalte brüderliche Zeichen seiner Billigung geben zu müssen. Er drehte sich daher mit einem sardonischen Lächeln um, und sprach ganz treuherzig zu Breitenbach: „Du hast Recht, Kamerad!“

Dieser, überrascht durch eine so familiäre Ansprache, gab dem Kutscher eine Maulschelle, mit dem Bedeuten: „Jeder auf seinem Platze, Tölpel!“

„Recht so!“ fiel der Baron ein, indem er die Hand ausstreckte, um unseren Helden auf dem Bocke eben so nachdrücklich zu widerlegen. Dieser aber sucht sich zu rächen, läßt die Zügel fahren, die Kalesche karambolirt mit einem Kabriolet, welches eben vorüber fährt; die Pferde reißen aus, und die Kalesche schlägt um.

Kamillo zieht sich so schnell als möglich aus der Schlinge, und wirft sich im Fluge in das Kabriolet, in welchem ein junges Frauenzimmer sitzt. Kamillo entschuldigt sich, und die Witwe, welche nicht unversöhnlich scheint, stammelt ihm etwas Verbindliches entgegen.

11.

Die Jugend iſt zutraulich und rückhaltslos. Kamillo erzählt ſogleich ſein Abenteuer; die Witwe öffnet ihm ebenfalls ihr Herz, und beklagte ſich, von einem jungen Rittmeiſter verlaſſen worden zu ſeyn, dem ſie nachreiſe, um ihn wegen ſeiner Unbeſtändigkeit zur Rede zu ſtellen. Kamillo erkennt in dem Bilde des Verräthers ſeinen Freund Kolmar. Die beiden Unglücklichen vereinigen ihre Seufzer zum ſchmelzenden Akkorde.

„Ach, mein Herr!“

„„O, meine Gnädige!““

„Wer hätt' es geglaubt?“

„„Wer hätt' ſich's eingebildet?““

„Ein Mann von Grundſätzen!“ —

„„Eine ſo natürliche Frau!““ —

„Mein Herr, Ihre Natur ſagt nichts!“

„„Meine Gnädige, Ihre Grundſätze wollen auch nicht viel ſagen!““

„Sie ſehen, wohin die Natur führt!“

„„Sie ſehen die Reſultate von Grundſätzen!““

„Mein Herr, laſſen Sie uns nur eingeſtehen, daß wir Beide Unrecht haben, und die Natur mit uns!“

„„Tröſten wir uns, meine Gnädige, ſo gut wir können!““

Während deſſen rollte das Kabriolet immer näher gegen Kamillo's Aufenthaltsort zu. Er bemerkte es erſt, als es beinahe ſchon zu ſpät war. Gerade noch zur gelegenen Zeit erinnerte er ſich, daß ihm der treuloſe Kolmar einmal von dieſer Witwe erzählt habe, nach deren Vermögen er einiges Verlangen trug.

„Meine Gnädige!“ sprach daher Kamillo zur Witwe, „weit entfernt, die Spuren unserer Ungetreuen zu verfolgen, lassen Sie uns vielmehr in der entgegengesetzten Richtung fahren!“

Mit diesen Worten bemächtigt er sich der Zügel, und läßt das Gespann den Galop einschlagen.

„Um des Himmels willen! was thun Sie denn?“

„„Meine Gnädige, ich entführe Sie!““

„Wie? — Was sagen Sie?“

„„Ja, meine Gnädige! Wurst wider Wurst! Sie sollen mir zum Ersatze dienen!““

„Wie, mein Herr! ohne meine Einwilligung, das ist höchst unartig!“

„„Einerlei! die Natur kümmert sich wenig um Artigkeiten! Ich bin beleidigt; ich räche mich, so gut ich kann!““

„In der That, das ist mir noch nicht vorgekommen! Leben wir denn in den Zeiten des Faustrechtes? Ist das in einem civilisirten Lande je erhört worden, daß man eine Frau entführt, ohne sie um ihre Einwilligung zu bitten? Ihre Natur ist ein bischen zu grotesk!“

Kamillo bemerkte, daß sich die Witwe bloß deßwegen beleidigt fühlte, weil er sie ohne Erlaubniß entführt; er setzte daher seinen Weg nichts desto weniger fort. Die Witwe suchte die Zügel wieder an sich zu reißen; Jedes zog auf seiner Seite und die armen Pferde trabten im Zickzack, bis sie seitwärts auf einer Wiese ein ungezäumtes Pferd weiden sahen. Da sie den Willen ihrer Lenker nicht begreifen konnten, welche sich vielleicht selbst nicht verstanden, such-

ten sie bei ihres Gleichen Schutz, und galopirten der Wiese zu, über den Straßengraben. In diesem setzten sie ihre beiden Führer ab, wo dieselben von einem zweiten, dort eben vorher einlogirten, Paare empfangen wurden.

12.

Nachdem Frau von Breitenbach jenen Abschiedsbrief, welchen die Leser bereits kennen, auf das Schreibepult ihres Gemahls hatte legen lassen, schloß sie sich in ihren Pavillon ein, und harrte sehnsuchtvoll des Abends, an welchem sie der Rittmeister in Sicherheit bringen sollte. Sie warteten nämlich absichtlich, bis Kamillo sich aufgemacht hätte, sie zu verfolgen. Der Plan war gut; allein sie hatten nicht vorausgesehen, daß Kamillo sobald umkehren werde. Kaum waren sie abgefahren, als sie bei Durchschneidung einer Wiese, über welche sie der Straße zusteuern wollten, eben jenen Graben fanden, von dem oben die Rede war, und sich dort so tief betteten, daß sie ohne weiters warten mußten, bis Hilfe käme.

Als sich die beiden Paare erkannten, brachen sie, weit entfernt einander zu helfen, in die bittersten gegenseitigen Vorwürfe aus. Gejammer und Gestöhne über gebrochene Arme, welche noch ganz, und über gequetschte Köpfe, welche noch unverletzt waren, erfüllten hierauf die Luft mit „O weh!“ und „Ach!“ — Endlich bemerkte man, daß Händeringen und Schmerzbezeugungen sie nur immer tiefer einsinken ließen, und man kapitulirte zuletzt, etwas friedlicher gestimmt,

darauf, daß jeder Theil das Seinige an's Trockene bringen und heimführen ſollte.

Man kehrte hierauf in den Pavillon zurück, verſtändigte ſich, und ſoupirte ganz guter Dinge, lachend über die Lehren, die man ſich gegenſeitig gegeben hatte.

Kamillo fordert zuletzt ſelbſt, daß Babet die Natur verlaſſe, und geſtand, daß die gefährlichſten Narren jene ſeyen, welche ſich Syſteme bilden und ihre Thorheiten auf philoſophiſche Scheingründe ſtützen.

Babet's Klavier ſtand eben offen; ein Lied war aufgelegt; Kolmar trat hin, präludirte und begann:

Süße heilige Natur,
Laß mich geh'n auf deiner Spur!

fügte aber lächelnd hinzu:

Doch nur weiſe — weiſe nur:
Unzuviel iſt — Unnatur!

Arabella von Byrnswack.

——— „Das ſind die Fiſcher von Byrnswack,“ rief mein Coachmann auf mich zurück, als ich ihn um die Bedeutung der Töne fragte, die, über einen waldigen Rücken der Lowther-Hills, aus der Tiefe herauf klangen. Es war ein ziemlich nebelloſer Abend, einer der ſchönſten, deſſen ich mich, ſeit meiner Entfernung von Edinburgh zu entſinnen wußte. Die letzten Strahlen der Sonne tauchten hinter den hohen Wipfeln des Waldes hinab, den wir durchſchneiden mußten, um zu irgend einer erträglichen Taverne zu gelangen, die uns ein annehmbares Nachtlager darböte. Der unebene Boden täuſchte uns oft, und machte uns glauben, daß wir das Flachfeld ſchon erreicht hätten; kaum waren wir aber in die Thalſohle hinabgekommen, als ein neuer Rücken vor uns aufſtieg und unſeren Irrthum uns erkennen ließ. Vier Stunden mochten wir ſo zwiſchen unerquicklichem Geſtrippe über kohlenhältiges Geſtein hingerollt ſeyn, als ſich der ſtämmige Zerhau des alten Forſtes wirklich lichtete, aber auch zugleich der erſte Stern von der Spitze des nächſten Hügels uns entgegenblickte, den wir mit Recht für die letzte Scheidewand halten konnten, die uns noch von unſerem heutigen Ziele trennte. Eben am Fuße dieſer Anhöhe war es, wo das unterbrochene Klingen eines nicht allzufernen, mehrſtimmigen Geſanges meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog,

und sie, in Folge des hingeworfenen Bescheides, den mir mein Wagenlenker gab, nur noch spannte. Immer gewöhnt, die Perle der Poesie lieber in der rauhen Muschel herzlicher Natürlichkeit, als in der verschnörkelten Fassung der sogenannten feinen Welt zu suchen, gab ich mich mit Leidenschaft jeder Aufregung hin, die meinem Hange nach dem Seltenen, Erhabenen und Kräftigen auch nur einige Befriedigung versprach. Die Hütte des Schafhirten, der Abendtisch des Grubenmannes, der Mährchenkreis in der windumheulten Behausung eines grauen Ruinenwächters, das Reisegespräch eines abergläubischen Kutschers sprachen mich stets mehr an, als der Besuch im Pallast eines Baronets, als das neugierig gedankenlose Hinschlendern durch die Höfe und Hallen des Register Office, als ein Ritt durch die mächtig langen Highstreet, oder als der ganze namenreiche Commentar eines redseligen Cicerone. So wuchs denn auch jetzt meine Neugier mit jeder Wegmeile, die wir zurück legten, und ungeduldig über die nothgedrungene Langsamkeit meines Wagens, sprang ich aus, um der Aussicht in das Thal, das ich jenseits erwartete, wenigstens um ein Viertelstündchen früher zu genießen. Jetzt wichen die riesigen Stämme auseinander und gönnten dem kleineren Buschwerke Platz, das sich wuchernd in wilder Ordnungslosigkeit zwischen sie hineingedrängt hatte. Des Thaues nicht achtend, den der Abend in dicken Tropfen ausgespritzt, drang ich auf den erhabensten Punkt vor, und fand meine Erwartung nicht getäuscht. Mir gerade gegenüber erhob sich wieder ein Berg, aus dessen dunklem Waldkranze die Ruinen eines Schlosses, hell und weiß, wie ausgebrannte, verkalkte

Reste einer vom Feuer aufgezehrten Riesenbaute emporragten, und ein ganz eigenes Widerspiel zu dem schwarzen, schauerlich düsteren Trümmerwerke bildeten, das aus dem Thale, in der Dämmerung kaum erkennbar mehr, heraufsah. Die Niederung selbst war von dem Vorsprunge der Anhöhe, worauf ich stand, noch verdeckt; aber ein Rauschen wie ferner Ruderschlag, und die Wiederhohlung jener Melodie, die mich eigentlich vorausgetrieben, bestätigten mir die Richtigkeit der Aussage meines Kutschers, daß es Fischer wären, die da sängen. Und heller, die rauhen Stimmen jetzt zu wehmüthigem Einklang ordnend, tönte es empor, und schwoll an, und trug mir, aufgenommen von den günstigen Schwingen der Abendluft, die aus dem Thale mir in das Antlitz wehte, ziemlich deutlich die Worte einer Ballade zu, deren Kehrzeilen beiläufig so klingen mochten:

Rüstig durch den See mein Boot!
Trank für Trank, und Tod für Tod!

Die getragene, ich möchte sagen, schauriglustige Tonweise dieses Liedes, durch die nordisch ernste Umgebung und die Ruhe des Abends zu einem Eindrucke gesteigert, wie ich nicht bald einen ähnlichen empfunden, trieb mich in vollster Eile hügelab. Jetzt breitete sich ein großes Thal vor mir aus, in dessen Mitte ein See zitterte und mit den Kähnen spielte, auf denen rüstige Fischer seinen Spiegel durchschnitten. Andere, und zwar die, deren Lied mich herabgezogen, saßen vor ihren kleinen Hütten, besserten Netze aus, verfertigten Fischergeräthe, oder hatten sich's um den dampfenden Kessel bequem gemacht, dessen kargen Inhalt, ihr nationales

Hafermus (Parich), sie durch Gesang sich würzten. Am nördlichen Ende des See's lag die düstere Ruine, die mir schon vom Hügel aus aufgefallen, und vollendete das Malerische dieses Anblickes. Die Fischer ließen sich durch das Erscheinen eines Fremdlinges nicht irre machen, sondern sangen weiter:

„Die blasse Maid im wilden Arm,
„Ihr Haar in grimmer Faust,
„So geht es auf, so geht es ab,
„Daß alles saust und braust,
„Sie tauchen nieder, —
„Kommen wieder;
„Schlürfen, ringen,
„Klagen, singen:
„Rüstig durch den See, mein Boot,
„Trank für Trank, und Tod für Tod!"

Als sie geendet hatten, näherte ich mich dem Ältesten unter ihnen, einem rüstigen Greise, dem man die Vertrautheit mit Sturm und Wellen in den Augen ansah. Er bezeugte sich meiner Frage nach der Bedeutung und dem Entstehen der Ballade, die sie abgesungen, nicht unwillfährig.

„Beim St. Cuthbert," sprach er endlich, „ich habe mit dieser Geschichte schon manchem Wanderer seine Nachtrast verdorben. Aber Ihr, edler Herr, scheint mir Keiner von den Verzagten, die vor Angst die Decke über's Ohr ziehen, um eher einzuschlafen, als der Böse ihren Schlummer in Beschlag nehmen kann; und eben so wenig Einer von den Spöttern, die Alles für eitel erlogen und abgeschmackt halten, was ihren aufgeklärten Köpfen nicht eingeht. Nehmt Platz auf diesem Wei-

denſtrunke; das Seil unſerer Kähne hat ihn trotz einer Gartenbank gekerbt. — Überſchaut Ihr den See in ſeiner ganzen Ausdehnung, der bis hinter jene Ruinen trichterförmig zuläuft, und in dem Bergſtrome, deſſen Rauſchen Ihr wohl ruckweiſe vernehmen mögt, ſeinen Abfluß zu haben ſcheint? — Dieſer See heißt in der Landesſprache der Byrnswack-See; wir Schiffer nennen ihn nur Dismal-Swamp, das Grauen-Moor, denn ſo gut und freundlich er jetzt ſcheint, ſo grauenvoll kann er aufbrauſen, zur Zeit, wo er ſein Opfer haben will. Jene ſchwarzen Trümmer ſind die Reſte des Schloſſes Byrnswack, wovon der See den Namen hat. Als vor fünfhundert Jahren unſer König, David Bruce, der Gefangene eines Weibes, der tollkühnen Margarethe wurde, trotzte dieſes Bollwerk lange dem Feinde, und ward zuletzt auch wieder ein Sitz des Friedens, während ſein Bergnachbar da drüben, Schloß Asborn, in wildem Brande zuſammenſtürzte. Gegen das Ende jener blutigen Tage ſoll ſich die ſchauerliche Geſchichte zugetragen haben, in welcher die drei Punkte, die ich Euch genannt, die Hauptrollen ſpielen, und welche, wie wir Fiſcher es nur zu gut wiſſen, noch immer fortlebt in den Tiefen dieſes See's!«

Nach dieſem Eingange, der mir zeigte, wie innig der Erzähler von der Wahrheit des geheimnißvollen Mährchens überzeugt ſei, das ich von ihm zu erwarten hatte, begann er ſeine Erzählung. Ich würde mich umſonſt bemühen, den einfachen, körnigen, aber eben deßwegen um ſo mächtiger ergreifenden Ton zu treffen, in welchem der alte Fiſcher ſeine Sage vortrug. So un-

wahrscheinlich sie an und für sich ist, in seinem Munde klang sie wie ernste Wahrheit. Seine Schilderung glich einem tiefblauen düsteren Nachtgebilde, durch das nur ein Blitz als feurige Mahnung an den zuckt, der lebt, um zu schirmen und um zu rächen. Ich erzähle ihm hier die Hauptmomente seiner Mittheilung in jener Färbung nach, welche sie durch die Eindrücke annahm, die sie auf mein Gemüth hervorgebracht hat.

1.

Zwei kräftige Hochlandsgestalten stiegen vom Rücken des Berges in das Thal hinab, in dessen Mitte der See wie Feuer flimmerte. Der Tag neigte sich schnell und schneller, und schon breitete sich über die weite Landschaft lautloses Schweigen aus, von nichts unterbrochen, als von wehmüthigen Zithertönen, die aus dem nahen Schlosse herabzuklingen schienen. Die beiden Jünglinge waren von den langentbehrten, friedlichen Klängen so angenehm überrascht, daß sie durch die lauschige Dämmerung vorsichtig näher schritten, um ja die liebliche Nachtigall dieser Einöde nicht zu verscheuchen. An einem Abhange des Ufers lagerten sie sich, und schlürften mit gespanntem Ohre die Töne, die einen gar heiter milden Gegensatz zu dem rauhen Drommeten-Geschmetter bildeten, das sie durch sieben Monde gehört hatten. Sie waren nähmlich mit ausgezogen wider Eduard III. und seine heldenmüthige Gattin, und trugen nun, statt der erträumten Lorbeern, nichts nach Haus, als ein verlornes Halbjahr und den Überdruß einer mißglückten Unternehmung. Die Stimmung unterdrückten Trotzes, die traurigen Spuren eines ergrimmten Frei-

heit-Eifers; die rauchenden Denkmähler verübter Grausamkeiten waren ihnen bis hieher gefolgt, und eine süße Ahnung einer möglichen Beruhigung, bestärkt von den farbigen Bildern jugendlicher Erinnerungen, ging in ihren Herzen auf, als sie wieder die ersten unkriegerischen Accorde einer friedsamen Zither von dem Söller einer verschonten Feste wehen hörten.

„O zeige dich, Friedensengel dieses Thales," rief Arthur, der jüngere der beiden Wanderer aus, indem er, seines Gefühles nicht mehr länger mächtig, aufsprang, — „o zeige dich, und nimm den Dank eines Wanderers, dem du an der Schwelle seiner Heimathberge dein Lied als glückliche Vorbedeutung entgegen schickst!"

Richard der ältere belächelte die losbrechende Begeisterung seines Bruders, wiewohl er selbst recht behaglich hingestreckt lag, und den immer lauter rauschenden Tönen eben nicht zu zürnen schien. Endlich erhob er sich, schlug seinen dunkelblauen Plaid, mit dem er sich einen spitzen Kalkstein zum Sitze gepolstert hatte, wieder um die Schultern und mahnte seinen schwärmerischen Bruder, über den Klang der Saiten nicht des Klanges der Becher zu vergessen, der ihnen in der nächsten Nachtherberge denn doch wohl ergetzlicher seyn dürfte.

Zögernd gehorchte Arthur, und folgte, die Augen unverwandt dem Theile des Schlosses zugekehrt, aus welchem die Zither klang, seinem rüstig voranschreitenden Bruder.

Der Mond war indeß im Osten gelb und leuchtend emporgestiegen, und übertünchte mit einem Male die nordöstliche Wand des grauen Waldschlosses, daß jeder

Ziegel daran deutlich zu unterscheiden war. Die beiden Wanderer schritten jetzt längs dem Ufer-Gebüsche, ziemlich nah am Schlosse fort, von dem sie nur ein Wildbach trennte, der weiter rückwärts in die Tiefe zu stürzen schien. Die Klänge, die eine Weile geschwiegen hatten, begannen nun lauter und vernehmlicher von Neuem.

„Siehst du," rief Arthur plötzlich, mit gewaltsam gedämpfter Stimme, „siehst du, Richard? Dort am Erker, der sich über den Bach hinausbiegt! O hemme deine Schritte. Laß uns hinter jene stämmige Eiche treten! Der Gott der Liebe hat sie hier gepflegt, um lauschenden Wanderern zum Verstecke zu dienen. Siehst du die Nymphe dieser Einöde? Die tonreiche Beleberin dieser Waldnacht? Bei dem großen Könige, dessen Namen ich führe, ich müßte mich desselben schämen, wenn mich dieser Ruf zu einem Abenteuer kalt vorüber ließe!"

Richard wollte seinen Bruder fortziehen, ohne ihm zu antworten, aber dieser beschwor ihn bei seinem Zorne, empor zu blicken, oder zu gestehen, daß kein ritterliches Blut der Ardoch in seinen Adern fließe, das doch Niemand der Kälte je gezihen hat! Wirklich lehnte sich über den Erker hinaus eine weibliche Gestalt, deren mondbeleuchtete Züge etwas Geisterhaftes an sich hatten. Ein Kranz brauner Lockenringel faßte das bleiche, leidende Antlitz ein. Ein leichter Sammthut bedeckte die Scheitel des feenartigen Wesens, und die weißen Federn dieses Hutes flatterten lustig im Nachtwinde, der mit ihnen wie mit Lilien spielte.

„Laß immerhin die seltsame Erscheinung gewähren," fiel Richard, die Gestalt nur eines flüchtigen

Blickes würdigend, ein, — was kümmert sie uns? Du hast der schönen Frauen viele schon gesehen!«

»»Aber keine so schöne, Bruder! Ich las die Schrift der Verzweiflung, die Schrift der Hoffnung, die Schrift des Dankes auf dem Antlitze mancher Schönheit, mit der uns das Schicksal des Krieges zusammen führte, aber so süße Hingebung, so überirdische Wehmuth fand mein Auge noch auf keiner Stirne! Wer weiß, welche Dornen an dem Kranze ihres Lebens haften. Wer weiß, ob sie nicht in den Fesseln herzloser Rohheit schmachtet. O blick hinauf! Siehst du, Bruder! Sie nickt! Sie winkt! Die einladende Bewegung ihrer Hand gilt uns! O laß uns dem Rufe der Schönheit, dem Rufe der Ehre folgen! Ich weiche nicht eher von der Stelle, als bis ich von dem Loose dieses Wesens unterrichtet bin!««

»Nun meinethalben,« entgegnete Sir Richard ungeduldig, — »ich aber theile deine tolle Sucht nach Abenteuern nicht. Laß dich immer von den blinden Eingebungen deiner Leidenschaft leiten, mir räth die Vernunft, der hereingebrochenen Nacht wahrzunehmen und die Taverne zu suchen. Zum letzten Male komm — oder ich übersteige den Bergrücken dort allein. Ich mag nicht länger der Narr deiner unzeitigen Begeisterung seyn. Lebe wohl — morgen hoff' ich dich kalt wieder zu sehen, die Nacht wird deinen heißen Sinn, mein' ich, doch wohl abkühlen!«

Mit diesen Worten hüllte er sich tiefer in seinen Plaid, und wandte sich zu gehen. Das wirkte auf Sir Arthur doch. Im Kampfe, den seine aufgeregten Sinne mit dem Gefühle der Bruderliebe kämpften, siegte die letztere und, schnell sich losreißend von dem bezau-

bernden Anblicke, rief er seinem Bruder nach: „„Halt ein, Richard, — ich folge Dir!““

Da kehrte Richard freudig um, streckte seinem Bruder die Hand entgegen und umarmte ihn mit den Worten: „Ich hab's ja doch gewußt, Arthur, — daß dein Bruder dir lieber seyn würde, als ein eitles Gaukelspiel.“

Kaum aber waren sie eine Strecke, Arm im Arme, so fortgeschritten, als die Töne der Zither von Neuem noch süßer, noch schwellender erklangen, und folgendes Lied, von düsteren Accorden begleitet, in die stille Nacht hinaustönte:

Ein Kranz wohl ist mein Leben,
Jedoch ein Dornenkranz;
Die Stunden, die es weben,
Sind ohne Farb' und Glanz.
Und wenn der Tag zerstreuet,
Was mir im Herzen glüht, —
Die düst're Nacht erneuet
Mein altes Leid — und Lied!

Da war es um Arthur geschehen. Diese Worte, von einer so liebreichen Silberstimme gesungen, griffen ihm in die tiefsten Tiefen seines Herzens. Welchen Eindruck machte aber erst der Inhalt des Liedes auf ihn!? Jetzt war seine Ahnung, daß hier eine gequälte Unschuld schmachte, mit einem Mahle bestätiget. Stürmisch rief er seinem Bruder „gute Nacht!“ zu, und rannte durch Gestripp und Buschwerk zur Eiche zurück, welche ihre kräftigen Äste über den Bach hin freundlich dem Söller entgegen streckte.

Die blasse Sängerin schien ihn nicht zu bemerken, und fuhr mit wachsender Wehmuth fort:

Du biſt mir, ſüße Freude,
Biſt mir ein fremdes Ding:
Ein Joch iſt mein Geſchmeide,
Und Feſſel heißt mein Ring.
Kein rettend Plätzchen grünt mir,
Wohin mein Wunſch auch zieht,
Und zum Begleiter dient mir
Mein Leid nur — und mein Lied!

Arthur hatte ſich indeß auf einen vorragenden Aſt des Baumes geſchwungen, und erwiederte die Klage der ſchönen Unbekannten aus dem Stegreife mit Folgendem:

Was deine Bruſt auch quäle,
Das ſchwerſte Wetter flieht!
Darum ergeuß der Seele
Geheimes Leid im Lied.
Enträthſle die Verkettung:
Denn ewig iſt kein Schmerz;
Noch wacht zu deiner Rettung
Ein Ritter und ſein Herz!

Erſtaunt neigte ſich jetzt die nächtliche Sängerin über das Geländer des Erkers hinaus, fuhr aber ſchnell wieder zurück, und verſchwand durch die offene Thür des Gemaches. Sie ſchien nur in demſelben die Lichter verlöſcht zu haben; denn plötzlich war es hinter den Scheiben, die erſt noch hell funkelten, finſter geworden.

Arthur dehnte ſich auf ſeiner ſchwanken Warte, ſo gut es gehen mochte, um ja keine Bewegung ſeiner wunderbaren Dame zu überſehen. Jetzt trät ſie wieder heraus, und, wenn ihn ſein Ohr nicht täuſchte, ſo liſpelte ſie „ſchönen Dank“ für ihn herüber.

„„O, wofür Dank?““ rief er mit feurigem Entzücken, indeß ſeine Blicke unerſättlich an dem reizenden,

vom Monde magisch beleuchteten Bild hingen, — „„wofür Dank? Daß Ihr mich durch Euer himmlisches Lied in eine Zauberwelt entrückt, — daß Ihr mir das Räthsel meines Daseyn's gelöst habt! Ich wollte, daß es mir gelänge, je den Dank so liebenswürdiger Lippen zu verdienen! Darum enträthselt mir die Verkettung Eures Schicksal's. Nennt mir die Dornen, die den Kranz Eures Lebens verunzieren; nennt mir, was Euere Stunden des Glanzes und der Farbe beraubt! Zerbrechen will ich das Joch, das Ihr Euer Geschmeide, zertrümmern die Fessel, die Ihr Euern Ring nennt! Ich will Euch die Freude nicht als Gast, nein, als ewige Gesellschafterin in die Hallen Eures Schlosses führen, will den Pfad wieder grünen machen unter Euren Schritten, und Euch beweisen, daß der Ritter mit seinem Herzen zu Eurer Rettung nicht umsonst gewacht hat!““

In steigender Begeisterung würde der Liebesritter sein schweres Herz erleichtert haben, hätte ihn die helde Schöne nicht durch ein gebiethendes „Gemach, Herr Ritter, gemach!“ zur kälteren Überlegung zurückgebracht. — „Mäßigt doch den brausenden Strom Eurer Rede,“ sprach sie mit gedämpfter Stimme, „wir sind hier nicht allein! Oder ist Euch der Ruf meines Geschlechtes so wenig heilig, daß Ihr ihn blind Eurer Leidenschaft aufopfern könntet! Schweigt, Fremdling, oder Ihr seht mich nimmer wieder!“

Wie angedonnert sank Arthur zurück, und hielt sich mit Mühe an dem Aste fest, dessen Laub ihn bisher verbergen hatte. Alle seine Hoffnungen waren mit einem Male getäuscht. Er sah sich schon erhört, schon geweiht zum Verfechter unterdrückter Weiblichkeit — und plötz-

lich stieß ihn ein Wort zurück von der Schwelle des Paradieses. Er konnte diesen raschen Absprung von der höchsten Wonne zur kältesten Enttäuschung nicht schweigend ertragen: — „„Willst du nicht,““ begann er dringender, „„willst du nicht, Grausame, daß ich mich von dieser Höhe häuptlings in den schäumenden Strom hinabstürze, so entferne dich ja nicht, wie du es — wehe mir Armen! — zu thun gewillt scheinst; laß mich ein freundliches Wort hören! Sprich, wer bist du? Welcher neidische Stern hat dich, Schmuck der Städte, gebannt in dieser Einöde düsteres Grauen, wo noch kaum die Brände des Krieges verraucht sind!““

„Nun so sprecht leiser,“ — entgegnete die Schöne, wieder vortretend. — „Bedenkt, wenn mich ein Diener belauscht, wenn — es wäre entsetzlich! — Ihr könnt ja wohl aus meiner Tracht, aus meinem Lied einen Theil meines Leides errathen. Euch mehr zu sagen, ist hier nicht die Zeit — hier nicht der Ort!“

„„Hier nicht! Gott! wo sonst? — o redet, redet! — Wo sonst?! — Fordert mein Blut, mein Leben, nur nicht Scheiden, nicht Nimmerwiedersehn!““

Die Geheimnißvolle schien zusammen zu schauern. Lange schwieg sie, das Haupt bald gesenkt, bald die krampfhaft geöffneten Augen starr zum Himmel aufschlagend. Endlich brach ein dumpfer Seufzer dieses Schweigen des Seelenkampfes, und sie begann hastig: „Es sei, Ritter hört!“

„„Sprecht, sprecht,““ entgegnete Arthur, „„ich will lauschen, um ja keinen Laut zu verlieren!““

„An der Hinterseite des Schlosses, wo der See ausströmt in den Wildbach, der hier vorüber brauſ't,

findet ihr ein kleines eisernes Pförtlein. Macht es Euch möglich, dahin zu gelangen; Ihr werdet mich dort finden!“

Mit diesen Worten verschwand die Gestalt vom Balkone.

2.

Nicht im Geringsten seines Bruders gedenkend, der längst schon den Bergpfad eingeschlagen, eilte Arthur über Stock und Stein dem bezeichneten Ziele zu. Schon war er nicht mehr zu fern. — Die Riegel klirrten und das Pförtchen öffnete sich knarrend im Mondscheine. Noch aber trennte der schäumende Waldstrom den Abenteurer vom jenseitigen Ufer. Kein Weg führte hinüber; nur ein morscher Föhrenstamm streckte sich halb gebrochen quer hin, und klapperte, bewegt von dem aufspritzenden Wellenschlage. In verzehrender Ungeduld rannte er längs dem Strome hinunter bis zu dem finsteren Kessel, in welchem er das Wasser des See's aufnimmt. Aber auch hier wollte sich kein Mittel zu seinem Zwecke darbiethen. Schon argwöhnte er, daß die Grausame ihr Spiel mit ihm getrieben, als er im Schilf ein kleines Boot bemerkte. Hastig sprang er hin, band die Barke los, warf sich hinein, und zwang sie so rüstig durch die Fluth her, daß er in Kurzem das jenseitige Ufer erreichte. Mit welcher glühenden Eile flog er der Erscheinung entgegen, die starr wie eine Bildsäule im halboffenen Pförtchen lehnte. Von der Scheitel, welche früher ein Sammthut bedeckt hatte, floß nun ein schwarzer, wallender Schleier.

Er sank vor ihr auf das Knie nieder, sie schwieg;

sah himmelan, fuhr bei seinem ersten Worte, wie schmerzlich getroffen, zusammen, und reichte ihm dann die Hand, um ihn wie es schien, in das Innere des Schlosses zu leiten. Aber so heiß des Ritters Hand war, so eisig war die der Dame, und weit entfernt, zu erwärmen in den zuckenden Fingern des Begeisterten, starrte sie vielmehr immer krampfhafter, als ob sie keiner Lebenden gehörte. Jedoch Arthur empfand das nicht, und hätt' er's empfunden, so würde solch' ein Beweis zagender Schüchternheit seine Gluth nur gemehrt haben. Schon fühlte er sich leise fortgezogen, — aber plötzlich hält die Räthselhafte wieder an, läßt seine Hand sinken, seufzet tief auf, und verzieht den schönen Mund, der allein noch unter dem Schleier hervorblickt, zu einem höhnischen Lächeln.

Jetzt faßt sie ihn wieder beherzter, als vordem, um ihn noch schneller loszulassen. Ihr schlanker Leib neigt sich vorwärts, als ob es ihn fort in die Ferne zöge, ihre Füße aber wurzeln im Boden, und versagen ihr treulos den Dienst. Wild wirft sie das Haupt empor, daß der Schleier zurückrollt und seinen schwarzen Wellen die braunen des Gelockes in Fülle nachdringen. — „Unerklärbares Wesen," ruft Arthur aus, „wie schön macht dich der Kampf, den du kämpfest; wie unaussprechlich reizend der innere Sturm, der aus deinen Zügen spricht! Was es auch sei, zögere nicht länger, mir als Führerin zu dienen! Wohin kannst du mich führen, wo es nicht gut wäre?!"

Mit einem stechenden Blicke durchbohrt jetzt die Bleiche seine Brust, daß er selbst befremdet zurückweicht, und nicht umhin kann, zu glauben, die Gefahr, die

ihnen, wenn sie gesehen würden, im Schlosse drohe, sei denn doch größer, als er wähne. Ein Seitenblick auf die Barke, die ihn eben herübergebracht, gibt ihm jedoch einen raschen Entschluß ein. — „Du zitterst," spricht er, und vielleicht mit Recht! Drum laß uns lieber, bis droben Alles still geworden, der herrlichen Nacht hier unten genießen. Der Kahn, der mich zu dir gebracht, schaukelt hier auf der Fluth, besteig' ihn mit mir, und schütte mir, während wir tändelnd den See durchschneiden, die Tiefen deines Busens aus!"

„Ja das laß uns thun, holder Fremdling," ruft die liebliche Gestalt, so freudig, als ob ein schweres Unglück dadurch verhüthet würde, — „bis zum Morgen laß uns schiffen, — wenigstens bis sie vorüber ist, die böse graufe Nacht, die uns auslacht mit ihrem mondfahlen Gesichte!" — Und mit diesen Worten folgt sie dem Jünglinge, der voraneilt über die Stufen an den Rand des See's, um das Boot zu besteigen.

Als ihr aber Arthur die Hand reicht, um sie stützend in den Raum des Bootes zu leiten, scheint die Unschlüssige mit einem Male gewaltsam wieder umgestimmt.

„Nicht doch," beginnt sie, „ich hab' Euch in mein Schloß eingeladen, und Ihr sollt mir folgen. Die Diener ruhen nun wohl Alle, der — hier fuhr sie fröstelnd zusammen — der, den Ihr am meisten zu fürchten hättet, — ruht auch! Darum kommt! Nur Eines ist, womit Ihr Euch den Schritt über diese Schwelle erkaufen müßt. Schwört mir auf den Kreuzgriff Eures Schwertes, eine Bitte mir zu erfüllen, von deren Gewährung mein Glück, mein Heil, mein Leben abhängt! Wollt Ihr mir diesen Schwur leisten?"

„„Ich weihe mich deinem Dienste, räthselhafte Schöne,““ entgegnet Arthur, einen feurigen Kuß auf ihre zitternde Hand drückend.

„Nicht küssen,“ entgegnet sie, die Hand zurückziehend, — „schwören sollt Ihr! Die Erfüllung einer Bitte, deren Inhalt ich in meinem Gemache Euch nennen werde, sollt Ihr mir beschwören!“

„„Nun höre denn die verschwiegene Nacht den Schwur, jede deiner Forderungen blindlings zu erfüllen! Jetzt aber zaudere auch nicht länger, in dein Gemach mich einzuführen.““

Durch den Schwur beruhigt, führte ihn die Schloßfrau zurück zum Pförtchen, und durch dasselbe, das sie sorglich hinterdrein wieder zuriegelte, in das Innere des Schlosses. Durch lange dunkle Gänge ging die Wanderung. Nur hin und wieder schimmerten rothe Ampeln, wie Blutstropfen, oder mattblaue, wie halbgebrochene Augen, durch die formlose Nacht. Altes Säulenwerk mit seinen scharfabgegränzten Schnörkeln wunderlich hervorstarrend, glich hier krampfig ausgestreckten Armen, dort garstigen Fratzengesichtern, und vermehrte noch das Gespensterhafte des lautlosen Schweigens, welches selten nur das Geklapp lockerer Quadersteine oder der Fall eines Tropfens, in denen die Wand ihren hundertjährigen Moder ausschwitzte, eintönig unterbrach. Ja die verschleierte Führerin selbst, die mehr schwebte als ging, hatte etwas Geisterartiges an sich. Ihre eisige Hand, ihr leise fortwischender Fuß, ihr gesenktes Haupt gemahnten ihn, als ob er einer Bothin aus dem Grabe folgte, bis ihn das Erwärmen ihrer Hand unter seinen Fingern, und

als sie weiter glitten, der Schlag des Herzens, und die entzückende Wärme des ungestüm wogenden Busens überzeugten, — daß sie wirklich lebe. Anfangs wagte er die leise Berührung seiner Leiterin nur mit einem zaghaften Drucke zu erwiedern, bald aber widerstand er dem günstigen Dunkel nicht länger, und drückte die Hand ihr kühner, preßte sie heftig an seine Lippen, heftiger an sein pochendes Herz und hielt nur dann, wie um Verzeihung flehend, ein, wenn sie, seiner Kühnheit zürnend, die Hand zurückzuziehen und eine Buße zu fordern schien, die, ehe sie noch gefordert wurde, schon erlassen war.

Jetzt ging eine hohe Flügelthür auf, die in einen geräumigen, von einer weißen Schwebelampe nur matt erleuchteten Vorsaal führte. Eine zweite Thür ging auf, und Arthur sah sich in dem Gemache der Schloßfrau, vor demselben Fenster, demselben Erker, von welchem aus ihm die Wunderbare zuerst in das Herz gesungen. Seine ersten flüchtigen Blicke verschlangen die Umrisse des hohen alterthümlichen Saales. Mächtig gewölbte Bogen kreuzten sich an der Decke mit laubartigen Gesimsen. Das marmorne Estrich war stellenweise von bunten Teppichen überspannt, die Wände behangen mit silberdurchwirkten Purpurdecken. An einem Schranke, auf dem nichts weiter stand, als ein Paar goldene Becher und eine Phiole, lehnte noch die Zither, deren Klänge die beiden Wanderer in der Dämmerung verspätet hatte. Gepolsterte Lehnstühle mit Damast und buntblumigem Brokat überkleidet, umherstehende Silbergefäße, reichgestickte Vorhänge, ein hohes, auf silbernen Stangen ruhendes Himmelbette, —

kurz Alles zeigte von Wohlstand, ja von Pracht. An der einen Seite des Zimmers ging eine Nische in die Wand, welche von einem schweren Seidenvorhange verdeckt war. Das Zimmer war von einem hohen, kostbar gearbeiteten Armleuchter, der auf dem Tische stand, hell genug erleuchtet, um den nächtlichen Gast jeden Reiz seiner Wirthin erkennen zu lassen. Er stand, als sich zum ersten Male im klaren Lichte die ganze Anmuth der Schloßfrau vor ihm entfaltete, wie geblendet. Alle Erinnerungen aus den Träumen seiner Jugend, aus der Mährchenwelt, in die er sich von redseligen Mägden oder Knechten so gern hinüber schwatzen ließ, aus den Phantasien seiner feurigsten Jünglingsgluth schienen verkörpert vor ihm zu stehen. Ein langes, wortloses Anschauen, mit einem Blicke vom gelockten Haupte bis zum niedlichen Fuße, und wieder zurück von der schlanken Schmäle des Leibes bis zur heiteren Breite der Stirne fliegend, war der erste Eindruck des ersten Näherns.

Aber auch die Wirthin war nicht minder ergriffen, als der Jüngling mit seinem golden um die Schultern fließenden Haare, seinem geraden Wuchse, seiner nordischkräftigen Gestalt, so hold verschämt vor ihr stand, und dem hellen, blauen Auge zu zürnen schien, das, ihm untreu, so kühn ihren Augen zu begegnen strebte. Und wie ungleich war sich dieß Begegnen! — Arthur, mit seinem Blicke gerad den Weg zum Herzen suchend, und wohl auch findend, überwuchs mit jedem Momente seine Schüchternheit mehr, während seine Wirthin den unsicheren Blick bald erhob, bald senkte, bald starr auf ihn heftete, und alle Stufen des Seelenkam-

pfes im ſtürmiſchen Fluge durcheilte. Sogar etwas Grauen Erweckendes hatten ihre Züge, und nur in der Lieblichkeit ihrer Stimme, wenn ſie ſprach, glich ſich der unerklärliche Zweifel, den jene rege machten, wieder aus.

„Ihr ſeid wohl," begann ſie, nachdem ſich die erſte Scheu verloren hatte, „ſeid wohl ein Fremdling in dieſem Lande?"

„„Nicht ſo ganz als ihr meint, verſetzte Arthur ruhiger, — meine Eltern hauſen auf ihrem Schloß an der Nordoſt-Gränze dieſes Landes, wohin mich der Weg mit meinem Bruder führt, den Ihr wohl an meiner Seite bemerkt habt!""

„Euer Bruder? Und er verließ Euch?" — fügte ſie faſt ängſtlich hinzu.

„„Das heißt, ich verließ ihn, ſchöne Frau! denn er verläßt mich nicht ſo leicht! Er iſt der ältere, ein wahrer Bruder, der dem Vater das ihm anvertraute Gut unverſehrt nach Hauſe bringen will. Langen Kampf hat es mich gekoſtet, allein in Eurer Nähe zu bleiben; aber um ſo hohen Preiſes willen kann man ja wohl dem Zorn eines allzuernſten Bruders trotzen!""

„Er harrt alſo wohl Euer in der Nähe?"

„„Wir wollten uns morgen wiederſehen; er ſchlug die Bergſtraße über jenen Waldrücken ein, um in der nächſten Herberge zu übernachten. Nun ich Euch aber ſo freimüthig Rede geſtanden, und Euch zu dem noch ſage, daß mein Name Arthur von Andoch iſt, ſo laßt auch mich wiſſen, wie ich Euch nennen ſoll!""

„Mein Name iſt Arabella von Byrnswack; das mög' Euch einſtweilen genügen. Als was Ihr

mich in diesen Hallen zu betrachten habt, das hat Euch mein Lied, denk' ich, so gut verrathen, daß ich, mehr Euch zu gestehen, erröthen müßte. Nun wißt Ihr Alles, was ich Euch sagen darf!"

„„So grüß' ich Euch denn als liebenswürdige Frau dieses Schlosses,"" entgegnete Arthur, durch diese Gewißheit nur noch gespannter —

„Als Frau," sprach sie tonlos nach, — und fügte, aufstehend und zum Schranke tretend, hinzu: die Euch bittet, als ihr unverhoffter Gast die karge Bewirthung, die sie um solche Stunde bieten kann, nicht zu verschmähen!"

Ohne fremde Beihülfe war schnell der Tisch gedeckt, vor welchem sich Arabella mit ihrem Gaste niederließ. Doch seine Lippen sehnten sich nach anderer Kost, und sehnten sich so heftig, daß sie die Beredsamkeit als Bittwerberin brauchten, und zuletzt lispelnd die Frage thaten: Ob Arabella dem nächtlichen Abenteurer nicht ganz abhold sei? Sie sah ihn mit einem tiefen Seufzer an, und durchlief ihn mit einem Blicke, der ein Spiegel aller Leidenschaften war, wenn sie vereint ein Herz bewältigen. Ihr Haupt sank auf seine Schulter, und ihre schwimmenden Augen schlugen sich auf zu ihm, und schienen den Kuß zu fordern, um den er nicht zu bitten wagte. Erst, als er sich herüberneigte, die süße Frucht zu brechen von ihren schwellenden Lippen, zog sie wieder mit weiblicher Schlauheit zurück, und machte die Wiederholung des Schwures, den er vor'm Pförtchen schon geleistet, zum Bedinge.

„Du hast geschworen, mein Ritter," rief Arabella ruhigeren Tones, „zweimal geschworen, und

würdest ein zweifach Meineidiger, wenn du den Schwur brächest! Aber die Zeit drängt, und der Augenblick, wo du dein Wort lösen sollst, ist nahe! Wir müssen scheiden! Von dir hängt es ab — wie?"

„„Als der Deinige bis in den Tod!"" rief Arthur feurig, und ergriff mit Hast den Goldpokal, welchen Arabella fast unwillkührlich vom Schrank herübergelangt und auf den Tisch gestellt hatte.

„Nun so leere denn jetzt den Abschiedstrunk, sprach sie, Arthurs Mienen mit ängstlicher Gespanntheit beobachtend; — die Mitternacht ist nicht mehr fern, und du hast, um deinen Schwur zu erfüllen, noch weit zu pilgern!"

Arthur hatte den Becher hinübergestürzt; Arabella betrachtete ihn einige Zeit schweigend, und ließ seinen heftig pochenden Puls auf ihren Fingern ruhen. Fieberhafte Hitze durchzuckte ihn ein um das andere Mal, wozu wohl die Neugierde, den Gegenstand seines Eides zu erfahren, das Ihrige beitrug. Jetzt sprang er auf.

„Nun, kühner Jüngling, zeige," rief sie, „zeige wie sehr du mir ergeben bist, und beweise durch die Erfüllung deines Doppel-Eides, ob dir daran liegt, je mich wieder zu sehen!"

Mit diesem Worte zog sie den Gast, der vor Neugierde und Erwartung glühte, zum Alkoven, und riß krampfhaft abgewandt, als ob es ihr die peinlichste Überwindung kostete, an der schweren Vorhangquaste, daß die Gardinen rauschend zurück flogen. Arthur stürzte dem Ruhebette zu, das sich ihm zeigte, und auf dem, eingehüllt in weiße Laken, eine Ge-

ſtalt, mit ſtark vorſtechenden Umriſſen ruhte. Arabella riß ihm zugleich das Schwert heraus, und hielt es ihm, den Kreuzgriff voran, wie eine Mahnung an ſeinen Schwur, mit ſchweigendem Erſtarren vor. Er näherte ſich, von unwillkührlichem Schauer ergriffen, faßte den Laken, und zog ihn, während der dumpfe Schlag der Schloßuhr jeden Ruck begleitete, langſam mit wachſendem Grauen zurück. Der zwölfte Hammerſtreich zitterte eben gellend nach; da ſank das weiße Tuch vom Bette nieder, — der Leichnam eines Mannes lag vor dem Entſetzten.

„„Was ſoll ich,““ friſch er auf, — „„mit dem? Was hat das Leben mit dem Tode gemein? Fort! Laß mich dieſen Anblick vergeſſen!““

„Vergiß dieſen Anblick nicht, Meineidiger!“ ſchrie Arabella verzweifelnd, und hielt ihm nochmal ſein Schwert vor: — „Entweder löſe, was du mir ſchwurſt, — oder faß' es an dieſem Griff, und ſtoße mir als Siegel deines Meineid's die Spitze durch die Bruſt!“

„„Zurück, du Grauſenweib! Ich will nicht forſchen, will nicht fragen! will nicht begreifen lernen, wie du am Fenſter eines Zimmers auf Ständchen ſinnen konnteſt, auf deſſen Bette der Tod ſchlief; wie du mir einen Trank der Gaſtfreundſchaft darbieten konnteſt, wo ihm ein umgeſtürzter Lebenskelch zur Seite lag; — wie du““ —

„O halt' ein, Grauſamer! Verdamme nicht, wo du den Grund nicht weißt! Dieſer Todte iſt mein — Oheim. Er beſuchte mich, und ſtarb plötzlich bei mir, wir waren uns gram, — das weiß die Welt.

Fände man ihn todt bei mir, so könnte mich ein entsetzlicher Verdacht treffen. Könnt' ich da wohl einen Diener in's Geheimniß ziehen? Könnt' ich mein Leben in feile Hände legen? — Unentschlossen, was ich thun sollte, starrte ich heute zum Erker hinaus, da sah ich dich von weitem. Dein edler Anstand, dein ritterliches Wesen, der Zug der Milde, der deiner Kühnheit zum Schleier dient, — flößten mir Vertrauen zu dir ein. „Nur Rittertreue, Rittereid kann dich retten!“ so rief es laut in mir! Ich mußte mich zwingen, die Verzweiflung in Wehmuth umzuheucheln, denn diese zieht an, während jene, wie der Wahnsinn, schreckt. Es gelang mir; dir galt mein Locken, — dich hab' ich, — du schwurst mir, — du mußt mich retten! Du mußt mich vor mir selbst entschuldigen, denn nur dem Retter meines Lebens, meines Glückes darf ich Pflichten opfern, denen ich sonst Leben und Glück geopfert hätte.“

„„Was also forderst du,““ spricht Arthur ruhiger, sein Schwert einsteckend, und Arabellen fest in's Auge fassend.

„Nimm diesen Leichnam, trag' ihn fort aus diesen Mauern, so weit du kannst, — mindestens bis zu den Trümmern des Asborn-Schlosses, das abseit der Straße vom Bergrücken dort herübersieht. Findet man ihn dort, so kann auf mich hier kein Verdacht mehr fallen. Du aber eile deinem Bruder nach, — und wäre dir's möglich, je mich wieder zu sehen, so fordere jeden Preis von mir, den ich dir im Stillen ja schon zugetrunken. — Doch eile jetzt, — Mitternacht ist vorüber! Noch einen Labetrunk auf den Weg, damit du ihn recht bald zurücklegen mögest!“

Mit Schaudern ſtürzt Arthur den Becher haſtig aus, hüllt den Leichnam in das Tuch, und ſchickt ſich, die gräßliche Bürde auf der Schulter, zu ſeinem nächtlichen Grabgang an. Ihn ungeduldig ziehend, eilt Arabella voraus. An der Pforte drückt ſie ihm noch mit der Bitte, wenn es ihm möglich wäre, wieder zu kommen, mit ihren eiskalten Lippen einen Kuß auf den Mund.

3.

Erſt als Arthur mit ſeiner unheimlichen Laſt über den See geſetzt hatte, kehrte ihm die vollkommene Beſinnung zurück. Sein düſteres Leichenamt kam ihm ſo ſchauerlich und zugleich ſo ſeltſam vor, daß er verſucht war, Alles für einen Traum zu halten. Aber die immer drückendere Schwere des Leichnames, der einförmige Anſchlag der herabhangenden Arme, und die Gewalt, die es oft brauchte, um das Tuch, das im Dorngeſtrippe hin und wieder hangen blieb, zurückzuhalten — gemahnten ihn nur zu deutlich an die Wahrheit. Was wollte er auch thun? Mußte er nicht, im Nachklang einer ſo kriegeriſchen Zeit, ſeiner eigenen Sicherheit zu Liebe, ſo viel als möglich eilen, um des Todten los zu werden? —

Mit angeſtrengten Kräften eilte er daher dem Ziele ſeines fürchterlichen Ganges zu. Aber oft drohte er ſeiner Bürde zu erliegen. Eine Ermattung, die er ſich ſelbſt nicht zu erklären wußte, feſſelte allmählich ſeine Glieder. Bald ſtieg ihm das Blut in betäubender Wallung zu Kopf, und trieb ihm groſſe Schweißperlen auf die Stirne; bald gerann es ihm eiſig um das

Herz, und schnürte es ihm in widerlichem Krampfe zusammen. Seine Kniee waren wie abgeschlagen, die Füße so gelähmt, daß sie mehr zurück glitten, als vorstrebten. Seine eigene Empfindung Lügen strafend, raffte er sich noch einmal auf, und klomm den Rücken des Waldberges hinan, auf dessen Höhe das ausgebrannte Trümmerwerk emporragte. Da ward der dumpfe Schmerz in seinem Innern plötzlich schneidend. Jetzt trennte ihn nur mehr ein schmaler Steig von der Ruine, welche sich seitwärts von der Straße aus abgesengtem Zwergholz erhob; er konnte aber nicht mehr weiter. Kraftlos sank er nieder, daß die Leiche kollernd von seiner Schulter fiel, preßte die Hände heftig gegen den Leib, den es wie kreuzweis gelegte Messer durchzuckte, und schöpfte mit steigender Angst endlich die furchtbare Gewißheit — daß er vergiftet seyn müsse.

Gejagt von dem Sturme der Verzweiflung, drängten sich an seinen Sinnen die Bilder alles dessen vorüber, was er seit Sonnenuntergange durchlebt hatte, und alles bestätigte seine Ahnung, daß er vergiftet sei. Arabella's Kampf, ihre Augen, ihre eisigen Hände, ihre Hast, ihre hingeworfenen Anspielungen, — kurz Alles erschien ihm jetzt als Vorbothe des Schicksals, das seiner harrte. Und welches Schicksal's? Darin lag das Entsetzliche. Er brauchte nicht erst seine Phantasie zu erschöpfen, daß sie ihm Bilder vorspiegele, die trotz all' ihrer Schrecken doch noch minder schrecklich waren, als der kalte nackte, nüchterne Tod! Sein Schicksal lag vor ihm, er hatte sich den Spiegel mitgetragen, in welchem er sein eigenes Ich schauen konnte, wie es in wenigen Minuten seyn würde! Mit der Neugierde

der Verzweiflung raffte er die Linnen von dem Leichname weg, und faßte ihn, und lehnte ihn an einen Baum sich gegenüber, und schaute ihm mit kreischendem Hohngelächter in das monderhellte Antlitz und in die glotzenden, weit aufgerissenen Augen, und rief ihm, die krampfige Hand schüttelnd, zu: „Hollah, Kamerade! So geht es dem, der seinem besseren Sterne den Rücken kehrt, und der Lockung seiner Sinne folgt! So geht es dem, der den klaren Trank der Vernunft verschüttet, um vom Taumeltranke der Leidenschaft zu schlürfen. Sie hat mir den rechten Trank zu geben gewußt, mit dem wir uns Bruderschaft zutranken, weil ich meinen lebendigen Bruder von mir gestoßen! O Richard, o mein Richard!“

Mit diesem Jammergeschrei fiel er sinnlos zu Boden, und blieb, von dem glühendsten Schmerz in seinen Eingeweiden gefoltert, eine Weile liegen. Als ihm die Besinnung wieder kehrte, sah er einen Mann vor sich stehen, der ihn warm bei der Hand hielt, und ihn mit ängstlicher Besorglichkeit, des todten Rastgenossen, wie es schien, gar nicht achtend, ein um das andere Mal beim Namen nannte.

„Großer Gott, was ist dir, Bruder?“ fragt ihn Richard, denn er war jener Mann. — „So sprach meine Ahnung recht? Eine folternde Bangigkeit hieß mich, eh' ich noch die Taverne erreicht hatte, umkehren. Ich bereute, dich so schnell aufgegeben zu haben, denn das ganze finstere Schloß mit seinen Zinnen schien mir unheimlich, um wie viel mehr noch jene singende Sirene, die es recht darauf abgelegt zu haben schien, dich

zu locken und zu umgarnen! Was iſt dir aber? Wie bring' ich dich unſern Ältern wieder?“ —

„„Als einen ſtummen Mann, Richard!““ —

„O ſcherze nicht, Arthur! Ein kaltes Entſetzen faßt mich an, du ſiehſt ſo todtenblaß, deine Augen rollen im Kreiſe, deine Beine ſchlottern, deine Finger zucken krampfhaft. Was ſoll aus dir werden?“ —

„„Was dieſer iſt, — ſchreit Arthur auf, hinweiſend nach dem Leichname, den Richard erſt jetzt bemerkt, — ich bin vergiftet!““

Angedonnert wankt Richard zurück, er kann es nicht glauben, aber des Bruders Antlitz ſpiegelt den durch die Adern ſchleichenden Tod nur zu deutlich.

„Gräßlich, gräßlich!“ bricht nun Richard los, „wie werd' ich heimkehren! Wie den Blick der Ältern ertragen, wenn ſie das anvertraute Kleinod des Bruderlebens von mir zurück fordern! Wie Teuker vor Telamon floh, und ein neues Salamis ſuchte, wird es mich forttreiben, aber ich werde kein Aſyl auf dieſer Erde finden! Denn ich bin Schuld an meines Bruders Tode! Warum ließ ich dich von mir! Warum konnt' ich mich durch das Wort des Bruders erzürnen laſſen! Warum unterdrückt' ich, aus falſcher Scham, den erſten Ahnungslaut, der in meinem Innern rief: Kehr' um, ſuche du ihn, weil er dich nicht ſucht! Doch halte deine fluchtbereite Seele noch zurück! Sage mir, wie, wo, warum es geſchah! Sage mir, wer dieſer Todte iſt! Sage mir mit der letzten Kraft deiner Stimme Alles, damit ich dich, mich, unſere Ältern an deinem Mörder, — oder (ja mein Inneres ſagt es

mir) — an deiner Mörderin räche, — und vielleicht auch den hier!“

Noch einmal rafft Arthur alle Lebenskraft zusammen, um der Herold seines eigenen Unglückes zu werden.

„Also mit dem Abschiedstranke hat sie dich vergiftet!“ ruft Richard, wie wahnsinnig, den zurücksinkenden Bruder mit Mühe stützend! —

„„Ja mit dem Abschiedstranke!““ röchelt Arthur, — „„räche mich!““

Mit diesen Worten sinkt er, und verhaucht in wildem Krampfe sein Leben.

Jetzt erst bricht Richard's Jammer ohne Rückhalt los. Seine Klage hallt fernhin durch den schweigenden Wald, und prallt schauerlich zurück von dem Trümmerwerke des Schlosses Asborn. Wie ein Rasender wirft er sich ein um das andere Mal auf den vielgeliebten Leichnam nieder, zieht bald sein Schwert, entschlossen, seinem Leiden schnell ein Ende zu machen, bald hebt er die Hand zum Wolkenhimmel empor, und schwört, den tödtlichen Trank sie furchtbar entgelten zu lassen. Von diesem heißen Triebe nach Rache beseelt, brütet er über einem entsetzlichen Plane, der auch in wenig Augenblicken schon zur Reife gediehen ist. Mit gewaltsam verhaltenem Schmerze entkleidet er seinen todten Bruder, tauscht Wamms, Mantel, Schwert und Barett mit ihm, hüllt dann die theueren Glieder in sein eigenes Kleid, bedeckt beide Körper mit Reisern, und eilt im hastigen Laufe durch Busch und Dornen von hinnen.

4.

Etwas westlich abwärts hinter den Ruinen von Asborn lag eine kleine Hütte, welche in der kriegerischen Zeit Wegelagerern zum Schlupfwinkel diente. Deswegen blieb sie auch von ihnen, ihres eigenen Vortheiles willen, verschont. Jetzt bewohnte dasselbe ein alter Grubenmann, der einen wiederaufgefundenen Kohlenschacht im Gebirge mit seinen Knechten bearbeitete. In der Hütte dieses Grubenmannes spricht Richard ein, und bringt bei demselben, der sich wenig um den Gemüthszustand seines Gastes bekümmert, den Tag in düstrem Sinne hin.

Auch mehrere Briefe schreibt er allda, und übergibt sie dem Grubenmann, als er Abends von der Arbeit heimkehrt, mit der Bitte, selbe, falls er am kommenden Morgen nicht zurückkehrte, unten auf dem Schlosse Byrnswack erbrechen zu lassen. Zugleich drückt er ihm eine Börse in die Hand, um der Vollziehung dessen, was er wünscht, gewiß zu seyn.

Als es zu nachten begann, macht er sich auf den Weg, und erreicht nach einer kurzen Stunde Schloß Byrnswack. Eine unfreundliche, stürmische Nacht scheint zu seinem stürmischen Innern recht wohl zu passen. Er benützt genau die Angaben, die ihm sein sterbender Bruder gleichsam als Vermächtniß, zurückgelassen; hüllt sich tief in Arthur's Mantel, drückt seine blaue, roth und weiß geränderte Mütze weit in die Stirne hinab, und schleicht sich unter das verhängnißvolle Erkerfenster.

Aber im Schlosse ist heute Alles still und finster,

nur in einem entlegenen Flügel schimmert ein matter Schein durch die Fenster. In Arabella's Gemache zeigt sich wohl ein Licht, aber kein lebendes Wesen läßt sich durch die Scheiben gewahren. Richard macht Geräusch, ahmt in Haltung und Geberde seinen armen Bruder nach, und harrt mit ungestüm klopfendem Herzen, ob sich denn nicht jemand zeigen würde.

In der That klingt das Fenster wieder wie gestern und Arabella neigt sich, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, herab. Mit einem Schreie des Entsetzens aber fährt sie zurück, da sie die Gestalt des Jünglings erblickt, den sie längst schon für erkaltet hielt. Hatte sie sich in der Phiole vergriffen, oder war das Gift zu schwach für eine kräftige Jünglingsnatur, oder schwebte über ihm sichtbar Gottes Finger; — kurz, ihr staunendes Gemüth findet keinen anderen Ausweg, als sich zu fassen, und was gestern mißglückte, heute sicherer zu versuchen. Der Mitwisser ihres Verbrechens lebt, sie sieht sich verrathen, sieht sich den Gerichten des Landes überliefert, und vielleicht bald in ihren eigenen Netzen gefangen. Fassung ist also vor Allem nöthig, und sie gibt in ihrer schrecklichen Lage wieder einen Beweis, wie sehr das Weib Meisterinn des Augenblickes ist. Das Staunen des Entsetzens in Überraschung der Freude umlügend, neigt sie sich zum Erker hinab, und überzeugt sich nun vollends von der Wahrheit dessen, was sie noch immer nicht recht zu fassen weiß.

„„Ich habe das Kleinod, das du mir anvertrautest, auf Asborn abgesetzt, und komme nun, meinen Lohn zu hohlen!““ lispelt Richard mit verstellter Stimme empor, — „„bist du's zufrieden?““

„Also wirklich Arthur!“ stöhnt Arabella, während sie ihm „Schönen Dank!“ hinablispelt. Die Macht des Giftes ward an ihm zu Schanden, aber er darf nicht leben, wenn sie leben soll. Ihr Herz, in dem ein Funke Menschlichkeit, wenn auch gewaltsam unterdrückt, noch glimmt, regt sich zwar, und sträubt sich, wie von Mitleid, oder vielleicht von mehr als Mitleid erfaßt, — aber sie muß jede Neigung zurückpressen, wenn sie nicht zur Feindinn des eigenen Lebens werden will. Er muß noch einmal einen Trunk thun, muß noch einmal auf die Ruine, muß neben jener Leiche zur Leiche werden; nur wenn man die beiden Körper neben einander findet, ist jeder Verdacht aufgehoben.

„Willst du nicht herauf,“ ruft sie so sanft und lieblich, als es der schwarze Plan in ihrer Seele zuläßt.

„„Nein, komm lieber du zu mir,““ schöne Arabella, flüstert er empor. — „„Der Sturm hat sich gelegt, der Himmel klärt sich, und der Mond tritt aus den Wolken. Wir wollen zuerst der nächtlichen Stille genießen, und dann in deinem Gemache, wie gestern, mit einem erquickenden Trank uns laben.““

„So harre denn, — ich komme“ entgegnet sie, und schließt das Fenster. Ehe sie aber hinabeilt, mischt sie noch zweifach so viel Gift als gestern in den Goldbecher, und stellt ihn, seiner Wirkung gewiß, auf den Schrank.

Richard erwartet Arabellen schon am Nachen, den er am Ufer des See's bereit hielt. Sie öffnet das bewußte Pförtlein, und eilt mit erlogener Fröhlichkeit auf ihn zu. Der Mond, so eben hinter dichteres Gewölk zurückgetreten, begünstigt Richard's Vermummung. Die schuldbewußte Schöne zögert an-

fänglich, das Boot zu besteigen. Als aber Richard dringend darauf besteht, und auf die einzelnen Lichter im Schlosse weis't, deren Verlöschen er zu erwarten vorgibt, eh' er die Schwelle desselben zu betreten wagte, sträubt sie sich nicht länger, seinem Wunsche nachzugeben.

In langen Ringeln fallen ihr die braunen Haare über Nacken und Schultern; ein leichtes Nachtkleid umhüllt die feenartige Gestalt, und in ihrem leidenden, vom blassen Mondsilber übergossenen, Antlitze mochte selbst für den noch Reiz liegen, der wusste, daß es der Seelenspiegel einer Giftmischerinn sei. — — Mit banger Zudringlichkeit schmiegt sie sich, als sie kaum den Nachen bestiegen, dem schweigenden Schiffer an, der, abgewandt von ihr, lässig mit dem Ruder die Fluth theilt.

»Was bist du doch so still, Arthur von Andoch,« schmeichelte ihm Arabella, sich fester an seinen Arm drängend. — »Was hast du, Stiller, Geheimnißvoller?«

Keine Antwort. Nur sein Arm zuckt krampfhaft zurück, daß ihre Hand, ohne Erwiederung gefunden zu haben, niedergleitet. Die Nacht ist indessen dunkler geworden. Ein plötzlicher Wind fängt aus dem Berggeklüft hervorzublasen an, und stört die Ruhe des See's. Sie haben nun seine Mitte erreicht, er wird unruhiger, gährt, ruckweise murrend, auf, und legt sich wieder, wie ein Raubthier, das auf einen Fang lauert, und manchmal lüstern auffährt, aber seine Stimme wieder dämpft, um sich nicht vor der Zeit zu verrathen.

Ein heftiger Windstoß schaukelt jetzt den Nachen, daß Arabella, ängstlich den Fährmann umklammernd bittet: »O zurück, Arthur, zurück!«

„„Zurück?““ lacht Richard, mit kaltem Hohn, in die Nacht hinaus.

„Was haſt du Räthſelhafter! — Siehſt du nicht, der See geht hoch — willſt du, daß wir ertrinken?“

„„Ertrinken! das iſt das Looſungswort!““ ſchreit Richard, ſeinen Mantel zurückſchlagend, indeß ihm der Sturm die Mütze vom Haupte reißt! — „„kennſt du mich, Mörderinn meines Bruders?““

Ein lauter Schrei iſt Alles, was Arabella, wie vom Donner niedergeſchmettert, hervorbringen kann.

„Erbarmen,“ wimmert ſie, als ſie ſich von ihrer Ohnmacht erhohlt, „Erbarmen! Verdamme nicht ehe du gehört.“ —

„„Ich hab's gehört, Entſetzliche; hab's aus meines ſterbenden Bruders Munde gehört, dein Trank hat ihm den Tod gegeben. — „Räche mich!“ war ſein letztes Wort.““

Dies donnert er auf die Knieende nieder, windet ihre flatternden Locken um ſeine Fauſt, und zerrt ſie mit ſinnloſer Wuth an den Rand des ſchwankenden Nachens. Umſonſt hängt ſie ſich an ſeine Knie, umſonſt ſchwört ſie Reue, umſonſt verſpricht ſie ſclaviſche Genugthuung; er iſt taub für alle Bitten, blind für die Ströme von Thränen, die über die verzerrten Spuren jugendlicher Schönheit herabquellen, ehern für jedes Umfangen, jede Berührung, jedes lebenfordernde Drücken und Preſſen, wodurch ſie Arthur'n ſelbſt in ſeiner Sterbeſtunde noch Verzeihung abgeſchmeichelt hätte.

„„Trank für Trank,““ knirſcht er, im Ausbruche der glühendſten Rachſucht; — „„trinke du nun im See den Tod, den er aus deinem Becher getrunken! — Und ſollt' ich in alle Ewigkeit an dich gekettet, die Tiefe

dieſes See's bewohnen müſſen, — dich rettet kein Gott mehr aus meinen Händen! Trank für Trank, und Blut für Blut!««

Hinunter drückt er ihr nun das Haupt, daß die Lippen den tödtlichen Wellentrank in röchelnden Zügen einſchlürfen müſſen. Da verliert der Kahn das Gleichgewicht; er ſelbſt, ihr Haar noch um die Faust gewunden, ſtürzt mit ihr in die Flut hinab, und der ſchwarze Mund des See's hat beide verſchlungen. Ein Blitz ziſcht ihnen nach, — und kräuſelnd ſchließt ſich über ihnen die rächende Flut.

5.

Am andern Morgen bewegte ſich im Schloſſe Byrnswack Alles hin und wieder. Die Nachricht des alten Grubenmannes aus dem Asborn-Walde, der den Junker Richard umſonſt zurück erwartete, und ſeine Briefe, hatten dieſe Bewegung hervorgebracht. Man wollte ihm Anfangs gar nicht glauben. Die Schloßfrau ganze Tage lang nicht zu ſehen, war man bereits gewöhnt; indem es dann gewöhnlich eine, etwas ſtrenge, auf Kerker und Ausgangsverboth hinausgehende, Abrechnung mit ihrem alten Gemahle galt. — Von einem Oheim Arabellens wollte man nichts wiſſen. Da man aber Arabellens Zimmer offen, des Lord's Gemach leer und im ganzen Schloſſe, trotz alles Nachſuchens und Rufens, nicht die geringſte Spur von beiden fand, ſo ſendete man wirklich Bothen nach den Stellen aus, die in den erbrochenen Briefen bezeichnet waren. Bald kehrten auch die Bothen zurück, und brachten aus dem Asborn-Walde die Leichname des Lords und des fremden Jünglings, vom See aber

die Mütze eines Ritters, und den Gürtel Arabella's, so daß über die Wahrheit dessen, was der Grubenmann aussagte, und die von ihm vorgezeigten Briefe bestätigten, kein Zweifel mehr blieb.

Was man aus letzteren, aus dem Geständnisse des Castellans, der des harten Schloßherrn eben so harter Knecht war, und aus den höchst wahrscheinlichen Muthmaßungen der übrigen Schloßbewohner, rücksichtlich des Beweggrundes entnehmen konnte, der Arabellen zu zweifachem Giftmorde getrieben haben mochte, war Folgendes:

Arabella war das Kind armer Ältern, nach deren Tode sie ein reicher, aber geiziger Oheim, weil sie schön, und darum auch für eine Wucherseele, wie die seinige einträglich zu werden versprach, zu sich in das Haus nahm. In einem Alter von 17 Jahren lernte sie ein Jüngling kennen, der ihr ganzes Wesen so sehr einnahm, daß sie nichts empfand, nichts dachte, nichts begehrte, als ihn. Dem planreichen Onkel kam das, wie leicht denkbar, in die Quere. Der Gegenstand eines Gefühles, das ihr die Freiheit über sich, und ihm die Freiheit über sie zu nehmen drohte, mußte für lange, wo möglich, für immer entfernt werden. Bruce, der unglückliche Schottenkönig, brauchte Leute; Arabella's Oheim wußte den schönen, kriegerischen Abgott seiner Nichte unter die Zahl der ersten Schaaren zu bringen, die für Fürst und Vaterland ein Opfer wurden, ohne mit ihrem Blute den Baum der Freiheit zu begießen. Nicht genug aber: an des verlornen Geliebten Stelle suchte der hartherzige Mann seiner halbverzweifelten Ziehtochter einen gefühllosen, tyrannischen Gemahl, den Lord Byrnswack, aufzudringen, der im

ganzen Hochlande der Devil von Byrnswack hieß. Arabella both alle Mittel auf, welche dem weiblichen Herzen zu Gebothe stehen, um zu rühren, zu schrecken, oder abzustumpfen, — — aber der Preis des Bündnisses war reicher Lohn für den Oheim der schönen Braut, und dieser Oheim war reich, also wohl auch lüstern, noch reicher zu werden. Zweimal entfloh die arme Gepeinigte, und irrte in den Wäldern um Edinburgh, mitten im Getümmel des Krieges umher, — aber Krieg, Wuth der Wegelagerer und Beschwerde des Umherirrens rieb sie nicht auf, um sie einem herberen Schicksale zu überlassen. Beide Male wurde sie zurückgebracht und nur noch härter als vordem gehalten. Noch ein drittes Mal gelang es ihr zu entkommen, aber auch diesmal griff man sie auf und schleppte sie nun nicht mehr zu ihrem Oheim, sondern geraden Weges auf Schloß Byrnswack, wo sie mit dem Lord vermählt wurde. Getrennt von allen Verwandten, selbst von ihrem Oheim, der ihr gegen den Devil von Byrnswack jetzt noch ein Engel schien, im Herzen kein anderes Gefühl, als Liebe zu ihrem hingeopferten Geliebten, Schmerz um ihn, Haß gegen seinen Mörder, Abscheu vor ihrem aufgedrungenen Gatten, lebte sie durch dreißig Monden das Qual-Leben einer Gefangenen. Ihr Gatte sah sie nur an, um sie zu schrecken; sprach nur mit ihr, um sie zu verwunden; gönnte ihr die geringste Freude nur als Folie, auf welcher eine nachfolgende Entbehrung um so greller abstäche. Kurz, er verstand vom Grund aus die Kunst, sich einem Herzen ganz verhaßt zu machen, um es desto peinlicher zu quälen, wenn er es zur Liebe zwänge.

Lange trug sie dieses eherne Joch mit stiller Hin-

gebung. Als aber der Lord ſich nicht mehr damit begnügte, ſie nur zu quälen, ſondern auch mit frecher Hand in die heiligſten, unantaſtbarſten Saiten der Weiblichkeit zu greifen verſuchte; da keimte ein gräßlicher Gedanke mit einem Worte, das ſie zuerſt von ſeinen Lippen gehört, in ihrem Innern auf, der Gedanke: — Mord. Und dieſer Gedanke iſt — Kind im erſten Augenblicke ſeines Lebens, im zweiten — Rieſe. Rieſig ſtand es mit einem Mahle vor ihr: „Nur ſein Tod bricht deine Ketten!“ — Was kann ein ſchönes Weib, ſelbſt wenn es ein Drache bewacht, ſich nicht durch Liſt erſchleichen, wenn es gilt, ihre Leidenſchaft an's Ziel zu bringen. So hat ſich wahrſcheinlich auch Arabella Gift zu verſchaffen gewußt, mit welchem ſie den Lord, als ſie ihn auf ihr Zimmer gelockt, tödtete. Aber Blut gleicht jenem unverlöſchlichen Feuer, das, einmal entzündet, ſelbſt unter dem Waſſer der Reue fortbrennt, bis es Alles ringsum aufgezehrt. Den Lord zu vergiften — war leicht; den Leichnam des Lords wegzuſchaffen, — aber ſchwer, faſt unmöglich. Einen Diener in's Vertrauen zu ziehen war zu gefährlich. Sie mochte daher einen Fremden in das Netz zu locken geſucht haben, der, wenn er den Leichnam weggeſchafft, mit ihrem Gatten ein gleiches Loos theilen müßte. Daß dieſes Arthur'n traf, war gewiß ihr ſelbſt am ſchmerzlichſten: aber wer einen Schritt zur böſen That gethan, muß auch den letzten thun. Wenn man im tiefen Walde, nach der Ruine von Asborn, von der man ohnedieß ſo Manches ſich erzählte, neben dem Leichnam ihres Gatten einen zweiten fände, ſo wäre — dachte ſie — jeder Verdacht von ihr entfernt. Die Trümmer des Schloſſes Asborn hatte ſie höchſt wahrſchein-

lich darum gewählt, weil bis dahin das Gift seine Wirkung gethan haben mochte, und die Gegend umher zu einsam war, als daß dem Sterbenden Jemand hätte zu Hülfe kommen können. Doch Gottes Gerechtigkeit hatte es anders gefügt. — So viel ergab sich aus den vorliegenden Dokumenten, den genaueren Hergang mußten Vermuthungen ersetzen.

Das ist beiläufig die Erzählung, die mir in ihren Umrissen und Grundlinien der alte Fischer als den Stoff der Ballade angab, deren Absingung mich herabgelockt hatte; — aus meiner Feder floß sie vielleicht zusammenhängender und wahrscheinlicher; erschütternder aber und kräftiger klang sie gewiß im Munde des rauhen und kräftigen Naturmenschen. Er hielt sich, ohne es zu wissen streng an die Idee der göttlichen Nemesis, welche wie ein schwarzer Faden durch die ganze Sage läuft, und stempelte jede Unwahrscheinlichkeit durch den Beisatz: „Beim St. Cuthbert! so war's!“ zur unläugbaren Gewißheit.

„Beim St. Cuthbert, so sagt es der Vater dem Sohn, und der Sohn dem Enkel!“ waren auch die Schlußworte seiner Erzählung, und mit ausgestrecktem Finger auf die Mitte des See's weisend, in welchem es sich allmählich, wie ein kleiner Wirbel, zu drehen begann, fügte er hinzu: „Seht Ihr dort drinnen war's, wo sie untersanken, und wenn der See stürmt, so soll man noch unter der Oberfläche, wie unter einem Glase, den Junker Richard sehen, wie er Arabellens Haar um die Faust gewunden, auf schwankem Boote die Wellen durchfliegt. Sah ich es auch selbst nicht, so sah es doch mein Großvater, und der wird meinen Vater so wenig belogen haben, als dieser mich!“

Mit warmem Danke drückt' ich dem Alten ein Geldstück in die Hand und bat ihn, mir den kürzesten und bequemsten Weg zur nächsten Herberge anzugeben.

„Dieser ist noch immer derselbe," entgegnete er, „welchen Richard gewandelt, vorüber an jenem weißlichten Trümmerwerk über den Asborn-Bühel. Seht Euch droben nur nicht um, der Anblick hat selbst für Unsereins etwas Eigenes, um wie viel mehr für einen so gefühlvollen Gentleman, als Ihr seid: die schwarze Ruine dort — die Sünde, die weiße hier — die Rache, und der See in der Mitte — die Sühnung! Sagt noch einmal, daß ein roher Schotte, dessen Element das Wasser ist, so ganz sinn- und herzlos sei."

Mit diesen Worten schüttelte er mir zum Abschiede die Hand, und setzte sich wieder zu seinen Cameraden, während ich in meine Kutsche einstieg, die mir längst schon nachgekommen war, und, erfüllt von der Bedeutung der Punkte, die mich umgaben, den Asborner-Bergrücken langsam hinanfuhr. Ich war kaum zur Anhöhe gekommen, als es wieder vernehmlich, wie früher, zu mir emporklang:

„Die blasse Maid im wilden Arm,
„Ihr Haar in grimmer Faust,
„So geht es auf, so geht es ab,
„Daß alles saus't und braus't,
„Sie tauchen nieder, —
„Kommen wieder;
„Schlürfen, ringen,
„Klagen, singen:
„Rüstig durch den See, mein Boot,
„Trank für Trank, und Tod für Tod!"

Meiſter und Schüler.

Der Flötist Flüsterer war ein wackerer Musikus, aber im übrigen ein höchst possirliches Männlein von ungemein verliebter Natur. Er betrieb die Kunst zwar als Profession, gab Unterricht für Geld, war Mitglied einer fürstlichen Kapelle, und wirkte bei allen öffentlichen Productionen, gegen billigen Ehrensold, mit; dessen ungeachtet konnte man ihn mit vollem Rechte einen Kunstliebhaber nennen, denn seine ganze Kunst betrachtete er nur als Vehikel der Liebe. Er hatte trockene Lippen ohne Liebe, zu kurzen Athem ohne Liebe, kein Portamento ohne Liebe, keinen Takt ohne Liebe. Wenn er keinen Gegenstand hatte, dem er huldigen konnte, so waren für ihn unfreiwillige Ferien. Zum Glücke begnügte er sich auch mit Idealen, die von seinen Gefühlen nichts ahnten, wenn es nur ein günstiges Schicksal so fügte, als ob sie ihn bemerkt zu haben schienen, was bei seiner Eitelkeit eben nicht schwer hielt. Eine Dame brauchte nur, während er spielte, mit dem Schnupftuche sich über das Gesicht zu fahren, so glaubte er, sie trockne sich eine Thräne, die ihr sein Spiel entlockte. Ein flüchtiges Lob von schönen Lippen galt ihm für einen Herzenssieg, den er sich erflötet; ein leises Hinüberneigen eines Mädchenkopfes zum Ohre der Nachbarinn für die Mittheilung eines Geständnisses, das er durch seine Töne entsiegelt. Wenn sich aber gar

eine schelmische Schöne den Scherz machte, ihn zu versichern, seine Flöte sei ein Erbstück des Tamino, das Herzen bezaubern könne — da war es um seine Fassung geschehen, dann hing er an seinem Instrumente, wie die Biene an einem Blumenkelche, und zerfloß wehmüthig in schmelzenden Fermaten. In solcher Stimmung ihn blasen zu sehen, war ein noch größerer Genuß, als ihn blasen zu hören, wiewohl er unbedingt der trefflichste Künstler in der ganzen Stadt war. Mit dem rechten Auge verschlang er die Noten, während sein linkes über das Pult hinaus blinzelnd, auf die Herrliche schielte, die er sich zur Muse erkoren hatte.

Sein breiter Mund spitzte sich mehr und mehr so appetitlich rund zu, als ob er nicht blase, sondern küsse. Seine aufgedunsenen Wangen schrumpften zu faltigen Trichtern ein, und die Ader, quer über die gerunzelte Stirne, schwoll ihm an, als wäre sie die Füllröhre, durch welche die Töne aus seinem Kopfe in das empfängliche Holz niederströmten; seine Ellenbogen hoben und senkten sich, wie die Flügeldecken eines erwachenden Nachtfalters um so ungestümer, je tiefer sein kurzer Hals zwischen den Schultern einsank. Er hauchte die Töne nicht in die Flöte, er sprach, er sang, er declamirte sie hinein, und wer den Organismus der Lippen versteht, hätte aus seiner lebhaften Lippensprache leicht das Wort für jede Note errathen können. Sein linkes Auge aber verlor die Richtung nie, und wenn sein Solo zu Ende war, und er sich die klaren Schweißperlen des Enthusiasmus von der Nase wischte, da beobachtete er jede Miene seiner Angebeteten und Angeflöteten genau, und verneigte sich, wenn auch ein ganzer Saal ihm applau-

dirte, nur gegen sie, und lächelte so zufrieden, so kunstverklärt, so gunstbewußt, als ob er den Preis des Lebens errungen hätte. Ein Glück für ihn war es, daß die Flöte kein Damen-Instrument ist; hätte er eine reizende Schöne zur Schülerin bekommen, so hätte er sich gewiß einmal in süßer Überschwenglichkeit des Gefühles zerblasen, und zu den Füßen der unschuldigen Zauberin wäre plötzlich eine verhallende Flöte gelegen, aus sieben Löchern wehmüthig nachtönend: „In diesem buchsbaumenen Sarge ruht dein Lehrmeister!“ In Privathäusern fand man den guten Flötisten Flüsterer selten, nur wo es Familienfeste gab, die ein blankes Thalerstück eintrugen, oder ein leckeres Souper versprachen, wodurch ein karges Abendbrot in der Schenke erspart wurde, erschien er bereitwillig mit seiner Flöte. Der Kaufmann Köhler allein sah ihn auch ohne diese Veranlassung öfter in seinem Hause. Der warme eigenthümliche Sinn für echte Musik, welcher dieser ganzen Familie anklebte, war für Flüsterer's Herz ein erquickliches Labsal. Hier konnte er seine Jeremiaden über modernen Singsang, über Verflachung der Conzertmusik, über sündlichen Walzertaumel und wälschen Opern-Schnickschnack, ungeneckt laut werden lassen. Hier galt noch die alte Schule, in welcher Flüsterer reifte; hier war noch Empfänglichkeit für regelmäßigen Satz und einfache Cantilenen. Köhler, selbst ein gewandter Musiker, der fast alle Instrumente mit Fertigkeit behandelte, arrangirte gewöhnlich ein Quartettchen oder Terzettchen, welches mit einem bürgerlichen Abendmahle beschlossen wurde. Köhler's Leopoldine, ein liebliches zwölfjähriges Mädchen, hatte es

auf dem Pianoforte zwar noch nicht über Pleyel und Vanhal gebracht, wußte aber durch ihren Eifer, ihr feines Gehör und ihren guten Geschmack schon damals Flüsterer's Beifall in so hohem Grade zu gewinnen, daß er oft im Stillen, schmunzelnd sich gestand: „Flüsterer, die wächst für dich heran!“

Als die Kriegsjahre kamen, stellte der Fürst, in dessen Kapelle Flüsterer diente, Jene von seinen Musikern, welche sich dazu bereit erklärten, zur Banda eines Frei-Corps. Flüsterer ergriff die Gelegenheit, mit seiner Flöte auch in die Fremde zu wandern, mit Freuden. Er fand allenthalb Lob und Ermunterung, denn allenthalben gab es schöne Frauen und gefühlvolle Mädchen, welche ihm Beifall schenkten, und wo es diese gab, da war ja Flüsterer, der Künstler aus Liebe, in seinem Elemente. Vier Jahre trieb er sich so in Haupt- und Landstädten, in Märkten und auf Schlössern umher. Endlich machte die Wendung des Kriegsglückes das Frei-Corps, unter dessen Hautboisten er die erste Rolle spielte, überflüssig, und mit einem runden Sümmchen versehen, kehrte er in seinen früheren Wirkungskreis zurück.

Kaum angekommen, begab er sich in Köhler's Haus, um das alte Band, das ihn an die ehrenwerthe Familie des Mannes fesselte, wieder anzuknüpfen. Man empfing ihn mit freudiger Herzlichkeit, mit jenem wohlthuenden Zuvorkommen, welches beweis't, daß uns die Trennung guten, wahrhaft freundschaftlichen Menschen nicht entfremdet. Er war eben im lebhaftesten Erzählen begriffen, als Leopoldine eintrat, und er betroffen aus dem Contexte fiel, wie ein angstvoller Con-

certſpieler, dem man falſch umgeblättert. Leopoldine, die er als ein zartes, ſchüchternes Mädchen verlaſſen hatte, ſtand nun als blühende gereifte Jungfrau, mit offenem, freien, faſt ſchelmiſchen Benehmen, vor ihm.

Er ergriff, vom Gefühle überwältiget, ihre Hand, und drückte ſie ſo ungeſtüm an ſeine Lippen, als ob es keine Hand, ſondern eine elfenbeinene Flöte wäre. Das Mädchen zog ſie lächelnd zurück und ſuchte den Entzückten wieder in's Geleiſe zu bringen; aber jedes Wörtchen aus ihrem ſchönen Munde potenzirte nur den Enthuſiasmus des ſentimentalen Muſikus, in deſſen Bruſt die lange gehegte Neigung für Leopoldine'n nun plötzlich zur Leidenſchaft aufgelodert war. Mit dem feſten Entſchluſſe, bei nächſter Gelegenheit um ſie zu werben, bezwang er ſich für heute noch, ſo gut es ging, und ſetzte die Skizzen aus dem Wanderbuche ſeiner muſikaliſchen Leiden und Freuden mit ſichtlicher Zerſtreuung fort, manche Anſpielung einſtreuend, welche von Leopoldine'n hätte verſtanden werden müſſen, wenn ſie hätte verſtehen wollen. Voll vom erſten Eindrucke eilte er nach Hauſe, langte die Flöte von Ebenholz mit den ſilbernen Klappen hervor, gegen die er ſeine alte buchsbaumene Freundin auf der Reiſe vertauſcht hatte, und blies bei offenem Fenſter in die ſchweigende Nacht hinaus rührende Moll-Variationen über das Thema: „Leopoldine, du biſt mein! — Mein biſt du, Leopoldine! — Biſt du mein, Leopoldine?“

Der nächſte Sonntag war zu einem muſikaliſchen Abendkränzchen in Köhler's Hauſe beſtimmt. Flüſterer verſprach ſich Wunder davon; er verſprach ſich

nämlich nicht weniger, als daß Leopoldine sich versprechen, und auf seinen Antrag „Ja“ sagen würde. Aber nicht auf die alltägliche gemeine Weise, wie andere Bittwerber, gedachte er seine Werbung anzubringen. Musikalisch wie sein ganzes Leben, sollte auch seine Bitte um Einlaß in das Pförtchen des Ehestandes seyn. Er hatte sich in die Coda des Concertstückes, das er vorzutragen beabsichtigte, — ein Thema von eigener Composition eingelegt, in welchem er ein wirksames Probestück seiner Kenntnisse der musikalischen Sprache abzulegen hoffte. Es enthielt, wie es ihm wenigstens vorkam, deutlich die Worte: „Schöne Leopoldine, wollen Sie der himmlische Ton seyn, zu welchem meine Liebe, für alle Zukunft, die reine Terze bilden darf?“ — Drei halbe Noten am Schlusse, mit schmelzender Doppelzunge, Forzando geflötet, sollten wie ein Echo ihre Gewährung, bei schweigendem Accompagnement, nachklingen: „Ja du willst!“ — Er betrachtete die Sache als ausgemacht, denn sein Instrument galt ihm für einen Talisman, mit welchem er jedes Hinderniß siegreich wegblasen könnte, ohne zu bedenken, daß er sein Glück nur einem Lufthauch anvertraute.

Der sonnige Sonntag erschien, und reifte bis zum Abende. Mit seiner treuen Flöte, also mit seinem Glücke im Schubsacke, flog er dem Hause der Angebeteten zu. Eine kleine Zahl alter und neuer Freunde war versammelt; Flüsterer glänzte vor Seligkeitsahnung, denn jedes Augenpaar schien ihm ein Doppelspiegel des Sieges, dessen er in Kürze zu erfreuen sich bewußt war. Der laue Frühlings-Abend war zu lockend, als daß man seinen Lüften die Fenster hätte verschließen mögen.

Blumendüfte hauchten aus dem Nachbargärtchen herüber, Blumendüfte athmete Flüsterer in vollen Zügen, um Lenzgefühle in seine Flöte zu flistern. Ein Gast, den man noch zu erwarten schien, zögerte so lange, daß Köhler, Flüsterer's Künstler-Unruhe bemerkend, die Musik beginnen ließ. Schon während der Ouvertüre, welche von einem Streich-Quartette ausgeführt wurde, begann Flüsterer seine Koketterien mit seiner Flöte, und durch sie mit Leopoldine'n. Er streichelte die Schöne von Ebenholz, wie die Wangen einer Geliebten, und schielte dabei auf Leopoldine'n hinüber, als wollte er ihr sagen: „Sie glauben, ich streichle meine Flöte, nein, Engelchen, ich streichle Ihre Wangen!“ — dann setzte er die Flöte an die Lippen, und küßte sie und wendete sie nach allen Seiten, wie einen Telegraphen, und glitt mit leisen Fingern über die Silberklappen hin, und blätterte in den Noten, beg Ecken ein und glättete die eingebogenen so gewichtig und bedeutungsvoll, als ob er damit etwas sagen wollte, was Leopoldine'n, die ihm gegenüber saß, nicht unverständlich wäre. Sie schien es auch zu verstehen und ein leises Lächeln, das auf ihrer Stirne Ironie war, glänzte von Flüsterer's Stirne, als nicht getreuem Spiegel, wie Entzücken, wieder.

Endlich kam seine Numer, die Numer der er sein Glück vertraut hatte, und mit kühner Zuversicht setzte er die Flöte an. Wie Worte klangen die Töne, die er seiner treuen Freundin zu entlocken wußte. Die lächerliche Individualität des Künstlers versank in dem Flusse des Wohllautes, der seinen Lippen entströmte, die Kunst machte wirklich eine große Kunst an ihm, sie

machte ihn liebenswürdig, so lange er blies, doch ausgeblasen war ausgeblasen. Selbst Leopoldine vergaß der überaus komischen Verzerrungen, mit denen er sein Spiel begleitete, und vergoß Thränen der Rührung. Man sagt: „Thränen sind Wasser;“ Leopoldine's Thränen waren Öhl, sie sachten Flüsterer's Feuer bis zum Unglaublichen an. Jetzt kam die Pointe des Concertstückes: das Thema, das er sich eingelegt. Er trug es mit bewunderungswürdigem Schmelze vor, mit einem Schmelze, der zu schön war, um Virtuosität zu heißen. Sein Leben lag in den einfachen Noten, und ein Leben, in Tönen ausgesprochen, ist immer eine schöne Sache, wenn's auch das Leben eines armen Musikus wäre. Verhallend klangen die verhängnißvollen drei halben Noten nach, in welche Flüsterer die Antwort auf seine Werbung gesetzt hatte. In gespanntester Erwartung stand er, und herzlicher Beifall, Beifall von Leopoldine's Händen mitgeklatscht, belohnte ihn, als in die kurze Pause, welche dem Triumphe des Künstlers folgte, ein schwellender Flötenton durchs offne Fenster hereinklang.

Ein unbekannter Künstler begann in die Melodie des Thema's einzufallen, welches Flüsterer eben vorgetragen hatte, und blies es ihm Note für Note, mit gleicher Fertigkeit, mit gleichem Gefühle nach. Flüsterer erstarrte zur Bildsäule, seine kleinen stechenden Augen suchten den Boden, große Schweißtropfen traten auf seine Stirne, seine Linke ließ die Flöte sinken, wie der Sieger das Schwert, mit dem er eben den glänzendsten Sieg erkämpft zu haben glaubte. Die ganze Gesellschaft herchte hoch auf, und Leopol-

dine saß, mit feuchtem, aber lächelndem Auge, als ob sie erriethe, woher die Töne kämen. Und diese klangen fort und fort, und gaben dann das Thema in hüpfenden Triolen variirt, wieder, und übersetzten es dann in sanft gleitenden ℔ Takt, und hauchten es dann, schmelzender in einem wehmüthigen Minore. Flüsterer stand regungslos; ein seltsamer Kampf schien in seinem Innern zu arbeiten. Jetzt stürmte der unbekannte Spieler durch alle Wendungen des Thema's noch einmal im lebhaftesten Allegro hin, und schloß, leise verhallend, mit den einfachen drei halben Noten.

Da hielt sich Flüsterer nicht länger, und ungestüm seine Flöte wegschleudernd, die zum Glücke auf Leopoldine'ns Stickrahmen flog, brach er in wüthendes Beifallgeklatsche aus. — „Den gewaltigen Ideendieb", schrie er, „muß ich kennen lernen! Wo ist er? wo ist er?"

„Das ist mein Heinrich!" rief Leopoldine, unter Lachen und Weinen an's Fenster springend, während Flüsterer, auf Köhler's Zuruf nicht achtend, der Thüre zurannte.

Indessen ging die Thüre auf, und herein trat ein schöner, junger Mann, eine Flöte in der Hand, und fühlte sich, ehe er noch erkannt oder genannt wurde, von Flüsterer's Armen ungestüm umschlungen.

„Ja — Sie sind's, Sie sind's," sprach Flüsterer, dem Eintretenden das Wort durch feurige Küsse erstickend; aber wer, wer sind Sie? Wie heißen Sie? ich muß Sie kennen lernen! Sie haben mir zwar meine Gedanken gestohlen, aber solch einem Künstler verzeih' ich Alles!"

„Flüsterer,“ entgegnete der junge Mann, ihm seine lebhafte Begrüßung herzlich erwiedernd, „der Schüler grüßt dankbar den Meister! Kennen Sie denn ihren Schüler Heinrich nicht mehr?

„O Du Wetterbursche!“ rief Flüsterer, zurücktaumelnd und seinen ehemaligen Schüler mit Entzücken messend, „Du — Du bist's! In vier Jahren hast Du's so weit gebracht?!“

„Ja“ — versetzte Heinrich, „und noch weiter! — sogar Herzen erflöten haben Sie mich gelehrt. Ein Herz hab' ich mir errungen, welches Sie zuerst für die Töne dieses Instrumentes empfänglich machten!“

„Heinrich ist der Bräutigam meiner Tochter!“ bemerkte Köhler mit sichtbarem Wohlgefallen an dem jungen Manne, an dessen Halse Leopoldine ihr inniges Gefühl ausweinte.

Flüsterer maß seinen Schüler, maß Leopoldine'n, maß seinen Freund Köhler, und sah ein, daß es Ernst sei. Wie ein greller Mißton, wie ein vergessenes Kreuz oder Be, zuckte es durch seine Seele. Alle seine schönen Hoffnungen und Plane waren mit Einem Male vernichtet; — aber sie waren vernichtet durch Waffen, die er seinem Besieger selbst in die Hände gegeben hatte. In seiner Niederlage bestand sein Ruhm. So tief ihn daher seine Enttäuschung wegen Leopoldine'n niederdrückte, so sehr erhob ihn das Bewußtseyn, seinem Schüler eine Macht verliehen zu haben, die er selbst zur ungünstigen Stunde auszuüben versuchte. — „Du bist ja nicht überwunden, tröstete er sich selbst — du spieltest als Meister in deinem Zöglinge, und was überwältigend von seinen Lippen strömte, war

Hauch, von deinen Lippen übertragen auf ſeinen Mund.“ —

Der Künſtlerſtolz hatte den Sieg über ſeine Liebe errungen, und mit hervorbrechenden Thränen warf er ſich an Heinrich's Bruſt, küßte ihn herzlich, und rief, ihm warm die Hand ſchüttelnd: „Freund, Sie machten mir Ehre; nehmen Sie meinen Glückwunſch zu den goldenen Früchten, die Ihnen der Fleiß in meinen Lectionen eintrug!“ — Nicht wahr, der alte Flüſterer verſteht ſich auf ſeine Kunſt! das beweiſen ſeine Schüler. Sie ſoll leben die edle Muſika! Sie kann für viel entſchädigen, ich will ihr treuer Verehrer bleiben, bis es ausgeblaſen iſt in alle Ewigkeit!“

Jeder Mißton war gehoben; herzliche Freude beſeelte die ganze Geſellſchaft, und den Beſchluß des muſikaliſchen Abend's machte ein concertantes Duo aus dem Stegreife, vorgetragen von — Meiſter und Schüler.

Das Schloſs des Liebenden.

1.

Nicht weit von den Ufern der Seine erhob sich vor langen Jahren ein schauriges Schloß, von hohen Mauern und tiefen Gräben umgeben. Vier spitze Thürme mit knarrenden Wetterfahnen ragten an den Ecken der Ringmauer ernst und düster empor. Dunkler Epheu kroch an den Wänden hinan, und drängte sich wuchernd in die Steinspalten, als wollte er einen lebendigen Kitt für die Ewigkeit bilden.

In diesem Schlosse wohnte vor mehr als fünfthalb Jahrhunderten ein unglücklicher Burgherr, dessen traurige Geschichte ein Gegenstand rührender Sagen und herzergreifender Lieder geworden ist. Seit seinem Tode blieb das Schloß unbewohnt und unbetreten. Nur Eulen nisteten in den hochgewölbten Sälen; der Wind pfiff unheimlich durch die zerbrochenen Scheiben der modernden Fensterrahmen; widerlich knarrten die faulenden Thürpfosten, und das eintönige Geklapper losgerissener Dielen stimmte gespensterhaft in das Geächze und Gekrächze der Raubvögel, welche die Zinnen und Warten zum Tummelplatze erwählt hatten. Nur Schlangen und Molche hausten in den unterirdischen Gängen und Gemächern, wo ihnen der Schlamm, den die überströmende Seine zurückließ, einen erwünschten Aufenthalt darbot. Selbst der unerschrockenste Mann würde es nicht gewagt haben, eine Nacht über in diesem Schlosse zuzubringen.

Man erzählte sich nämlich, daß mit dem zwölften Glockenschlage ein ganz eigenes, unheimliches Treiben in den öden Wänden beginne. Ein feuchter Moderduft erfülle die Hallen; wie Waffenklirren rausche es durch die Gänge. Die Gestalt eines alten weißlockigen Siedlers schleppe sich, unter langgedehnten Seufzern, die Brust sich schlagend und den Bart sich raufend, über den Hof, und den Beschluß des Spukes mache der Geist des Burgherrn selbst. Schweigend trage er ein blasses Mädchen, schmerzlich stöhnend, die ausgebrochenen Stufen empor und sinke, wenn die Thurmuhr Eins brummt, mit ihr wieder in das Schuttgewölbe hinab.

2.

Der Burgherr nannte sich Windal. Er war an den Ufern der Themse geboren. Da er aber in seinem düsteren, nebeldumpfen Vaterlande beständig krank und traurig war, so schiffte er sich, noch ziemlich jung, nach Frankreich ein, um unter dem reinen Himmel dieses Landes seine Gesundheit und Heiterkeit wieder zu gewinnen. Nachdem er manche Städte besucht, manche Gegenden durchreiset hatte, so dachte er daran, sich auf einem Puncte, der ihm besonders zusagte, niederzulassen. Seine Wahl fiel auf die Umgebung der alten Lutetia, welche dem heutigen Paris zur Grundlage diente. Damals war diese Stadt freilich noch nicht so ungeheuer, als sie es in unseren Tagen ist. Sie bedeckte noch kaum eine winzige Insel des Stromes; aber berühmt war sie auch damals schon durch die Herrlichkeit einiger Gebäude, mit welchen die römischen Cäsa-

ren sie geschmückt hatten, und durch die Güte des Weines und der Feigen, welche die benachbarten Gegenden darbothen.

Das Gehölze, welches sich noch jetzt vom Marsberge*) bis an den Fluß ausbreitet, lief zu jener Zeit bis an die beiden Brücken hin, welche nach Paris führen. Es war aber damals weit dichter, stammreicher und majestätischer.

Windal war ein leidenschaftlicher Jäger, und brachte ganze Tage in diesem Walde zu. Wiewohl er an der Seite des Valerischen Berges bedeutende Besitzungen hatte, so besuchte er sie doch immer seltener, und ließ sich zuletzt sogar eine Hütte an den Ufern der Seine bauen, um sich vor Gewitterstürmen hinzuflüchten, und sein Waidwerk von dort aus recht nach Herzenslust betreiben zu können. Zur Wache dienten ihm einige wilde englische Hunde, deren er sich zugleich auf der Jagd mit bestem Erfolge bediente.

Nicht ferne von Windal's Hütte unter dem Schatten der ältesten Eiche des ganzen Waldes, erhob sich neben einem ärmlichen Häuschen eine kleine Kapelle. Ein Siedler, in der Gegend nicht anders als Bruder Germain von Auxerre genannt, verrichtete den Dienst in derselben. Dieser würdige Greis genoß in der ganzen Umgegend des größten Ansehens und der aufrichtigsten Achtung. Er stand im Rufe großer Weisheit, und man kam sogar aus der Ferne, um seinen, auf langjährige Erfahrung begründeten Rath einzuhohlen. Jeder Pilgrim, der ihn besuchte, ließ ihm

*) Montmartre.

eine kleine Gabe zurück, welche entweder mehr oder minder kostbar war. Der Eine gab Obst, der Andere Milch, ein Dritter Eier oder Geflügel, Mancher sogar ein Goldstück. Die alte Eiche, welche die Kapelle beschattete, war ebenfalls sehr berühmt. In ihrem hundertjährigen Stamme nahm man das Bild der heiligen Jungfrau mit ihrem göttlichen Säuglinge deutlich wahr. Man soll viele vergebliche Versuche gemacht haben, das Bild von dem Stamme zu trennen; so oft man es auch weghob, war es über Nacht immer wieder an seine vorige Stelle zurückgekommen. Wegen dieses wundervollen Begebnisses wurde auch die Kapelle daselbst errichtet.

3.

An einem Frühlingsmorgen, als kaum der Tag zu grauen begann, befand sich Windal wieder auf der Jagd und verfolgte eben einen jungen Hirsch, der ihn durch Dorn und Gestripp neckend, hin und her lockte. Eine gute Weile war er dem flüchtigen Wilde also gefolgt, als es plötzlich in dem schlängelnden Waldpfade, der zur Kapelle führte, sich verlor, und seinen spähenden Blicken entschwand. Von dem Hirsche war nun freilich keine Rede mehr; aber ein anderes Abenteuer nahm Windal's ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Er erblickte nämlich ein junges Mädchen, weiß gekleidet und barfuß, welches in der einen Hand einen Blumenstrauß, in der anderen ein Körbchen mit allerlei Früchten trug. Ihr Gang war langsam, ihr Blick gesenkt; bald seufzte sie, bald schlug sie die thränenfeuchten Augen empor, bald lispelte sie klagende Gebete vor

ſich hin. Windal blieb ſtehen, und weidete ſich erſtaunt an dem Anblicke der blühenden, durch ihre Trauer doppelt reizenden Jungfrau. Lange Zeit folgte er ihr, ohne ſie anzuſprechen, ohne bemerkt zu werden. Endlich nahm er ſich ein Herz, — als ihm der holden Jungfrau groſſes Auge begegnete.

„Schöne Unbekannte,“ ſtammelte er verlegen, — „welcher Beweggrund führt Euch am frühen Morgen in den Wald heraus? Was bedrückt Euer Herz, daß Ihr ſo ſeufzet? Was wollt Ihr mit Euren klagenden Gebethen vom Himmel erflehen? O redet! verhehlt mir nichts!“

Eine lebhafte Röthe färbte die Wangen des jungen Mädchens. „„Edler Ritter!““ erwiederte ſie, indem ſie die Augen züchtig zu Boden ſchlug, „„ſeit drei Tagen duldete meine Mutter die bitterſten Schmerzen. Der Tod ſchien ſein ſtrenges Recht auf ſie geltend machen zu wollen. Da hab' ich denn das Gelübde gethan, wenn meine Mutter geſund würde, neun Tage nacheinander, in der Geſtalt, in welcher Ihr mich jetzt erblickt, zum Siedlerhäuschen bei der alten Eiche zu wandeln, und mein inbrünſtiges Gebet darzubringen. Gott hat mich erhört, und ich erfülle nunmehr mein Gelübde. Darum haltet mich nicht auf, und laßt mich ruhig meines Weges ziehen.““

„Verehrungswürdige Jungfrau!“ rief der Ritter aus, „zieht in des Himmels Namen, wohin Euer Gelübde Euch ruft. Fern ſei es von mir, ſolch' eine fromme Pilgrimſchaft zu hindern!“ —

Sie ging; er aber verfolgte ſie noch lange mit ſeinen Blicken.

Am andern Morgen fand er sich wieder auf dem Pfade ein, welchen, wie er wußte, das junge Mädchen aus Paris zu machen hatte. Dießmal war er so glücklich, ihren Namen zu erfahren. Sie hieß Ethelinde.

Am nächsten Tage darauf begleitete er sie bis zu des Siedlers Häuschen, und belauschte ihr Gebet. Sie ließ ihn gewähren und schien ihm nicht mehr so ängstlich auszuweichen, als sie es noch vorgestern gethan hatte.

4.

An einem der nächstfolgenden Morgen erzählte Ethelinde dem Ritter die kleinen Abenteuer, die sie in ihrem kurzen Leben bereits zu bestehen hatte. Sie hatte noch nie geliebt. Aber ihr Bruder, der unter dem Geschwader der Bogenschützen diente, wollte sie einem seiner Waffenbrüder zur Frau geben, dessen Anblick sie nicht einmal ertragen konnte.

Als Windal dies Geständniß hörte, gerieth er in heftige Aufwallung. — „Schöne Ethelinde!“ begann er mit leidenschaftlichem Feuer, „verliere ja keinen Augenblick! Nur die Flucht kann dich vor einem Bande retten, das, ich fühl' es nur zu tief, dein Tod seyn müßte. Theile lieber mein Schicksal! Ich habe weitläufige Besitzungen. Ich kann, ich will dich schützen! Reiche mir deine Hand, und fliehe einen Aufenthalt, wo dir — —“

„„Wie?““ fiel ihm Ethelinde ins Wort, — „„wie? ich sollte meine arme Mutter verlassen, deren einzige Stütze, deren einziger Trost ich bin, seit mein rauher Bruder ihr entfremdet worden? — Und dann, — ich schaudere es zu denken, — wer verbürgt mir, daß

ich Eure Gattin, und nicht bloß Eure Dienerinn, der Gegenstand einer flüchtigen Zuneigung, werde, der für Euch den Werth verliert, sobald Eure erste Glut verglommen ist! Nein, — nimmermehr! Ich fühl' es, Ritter, daß ich an Eurem süßen, einschmeichelnden Gespräche nur zu lebhaften Antheil genommen habe. Mein Herz ist Euch verfallen; ich kann es Euch nicht mehr entziehen, selbst wenn ich wollte. Aber wir werden uns nicht wiedersehen. Die Wanderung, die ich angelobt habe, geht mit dem heutigen Morgen zu Ende. Es ist das letzte Mal, daß ich mit euch spreche. Meine Pflicht, — die Ehre gebeut es mir! Lebt wohl für ewig! — Vergeßt mich!««

Windal bot umsonst alle seine Beredsamkeit auf, um sie zurückzuhalten; sie entschwand mit der Leichtigkeit eines Rehes. Noch lange streckte er die Arme ihr sehnsuchtsvoll nach: aber sie wandelte bereits auf der alten Brücke der Stadt *). Ein Schritt noch, und sie war verschwunden.

5.

Windal's Ruhe war dahin. Eine düstere Schwermüthigkeit, wie sie selbst Englands feuchte Nebel nicht über sein Inneres verbreitet hatten, bemeisterte sich seines ganzen Wesens. Ohne Rast und Ruh, durchirrte er den Waldpfad, auf welchem er Ethelindens holde Gestalt erblickt hatte. Es war ihm, als ob er die Hälfte seines eigenen Lebens verloren hätte. — Trauernd gestand er es sich: »Sie liebt mich; sie hat

*) Jetzt Pont-au-change.

mir es ja selbst bekannt! Und ich soll sie verlieren; soll sie der Rohheit eines fühllosen Bruders preisgeben? Nein, ich schwör' es bei meinem Degen! sie muß die Meinige werden, und wenn Himmel und Erde sich dagegen stemmten!"

An tausend Mittel dachte er nun, sie den Augen der Mutter und ihres Bruders zu entziehen, als der Zufall ihm den alten Siedler in den Weg führte, welcher eben im Walde auf und nieder wandelte, und in seinen heiligen Büchern las. Ein glückliches Zusammentreffen der Umstände schien diese Begegnung gefügt zu haben. Windal hielt den einsamen Waller auf, und begann, nachdem er ihn freundlich angesprochen und ihn über Manches gefragt hatte: „Aber Euer Häuschen, lieber Siedler, ist denn doch zu klein, und die dabeistehende Kapelle zu einfach. Ihr vermögt ja kaum die frommen Spenden mehr unterzubringen, durch die Euch mancher Pilger seine Verehrung bezeugte. Ich bin mit meinem Hüttchen Euer Nachbar; erlaubt mir, daß ich Euch eine bessere Wohnung baue, und den heiligen Ort, an welchem Ihr Eure Gebete zum Himmel emporsendet, auf eine seines Zweckes würdigere Weise herstelle!"

Der fromme Siedler war höchlich verwundert über Windal's edlen Entschluß, und meinte, daß dieser Antrag eben zur rechten Zeit käme, da sowohl sein Häuschen, als die Kapelle bereits dem Zahne der Zeit als Opfer zu fallen drohete, und dem Einsturze nahe wäre.

„Ich will beide herstellen!" rief Windal aus, „und zwar schöner und herrlicher als den Tempel, in

welchem einst die Heiden an dieser Stelle der Isis *) opferten, und dessen Reste Ihr an dem anderen Ufer des Flusses erblickt. Aber ich fordere für diese Gabe einen Gegendienst von Euch, der das Glück meines Lebens begründen soll!"

„„Und dieser wäre?"" entgegnete Germain mit forschender Miene.

„Ihr müßt mir helfen," fuhr Windal fort, „ein Band knüpfen, das mich allein an dieses Leben fesseln kann. Ich liebe ein Mädchen, das Ihr kennt. Es ist aber von niederer Geburt. Meine Verwandten würden sich weigern, sie mir angetraut zu sehen. Aber ich meine es redlich. Segnet Ihr unseren Bund, und setzt Ihr mich in den Stand, meinen stolzen Verwandten siegreich zuzurufen: Was Gott vereinte, soll der Mensch nicht trennen!"

Germain war hoch erstaunt. Er machte manche Einwendung, und erhob manchen Zweifel über Windal's redliche Absichten. Als er aber aus des Ritters Gefühl abnahm, daß er das Band einer wahren, reinen Liebe gegen die Angriffe verblendeten Übermuthes und unlauterer Vorurtheile zu beschützen hätte, da weigerte er sich nicht länger, sondern beschloß selbst, Alles beizutragen, um das liebende Paar ja recht bald dem ersehnten, löblichen Ziele zuzuführen. Er ließ sich den Namen des Mädchens nennen, und erinnerte sich alsbald, daß es dasselbe sei, welches er oft in der Kapelle so eifrig beten gesehen, und welches unserer lieben

*) Auf der Stelle, wo jetzt das Dorf Issy liegt, soll einst der Isistempel gestanden seyn.

Frau bei der alten Eiche manches fromme Opfer dargebracht hatte.

„„Kommt morgen wieder um dieſelbe Stunde!““ ſprach er zu Windal, „„vielleicht kann ich Euch etwas Näheres berichten.““

6.

Windal hatte ſich um die beſtimmte Stunde mit ängſtlicher Ungeduld eingefunden. Germain erſchien, und berichtete ihm, daß Ethelinde kommen würde. Des edlen Siedlers Abſicht ging aber auch dahin, für Ethelindens Mutter geſorgt zu wiſſen. Die Frau war durch einen plötzlichen Rückfall wieder an den Rand des Grabes gebracht worden. Windal mußte daher früher das feierliche Verſprechen ablegen, daß er für die unglückliche Kranke, welche in völliger Bewußtloſigkeit darniederlag, noch beſſer ſorgen laſſen wolle, als es ihre Tochter mit ihren ſchwachen Kräften könnte. Falls ſie aber genäſe, ſo ſollte er ſie zu ſich nehmen, und durch Liebe ihr vergelten, was er ihr, durch die Entfernung ihrer Tochter, für einen Augenblick ſcheinbar entziehen würde.

Windal ging das Alles mit vieler Bereitwilligkeit ein, und ſah mit liebendem Ungeſtüme dem Augenblick entgegen, welcher ihn mit der Geliebten ſeines Herzens auf eine Gott wohlgefällige Art vereinigen würde.

Dieſer Augenblick rückte immer näher. Ethelinde, vielleicht die Urſache des Ganges ahnend, zu welchem ſie ſich entſchloſſen hatte, ſah tiefbeklommen in die mondhelle Nacht hinaus, während eine emſige

Wärterin, die von unbekannter Hand gesendet und besoldet war, ihrer Mutter die treuesten Dienste leistete. Ein fröstelnder Schauer fuhr ihr durch die Glieder, als sie auf der Wetterfahne des gegenüberstehenden Hauses im fahlen Mondenschimmer einen Raben gewahrte, der seine Augen fest auf sie zu heften schien. Zwei spitze Töne krisch der Unglücksvogel durch die nächtliche Ruhe, die ihr in die Seele schnitten. Die Mitternacht ertönte. Sie warf einen schmerzlichen Blick auf ihre Mutter, von der sie sich gewiß nicht getrennt haben würde, wenn sie selbe nicht so gut versorgt gewußt hätte. Die Kranke schlief, und ein verklärtes Lächeln schwebte um ihren Mund. Ethelinden fiel es unendlich schwer zu gehen; aber sie hatte dem Siedler das Wort gegeben, und ging. Mit ängstlicher Behutsamkeit öffnete sie die Thüre, um so ihren Bruder nicht zu wecken — und trat auf die Straße.

Der Mond verbarg sich hinter den Wolken, und sein matter Schimmer übergoß alle Gegenstände mit einem täuschenden Lichte.

Als sie zur Brücke gekommen war, welche gegen den Wald führte, gewahrte sie zu ihrem Entsetzen Bewaffnete, welche als Wachen an der Pforte des Thurmes, der den Eingang auf die Brücke deckt, aufgestellt waren. Sie wußte nämlich eben so wenig, als der Siedler, daß die Obrigkeit, welche für die öffentliche Sicherheit zu sorgen hatte, seit einigen Tagen an verschiedenen Stellen Schildwachen ausstellte, um die Räuber anzuhalten, von deren Vorhaben sie unterrichtet worden war. Ethelinde hielt es eine Zeitlang für unmöglich, aus der Stadt zu kommen, als sie zu-

fällig die Bemerkung machte, daß man die Soldaten ungehindert aus- und eingehen ließ.

Schleunigst eilte sie daher nach Hause zurück; schlich sich leise in die Kammer, in welcher ihr Bruder schlief; vertauschte ihre weiblichen Gewänder mit seinen Soldatenkleidern, nahm sogar seine Lanze zur Hand, und ging dann wieder zur Brücke.

Als sie hinkam, zog eben eine Schaar Soldaten darüber, um sich auf einen benachbarten Posten zu begeben. Sie mischte sich unter die Reihen derselben, verzögerte dann ihren Schritt, verlor sich unbemerkt, und schlich sich, nachdem sie sich entfernt hatten, auf den Pfad, welcher zu des Siedlers Wohnung führte.

7.

Windal erwartete hinter einem Gebüsche, mit unbeschreiblicher Angst, die Ankunft der Heißgeliebten. Jetzt sah er einen Krieger mit blitzendem Helme heraneilen. Er verfluchte das Schicksal, welches ihm, selbst in dieser Nacht, einen Krieger im einsamen Walde entgegenführte. Zwei Stunden verrannen so, und Ethelinde erschien noch nicht. Tausend schmerzliche Gefühle durchwühlten des Harrenden Brust. —

Er kam zuletzt auf den Gedanken, daß sie seinen Plan errathen, und etwa mit plötzlich veränderter Gesinnung, jenen Krieger herangeschickt habe, um ihren Bewerber zu züchtigen. „Wohlan!“ rief er, sich selbst in dieser Ahnung bestärkend, aus — „wenn sie so treulos zu handeln fähig war, so soll der Diener ihrer Fühllosigkeit büßen! Ich will ihn aufsuchen, den Abgesandten ihrer Verblendung, und mein Schwert soll

ihn lehren, daß Englands Söhne getäuschte Liebe zu rächen wissen!“

Wie ein Wüthender riß er den Degen aus der Scheide, und durchstürmte das dichte Gehölz. Als er sich der Kapelle näherte, bemerkte er im Mondscheine einen Krieger, welcher, wie lauernd, unter der alten Eiche saß. Es war niemand Anderer, als Ethelinde, welche vor Ermattung und Herzensangst unter dem Baume niedergesunken war.

Als sie ein Geräusch hörte, sprang sie schnell auf, und streckte fast unwillkürlich dem Heranstürmenden die Spitze ihrer Lanze entgegen. Windal stieß dieselbe, mit rascher Wendung, leicht zurück, und bohrte eben so schnell seinen Degen in die Brust des unbekannten Gegners.

Ein Schmerzensschrei, der aus einer weiblichen Kehle gedrungen zu seyn schien, verkündete ihm seinen traurigen Sieg. — Zusammenschaudernd fuhr er zurück.

Da kam auch der Siedler aus seinem Häuschen herbeigeeilt. In stummen Entsetzen trugen beide den bluttriefenden Leichnam in die Wohnung des letzteren und zogen ihm den Helm ab.

Windal erkannte das holde Gesicht Ethelindens, — und stand wie angedonnert. Der Siedler aber zerschlug sich die Brust, raufte sich den Bart, und warf sich verzweifelt vor dem Heiligenbilde nieder, das seiner Kammer einzige Zierde war.

„Todt!“ schrie endlich Windal schmerzlich auf, indem er seine Hand an Ethelindens Herz preßte, — „todt, — für ewig todt! Mein Glück dahin für immer! Arme Ethelinde! so möge denn deine Mutter er-

fahren, wie innig und wahr ich dich liebte. Euch aber Unglücksbruder, Euch will ich mein Wort gewiſſenhaft löſen! Ihr ſollt eine Kirche haben, ſchöner als der Tempel, der einſt da drüben ſtand. Betet indeß für mich! Fleht um Verzeihung für mein Verbrechen und für Euren Irrthum! Ich aber ſchwör' es, nie mehr von dieſer verhängnißvollen Stätte mich zu entfernen. Ich will hier leben, bis der Tod als ein willkommener Freund, mit meiner Ethelinde mich wieder vereinigt. Das ſei die Buße, die ich mir auferlege."

Tags darauf verkaufte er ſeine weitläufigen Beſitzungen. Er wollte Ethelindens Mutter mit einer bedeutenden Summe betrauen. Aber ſie hatte in eben dem Augenblicke, wie es hieß, verhaucht, als Windal's Degen ihrer Tochter Herz durchbohrte. Von dem Erlöſe für ſeine Güter ließ er eine Kirche*) bauen, und zwar auf derſelben Stelle, wo bisher die Kapelle ſtand. Ethelindens Leichnam aber ließ er daſelbſt in einem ſilbernen Sarge beiſetzen.

Aus der Hütte, welche ihm ſonſt zum Zufluchtsorte vor Gewittern gedient hatte, wurde ein feſtes Schloß.

Düſtere Thürme, durch breite Gallerien verbunden, umfingen den traurigen Aufenthalt. Zwanzig Jahre lebte er noch in dieſem Schloſſe. Ein einziger Diener durfte ihm unter die Augen treten. Über ſeine Lippen aber kam kein Wort mehr, und die Gruft, in welcher Ethelindens Gebeine ruheten, war der einzige Ort,

---

*) Saint - Germain - l'Auxerre.

den er außerhalb der Ringmauern seines Schlosses besuchte.

Nach seinem Tode wurde er seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, in dasselbe Grab gelegt, in welchem seine unglückliche Geliebte schlummerte.

Der Siedler brachte den Rest seiner Tage mit frommer Betrachtung und erbaulicher Buße zu. Man sah ihn nie mehr lächeln.

Ohne Zweifel hat ihm der Himmel vergeben; denn jetzt verehrt ihn das ganze Land mit gläubiger Andacht.

Windal, nicht zufrieden damit, mehrere dauernde Denkmäler seiner Liebe errichtet zu haben, wollte das Andenken an dieselbe auch durch Inschriften verewigen.

In dem Innern des Schlosses las man nämlich einige Verse, welche auf sein trauriges Schicksal Bezug hatten.

Sie waren alle in der Sprache seines Landes abgefaßt. Außerhalb, über dem Hauptthore, stand mit goldenen Lettern:

Lovers Castle.
(Das Schloß des Liebenden.)

Inhalt.

	Seite
Das goldene Ringlein	1
Cornelia Fieramenti	27
Der Invalide	67
Das Ballkleid	87
Schloß Nonſuch	145
Zu den ſchützenden Stiefeln	175
Das Nordlicht	195
Die Kinder der Natur	207
Arabella von Byrnewack	233
Meiſter und Schüler	275
Das Schloß des Liebenden	289

Laub und Nadeln.

Von

Joh. Gabriel Seidl.

Zweiter Band.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bei A. Pichler's sel. Witwe.
1842.

Laub und Nadeln.

Die weiſse Roſe.

Im groſsen Opernhause war Ball. Proscenium und Parterre waren durch ein festgezimmertes Gerüste in gleiches Niveau gebracht worden, und bildeten den ebensten und geräumigsten Boden, den sich ein tanzlustiges Carnevals-Publicum nur wünschen kann. Der Zugang zu den Logen und die Thore der Galerie waren versperrt, das Äußere derselben aber mit Draperien geschmackvoll verdeckt, und mit glänzenden Girandolen und eleganten Wandleuchtern so sinnreich geschmückt, als ob sie nie zu einem andern Zwecke gedient hätten. Eine mächtige Astrallampe mit blitzenden Reverbère's hing von der Mitte der Decke wie eine künstliche Sonne nieder, welche kleinere, reich beleuchtete Lustres, wie ihre Trabanten, umfunkelten.

Zwei Orchester, von denen das eine die mittlere Logenreihe des ersten Ranges, das andere die Rückwand der Bühne einnahm, wechselten im rauschenden Vortrage der beliebtesten Tonweisen ab, und verlegten den Brennpunct des lebendigen Treibens bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Saales, als ob es darauf abgesehen wäre, ja gewiß jedem einzelnen Plätzchen seinen gehörigen Antheil zukommen, und das ihm gebührende Recht widerfahren zu lassen. So glänzend aber die Ausschmückung des Saales war, so ward sie doch verdunkelt durch den Glanz des Reichthums und

der Pracht, welche von den Ballgästen zur Schau getragen wurden. Die Halsketten um den Nacken der Damen, die Diademe, Zitternadeln und Reiger in ihren Locken, die Brasseletten an ihren Armen, die Broches an ihren Busen bildeten eine solche blendende Brillantensaat, daß, von dem Irisblitze getroffen, das Auge oft unwillkürlich zurückzuckte. Auch in der Wahl der Kleidersteffe, in den kostbaren Spitzengarnituren und Blondenschleifen, in dem Wechsel der wunderlichsten Coëffüren und in dem Überschwange jener Nebendinge, welche gleichsam die Staffage eines Ballanzuges bilden, gab sich ein Luxus kund, welcher, so kleinlich er auch an dem Einzelnen erscheinen mag, in Masse doch eines beinahe erhabenen Eindruckes nicht verfehlen konnte, den der Contrast der Herren-Costüme in ihrer flitterlosen Einfachheit nur noch erhöhte. Das war aber nur die Aussenseite. Die Gesellschaft selbst bestand aus der Elite der Stadt. Wer alle Notabilitäten, alle politischen, industriellen und literarischen Tonangeber, wie in einer Galerie, mit einem Überblicke sich vergegenwärtigen wollte, fand hier die beste Gelegenheit dazu. Im traulichsten Einvernehmen, ohne Rücksicht auf Farben und Partheien, wandelten sie durch einander, Conversation und Stimmung im schönsten Ebenmasse zu erhalten bemüht. Wenn es wahr ist, daß Portraite am besten gelingen, wenn man sie den Originalen in einer behaglichen Situation im sogenannten Sichgehenlassen, unvermerkt abstiehlt, so wäre hier für einen reisenden Maler der beste Moment gewesen, eine Sammlung der interessantesten Köpfe für sein Portefeuille zu gewinnen. Leider war ich aber kein Maler, nicht einmal ein Tou-

riſt, der, wie es heißt, auf »das Buch« reist, ſondern nur ein einfacher Reiſender, dem es übrigens höchſt willkommen war, durch einen, mit der haute volée ziemlich vertrauten Freund am erſten Abende nach der Ankunft in den Zauberkreis dieſes Feenſaales verſetzt zu werden. — An ſeinen Arm mich haltend, um mich in dieſem Labyrinthe voll fremdartiger Erſcheinungen nicht zu verlieren, weidete ich mich an dem Anblicke des buntbewegten Lebens, machte im Fluge Bekanntſchaften, um ſie eben ſo ſchnell wieder zu vergeſſen, prägte mir im Vorbeigehen Züge ein, die ich noch jetzt nachzeichnen könnte, und ſtellte, ungekannt und ungehindert, meine ſtillen Beobachtungen an. Ich hatte das Vergnügen, meinen Freund ſelbſt auf Manches aufmerkſam zu machen, was ihm in dieſen bekannten Räumen, die er das Jahr hindurch ſo oft beſuchte, entging oder nicht mehr auffiel. — Außer dem Tanzſaale intereſſirte mich beſonders der Foyer, ein überaus freundlicher Geſellſchaftsſaal, mit Spiegeln, Ruhebetten, Büffets und Allem verſehen, worauf man in den Pauſen des Balles Anſpruch machen kann. Hier war der eigentliche Sammelplatz jener ernſteren, ruhigeren Geſtalten, welche bei ſolchen Feſten mehr eine Gelegenheit zum Ideenaustauſche, als rauſchende Unterhaltung ſuchen. In den verſchiedenartigſten Gruppen ſaßen und ſtanden ſie hier umher. Die Bruchſtücke ihres Geſpräches bewieſen mir, daß es nicht bloß Ballangelegenheiten waren, was ſie verhandelten, ſondern Debatten über die wichtigſten Intereſſen des Staates, über Gegenſtände der Kunſt, über Zeitgeſchichte und Erfindungen kamen mir zu Ohren. Ganz verſchieden von dieſem anſtändigen Tummelplatze

der edelsten Conversation, war ein langes, schmales Nebengebäude, zu welchem seitwärts von dem Foyer ein geschlossener Corridor führte. Mein Freund, welcher mir Alles zeigen wollte, was eines Blickes werth war, glaubte mich auch in diese Gemächer hinweisen zu müssen. Sie waren angefüllt von jener Klasse von Menschen, welche das Spiel für die Würze jeder Belustigung halten. Eine düstere Stille herrschte in den starkbesetzten Zimmern, welche nur von der Stimme der Bankiers, vom Geklingel und Geklirr aufgezählter Münzstücke, und vom Geflüster und Gemurmel der Gewinnenden und Verlierenden unterbrochen wurde. Ein eisiges Fröstеln überlief mich, als uns einige theils verstörte, theils lauersame Gesichter entgegengrinsten, als ob sie in uns neue Schlachtopfer ihrer Leidenschaft erblickten. Eine einzige Volte wartete ich ab, welche das Tableau, das sich mir beim Eintritte darbot, wie durch einen Zauberschlag in seinen Gegensatz verwandelte, dann verließ ich diese unheimliche Halle wieder, und folgte meinem Freunde, abermal durch den Foyer, auf den entgegengesetzten Flügel, wo er mir auch einen entgegengesetzten Eindruck versprach. Eine Reihe von Gemächern war hier der Galanterie geöffnet, welche nicht ermangelte, die freundlichen, einladenden, mit wahrhaft orientalischer Pracht ausgeschmückten Säle, Kabinetchen, Gänge und Rotenden sich trefflich zu Nutzen zu machen. Flüsternde Pärchen verabredeten hier ihre Rendezvous; manches Geständniß wurde hier schönen Lippen abgeschmeichelt; beim Strahle mattgeschliffener Lampen tönte halblaut mancher Liebesschwur, und wie das Schwirren unsichtbarer Dämonen wehte und

flirrte es um mich her, als ich durch die Reihen dieser selbstvergessenen, in ihrem inneren Leben die Außenwelt begrabenden Gestalten hinschritt, und mir all' die Gefühle von Liebe, Sehnsucht, Glück, Entsagung, Eifersucht und Wehmuth personificirt dachte, welche, wie Düfte aus Blumenkelchen, aus Augen und Herzen hier emporstiegen. Eine mächtige Erinnerung an manches Durchlebte stieg in meinem eigenen Busen auf, und machte mir eine Leere fühlbar, die ich am hellen Tage bei nüchternem Verstande damals für mein höchstes Glück zu halten pflegte. — Eine unerwartete Erscheinung nahm meine ganze Aufmerksamkeit plötzlich um so mehr in Anspruch, als sie von den meisten Anwesenden, trotz ihres auffallenden Contrastes, nur wenig beachtet zu werden schien. Eine weibliche Gestalt trat nämlich, wie in großer Eile, herein. Ohne Larve glich sie einer Maske. Ein Trauerkleid von phantastischem Schnitte umhüllte ihre schlanke Gestalt; wäre es weiß gewesen, man würde es für ein Brautkleid gehalten haben, denn auch der Kopfputz hatte etwas Bräutliches an sich, ein Myrthenkranz war durch die dunklen Locken geflochten, welche in wilder Unordnung auf den weißen Nacken herabhingen. Mit vorgeneigtem Haupte, so daß man das Gesicht nicht sehen konnte, die Hände schlaff herabhängend, schritt das unheimliche Wesen, einer Suchenden ähnlich, durch die Zimmer. Sie kam gerade auf uns zu, und da mir daran lag, ihr Antlitz zu sehen, so wich ich ihr absichtlich nicht aus. Sie trat knapp an mich heran und blieb stehen. In ihrem Busen stak ein welker Rosmarinstrauß. Jetzt erhob sie das Haupt, und sah mich starr, mit weitaufgerissenen Augen, an. Ein

unendlicher Schmerz lag in ihren marmorkalten Zügen, welche die Spuren hoher Schönheit an sich trugen. Sie mochte noch die Grenzlinie der Zwanzig nicht überschritten haben; aber die Anmuth jugendlichen Liebreizes war von dem Todesfirniß eines tiefen Leidens überkrustet. — Unwillkürlich wich ich ein paar Schritte zurück; es war mir, als ob die schneidende Ironie, welche in alle Sammelplätze irdischer Freuden sich einschleicht, in menschlicher Gestalt mir entgegenträte. Sie schien meine Scheu bemerkt zu haben, verzog ihre Lippen zu einem wehmüthigen Lächeln und fragte mich leise mit vorgehaltener Hand, als ob es ein Geheimniß gälte: „Verzeihen Sie, mein Herr, daß ich Sie aufhalte; aber vielleicht haben Sie ihn gesehen?“ — „Wen, Madame?“ entgegnete ich befremdet, während mein Freund ziemlich gleichgültig daneben stand. — „Einen jungen, schönen Mann,“ fuhr sie dringend fort, „schwarzgekleidet, mit einer frischen, weißen Rose im Knopfloche? Gewiß haben Sie ihn gesehen!“ — „Ich bin selbst hier fremd, Madame!“ erwiederte ich, „vielleicht sah ihn Jemand von diesen Herren!“ und wie fragend, wandte ich mich zu meinem Freunde, der mich am Arme faßte, als ob er mich fortziehen wollte. — „Ach nein,“ antwortete sie traurig, „die hab' ich alle schon gefragt! Also auch Sie nicht? Wo mag er doch seyn? — Seit sechs Jahren such' ich ihn schon und kann ihn nicht finden. Ja, ja, ich kam wieder zu spät — ! — und die Rose wird zertreten seyn, — und ich, wie die Rose!“ — Und eine große eisige Thräne perlte aus jedem ihrer emporgeschlagenen Augen, — und kopfschüttelnd wankte sie, unangefochten und unbemerkt, durch die Zimmer

hin. — „Was war das?“ fragte ich, ihr lange nachsehend, meinen Freund. — „Eine Wahnsinnige,“ versetzte er, „die jedes Jahr, wenn in diesem Locale Ball ist, erscheint, und dieselbe Rolle spielt, wie heute. Da sie sich übrigens ruhig benimmt, und in ihrem Gange sogar Trost zu finden scheint, so läßt man sie gewähren, und stört sie weiter nicht. Sie wird diesen Gang ohnehin nicht oft mehr thun.“ — Das Schicksal dieser Unglücklichen flößte mir lebhafte Theilnahme ein, und ich bat meinen Freund, mir näheren Aufschluß über sie zu ertheilen. — „Morgen, Freund! morgen,“ erwiederte er, „da sollst Du Alles erfahren. Die Geschichte ist etwas für Dich! Hier ist nicht der Boden für solche Nachtstücke. Lege Dich lieber mit den Eindrücken zu Bette, welche ein Abschiedsblick in den Tanzsaal in Deiner Phantasie auffrischt.“ — Ohne einer Einwendung Gehör zu geben, zog er mich nochmals in das brausende Gewoge der Tanzenden hinüber. Mitternacht war längst vorbei. Die Gesellschaft schien etwas gelichtet; die älteren Ballgäste von ruhigerem Geblüte hatten sich zurückgezogen; was jetzt im rascheren Wirbel durch den Saal sich auf und nieder tummelte, war die ungestüme, leidenschaftliche Jugend. Im bachantischen Taumel raste sie über die Dielen hin, und der tobendste Tact schien ihr noch zu langsam, zu schleppend. Ein Schwindel erfaßte mich beim Zusehen, und betäubt und übersättigt bat ich meinen Freund, welchem Brauch und Anordnung bekannt war, mir zur Auffindung meines Wagens behilflich zu seyn. Wir verließen den Saal. In der Ecke einer Treppenwendung saß eine düstere Gestalt, zusammengekauert, und schluchzte

vernehmlich. Es war die Wahnsinnige. Lange währte es, bis wir unter dem Gedränge von Phäetons, Bastarden, Tilburys und Fuhrwerken aller Art und Größe meinen Wagen herausfanden. Wir gaben uns für den nächsten Tag das Rendezvous in der Rotonde des Palais Royal, wo sich Menschen zusammenfinden, welche Jahre lang in weiter Ferne von einander getrennt gewesen. — Mein Freund eilte noch einmal auf den Schauplatz der Freude zurück; ich aber rollte meinem Hotel zu, verfolgt von dem Bilde der armen Unglücklichen, welches selbst im Traume nicht von meiner Seite wich.

Mein Freund hatte Wort gehalten; um eilf Uhr des andern Tages hing ich wieder in seinem Arme. Es war ein heiterer Sonntag, an welchem die Sonne das Ihrige nicht versäumt hatte. Wir eilten nach der Straße Rivoli, mietheten im Bureau der Célérifères ein leichtes Wägelchen, und rollten wohlgemuth auf St. Cloud zu, um beim Restaurateur à la tête noire schon unseres bequemen Plätzchens versichert zu seyn, wenn Nachmittags all' die bunten Cabriolets, Kaleschen, Couceus, Accélérées, und wie diese sogenannten petites voitures alle heißen mögen, über die zwei Stunden lange Straße in wogenden Staubwirbeln daherflögen. In den hohen, frischen Laubgewölben war es noch ziemlich einsam. Lustig schlugen die Amseln in den säuselnden Büschen, als wollten sie mit ihrem Tagwerke noch früher fertig werden, als die ankommenden Städter das Recht, hier zu singen und zu lärmen, für sich in Anspruch nähmen. Wir wendeten uns von der schroffen

Anhöhe, von welcher man das unermeßliche Rundgemälde von Paris staunend überblickt, in den Park hinab, welcher sich gegen die Seine zu nach Sévres hinzieht, und die Ländlichkeit dieses stillen, lauschigen Wäldchens schien mir eben geeignet, um meinen Freund an sein gestriges Versprechen zu erinnern. — „Nun da laß' ich es mir gefallen," erwiederte er, „dieser Boden taugt besser für ein Gemälde im melancholischen Halbdunkel, als ein kerzenflimmernder Tanzsaal." Er erzählte mir die Geschichte der Wahnsinnigen auf folgende Weise: — „Der junge Beaudouin, welchen die Anwartschaft auf das bedeutende Handelsgeschäft seines Vaters zur Aussicht auf eine glänzende Zukunft berechtigte, war einer der liebenswürdigsten Roués von ganz Paris. Seine Persönlichkeit hatte so viel Einnehmendes, daß er selbst seinen ziemlich strengen Vater damit bestach, und ihm manche finstere Miene, wozu er ihm durch tolle Streiche aller Art genug Veranlassung gab, ohne viele Schwierigkeit wegschmeichelte. Nur die Conti und Schuldforderungen, welche von Zeit zu Zeit einliefen, bestärkten seinen Vater, wiewohl zu spät, immer wieder in der traurigen Überzeugung, daß er einen leckeren Zeisig zum Sohne habe. Da gab es denn immer strafende Scenen, lange Sermone, fürchterliche Drohungen; aber der alte Beaudouin war durch seine selige Gattin allzusehr um seine Characterstärke gebracht worden, als daß er im Stande gewesen wäre, den beleidigten Vater mit Nachdruck zu spielen. Wie die meisten Gewitter, endeten auch diese häuslichen gewöhnlich mit Regen, das ist, mit Thränen wechselseitiger Rührung, und sobald im Hause wie-

der schön Wetter geworden, gab sich der junge Herr neuerdings alle Mühe, was er an Abenteuern in der Zwischenzeit versäumt hatte, in kürzester Frist einzubringen. Da war nichts von allen Bravouren und Effektstücken der eleganten Welt, was der junge Liebesritter nicht versucht hätte. Gefährliche Ständchen, salti mortali über Gartenmauern auf halsbrecherischer Flucht vor erzürnten Gatten oder racheschnaubenden Nebenbuhlern, Duelle aus Keckheit oder Naseweisheit, Prellereien armer Gläubiger, Spectakel an öffentlichen Orten, waren an der Tagesordnung. Und dennoch wußte er dort, wo er für einen stillen, gemüthlichen Jüngling gelten wollte, seine Schwächen so geschickt zu bemänteln, daß man darauf geschworen hätte, alle Anklagen seines Ungestümes seien das Werk des Neides und der Verläumdung. Besonders wußte er sich bei den Damen einzuschmeicheln. Sanftes, gefälliges Wesen, zarte, fast schüchterne Schmiegsamkeit, Bescheidenheit und ein Anstrich von Abscheu vor allem Gemeinen, waren die Kunstgriffe, durch die er sich die Herzen gewann, mit denen er, wenn sie einmal ihm sicher waren, bald ohne Rücksicht spielte. — Unter die weiblichen Herzen, welchen er auf solche Weise gefährlich wurde, gehörte auch die Wahnsinnige im Opernhause. Als sie vor acht Jahren zu Beaudouin's kam, war sie noch ein achtzehnjähriges, blühendes Geschöpf, voll Lebhaftigkeit und Muthwillen. Die muntere Eugenie war die Seele manches Abendzirkels in dem Hause des alten Wechslers. Sie war eine Waise, die ein nicht unbedeutendes Vermögen anzusprechen hatte, dessen Verwaltung jedoch einem eigensinnigen alten Vormunde,

dem Advokaten Valéry, anvertraut war. Dieser kümmerte sich wenig um den tiefen Eindruck, welchen der zweiundzwanzigjährige Beaudouin auf seine Mündel gemacht hatte, und berechnete nur immer, wie passend es wäre, wenn der alte Sekretär Valéry, sein Bruder, mit Eugeniens Hand auch ihr Vermögen erhielte, wodurch sich auch dem Ehestifter eine ruhige Zukunft aufschlösse. Was sich der Advokat in den Kopf setzte, mußte geschehen; der Sekretär war entzückt über die Bruderliebe, die ihm ein so reizendes Bräutchen zuwendete, und bald mußte sich Eugenie in allen Gesellschaften die zweideutigen, halb wie Ironie klingenden Beglückwünschungen gefallen lassen, mit welchen man sie als Madame Valéry begrüßte. Eugenie war trostlos. Dennoch war der Gedanke, einem ältlichen Manne, den sie nicht liebte, angetraut zu werden (ein Gedanke, welchen sie, trotz der Nähe des Verlobungstages noch immer nicht für wahr halten konnte), noch minder schrecklich für sie, als des jungen Beaudouin Gleichgültigkeit gegen die mannigfachen Beweise von Zuneigung, die sie ihm bei jeder Gelegenheit geschenkt hatte. Sie lebte nur in ihm, sie hing nur an seinem Bilde. Alles schien ihr erträglich, wenn ihr nur dieses Niemand aus dem Herzen reisse; — und doch fand sie von seiner Seite nicht die geringste Erwiederung. Woher diese Blindheit gegen die wirklichen Vorzüge ihrer Gestalt und ihres Geistes bei einem jungen Manne käme, welcher doch sonst gegen weit untergeordnetere Reize gar nicht blind war, konnte sich der Vater selbst nicht erklären, und auch der Gesellschaft blieb es ein Räthsel. In dieser Hinsicht war es sogar

Allen, die an dem Mädchen Antheil nahmen, nicht unlieb, sie durch eine plötzliche Veränderung all' ihrer Verhältnisse, einer Neigung entfremdet zu sehen, welche zu keinem Ziele zu führen schien. So ward Eugenie die Gattin des Sekretärs Valéry. Daß diese Ehe keine glückliche war, läßt sich leicht denken. Eugenie vermehrte die Anzahl jener Frauen, deren Stellung im Hause eine rein passive ist; sie thun, was sie müssen, sind gegen ihre Gatten artig ohne Wärme, gefällig ohne Liebe, auch allenfalls treu des guten Namens willen, und sehnen sich nach jenen Stunden des Tages, wo sie entweder allein in unbelauschter Kammer frei athmen und den Idealen ihrer Phantasie ungestört nachhangen, oder im Trouble der Welt die Regungen des Ekels und Widerwillens in erzwungener Lustbarkeit übertäuben können. Und solcher Stunden zählte Eugenie gar manche; und der lichte Punkt in allen ihren Finsternissen blieb fortwährend der junge Beaudouin. — Aber sonderbar! Seit Eugenie verheirathet war, hatten sich Beaudouins Ansichten über sie gänzlich geändert. Jetzt sprach er öfters von ihr; jetzt gestand er, daß sie ihn interessire. Er suchte sogar in Gesellschaften ihre Nähe, zeichnete sie vor andern Damen auffallend aus und freute sich darüber, daß sie seine Bemerkungen mit ungeheuchelter Freundlichkeit erwiederte. Dem beobachtenden Auge seiner Umgebung entging das nicht, und man erklärte sich diese plötzliche Neigung zur schönen Valéry ganz einfach dadurch, daß man sagte: „Jetzt findet er sie interessant, weil er sie nicht mehr interessant finden soll.“ —

Schon ging Beaudouin beim Sekretär aus

und ein und war in den Zirkeln, welche derlei Verhältniſſen mit gefälliger Schonung ſo gerne die Hand biethen, als der Madame Hausfreund declarirt. Der gute Gatte kümmerte ſich eben nicht ſehr darum, inſoweit nur ſeine Bequemlichkeit dabei nicht litt, und war dem jungen Manne recht gut. Eugenie lebte völlig auf; das Roth der Munterkeit kehrte auf ihre Wangen zurück, und die verbothene Flamme, die ſie im Buſen nährte, wußte einen ſo täuſchenden Schimmer auf ihr Antlitz zu hauchen, daß Jedermann, der keinen tieferen Blick in ihr Inneres warf, das für einen Abglanz aufdämmernder Zufriedenheit gehalten hätte, was nur Widerſchein eines unheilvollen Brandes war; ſo verwandt ſind ſich oft Lüge und Wahrheit in ihren äußern Erſcheinungen. Zum Ausbruche mochte indeß dieſe Flamme noch nicht gekommen ſeyn: jene natürliche, dem beſſeren Gemüthe angeborne Scheu vor dem erſten Schritte ſchien auch die arme Eugenie noch zurückgehalten zu haben. Aber Beaudouin war nicht gewöhnt, jene Scheu zu achten; im Gegentheile ſuchte er eben ſeinen Ruhm darin, leicht und ſpielend irgend ein weibliches Herz zu beſiegen, während im Hintergrunde vielleicht ſchon der Vorſatz lauerte, nach dieſem Siege ſich nicht mehr darum zu kümmern. Vielleicht war auch dieſer Frau ein gleiches Loos bereitet; aber das Schickſal hatte es anders beſtimmt. — Ein unerwarteter Schlagfluß machte Madame Valéry zur Witwe. Ihr Herz war zu gut und die Macht der Gewohnheit, ſelbſt nach einer kaum zweijährigen Ehe, zu groß, als daß ſie im erſten Augenblicke an alle Nachwirkungen dieſes Todesfalles gedacht hätte. Sie be-

trauerte ihren Gatten mit aller Dezenz als einen Mann, gegen den sie nichts einwenden konnte, als daß er nicht der Mann ihrer Wahl, als daß er für sie zu alt und zu geistesträg war. — Erst nach einigen Wochen warf sie einen kühneren Blick auf ihre jetzige Lage. Nun war sie frei, freier als je; Herrin ihrer Hand, ihres Vermögens. Ihre Leidenschaft für Beaudouin hatte der Tod entsündiget, sie durfte ihn nun lieben ohne Vorwurf, — und sie that es auch, that es mit um so stärkerer Gluth, je länger sie dieselbe anfangs aus Mangel an Erwiederung, dann aus Pflicht zu dämpfen genöthigt war. In demselben Verhältnisse aber, in welchem ihre Liebe wuchs, schien Beaudouins Neigung wieder abzunehmen. Es war, als ob nur verbothene Frucht ihn reizen könnte. Eugenie merkte diese Abnahme zwar weniger an seinem Betragen, als an seinen seltener werdenden Besuchen. Sie konnte sich nicht enthalten, der Ursache nachzuforschen. Ein neues Gefühl, welches sie bisher nicht gekannt hatte, das der Eifersucht, bemächtigte sich ihres Innern, als sie hörte, daß Beaudouin wirklich und selbst jetzt noch so flüchtig sei, als sie es schon vor Jahren ihm nachsagen hörte, ohne es zu glauben. Man erzählte ihr, daß er sich nie mit Einem Gegenstande seiner Liebe begnüge, sondern daß er sein Herz gewöhnlich unter mehre theile, von denen er Einen gleichsam als sein Ideal betrachte, welchem die andern zur Folie dienen müssen. Anfangs kostete ihr diese Entdeckung viele Thränen, um so mehr, da Beaudouin nicht der Mann war, der durch Vorwürfe eingeschüchtert, oder durch Bitten erweicht werden konnte. Endlich begab sie sich auch darein, und be-

gnügte sich mit dem Glauben, daß, wenn er gleich mehre liebe, er sie doch am liebsten habe; wahrlich ein seltener, aber doch ganz in der Schwäche des weiblichen Herzens begründeter Übersprung. — Der alte Beaudouin, welcher Eugeniens Zuneigung zu seinem Sohne schon vor ihrer Vermählung bemerkt, und, so lange ihr Gatte lebte, seines Sohnes Bewerbungen um ihre Gunst höchst ungern gesehen hatte, dachte nun ganz anders. Er fühlte sich schon alt, schwächlich, seinen ausgedehnten Geschäften kaum mehr gewachsen; sein Sohn war seit drei Jahren majorenn, also in einem Alter, wo er die Firma seines Vaters wohl übernehmen konnte. — „Vielleicht," dachte er bei sich, „führt ihn eine regelmäßige Beschäftigung, die seine Zeit und Thätigkeit fortwährend in Anspruch nimmt, von seiner unordentlichen Lebensweise zurück, vielleicht behüthet ihn die Liebe zu einem Wesen, dem er seine Neigung längst schon zugewendet, vor künftigen Rückfällen!" Hierzu kam noch die unangenehme Nachricht, daß der junge Herr eben wieder mit einer Tänzerin der großen Oper in Liaison stehe, an die er bedeutende Summen verschwende. Auch dieser neuen Gefahr glaubte der Vater am besten vorgebeugt, wenn er seinen Sohn sobald als möglich vermählte. Die Braut war leicht gefunden! Witwe Valéry allein konnte, bei der sanften Nachgiebigkeit ihres Charakters und bei ihrer leidenschaftlichen und doch so nachsichtigen Liebe, über einen so flüchtigen, eigenwilligen Mann etwas vermögen. Einige darauf abzielende Worte ließen keinen Zweifel übrig, daß es Valéry's innigster Wunsch sei,

diesen schönen Triumph zu erringen. — An seinen Sohn ging der alte Beaudouin nicht ohne bängliche Besorgniß eines Widerspruches. Allein der Zufall selbst schien ihm hülfreiche Hand zu biethen. Die Tänzerin, eines jener gewöhnlichen Wesen, wie sie unter Terpsichorens Schutze, leider! zu Hunderten, jeder edleren Empfindung entfremdet, einer schmachvollen, nur durch kurze Zeit von täuschendem Flitter übergoldeten Zukunft entgegenreifen, hatte ihrem Anbether gegründete Ursache zur Eifersucht gegeben. Wiewohl selbst keiner Treue fähig, war er doch zu eitel, um die geringste Untreue, die man sich gegen ihn zu Schulden kommen ließ, zu verzeihen. In wilder Aufwallung, unter tobenden Ausbrüchen des heftigsten Ungestümes gab er ihr den Abschied, wiewohl er sich's im nächsten Augenblicke nicht verhehlen konnte, daß ihre Reize ihn zu mächtig gefesselt hatten, um sie auf immer zu vergessen. In dieser Stimmung überraschte ihn der Antrag seines Vaters, ob er nicht der Witwe Valéry die Hand reichen, und das väterliche Geschäft übernehmen wolle. Nichts konnte ihm willkommener erscheinen, um ein Gegengewicht für seinen Kampf zwischen Groll und Liebe zu finden, als dieser Antrag. Gewöhnt, nur dem Eindrucke des Augenblickes sich hinzugeben, sagte er, ohne auf die nächste Zukunft zu denken, rasch entschieden: „Ja!“ — Die Freude, die er dadurch auf seines Vaters tiefgefurchte Stirne rief, das Entzücken, das ihm aus Eugeniens reizendem Antlitze, mächtig bewältigend, entgegenglänzte, ließen sogar sein Herz, welches wenig Sentimentalität besaß, nicht ungerührt,

und es war vielleicht seit seiner Kindheit wieder der erste Moment, wo ein schwaches Morgenroth eines Vorsatzes von Besserung in ihm aufblitzte. Wenigstens kam er so weit, seine tollen Streiche aufgeben, an der Seite seiner Frau ruhig leben, und vor Allem die treulose Tänzerin für ewig aus seinem Gedächtnisse verbannen zu wollen. Fast mit ängstlicher Hast betrieb er die Anstalten zu seiner Vermählung, und eben vor sechs Jahren, an dem nämlichen Sonnabend, an welchem gewöhnlich der Ball im großen Opernhause Statt findet, stand er in einer der zwanzig Seitenkapellen von St. Sulpice mit der jungen, schönen allgemein bewunderten Valéry vor dem Altare. In Beauduoins Haus war die Frau eingekehrt; das heitere, nur von wenigen Freunden des Hauses mitgefeierte Diner war eine Scene voll Herzlichkeit und Eintracht.

Als es dämmerte, fuhr das junge Ehrpaar in seine Wohnung. Beim Eintritte überreichte der neu aufgenommene Diener dem Bräutigam ein Billet. Er besah die Schrift, änderte die Farbe, und schob es hastig ein. Eugenien war seine Verlegenheit nicht entgangen; allein ohne sich etwas abmerken zu lassen, ging sie in ihr Boudoir, um sich in's Negligée zu werfen. Indeß erbrach Beaudouin das Briefchen, es war von seiner treulosen Tänzerin, folgenden Inhalts:

„Mein Herr! Sie haben heute eine Glückliche und eine Unglückliche gemacht; die Glückliche ist Ihre Gattin, die Unglückliche bin — ich. Übrigens werden Sie sich erinnern, daß Sie mir auf Ihr Ehrenwort ein Rendezvous auf dem heutigen Balle in der großen Oper

versprachen. Ich appellire an Ihre Ehre, um die meinige vor Ihnen rechtfertigen zu können; denn wenn ich auch auf Ihr Herz keinen Anspruch mehr machen darf, so mögen Sie doch sich überzeugen, daß nie schlecht war — Ihre

Zephyrine,
Tänzerin der großen Oper."

Beaudouin las und las wieder, und stand noch, das Billet in seinen Händen, in sich verloren da, als Eugenie eintrat, und lange schon ihn betrachtete, ohne von ihm bemerkt zu werden. Betroffen fuhr er zusammen, als sie ihn ansprach. Läugnen konnte er nicht, wenigstens nicht am Vermählungstage. Er spielte daher den Aufrichtigen, und gab ihr das Billet, mit der Erlaubniß, es zu lesen. — Eugenie las es laut durch, und als sie die Worte: „Zephyrine, Tänzerin der großen Oper" aussprach, fügte er hinzu, „welcher dein Beaudouin den Hof machte, eh' er sich entschloß, dir die Hand zu reichen." — „Und was gedenkst du zu thun?" forschte Eugenie sanft, im Tone der Ergebung in Alles, was er zu thun für gut fände. — „Sie hat mein Ehrenwort!" versetzte er tonlos, als ob er das Unrecht fühlte, welches er damit für Recht verkaufen wollte. — „Du mußt also hin?" fragte sie besorgt. — „Leider!" war die Antwort, „oder willst du mir's wehren?" — „Ein andermal wirst du wohl mir nachgeben," entgegnete Eugenie, „weil ich am Vermählungstage dir nachgebe!" — Er fühlte das ganze Gewicht des schmerzlichen Vorwurfes, welcher in der zweiten Hälfte ihrer Rede lag; er sah, nicht ohne Be-

wegung, das mühsame Zucken ihrer Wimpern, welche die vorquellende Thräne glücklich bekämpften; er sah ein, daß er abscheulich handle, wenn er ein Wesen, das mit Leib und Seele an ihm hing, in dem Augenblicke zurücksetzte, nach dem es sich seit Jahren unter Qualen und Ringen gesehnt; aber die Sophisterei der Schwäche log ihm sein Vergehen zur Pflicht um, welche ihm gebiethe, sich vor einer Treulosen, die ihn wieder angeln wolle, nicht feig zurückzuziehen, sondern ihr kühn unter das Auge zu treten, und ihr zu sagen: „Heb' dich hinweg, Sünde! Jetzt will ich ein Anderer werden!“ — „Sie soll sich überzeugen,“ fing er wieder an, „daß ich nichts mehr mit ihr zu schaffen haben will! Aber sie soll nicht glauben, daß ich ihr Antlitz scheue; aus meinem eigenen Munde soll sie es erfahren, ich bin ihr diese Erklärung, als Mann von Ehre, schuldig; — ich bin sie dir auch schuldig, Eugenie!“ — Eugenie wendete weiter nichts ein. Sie hatte den Plan gefaßt, durch Nachgiebigkeit auf das Herz ihres Gatten zu wirken, und diesem wollte sie am ersten Tage, so schwer es ihr auch ankam, nicht zuwider handeln. In auffallender Unruhe erwartete Beaudouin die Ballstunde. Als seine Equipage vorrollte, steckte er eilig Geld zu sich, und wollte von seiner Frau Abschied nehmen. — „Hast du ein Spielchen vor?“ fragte sie. — „Weil ich meine Börse fourniere?“ entgegnete er, „es ist so meine Gewohnheit. Ich habe nichts vor; sobald ich meine Klägerin abgefertigt, bin ich wieder bei dir!“ — Eugenie meinte, das Herz müsse ihr zerspringen; sie zwang sich vergebens. — „Vergiß nicht meiner,“

brach sie nach langem Kampf mit nassen Augen los; „glaube mir, ich werde nicht schlafen, bis du kommst! Mir ist so bang, so weh', ich weiß nicht warum! Es ist mir, als ob ich dir etwas mitgeben sollte, was dich an mich erinnert!“ Mit suchenden Blicken sah sie umher; da fiel ihr Auge auf die frische weiße Rose, die sie aus dem Blumenstrauße, der sie vor dem Altare geschmückt, beim Umkleiden herausgenommen und an den Busen gesteckt hatte. „Nimm diese Rose,“ fuhr sie fort, dem seltsam Ergriffenen sie durchs Knopfloch ziehend, „bewahre sie mir getreu, und denke, wenn dein Auge darauf fällt, oder ihr Duft dich anweht, an deine harrende Eugenie! Nicht wahr, du wirst sie mir so frisch und voll, wie ich sie dir gab, wieder zurückbringen?“ — „Kindische Träumerin,“ versetzte Beaudouin, Eugenien mit flüchtiger Zärtlichkeit umschlingend, „in wenigen Stunden bin ich wieder da, und wenn du schon schläfst, so laß ich dir die Rose auf's Herz fallen, um dich zu wecken!“ — „Thu' das, thu' das, lieber Gatte,“ schmeichelte sie, „aber du wirst mich noch wach treffen! Lebe wohl!“ Sie umarmte ihn inbrünstig, drückte einen heißen Kuß auf seine Lippen, den er, schon halb der Thüre zugewendet, erwiederte, und warf sich, während er in den Wagen sprang und fortrollte, laut schluchzend auf das Sofa, jeden möglichen Schritt ihres Gatten in ihrer erhitzten Phantasie verfolgend. — Auf der kurzen Strecke von seiner Wohnung bis zum Opernhause schmiedete Beaudouin wohl zwanzig Pläne, wie er seiner treulosen Zephyrine begegnen, wie er sie sarkastisch abfertigen, oder ihr

durch ein Bonmot das Herz brechen, oder durch schneidende Kälte seine Sinnesänderung beweisen wolle. Aber all' die Pläne waren nichts, als lächerliche Selbsttäuschungen; im Hintergrunde lauerte die alte Sünde, die ihren Mann, den sie einmal liebgewonnen, nicht so leicht los läßt. — Kaum angekommen im Ballsaale wandelte Beaudouin die buntgeschmückten Reihen ungestüm auf und nieder. Manchem Auge, dem er nicht unbekannt war, konnte er das Erstaunen abmerken, ihn heute hier zu sehen — und allein. Er kümmerte sich von jeher wenig um Seitenblicke, und suchte ohne Aufenthalt Zephyrinen. Endlich fand er sie am Arme der ersten Sängerin im Foyer. Als sie ihn erblickte, riß sie sich von ihrer Begleiterin los, und eilte auf ihn zu. Dieser Handstreich kam ihm unerwartet. Eh' er sich noch gefaßt, überströmte sie ihn mit solch' einem Schwalle der zärtlichsten Vorwürfe, der feinsten Entschuldigungen, der artigsten Wendungen, daß er selbst nicht zu Worte kommen, sondern nur schweigend sie betrachten konnte. Das eben schien der Zweck der schlauen Verführerin. Sie war so reizend kostumirt, so geschmackvoll coëffirt, so ätherisch und ihres Namens wahrhaft würdig geschmückt, daß sie ohne Zuthat dem schönsten Taschenbuche zum bestechenden Titelkupfer gedient hätte. Mit glühendem Blick verschlang der Verblendete die Fülle ihrer Reize. So unwiderstehlich war sie ihm nie vorgekommen. Er war ihr in jene Gemächer gefolgt, in welchen wir gestern der armen Wahnsinnigen begegneten. Zu Anfange des Balles, noch wenig besucht, bothen sie Raum ge-

nug zu einem unbelauschten Gespräche dar. Zephyrinens Sieg über einen Feind, den ihr erster Blick schon entwaffnet hatte, war ein leichter. Der Rückfall in die Sünde ist immer ärger, als die erste Sünde; das erwies sich auch an Beaudouin. Er fühlte sich in die Netze der holden Sirene mächtiger verstrickt, als je; der Gedanke, daß er nun gefesselt sei, daß er über seine Neigungen und Schritte einem dazu berechtigten Wesen Rechnung zu legen habe, wiewohl von der Tänzerin nur mit leise hingeworfenen Worten angeregt, steigerte sich in seinem Innern bald zur unerträglichen Pein, er betrachtete diese Nacht als die letzte Frist, wo es noch möglich wäre, alle vereilig geschmiedeten Ketten abzuwerfen, und ein schlauer Liebesblick, ein wohlberechneter Händedruck brachte seinen verbrecherischen Entschluß zur Reife. Im Taumel der Leidenschaft sprang er auf, eilte mit seiner triumphirenden Schönen in den Tanzsaal zurück, und stürzte sich mit ihr in das ungestüme Gewoge der Tanzenden, die letzte Regung seines Gewissens im tobenden Walzer betäubend. Bald war die frische weiße Rose seinem Knopfloche entglitten, bald war sie entblättert, und von den Füßen der darüber Wegfliegenden zertreten. Noch einige Gläser Punsch goß er in wilder Hast hinab, und als die Mitternachtstunde eine kurze Rast gebot, warf er in der Garderobe seiner reizenden Tänzerin den Mantel über, sprang ihr in den Wagen nach, und befahl seinem erstaunten Kutscher nach Boulogne zu jagen, wo er in einem Gasthofe, der oft seinen Abenteuern zum Schauplatze gedient hatte, trotz der

ſpäten Stunde willige Aufnahme fand. Dort ſchrieb er in der Eile ein paar Zeilen, Geldſachen betreffend, an ſeinen Advokaten in Paris, übergab ſie ſeinem Kutſcher nebſt einigen Goldſtücken, mit dem Befehle, ſie am früheſten Morgen zu beſtellen und von ſeinem Aufenthalte weiter Niemand etwas zu verrathen, und warf ſich, als der Wagen fortrollte, ſeiner Schönen glühend an den Hals, mit dem jubelnden Ausrufe: »Nun bin ich wieder frei.« — Schon am nächſten Mittage lief durch das Stadtviertel, wo die Neuvermählten wohnten, das Gerücht: »Beaudouin iſt mit einer Tänzerin am Vermählungstage flüchtig geworden; ſeine Gattin, die ſchöne Witwe Valéry, iſt wahnſinnig; ſein Vater, von Schrecken und Schande zu Tode gebeugt, will ihn enterben.« — Leider beſtätigte ſich das Gerücht nur allzubald. — Die arme Wahnſinnige wurde der Obhut ihres vorigen Vormundes anvertraut, welcher zum zweitenmale die Verwaltung ihres Vermögens übernahm. Der alte Beaudouin hielt, nach mehreren vergeblichen Verſuchen, ſeinen Sohn zurückzuführen zur Beſinnung, zuletzt Wort, indem er ihm nur ſeinen Pflichttheil auswarf, und büßte ſelbſt für ſeine unzeitige Nachſicht in früheren Jahren, durch Kränkung und Troſtloſigkeit, welche noch im Laufe des Jahres ſeinem Leben ein Ende machten. — Der ungerathene Beaudouin ſchien mit ſeiner verworfenen Tänzerin ſich in den Winkel irgend einer Provinzialſtadt zurückgezogen zu haben. Nicht einmal ſein Advokat, welcher ihm ſeine Gelder unter wechſelnden Mitteladreſſen anzuweiſen hatte, wußte Näheres um ſeinen

Aufenthalt. Eugeniens Geisteszerrüttung, welche anfänglich bis zur Raserei gestiegen, ging nach und nach in stillen Wahnsinn über, und äußerte sich nur mehr durch tiefe Schweigsamkeit, durch Seufzer und Thränen, durch Gebet und Schwermuth. So oft aber der Ball im großen Opernhause statt fand, welcher ihr den Jahrestag ihrer Vermählung ins Gedächtniß zurückrief, war sie nicht zu halten, sondern eilte in dem beschriebenen Aufzuge hin, und spielte dort die traurige Rolle, in welcher sie im ersten Jahre Schrecken verbreitete, im zweiten Mitleid erweckte, und im sechsten endlich kaum mehr beachtet wurde. —

Etwa fünf Jahre mochten von dem Sonntage an verflossen seyn, an welchem ich diese traurige Geschichte zu St. Cloud erzählen hörte, als mich mein Freund in Wien besuchte. Sogar im ersten Augenblicke des Wiedersehens fiel mir die arme Wahnsinnige ein, deren Leidensherold er gewesen. Allein Fragen und Mittheilungen, die uns selbst betrafen, drängten das Bild schnell wieder in den Hintergrund. Erst nach einigen Tagen, als wir in einer hellen Mondnacht, ernster gestimmt nach der ergreifenden Darstellung eines Trauerspieles im Burgtheater, über die Bastei Arm in Arm nach Hause wandelten, erinnerte ich mich wieder an unseren Spaziergang durch die Buchenalleen gegen Sévres hin, und an den Gegenstand unseres damaligen Gespräches, an die arme Eugenie. Ich fragte meinen Freund, ob er von dem ferneren Schicksale der Unglücklichen nichts

weiter erfahren habe. Er konnte mir in der That einen genügenden aber traurigen Bescheid ertheilen.

Eugenie hatte damals den Ball im Operuhause zum letzten Mahle besucht. Ihr Wahnsinn nahm an Kraft allmählig in dem Grade wieder zu, in dem ihre körperliche Kraft abnahm, und ging zuletzt in Raserei über, in deren Paroxismen sie die fixe Idee hatte, sie selbst sei eine weiße Rose, und man wolle sie zertreten. — Es wurde nöthig sie strenge zu bewachen. Am siebenten Jahrestage ihrer Vermählung tobte sie fürchterlich, endlich sank sie betäubt, wie in einem Starrkrampf, hin, plötzlich aber schrie sie mit kreischender Stimme auf: „Weh, weh, er zertritt mich!“ und — starb.

— „Und verlautete von dem schändlichen Beaudouin und der nichtswürdigen Tänzerinn nichts weiter?“ fragte ich. — „Sie leben beide noch,“ erwiederte mein Freund. — „Sie leben? und ohne Strafe?“ — „Sie leben — und schwer genug gestraft,“ beruhigte mich mein Erzähler. — „Zephyrine brachte den leichtsinnigen Wüstling um all sein Vermögen, bestahl ihn zum Schlusse noch und ist jetzt, wie es heißt, von seiner Schwäche selbst in ihrer Verworfenheit noch unverklagt, Directrice einer elenden, in den Dörfern der Provinz herumwandernden Gauklertruppe.“ — „Und Beaudouin?“ — „Wenn du wieder nach Paris kommen solltest,“ fuhr er, wie ablenkend fort, „so geh', wenn Vorstellung ist, in's große Operuhaus; am Eingange rechts, unfern dem Corridor, der in jene Gemächer führt, wo uns Valéry entgegen trat, sitzt ein, von Gicht gekrümmter, leichenfarber Billeteur,

um den Hin- und Zugehenden Marquen und Contre-Marquen abzufordern; man hielte ihn, wenn er so dasitzt, mürrisch vor sich hinstarrend, die fadenscheinige Sammtmütze tief in die Stirne gedrückt, für einen Sechziger und doch ist es der fünf und dreißigjährige, an Körper und Geist zerrüttete, von allen Bekannten verlassene und verachtete — nur durch diesen kargen Erwerb dem Bettelstabe entronnene — Beaudouin.

Der Kapitaliſt wider Willen.

1.

„Sollten Se. Excellenz vielleicht ein ander Mal auf das geringe Kapital, das mir zu Gebote steht, zu reflektiren belieben, so wird es mich über die Maßen ehren und beglücken!“

Unter diesen Worten half der Dichter Willibald dem vornehmen Herrn mit dem gewässerten Ordensbande in den Wagen; erwiederte den herablassenden Abschiedsgruß des hohen Gönners mit demüthigen Bücklingen, und zog sich dann wieder mit vergnüglichem Schmunzeln in das Gartenhaus zurück, das er seit erstem Mai, für einen Monatzins von drei Thalern bewohnte. Sämmtliche Hausleute aber, vor allen der geschäftige Bediente des Hausherrn selbst, standen noch lange mit offenen Mäulern und betrachteten die Stelle, wo der zierliche Phaeton den unbekannten Herrn mit dem flimmernden Orden aufgenommen hatte, mit nicht geringerem Erstaunen, als Drahomira's Begleiter einst die Stelle, wo ihre Fürstin zum Satan fuhr. „Was kann nur der Herr im Gartenhause, den wir für eben so abgenagt hielten, als seine Federn, mit einer Excellenz zu thun haben? Mit welchem Kapitale kann er einem so großen Herrn dienen, dessen Geschäftsträger schon ein gewässertes Ordensband trägt? Er muß sich verstellen! Er muß mehr seyn, als er scheint!“ — das waren die abgebrochenen Vermuthungen und Äußerun-

gen, in welchen ſich alle Hausleute und von allen wieder Thomas, der Alles wiſſen wollende Diener des Hausherrn ſelbſt, erſchöpften. Im ganzen Hauſe war von dieſem Morgen an, kein anderes Wort mehr zu hören, als Bemerkungen über den Herrn im Phaeton und den Mann im Gartenhauſe.

„Das muß ich herausbringen!“ ſchrie Thomas, ſeinen Entſchluß mit einem Fauſtſchlag auf den Sparherd bekräftigend, als ihn Köchin, Stubenmagd, Hausknecht und ein ganzes Hilfscorps untergeordneter Diener und Mägde fragend und forſchend bis in den äußerſten Winkel der Küche trieben, und ſich in die bitterſten Schmähungen auf ſeine gerühmte Allwiſſenheit ergoſſen. — „Ich müßte nicht Thomas heißen; müßte nicht durch zwanzig Jahre das intereſſante Amt eines Bedienten bei den verſchiedenartigſten Herren rühmlich bekleidet haben, wenn mich meine feine Kunſt, ſolchen verſtellten Kumpanen unter die Larve zu ſchauen, bei Herrn Willibald verlaſſen ſollte! Wer hatte es gleich in den erſten acht Tagen weg, daß das liebenswürdige Nettchen, von dem Herr Willibald wöchentlich beſucht wird, ſeine Nichte ſei? Ich. — Wer errieth zuerſt, aus welchem Grunde der Herr Supernumerär Feſt jetzt ſeinen Onkel, unſern Herrn, ſo fleißig beſucht? Ich. — Wer kam Herrn Feſt zuerſt hinter ſeine Beſtellungen mit dem liebenswürdigen Nettchen? Ich. — Wer machte ſeinen Onkel zuerſt auf Herrn Willibald aufmerkſam, und bat ihn, wegen des rückſtändigen Miethzinſes noch zuzuwarten? Ich. — Wenn nun alle Aufklärungen in dieſem Hauſe von mir herrühren, warum ſollte gerade die wichtigſte Aufklä-

rung meinem Scharfblicke entgehen! — Nein — sie wird's nicht! Ich öffne meinem Herrn die Augen, öffne sie euch, ihr Ungläubigen! — und will über eure gemeinen Schmähungen triumphiren. — Wem der Phaeton angehöre, zu erfahren, hätte mir nur eine Frage gekostet, — aber man muß nicht unbescheiden seyn. Die Livrée des Kutschers ist mir bekannt. Sie ruft mir Szenen aus einem Weinkeller zurück, in der ich sie nicht nur einfach, sondern doppelt gesehen zu haben glaube, — nämlich — versteht mich wohl, — am Leib' eines Kutschers und am Leib' eines Bedienten. Ein Gang in jenen Keller, und kann mir der wohl schwer ankommen? — belehrt mich über den vornehmen Herrn, über seinen Auftrag, über die Excellenz. Denn oft, wenn ein vornehmer Herr von einem vornehmeren einen geheimen Auftrag erhält, wissen die Bedienten des ersten den Zweck des Auftrags besser, als ihre Herrschaft. Was den Dichter anbelangt, so bedien' ich ihn ja, — und die Kunst, mich in einem Zimmer umzusehen, weiß Gott! — versteh' ich! Also, ihr vorlauten Spötter und Schnapphähne — gleich — gleich!" —

So brach er seine lange Rede plötzlich ab, denn der Hausherr, der quieszirende Rentmeister Sparhammer hatte schon zweimal geschellt, und äußerte sich im Zimmer über die Langsamkeit seines Thomas so nachdrücklich und vernehmlich, daß dieser sich ernstlich anschickte, dem dritten Schellen zuvorzukommen.

„Ich komme schon! — rief er — also ein Wort — ein Mann! — wandte er sich dann im Abgehen noch an die ungestümen Fragegeister. — Jetzt muß ich hinein,

sonst ärgert sich der Rentmeister wieder halb krank, daß er sich nicht ärgern kann!«

Ein Gelächter von außen folgte dem Abtretenden, und eine Tracht derber Schimpfwörter empfing den Eintretenden.

2.

Das vergnügliche Schmunzeln auf Willibald's Antlitz, als er sich durch die Reihen der Gaffenden in sein sommerliches Sanssouci (Grandsouci wäre vielleicht passender gewesen) zurückzog, war nicht sowohl der Ausdruck seines Wohlgefallens über die Wirkung, welche der Besuch des vornehmen Herrn auf die Leute, sondern über jene vielmehr, die er auf seine Börse gemacht hatte. Mit dem zufriedensten Selbstbehagen zählte er die blanken zwanzig Dukaten auf, die ihm der vornehme Herr von Sr. Excellenz für eine gelieferte Arbeit zu überreichen hatte, ließ diese geldgerüsteten Hilfstruppen gegen den Erbfeind aller Poeten (die nicht bloß Poeten wurden, weil sie reich waren): »die liebe Noth« bald in Keilform, bald in Zügen, bald in einer herzerquickenden Linie aufmarschiren, und geberdete sich überhaupt so, wie Einer, der sich mit kindischer Eigenliebe nicht oft genug das Compliment machen kann: »Siehe da! diesen Schatz trug dir ein Theil deines Körpers ein, der so Vielen unnütz und überlästig ist — dein Kopf!« —

Diese kindische Freude schwand aber bald, als Willibald sein Kriegsarchiv öffnete, das er, um der peinlichen Beweise seiner Ohnmacht so selten als möglich ansichtig zu werden, unter allen seinen Pa-

pieren zu hinterſt geſteckt hatte. Dieſes Kriegsarchiv, oder — ohne Gleichniß geſprochen, — dieſes Ausgabenbuch enthielt nämlich nicht ſowohl, was er ausgegeben hatte, als vielmehr, was er ausgeben ſollte, und ſo war denn bei der Berechnung, auf wie viele Poſten er ſeine Goldritter auszuſenden habe, um nur die Grenzen ſeiner Selbſtſtändigkeit zu vertheidigen, das wohl disciplinirte Heer in Kurzem auf eine weit geringere Mannſchaft zuſammengeſchmolzen, als Deutſchlands kleinſtes Fürſtenthum zum Bundesheere ſtellt. Nachdem er ſelbe in einzelne Heerhaufen getheilt hatte, worunter die Reſerve leider den ſchwächſten bildete, hob er ſein Kriegsarchiv wieder auf, öffnete das Fenſter vor ſeinem Schreibepult, und legte wieder einige bezeichnete Quartblättchen zurecht, auf denen weiter nichts, als die Titeln ſtanden, an deren entſprechender Bearbeitung ihn die Beſtellung von Seite Sr. Excellenz, des Herrn Gouverneurs, gehindert hatte.

„Es iſt doch ſonderbar, rief er aus, indem er unter ſeinen handſchriftlichen Fragmenten auf manches Lyriſche ſtieß, — das Gute trägt nichts ein, und das Flüchtige wird bezahlt. Ich nehme nur dieſes Sonett (und er nahm es in der That, und las es ſich mit einem Feuer vor, als ob er den befangenſten Richter zu überzeugen hätte):

„Nicht am Gehalt! am Scheine klebt das Leben;
„Behänge dich mit bunten Flitterlappen
„Und vor dir fliegen alle Hüt' und Kappen,
„Und alle Pfade werden g'rad und eben.

„Doch läſſeſt du bei kühn erhob'nem Streben,
„Das über Flitter wegfliegt, dich ertappen;
„Dann wird dir Jeder bald die Flügel kappen,
„Und deiner Seele falſche Farben geben!

„D'rum flieh' in dich zurück! Und wo man ſchnattert
„Da ſchnattre mit, und quacke mit den Fröſchen!
„Du kennſt ſie; doch laß nicht ſie dich kennen.

„Die arme Fliege, die das Licht umflattert,
„Glaubſt du, ſie wird die Flamme wohl verlöſchen?
„Sie wird ſich ſelbſt die Flügel nur verbrennen!“

Wahrhaftig! Ich kann ohne Eitelkeit über dieſe Zeilen urtheilen; ſie ſind ſeit neun Jahren gedruckt, und haben die Periode der Affenliebe längſt überlebt! Sind dieſe Zeilen nicht hundertmal poetiſcher, hundertmal wahrer, als das ganze Vaudeville, das ich zur theatraliſchen Geburtsfeier, durch die der Gouverneur ſeine Gemahlin überraſchen will, binnen zwei Tagen vom Fleck weg überſetzen und zumodeln mußte. Und doch welche verſchiedenen Wirkungen! Dieſe Zeilen trugen mir nichts ein, nicht einmal ein Freiexemplar der Zeitung, in der ſie, wie Roſenblätter in einem trüben Bache ſchwammen; jene eilfertige Bearbeitung warb mir zwanzig herrliche Rekruten. Dieſe Zeilen wurden von hundert Pränumeranten überſchlagen, und vielleicht von einem mir unbekannten Leidensbruder mit feuchtem Auge zweimal geleſen; jenes, in ein deutſches Höschen geſteckte Kind Scribe's wird von der glänzendſten Geſellſchaft unſerer Stadt huldreichſt aufgenommen, trotz aller ſeiner Unarten beklatſcht, und für das artigſte Geſchöpf erklärt werden, das ſeit langer

Zeit gesehen wurde. Wie kannst du es uns also verargen, göttliche Muse! wenn wir in Augenblicken der Noth an der Kraft deiner Ägide verzweifeln, unmuthig hervor kriechen, und uns lieber unter den breiten und bequemen Hut des Modegeschmackes stellen? Wenn wir lieber aus dem Frankenreiche schöpfen, als aus dem Gedankenreiche? Lieber tüchtig übersetzen, als uns über etwas Tüchtiges setzen? Lieber Gedichte zu Gelegenheiten, als Gelegenheit zu Gedichten machen? Durch unsere Verse lieber Daumen, als Herzen gerührt sehen wollen? — Und wenn das am grünen Holze geschieht, d. h. an Junggesellen, deren einzige Sorge darin besteht, daß es sich reimt, und daß es klingt, — was wird erst am dürren geschehen, d. h. an Poeten, die für Weib und Kinder, oder wenigstens für eine Nichte zu sorgen haben, wie ich für mein Rettchen!« —

Solche prosaische Jeremiaden flossen über Willibald's Lippen, während seine Feder, vom Daumen- Zeige- und Mittelfinger mechanisch gefaßt, jedes Befehles gewärtig, am oberen Saume eines frischen Quartblättchens ruhete, und mit jedem Augenblicke dem Zeichen zum Aufbruche entgegen harrte. Jetzt war sein Unmuth so weit gestiegen, daß der Ausdruck desselben poetisch, und die Feder thätig zu werden begann. In Willibald's wallendem Herzen gestaltete sich ein förmlicher Fehdebrief an die Musen, und die Hand, dem Herzen willfahrend, schrieb das Wort »Schuldforderung« als Titel auf das Quartblatt.

»Ich gab euch —

war der erste Vers, der dem Titel folgte —

„Ich gab euch mehr als Millionen.
„Verschrieb' euch —

„Musen, mehr, als Geld!“ sollte dem ersten Verse als zweiter folgen, aber die Musen wurden durch den gemeinen Alltagsanruf: „Ihre Suppe, Herr Willibald“ in die Feder zurückgebannt. Thomas nämlich, der absichtlich leiser geklopft, und sich, eh' ein „Herein“ erklang, in's Zimmer geschoben, und hinter Willibald's Stuhl geschlichen hatte, stand mit einem schönen damastenen Tafeltuche, einem silbernen Besteck, einem Porzellanteller und einer reinlichen, bis zum Rande gefüllten Suppenschale, in der Erwartung da, wie er sagte, ob es ihm erlaubt wäre, den Tisch zu decken. Dem Dichter sank, vor Erstaunen über die ungewöhnliche Höflichkeit seines Bedienten, die Feder auf das Blatt, auf welchem Thomas eben seine Blicke, zur seligen Befriedigung, Buchstabenlese halten ließ. Wie erstaunte Willibald aber erst, als er das damastene Tuch, das silberne Eßzeug, den zierlich bemalten Teller und die vielversprechenden, lieblich gelblichen Fettaugen auf der Suppe sah, sämmtlich Erscheinungen, die ihn hier, in dieser Sommerwohnung, nach manchen vorhergegangenen Begegnissen weit mehr überraschten, als der Besuch des Herrn mit dem Ordensbande, durch den der Herr Gouverneur dem Dichter wahrscheinlich eine Audienz nur deßwegen ersparen lassen wollte, damit das Erscheinen eines Poeten nicht etwa die Spur der Überraschung verriethe.

Indessen konnte sich Willibald einer leisen Anspielung doch nicht enthalten, worauf Thomas, in einer nicht so leisen Anspielung so viel sagte, als: er

möge doch auch erfahren, daß Herr Sparhammer mit Männern umzugehen wisse, welche mit ihrem Kapital einer Excellenz aushelfen können.

„Hinc illae lacrymae!“ lächelte Willibald wahrscheinlich mit Bezug auf die Fett-Thränen, die seiner Suppe so rührend ließen, und zog wie von ungefähr den Bogen zurück, unter welchem sein Heerhaufen kampirte.

Thomas schnitt das längste Gesicht, was vielleicht je beim Anblicke von zwanzig Dukaten geschnitten wurde, während Willibald, der aus seiner Suppe den Beweis zu schöpfen glaubte, daß dieser ganze Spaß nicht übel wäre, hingeworfen bemerkte, daß er von den Zinsen, die er heute erhalten habe, seine kleinen Rückstände berichtigen welle.

„O“ — meinte Thomas, und bewies durch die Starrheit seiner ausgestreckten Hand, auf die er sich die Schuldenlast von acht vollwichtigen Dukaten legen ließ, was jenes: „Oh!“ für eine weigernde Kraft habe.

„Befehlen Euer Gnaden vielleicht“ — begann er, die acht Füchse in ein vom Boden aufgehobenes Papierschnitzchen wickelnd, — „einen Abendimbiß, — oder — weil sie nicht daran gewöhnt scheinen, — des Wechsels halber zum Frühstück Kaffeh, statt der Milch?“ —

„Die Milch ist wohl etwas abschmeckend — wo nehmt ihr sie?“

„Bei unserer gesuchtesten Milchfrau, Euer Gnaden — auf dem Hauptplatz neben dem Röhrbrunnen!“ —

„Man merkt der Milch die Nachbarschaft ab; — freilich gäbe ein Gabelfrühstück mehr aus!“ —

„„Wenigstens mehr, bemerkte Thomas für sich, als dieser Kapitalist ausgibt.““

„Aber — fuhr Willibald nach einer kurzen Resignation fort, lassen wir's beim Alten! die Milch!“ —

„„Ist gesünder als Wasser und Wein!““ ergänzte Thomas, sich der alten Opernarie erinnernd. — „Je nun — wie Euer Gnaden befehlen! — Aber, was soll es mit dem alten Rocke, den mir Euer Gnaden gestern übergaben?“ —

„Der Scheider soll nur Knöpfe daran machen!“

„„Aber, es wäre fast besser, Euer Gnaden, an die Knöpfe einen neuen Rock zu machen!““

„Wozu? blanke Knöpfe sind das für einen unansehnlichen Rock, was blanke Dukaten für einen unansehnlichen Mann sind!““

Thomas verstand das Stichwort und zog sich mit der Suppenschale zurück, um wie er sagte, das Rindfleisch, das Gemüse und — (wie treffend war Willibald's Stichwort gewesen!) — den Braten zu holen.

Nach einer Pause, die dem Poeten trotz seiner thierischen Sättigung eine gewaltige moralische Nüchternheit fühlbar machte, kam Thomas nicht nur mit den bemeldeten Gerichten, sondern auch mit einer willkommenen Nachwirkung des vornehmen Morgenbesuches, mit einer Flasche feurigen Tischweines.

Willibald protestirte zwar gegen die Übergebühr der Bewirthung, indem er bemerkte, daß er sich nur eine einfache Kost ohne Wein ausbedungen habe. Als aber Thomas keine Weigerung annehmen zu dürfen vergab, glaubte sich Willibald rechtlich ver-

ſchanzt, und geſichert, und genoß was ihm aufgedrungen worden, mit der Beruhigung: **Volenti non fit injuria.** —

Dem ungewöhnlichen Mahle folgte das ſanfteſte Jauſenſchläfchen, aus welchem Willibald erſt durch den kühlenden Hauch des Abendwindes, der ihn durch das offen gebliebene Fenſter anwehte, ſich wecken ließ. Beim Erwachen fand er außer einer kleinen Unordnung in ſeinen Papieren, die er dem Luftzuge zuſchrieb, ein Briefchen von ſeiner Nichte vor ſich, welches ihm Thomas wahrſcheinlich durch's Fenſter auf den Tiſch geworfen hatte, um ihn durch ſeinen Eintritt nicht im Schlafe zu ſtören.

Thränen einer Rührung, die das ſeelenvollſte Gedicht aufwegen, rollten über Willibalds Wangen, als er Nettchens Brief durchlas.

„Lieber guter Onkel! — ſo lautete das Billet — Die Modenhändlerin, für die ich jetzt arbeite, hält mich ſo beſchäftigt, daß ich Sie dieſe Woche ſchwerlich ſehen dürfte. Auch für die Zukunft ſeh' ich einer größeren Beſchäftigung, alſo auch einem größeren Verdienſte entgegen. Dieſe Hoffnung macht es mir zur freyen Pflicht, Ihnen, der ſo lange für mich geſorgt hat, einen kleinen Theil meiner Schuld abzutragen. Ich habe mir, ohne Ihr Wiſſen, liebſter Onkel! (und es iſt das Einzige, was ich Ihnen noch länger verſchwieg, als meine Liebe zum Neffen Ihres Hausherrn) ein kleines Sümmchen erſpart; — ich bedarf deſſen nun nicht. In meinem Verhältniſſe zu meinem Eduard kann es mir nicht frommen, und für meinen ferneren Unterhalt wird, hoff' ich, die Mode ſorgen. Laſſen Sie da-

her durch einen verläßlichen Menschen die paar Thaler abholen; ich weiß Niemand, durch den ich sie Ihnen übermachen könnte. Lieben Sie mich, wie bisher und wenn Sie bei Eduards Onkel, der im Grunde ein guter Mann seyn soll, irgend etwas zu unserem Glücke thun können, so würde Sie gewiß meine selige Mutter eben so segnen, wie Sie segnet Ihre dankbare Nichte — Annette."

„Wie glücklich bin ich, rief Willibald aus, für solch ein dankbares Wesen sorgen zu dürfen, — wie doppelt glücklich aber durch eine Reserve von wenigstens zehn blanken Dukaten, in den Stand gesetzt zu seyn, so ein großmüthiges Anerbiethen ausschlagen zu können. Wenn ich nur auch das bewirken könnte, daß der erste Maitag, an welchem ich hier einzog, und an welchem Nettchen zugleich in ihres Eduard's Herzen Einzug hielt, den Keim ihres Brauttages enthalten habe! doch Muth, Willibald! Vertraue den Nachwirkungen des Sternes, der heute Morgens in deinem Sommerhause flimmerte! Noch weiß ich zwar nicht, was man eigentlich aus dir macht; wenigstens macht man aber etwas aus dir, — und das genügt, um auch aus deiner Umgebung etwas zu machen!"

In dieser tröstlichen Hoffnung erging er sich ein Stündchen im Freien, und hielt Ideen-Jagd. Durch diese tröstliche Hoffnung mit reichlicher Beute gesegnet, kam er zurück; beachtete kaum, wie ihn alle Hausleute freundlich grüßten, setzte sich an sein Pult, und vollendete Einiges, wozu er seit Langem umsonst die Stimmung erwartet hatte.

3.

»Alle Wetter! — donnerte Sparhammer mit einer Heftigkeit, die seinem Quiescenten-Stande vollkommen widersprach. — Verdammter Dummkopf, der ich bin!«

»»Ja, — Ja, — so ist's!«« betheuerte Thomas, — nicht den Ausruf seines Herrn bejahend, sondern die Aussage, die ihn zu jener Heftigkeit gesteigert hatte.

»Wenn ich mich nur ärgern könnte!« polterte Sparhammer fort, und fuhr in den rechten Ärmel seines Schlafrockes; — »aber nein, hol's der Guckguck« — da fuhr er in den linken; »nicht einmal das kann ich! Hinabschnüren muß ich meine Galle!« — da band er die Seidenbänder des Schlafrockes über den Magen zusammen, — »es ist zum Kopfabreißen!« — da riß er sich die Atzel grimmig vom Kopfe; — »so blind zu seyn!« — da zog er die gestrickte Wollschlafhaube über die Augen, und bog den rothverbrämten Rand empor, — »so lang im Finstern herum zu tappen!«

»»Soll ich die Lampe anbrennen?«« fragte Thomas, der heimlich über die Wirkung seiner Entdeckung triumphirte, mit affektirter Gleichgiltigkeit.

»Ei, — brenne du an, was du willst!« — brummte der bettgerüstete Rentmeister, und hob den einen Fuß schon zum Schwunge auf seinen tröstenden Pfühl, — aber ein Rückfall in seinen Ärger riß ihn vom Saume desselben zurück, und zwang ihn zur Wiederholung des ganzen Examens, das er schon vor'm Auskleiden mit Thomas angestellt hatte.

»Also der prächtige Phaeton?« —

„„Gehört, wie ich im Weinkeller vor einer Stunde vom Kutscher selbst erfuhr, dem Haushofmeister Sr. Excellenz des Herrn Gouverneur!““ —

„Auf dem Tische des filzigen Dichters sahst du?“ —

„„Einen Haufen Dukaten, wovon er mich bezahlte!““

„Und was steht auf dem Papierschnitze, worein du sie einwickeltest!“

„„Euer Gnaden haben ihn ja selbst zu sich gesteckt!““

„Richtig!“ erinnerte sich der Rentmeister, und konnte nicht umhin, das Papierschnitzchen nochmal aus seiner Brieftasche hervorzuziehen, und mit steigender Stimme das darauf geschriebene Bruchstück zu lesen: — ——„ich bin so reich, und Niemand sieht mir's an!“ — Alle Wetter! — Warum kann ich mich nicht ärgern! — Hier wär' es der Mühe werth! — „Aber, sprich Thomas! was sahst du durch's Fenster, als du ihm das Briefchen von seiner Nichte hinein warfst, auf dem Tische?“ —

„„Wie ich sagte, gnädiger Herr! — Einige Papierblättchen, wie sich auch Euer Gnaden öfters zuschneiden, um Notaten darauf zu machen!““ — Auf dem einen dieser Blättchen standen die Worte: „Meine Renten!“ —

„Seine Renten! — Hol's der Guckguck!“

„„Auf einem andern: Meine Schlösser!““ —

„Er hat Schlösser, — und wohnt bei dem Besitzer eines einzigen Hauses im Garten, in einer Breterhütte!“ —

„„Ein Geizhals, gnädiger Herr, und ein Dichter, — also ein boshafter Narr!““ —

„Ja — wohl, Thomas! Aber, wenn er nur von irgend einer Seite zu fassen wäre!“

„„Auf einem dritten Blättchen stand““ —

„Stand? — Mein Kapital, nicht wahr?“

„„Ja, gnädiger Herr! — und was muß der Mann für ein Kapital besitzen, —““

„Der dem Gouverneur damit aushelfen kann! — Nicht wahr? — Und wieviel betrugen die Zinsen, wovon er mich bezahlen ließ?“ —

„„Nu — gut an die hundert Dukaten!““

„Es gehet gegen Ende Juli — also wahrscheinlich die Zinsen für einen Monat; — macht gegen 4000 Thaler jährliches Interesse! — Und überdieß noch eine Schuldforderung! — Wie lautete der Anfang der Klageschrift?“ —

„„Ich gab Euch mehr als Millionen, — verschrieb Euch! —““

„Das ist übertrieben! — Das wäre der größte Sonderling, den die Welt aufzuweisen hat! — Solch' ein Vermögen — und mit Versemachen sich abgeben! Ein Handwerk treiben, zu dem jetzt nur verdorbene Studenten ihre Zuflucht nehmen! — Aber sei dem, wie ihm sei! daß er reich, sehr reich seyn muß, — das ist ausgemacht!“

„„Ausgemacht, gnädiger Herr! Ich hatte es gleich geahnt. Mir sind während meiner zwanzigjährigen Carriere schon mehrere Beispiele dieser Art vorgekommen. — Reich ist er — und geizig! und daß er die Beweise seines Reichthums nicht besser versteckt, daran ist sein

Handwerk Schuld, durch das er sich vor jedem Verdachte, reich zu seyn, hinlänglich geschützt wähnt!““

„Du hast recht, Thomas! du hast eine glückliche Entdeckung gemacht, es soll dein Schade nicht seyn. Auch die Entdeckung rücksichtlich meines Neffen verdank' ich dir. Sie kommt mir trefflich zu Statten. Nettchen ist freilich jetzt arm, aber wie lang? So lange der abgemägerte Geizhals lebt, und wer weiß, ob so lang?! — Hab' ich nur einmal eine Seite, bei der ich ihn fassen kann; ich war Rentmeister; — ich weiß, wie man von Renten Meister werden kann. Morgen lade du ihn auf ein Spielchen bei mir ein; mein Neffe wird auch da seyn, und ich will ihn vorbereiten. Der arme Millionär wird Umstände machen, — aber höflichkeitshalber doch wohl nicht ausweichen können; ich werde das Eisen schmieden, so lang es warm ist! Fest und Nettchen müssen ein Paar werden, — sonst, soll das Donnerwetter!“ —

„„Ärgern Sie sich nur nicht so, gnädiger Herr!““ fiel ihm Thomas in's Wort, zündete das Nachtlicht an, und entfernte sich, während Sparhammer ins Bett stieg, um mit demselben Gedanken einzuschlafen, der sich in Willibald's Phantasie vielleicht schon zum sanftesten Traume gestaltet hatte.

4.

Der Supernumerär Fest war über den heutigen Empfang von Seite seines Onkels, väterlichen Testaments-Executors und sothanen Vermögensverwalters mehr überrascht, als wenn ihm sein Hofrath gesagt hätte: „Junger Mann, ich gratulire: Sie haben einen

salto mortale gemacht, neunzig wohlgezählte Practikantenköpfe glücklich übersprungen, und die Stelle eines unbesoldeten Secretärs im Fluge davon getragen!« — Er wußte nicht, wie ihm geschah, als er mit einem Mahle das ganze Gemälde seiner Zukunft verändert sah, und nun den Schatten da erblickte, wo vorher das vollste Licht war, während die früheren Schattenparthien sich im rosigsten Hoffnungslichte verklärten. Sein Tyrann, der väterliche Testaments-Exekutor Sparhammer hatte plötzlich die Rolle des liebendsten Rathgebers und eifrigsten Protektors angenommen; hingegen erschien ihm jetzt Willibald, in welchem er bisher den Schutzgeist seiner Liebe zu Nettchen zu erblicken vermeinte, als die höchste Instanz, von der allein das Urtheil seiner Beseligung oder Verdammniß abhinge. Bei dieser Instanz sein Vorhaben anzubringen, dazu sollte ihm ein kleines Intermezzo, bei der heutigen Spielparthie Gelegenheit verschaffen.

Willibald hatte die Einladung des Herrn Rentmeisters nach einiger Weigerung bloß deßwegen angenommen, um vielleicht etwas zu Gunsten seiner Nichte thun zu können. Er warf sich in den verblaßten Staatsrock, der heute Morgens aus der Verjüngerungs-Anstalt des Schneiders mit neuen Knöpfen zurück erfolgt war; nahm sein unternehmendes Zuckerrohr zur Hand, und stieg die Treppe seines Hausherrn, die er nur einmal in seinem Leben hinangestiegen war, mit erwartungsvollem Herzen empor.

Schon auf dem vorletzten Staffel empfing ihn Thomas mit freudiger Bewillkommnung, und führte ihn über das Vorhaus, aus dessen Ecken sein Erschei-

nen das neugierige Hausgesinde wie mit einer Kartätschenladung versprengt hatte, dem Spielzimmer zu.

Thomas riß die Thüre weit auf, die Spielgesellschaft sprang empor: Sparhammer eilte dem Dichter entgegen; Fest verrieth seine sichtbare Verlegenheit; ein fremder Herr, ein Agent, wie es sich in der Folge zeigte, schob sich mit blinzelnden Augen und verzogenem Mund in die Fensterbrüstung, und Willibald hatte Mühe, das Lachen zu verhalten.

„Schon längst, wertheſter Herr Inwohner! — begann jetzt Sparhammer dem sträubenden Dichter Stock und Hut abnehmend, und an Thomas weiter befördernd, — schon längst wollt' ich mir das Vergnügen ausbitten! Aber ich weiß, Genie's, wie Herr Willibald, lieben die Einsamkeit und das scheinlose Wirken im Stillen! — Ich und mein Thomas, wir ahnten schon längst, welch' Heil uns durch solch' eine Parthie widerfuhr! Gestern erhielten wir die freudigste Bestätigung unserer Ahnung! — Wenn ich mich nur ärgern könnte, daß ich einer so angenehmen Pflicht, Sie in meine Gesellschaft zu ziehen, so spät erst nachkam! — Aber der Herr Dichter können sich wohl leicht verstellen, wie schnell sich einem Geschäftsmanne, der seine Ökonomie nicht Fremden überlassen will, die Tage zusammendrängen.“

„Hier, damit wendete er sich an seinen Neffen, der mit aller Befangenheit eines, nur auf die Gunst des Augenblickes harrenden Supplikanten sich verbeugte, — hier hab' ich die Ehre, Ihnen meinen Neffen und Schutzbefohlenen, Eduard Fest, vorzustellen! Er ist Supernumerär; hat aber die gegründetste

Hoffnung auf eine baldige fixe Anstellung, und überdieß einiges Privatvermögen, dessen Verwaltung laut väterlichen Testaments einstweilen mir zusteht, nicht wahr, Herr Agent?“ —

„„Sub pendente conditione — erwiederte der blinzelnde Agent in der Fensterbrüstung, bis Herr Fest eine von Ihnen, d. i. Herrn Sparhammer gebilligte Ehe eingegangen habe.““

„„Also, Sie sind der junge Mann, nahm Willibald das Wort — während Fest bis über die Ohren erröthete, — von dem mir meine Nichte so viel Rühmliches erzählt hat?““ —

Willibald wollte nur sondiren, — aber er sah zu seinem Erstaunen an Fest's freudiger Beklommenheit, an Sparhammer's gefälligem Schmunzeln, an des rastlos thätigen Thomas bejahendem Nicken, und an dem leisen Lächeln, das wie die Vorahnung eines baldigen Palmariums über des Agenten Stirne flog, daß er, kraft eines unbegreiflichen Zaubers, hier nicht mehr zu forschen und zu stimmen, sondern nur zu befehlen und zu gewähren habe.

Unter solchen Auspizien, welche das sämmtliche Spielquartett in die freudigste Stimmung versetzten, nahm man wieder Platz. Sparhammer war nun auf's eifrigste bemüht, den reichen Sonderling auf den Punkt der Herzlichkeit empor zu schrauben, theils um nähere Aufschlüsse über dessen unermeßlichen Reichthum zu bekommen, theils um auszuforschen, wie er denn auf die wahrscheinliche Erbin dieses Reichthumes, auf seine Nichte, zu sprechen sei. Um fremde Herzen zu öffnen, muß man sein eigenes offen dar-

biethen; dieſen Grundſatz befolgte der Rentmeiſter auf's pünktlichſte.

„Ja — begann er, ſeine Worte halb dem Tarok, das angefangen wurde, halb ſeiner pſychologiſchen Tendenz anpaſſend — (Treff Bube!) — Mein Neffe hat nicht die unerfreulichſten Ausſichten! Ihm leuchtet — (der Mond iſt ſchon heraus? nicht?) — ihm leuchtet die Hoffnung auf ein ehrenvolles Amt! Sparſam iſt er" —

„„Sparſam, wiederholte Willibald, — wozu? wozu? — Sparen gehört für unſereins; wenn man in den Jahren iſt, wo man nichts mehr auszugeben weiß, — da iſt Zeit zum ökonomiſiren!"" —

Sparhammer (mit Feinheit). Ha — ich verſtehe — ich verſtehe! — (Geſtochen.) —

Agent (ſchielt dem Rentmeiſter in die Karten).

Willibald. Ich haſſe nichts mehr, als den Geiz.

Feſt. (Seinem Onkel die Karten zuſchiebend.) Der Stich gehört Ihnen, Herr Onkel.

Sparhammer. Nur nicht geizig, das ſag' ich auch. (Herr Agent ſpielen aus!) — Offener Tiſch — das erweckt Vertrauen! — (Sie ſpielen, Herr Agent! als ob Sie mir in die Karte geſehen hätten!) — Guten Wein — das öffnet die Herzen! — Alle Abend' ein Spiel'chen! — (Jetzt ſind Sie König, Herr Agent!) — Wenn ich nur jünger wäre, aber die Zeiten, wo ich — (Herz-Kavall!) — war, wie mein Neffe, ſind vorbei! Mein — (mein Herz iſt mein Unglück!) — mein Gefühl iſt herabgekommen, wie oft muß ich mich ärgern, daß ich mich nicht einmal mehr recht ärgern

kann! — (Alle Wetter, — mein Pagat ultimo iſt beim Guckguck!) — Jetzt aber raſten wir ein wenig! — Eine Flaſche Rheinwein, Thomas! — Öffne zugleich das Nebenzimmer; — es iſt ſo ſchwül! — Mein Neffe, Herr von Willibald, hat Sie ohnedieß unter vier Augen um etwas zu bitten! Wenn Sie ihm erlauben wollten! —

„Mit Vergnügen!“ äußerte ſich Willibald, und ließ ſich von Feſt, der aus zu großer Höflichkeit faſt ungeſtüm wurde, in's Nebenzimmer ziehen, während Thomas eine vielverſprechende Rheinweinflaſche entkorkte.

„„Verzeihen Sie mir, wertheſter Onkel eines Weſens, das ich anbethe! brach nun Feſt los, nachdem er die Thüre zugelehnt, und den myſtiſchen Schleier der Finſterniß über ſeine Befangenheit gebreitet hatte. — Verzeihen Sie mir, Herr Willibald, aber ich kann nichts dafür — ich liebe Rettchen!““ —

„Das weiß ich — junger Mann!“ —

„„Und Sie haben nichts dawider?““ —

„Nicht das geringſte, wenn Sie redliche Abſichten haben!“ —

„„Weiß Gott! — die hab' ich. Ich bin zwar nicht ſo reich, wie Sie““ —

„O — ich bitte! —“

„„Habe aber Vermögen genug, um eine Frau ernähren zu können. Mein Onkel verwaltet dasſelbe, und wirft mir die Intereſſen aus; ſo war es meines Vaters letzter Wille. Mit dem Tage, an welchem ich Rettchens Hand bekäme, würde er mir auch mein

Kapital herauszahlen! — Mein Glück hängt nur von Ihnen ab!““ —

„Von mir — und ihr Onkel!“ —

„„Ich wollte, weil ich seine Gesinnungen nicht kannte, mein Verhältniß ihm noch verhehlen, — aber er kam mir heute zu meiner freudigsten Verwunderung selbst entgegen, verwies mich an Sie und bat mich dringend, alle Beredsamkeit meiner Jugend und Liebe aufzubiethen, und ihn mit einem so renommirten reichen Manne, der einer Excellenz mit seinen Kapitalien aushilft, zu verschwägern!““ —

„Mein Gott — lieber Herr — wenn's ihr Onkel zufrieden ist, ich habe nichts dawider. An Nettchen täuschen Sie sich gewiß nicht; ob Sie sich aber an mir nicht täuschen, dafür will ich nicht gut stehen. Ich bin arm, lieber Fest! so arm, daß ich, wenn ich das bischen Herz und meine Nichte nicht hätte, mich bettelarm nennen müßte. Hat Ihnen denn Nettchen das nicht selbst gesagt?“ —

„„Sie sprach nur immer von den geistigen Vorzügen ihres Onkels, der so väterlich für sie sorgte!““ —

„Aber wie väterlich? Wie ein armer Vater für seine noch ärmere Tochter! Doch Sie haben Recht — Ihnen kann das gleich gelten! Aber Ihr Herr Onkel wird noch, ahn' ich, einsehen, daß er sich wahrhaftig ärgern könne. Noch einmahl, ich bin arm — ärmer im Beutel, als im Herzen, und Nettchen, deren Hand ich Ihnen recht gerne schenke, ist mein einziger Reichthum. Weiß sie schon etwas von Ihres Onkels Sinnesveränderung?“

„„Keine Sylbe! — Wenn Sie sie rufen lie-

ſten, — ich kann wohl nicht bei ihr Eintritt verlangen, — man kennt mich dort im Hauſe nicht!“ —

„Gut — ich will ihr ein Zettelchen ſchreiben, und ſie morgen von den ſonderbaren Vorfällen, die ich einzig dem Sterne zuſchrieb, der mir geſtern Früh aufging, unterrichten!“

Mit der ſeligſten Miene trat Feſt wieder in's Spielzimmer, und zum zweiten Male war, aus dem verſchiedenartigſten Intereſſe, das gleiche Gefühl des Behagens und der Befriedigung auf allen Geſichtern zu leſen.

Manche Anſpielung auf die geheimen Kapitalien Willibalds waren von dieſem allzu gewiſſenhaft abgewieſen; manche Flaſche Rheinwein ward noch geleert; und das feierliche Verlobungsfeſt endlich, trotz mancher vergeblichen Verſicherung des Dichters, daß man ſich an ihm täuſche, zur allgemeinen Zufriedenheit auf übermorgen, den 26. Juli, alſo Nettchens Namenstag, feſtgeſetzt.

Als Willibald, vom Rheinweine begeiſtert, in ſeinem Sommeraufenthalte anlangte, ſchrieb er in aller Eile an Nettchen eine dringende Einladung, übergab das Zettelchen dem allwiſſenden Thomas, und warf noch in der Freude ſeines Herzens die zwei erſten Zeilen eines Jubelgedichtes auf das Papier hin, die Sparhammer ja nicht hätte erfahren dürfen, um nicht vor Entzücken über ſeinen Schwager wahnſinnig zu werden, denn ſie lauteten:

Ich hab' das große Loos gewonnen,
Ja, Freunde, freuet Euch mit mir!

5.

Willibalds Einladung war so dringend, daß sich Nettchen durch nichts abhalten ließ, ihr so bald als möglich zu folgen. Sie glaubte wahrscheinlich, ihr Onkel sei durch den Ungestüm seines Hausherrn in eine augenblickliche Geldverlegenheit versetzt worden, in welcher ihm ihr Spargut, um das er Niemand Zuverlässigen zu schicken wüßte, um so willkommener wäre. Die kleine Geldrolle in ihrem Sacktuche, trat sie daher in banger Erwartung über die Schwelle des Gartenhauses.

Wie erstaunte sie aber, als ihr Willibald freudig entgegen trat, sie in seine Arme schloß, und die Rolle, die sie ihm mit bescheidenem Schweigen in die Hand drücken wollte, mit Thränen der innigsten Rührung von sich wies, indem er sprach: »Behalte dein Spargut, liebes Nettchen! Ich würde dich dessen nicht berauben, wenn ich in der dringendsten Noth wäre; um so viel minder jetzt, wo ich dich rufen ließ, nicht um dir etwas zu nehmen, sondern um dir etwas zu geben! Ja, sieh mich nur immer mit großen Augen an; die Sache ist darnach! Und wenn du mich nun so ansiehst, Nettchen! bemerkst du keine Veränderung an mir? Hältst du mich für reich — oder für arm?«

»»Für sehr arm, guter Onkel! schluchzte Nettchen, deren Erstaunen in Rührung überging. — Wie könnte so ein guter Mann, der den letzten Pfennig mit mir theilte, je reich werden!««

»Und doch« erwiederte Willibald, »bin und schein' ich reich! Ich bin reich, — denn ich kann etwas

für dich thun; habe schon etwas für dich gethan! Ich scheine reich, — und dieser günstige Irrthum, den sich die Leute, plötzlich geblendet, durchaus nicht benehmen lassen, wird mich in den Stand setzen, dein Glück zu vollenden!“

„„Aber um des Himmels Willen! Wie nur, lieber Onkel? Ich begreif' es nicht, kann es nicht denken! Es ist wie ein Traum!““

„Ganz über das Wie? dich aufklären kann ich selber nicht! du wirst es auch nicht begreifen, wenn ich dir sage, daß ich dem zufälligen Besuche, den mir ein vornehmer Herr, als Maschine seines Vorgesetzten, machte, den Goldnebel verdanke, in welchem mich seit vorgestern alle Bewohner dieses Hauses erblicken! Aber es müssen noch andere Mißverständnisse obwalten, die ich selbst nicht aufgeklärt wissen mag, bis nicht du durch Täuschung zur Wahrheit, zum schönsten Bunde, nämlich mit deinem Eduard, gelangt — !“ —

„„Mit meinem Eduard? — Es wäre also Hoffnung vorhanden, lieber Onkel?““ —

„Nicht Hoffnung, Kind! sondern Gewißheit. Erschrick nur nicht! — Wenn die Täuschung, die ohne mein Zuthun meiner Person eine solche Wichtigkeit verschafft hat, nur noch vier und zwanzig Stunden währt, — und ich wüßte nicht was sie zerstören sollte? — so besteht das Angebinde zu deinem morgenden Namensfeste in Eduard's Hand!“

„„Sie scherzen, lieber Onkel — es ist unmöglich! Es klingt ja fast wie Spaß!““ —

„Es ist auch ein Spaß, Nettchen! aber ich mache mir ihn nicht mit dir, sondern das Schicksal macht sich

ihn mit uns. Mit einem Worte: — man hält mich seit gestern für reich, wahrscheinlich auch für einen Geizhals und einen Sonderling; man verharret auf dieser Täuschung mit unglaublicher Consequenz, und ich dürfte, glaub' ich, einen körperlichen Eid darauf schwören, daß ich arm, so arm bin, wie ich wirklich bin, sie würden mich des Meineides verklagen, und Zetter schreien über die Hartnäckigkeit, mit der ich meinen Reichthum verläugne!" —

„„Ist es möglich, Onkel? Und dieses Mißverständniß verhilft mir zu meinem Glücke?"" —

„Dieses Mißverständniß! — denn gegen die Nichte eines reichen Onkels hat Eduard's Vermögensverwalter nichts einzuwenden. Auf Morgen ist die Verlobung festgesetzt; jetzt komm' mit mir zu dem Onkel deines Bräutigams, du sollst sehen, wie glänzend er dich empfangen wird. Wenn du aber mit Eduard zusammen triffst, so klär' ihn über das sonderbare Mißverständniß, in das auch er verstrickt ist, auf, und fürchte nicht, dir das Spiel zu verderben. Er liebt dich zu aufrichtig, um diese Aufklärung zu mißbrauchen. Ja — und selbst dann, wenn euch Sparhammer belauschte, wäre nichts zu besorgen! Er würde höchstens die Virtuosität bewundern, mit der ich meine Rolle zu behaupten weiß!"

Nettchen war überglücklich, und konnte den Augenblick kaum erwarten, wo sie ihrem geliebten Fest im Verklärungsschimmer erfüllter Hoffnung entgegen treten, und ihm sagen, und von ihm hören konnte: „Morgen gehörst du mir an!"

„Noch eines!" bemerkte Willibald, während

er ſich abermal in ſeinen alten Staatsrock mit den neuen Knöpfen warf, um gegen ſeine einfach reizende Nichte nicht gar ſehr abzuſtechen, — wenn du im Nachhauſegehen an der Kirche vorüber kommſt, ſo vergiß nicht, das zu thun, was frommen Mädchen ziemt; vergiß nicht, Gott für dein Glück zu danken. Denn iſt der Zufall, der dir zu Eduard's Hand verhilft, auch ſpaßhaft und lächerlich, ſo hat er doch eine ernſte Seite für dich und deinen künftigen Gatten. Er bringt dich dem Zwecke deines Lebens näher, und wirft dir zugleich die ernſte Lehre ab, wie der lenkenden Vorſicht kein Mittel zu unbedeutend iſt, um Menſchen, die, wie Sparhammer, ihren Sinn an eitlen Flitter hängen, zu enttäuſchen!

Dieſe kleine Lehre war groß genug, um dem liebenswürdigen Bräutchen, trotz der komiſchen Anſpielungen und drolligen Bemerkungen, mit denen Sparhammer ſeine Willkommrede würzte, jenen Ernſt zu erhalten, der auf jede Seele einen Eindruck macht — und wär' es die Ziffernſeele eines quieſcirenden Rentmeiſters.

6.

Am 26. Julius des Jahres 1720 wurden dem Könige von Dänemark die Aktien der Garantie für das Herzogthum Schleswig von England gewiß nicht unter geſchäftigeren Vorbereitungen ausgeſtellt, als ein Jahrhundert ſpäter an demſelben Tage dem Supernumerär Feſt die Aktien der Garantie für die Hand ſeines lieben Nettchens durch den Agenten Albin Strick (vielleicht einen Abkömmling des be-

rühmten Juristen Strykius) in Sparhammers Namen ausgestellt wurden.

Vom frühen Morgen an schrieb schon der Agent, den die süße Verahnung eines Palmariums nicht getäuscht hatte, an einer förmlichen Verlobungsakte und dem damit verbundenen Übergablibell, kraft dessen Eduard Fest nach erfüllter Bedingung in den ungestörten Besitz seines Kapitals gesetzt seyn solle.

Während Albin Strick, unter Sparhammers selbsteigenen Augen an diesen Dokumenten arbeitete, war der weise Thomas mit der feierlichen Ausschmückung des Gartens und des Gartenhauses beschäftigt, in welchem, nach abgethanen Förmlichkeiten, ein herzliches Familienfest den Tag beschließen sollte.

Mit einem geheimen Grauen, wie es wohl ein Bettler in einer fürstlichen Schatzkammer empfinden mag, wenn er all' die prunkenden Kostbarkeiten, in krystallenen Schränken, todt und unbenützt aufgeschlichtet erblickt, — räumte Thomas in dem semmerlichen Wohnzimmer des Dichters auf. Unwillkührlich flogen seine Blicke nach allen Seiten, und glaubten die verborgene Feder entdecken zu müssen, deren Druck die rollenden Silberlinge aus ihrer strengsten Haft befreien könnte, — aber umsonst. Auch jene früheren Beweise, durch die er seinen Herrn so unumstößlich von Willibalds Reichthume zu überzeugen vermochte, waren nicht mehr zu sehen; wahrscheinlich, dachte er, hat er sie, um sich nicht ganz zu verrathen, bei Seite geräumt. Eine deste wichtigere Entdeckung glaubte er aber an dem Blatte gemacht zu haben, das die zwei ersten Verse

jenes Jubelliedes enthielt, in welchem Willibald seinen Freunden freudig verkündete:

Ich hab' das groſse Loos gewonnen,
Ja — Freunde, freuet Euch mit mir!

Er ahnete mit Recht, daſs der Verfasser des Briefes, für dessen Anfang er die beiden Zeilen hielt, heute wohl nicht darnach fragen würde, und steckte sie daher ohne Anstand zu sich, um seinen Herrn damit in jenen Zustand der Begeisterung zu versetzen, wozu ich ihnen oben die Kraft zuerkannte. Und wirklich mochten sie auch, Herrn Sparhammer von Thomas alsbald zugesteckt, nicht wenig zur schleunigsten Vollziehung aller Formeln beigetragen haben — denn mit dem Schlage Zwölf war Nettchen die glückliche Braut, Fest der unumschränkte Besitzer eines Erbtheiles von fünfzehntausend Thalern, Sparhammer der selbstzufriedenste Onkel und Hausherr, Strick freute sich seines Palmariums und der gelegentlichen Tafel, Thomas des zu hoffenden Lohnes für seine glücklichen Entdeckungen, — und Willibald sah nun, da der ernste Theil des Spaſses so wohl geglückt hatte, dem spaſsigen Theile des Ernstes mit lachendem Herzen entgegen.

Die Familientafel nahm ihren Anfang um 12 Uhr 59 Minuten Mittags, erreichte ihre gröſste Vollkommenheit um 3 Uhr 56 Minuten Nachmittags, und ward nach einer gewaltsamen Unterbrechung von einer halben Stunde, mit dem Abendimbisse verschmolzen, und um 0 Uhr 6 Minuten Morgens glücklich beendigt.

Was nur den Gaumen und alle Sinne des Feinschmeckers reizen kann, war hier aufgeboten. Sparhammer hatte sich zwar gegen Willibald geäuſsert,

daß er offene Tafel liebe, seine Hausleute meinten aber, er nehme das Wort: „offen," wie man von offenen Städten spricht, und wünschte seine Tafel eben so frei von Gästen, wie jene frei von Mauern sind. Eben deßwegen meinte man auch, gegenwärtige Tafel sei nur in der Voraussetzung, daß der karge Millionär seiner Nichte zu Ehren doch in seinen Säckel greifen dürfte, so verschwenderisch angeordnet worden. Und in der That fand diese Anordnung entsprechenden Anwerth. Sparhammer aß nach Herzenslust, weil er auf fremde Kosten zu zehren hoffte; der Agent Strick schwelgte in der erquicklichen Überzeugung von dem juridischen Grundsatze: Beati possidentes; Willibald freute sich der genießenden Anschauung dessen, was er so oft besungen, und so selten noch genossen hatte; und Thomas sammelte, trotz einer fleißigen Ameise, die kostbaren Reste der Gerichte. Nur das Brautpaar vergaß über ein volles Herz des leeren Magens.

Endlich kam es zu den Toasten. — „Holla!" dachte sich Willibald, die Zeit der Katastrophe rückt heran. Ehe sie aber eintritt, will ich ihnen noch das Räthsel meines Charakters so künstlich verwirren und verknüpfen, daß ich selbst kaum weiß, wer es wird lösen können."

„Das Brautpaar soll leben! rief er aus, als eine Flasche besonders alten Rheinweines entkorkt wurde; — trinkt aber, verehrteste Gäste, wie die Kenner sagen, mit Andacht, und eingedenk des Trinkspruches:

„Des Weines Geld mögt Ihr versperren,
„Doch sperrt kein Geld im Kasten ein:
„Das alte Geld verliert am Werthe,
„An Werth gewinnt der alte Wein!"

Sparhammer, Thomas und Strick prallten über dieſe unerwartete Äuſierung des vermeintlichen Geizhalſes erſtaunt zurück, und meinten: „Nun! — Endlich läſit er ſich in's Herz ſehen, — vielleicht auch bald in die Kaſſe!“ —

„Trinken Sie, trinken Sie! ſprach der Rentmeiſter dem Dichter zu, dem in der That das Herz aufging, — der Wein macht aufrichtig, und Sie halten noch mit Manchem hinter dem Berge!“ —

Nettchen und Feſt konnten ſich des Lachens kaum erwehren, als ſie die komiſche Entwicklung mit Rieſenſchritten heranrücken ſah'n.

„Auf unſeres Herrn Wirthes und Schwagers Wohl!“ brach Willibald von Neuem los, und köpfte eine Champagnerflaſche, mit dem fröhlichem Ausrufe:

„Nicht länger, Glutwein! ſollſt du ſchlafen,
„In deinem gläſernen Gemach!
„Auf! ſpring' empor gleich einem Sclaven
„Der ſeine Kettenlaſt zerbrach!“

„„Bravo! Braviſſimo! rief Sparhammer über Willibalds Herzlichkeit entzückt. — Geſchwind noch ein Glas! — Die guten Ökonomen ſollen leben!““

„Proſt! — entgegnete Willibald, das geht mich an; bei wenig Geld iſt leicht gut haushalten!“

„„Alle Wetter — fuhr der Rentmeiſter auf, — warum kann ich mich nicht ärgern? Da wär' es wieder der Mühe werth! Sie! wenig Geld? Jetzt reiſit mir die Geduld, Herr Schwager! Wenn man längſt ſchon verrathen iſt, wenn man die Beweiſe auf allen Tiſchen, ja auf dem Boden herumliegen läſit, — noch läugnen,

daß man reich iſt! — Das iſt zu obſtinat! — Kennen Sie dieſe Zeilen? (Mit dieſen Worten ſtreckte er dem Dichter das Blättchen hin, das Thomas unterſchlagen hatte) He? Sie lachen? Haben Sie das große Loos gewonnen oder nicht? Iſt das Ihre Schrift oder nicht?“

Alles ſchwieg. Willibald antwortete lächelnd: „Ja, dieſe zwei Zeilen ſind von meiner Hand; — wollen Sie die dritte und die vierte hören?“

„Ich hab' das große Loos gewonnen,
„Ja, Freunde, freuet Euch mit mir,
„Das große Loos — ein Paar zu ſegnen,
„Das mir durch Liebe dankt dafür!
„Mein Werk ſind ihre Wonneſtunden,
„Mein Lohn entſchimmert ihrem Blick:
„Welch größres Loos kann man gewinnen,
„Als zweier Herzen ew'ges Glück?“

„„A pah! das ſind Dichter-Ausflüchte!“ — vertröſtete ſich Sparhammer ſelbſt, während Thomas im Winkel das Skelet eines rieſigen Capauns vor banger Ahnung aus der Hand gleiten ließ, und hinter ſeines Herrn Stuhl trat. — „Was ſagen Sie aber zu dem Kapitälchen, mit dem Sie Sr. Excellenz dem Herrn Gouverneur aushalfen, und das Ihnen ſo erfreuliche Zinſen abwirft? He?“

„Mein Kapital, — lieber Herr Schwager (warnt' ich Sie nicht ſelbſt vor mir?) — mein Kapital liegt hier zum Theil im Kopfe, — zum Theile hier in meinem Herzen! — Se. Excellenz beliebten darauf zu reflectiren, und ließen zur Geburtsfeier Höchſt Ihrer Gemahlin ein franzöſiſches Luſtſpielchen von mir bear-

beiten, wofür ich einige Dukaten als Honorar erhielt, die ich also mit Recht Zinsen nennen konnte!“ —

„„O fein sind Sie, Herr Willibald, bemerkte Sparhammer mit etwas alterirter Stimme — Sie wollen mir einen Beweis nach dem anderen umstoßen; aber wir haben deren noch genug gesammelt! Es kam auf eine Verschwägerung an, und da geht man etwas behutsam zu Werke! — Wo ist der Zettel, Thomas, in den du die Goldstücke wickeltest?““

Stillschweigend langte der angstgequälte Allbemerker den Zettel hin, und harrte bänglich, wie der Dichter nun diesen Beweis entkräften würde.

„„Ich bin so reich — las der Rentmeister vom Zettel ab, — ich bin so reich, und Niemand sieht mir's an! — Ist das nicht das offenste Selbstgeständniß!““ —

„Ich bitte Sie — erwiederte Willibald lachend, — wer wird Selbstgeständnisse auf dem Boden umher liegen lassen? —“

„„Eben weil man dort keine Selbstgeständnisse suchen würde!““ —

„Zu dem sind das nur anderthalb Verse aus einem Gedichte, worauf wir vielleicht noch zurück kommen dürften.“

„„Alle Wetter! — polterte jetzt Sparhammer ungestüm — warum kann ich mich nicht ärgern? Jetzt wär' es wieder der Mühe werth; denn wozu das lange Hinhalten? Und wenn Sie eine Unzahl Ihrer eigenen Äußerungen auf dieselbe Art wider mich anwenden wollten, was sagen Sie zu den unumstößlichen Beweisen, hinter die Ihnen, als Sie vor zwei Tagen am offenen

Salonfenſter ſchliefen, mein Thomas kam? Was ſtand auf einem Quartblättchen, Thomas?

Thomas: „Mein Kapital!“

Sparhammer. „Ihr Kapital? Nun, Herr Kapitaliſt! Was ſagen Sie? — Und auf dem zweiten Blatte? —“

Thomas: „Meine Renten.“

Sparhammer. „Ihre Renten — und die wollen Sie mir, einem Rentmeiſter, abläugnen? Aber noch nicht genug! was ſtand auf einem dritten Blatte?“ —

Thomas: „Meine Schlöſſer!“

Sparhammer. „Ihre Schlöſſer! Und Sie wollen dieſe Schlöſſer noch immer verſchließen vor unſeren theilnehmenden Augen? — Aber es ſoll Ihnen nicht gelingen, und müßt' ich Sie zum Eide treiben! Ich muß mich ja von Ihrem Reichthum überzeugen, in Folge deſſen ich Sie zu meinem Schwager machte; ſonſt wär' ich getäuſcht, betrogen, zur Klage berechtigt, — nicht wahr, Herr Agent? —

Agent (ſein halbvolles Glas ausſtürzend). **Laesio ultra dimidium.**

Willibald. Hab' ich denn nicht proteſtirt gegen Ihre ſchmeichelhaften Zumuthungen?

Sparhammer. A Pah! So wollen ſich — **salva venia**, — alle Geizhälſe entſchuldigen! — Wer Schuldforderungen hat, wie Sie, iſt nicht arm, kann nicht arm ſeyn, darf nicht arm ſeyn, und iſt — hol's der Henker, daß ich mich nicht ärgern kann, — iſt werth, daß man ſich über ſeine Verſtellung todt ärgere. — Wie heißt der Anfang der Schuldforderung,

Thomas! bei deren Concept du Herrn Willibald überraſchteſt?

Thomas. „Ich gab euch mehr, als Millionen, verſchrieb“ —

Sparhammer. „Macht man ſolche Verſchreibungen, wenn man ein armer Schlucker iſt, wie Sie zu ſcheinen beliebten? Iſt ein Chirograph ein Spaß? Können Sie noch etwas ſagen?

Willibald. Ich ſage nichts, als daß Thomas dort meine Tiſchlade öffnen, und mir die verhängnißvollen Papiere, mit denen Sie mich ſo in die Enge treiben, einhändigen möge. Ich ſeh' es, — ich kann länger nicht hinter dem Berge halten! Sie ſollen meinen ganzen Reichthum erfahren — und ſtaunen! — Jenes Portefeuille, Thomas! — So!“ —

Thomas übergab das geheimnißvolle Päckchen mit zitternder Hand und ſeufzte, von bänglicher Erwartung gefoltert, tief auf. Sämmtliche Gäſte ſprangen mit neugierig geſtreckten Hälſen empor: Nettchen und Feſt lachten heimlich: der Agent vergaß auf ſein neugefülltes Stängelglas, denn ſolch eine Summe, wie Willibalds dickleibiges Portefeuille zu enthalten verſprach, war ihm in ſeiner Praxis noch nicht untergekommen; Sparhammer aber ſetzte ſeine Brillen auf, und heftete ſeine lüſternen Blicke unabwendbar auf Willibalds Figur. Tiefe Pauſe — die Uhr ſchlug ſieben.

„Hier ſehen Sie meinen ſämmtlichen Reichthum — begann der Dichter, das Portefeuille öffnend, in welchem eine Menge der verſchiedenartigſten Papiere bunt durch einander lag.

„„Das ſind Coupon's!““ ſchrie der Rentmeiſter mit ſonnenrothem Angeſichte.

„Nur halb getroffen, entgegnete Willibald, — ein Coup iſt dabei, und zwar ein echter Theater-Coup, aber des Wortes zweite Hälfte trifft nicht zu; ſie ſuchen Coupon's, und werden höchſtens Couplets finden.“

„„Was ſollen dieſe Wortſpiele, Herr Kapitaliſt? Kramen Sie lieber das Verzeichniß Ihrer Reichthümer aus! — Wo iſt denn der Ausweis über Ihr Kapital?““

Willibald. Mein Kapital wollen Sie kennen lernen? (langt ein Quartblatt hervor, bei deſſen Anblicke Thomas unwillkührlich ausruft, „das iſt's“). Hier iſt der Ausweis. —

(lieſt)

Mein Kapital.

„Ein froher Muth, ein leichtes Blut,
„Entglüht für's Ideal,
„Ein heit'res Lied in trüber Zeit —
„Das iſt mein Kapital!

Sparhammer (in heftiger Bewegung). Das ſind Neckereien — halten Sie ein.

Willibald. Hören Sie nur weiter! Vielleicht gefällt Ihnen der folgende Quatrain beſſer. (lieſt)

„Das trägt mir Zinſen, wie kein Gold
„Des Reiches reichſtem Mann
„Drum, Freunde, ſtaunt! Ich bin ſo reich
„Und Niemand ſieht mir's an!

Kennen Sie dieſe Verſe? Oder kennt ſie vielleicht Thomas?

Sparhammer. Ja — in der That! — Nie-

mand ſäh' es Ihnen an, wie verſtockt und boshaft Sie ſeyn können? — Aber Ihre Renten? —

Willibald. Meine Renten wollen Sie kennen lernen! — Ja, die ſind zu verſchiedenen Zeiten verſchieden geweſen. — (Ein zweites Quartblatt hervorlangend, das Thomas, wie man ſeinen troſtloſeren Blicken abmerkt, auch zu kennen ſcheint.) Hier iſt der Ausweis! — Hören Sie! (lieſt)

Meine Renten.

„In der Jugend ſchönem Mai
„War ich guter Dinge,
„Küſtete vergnügt und frei
„Meines Geiſtes Schwinge.
„Lieb' und Gunſt des Frau'ngeſchlechts,
„Feuerküſſe links und rechts
„Waren meine Rente!"

Sparhammer (ziſtig). Das iſt erbärmlich ſchön! —

Willibald (fahrt zu leſen fort):

„Als der rauhe Herbſt genaht,
„Ward die Seele kälter;
„Statt zum Liebchen, — ging der Pfad
„Oft zum Weinbehälter:
„Zehen Flaſchen Rebenblut
„Ausgeſtürzt mit trunk'nem Muth
„Waren meine Rente!"

Sparhammer. Wenn ich mich nur ärgern könnte! — Alſo das ſollten Ihre Renten ſeyn. — Und wie ſteht's mit Ihrer Schuldforderung?

Willibald. Wollen Sie ſich davon überzeugen? — Hier (nimmt ein anderes Blatt) iſt abermal der Ausweis! (lieſt)

Schuldforderung.

Ich gab euch mehr als Millionen,
Verſchrieb euch was ich hab'
Und ihr laßt mich in einer Hütte wohnen
Bei Waſſerſupp' — und

Sparhammer (mit erzwungenem Lachen). An wen lautet denn dieſe originelle Schuldforderung? —

Willibald. An die Muſen, Herr Schwager! — Kennen Sie dieſe Damen? —

Sparhammer. Was kümmern mich die Muſen und Damen. Mich kümmern jetzt nur noch Ihre Schlöſſer. —

Willibald. Meine Schlöſſer? — leider ſind ſie noch nicht ausgebaut; aber einen Flügel davon kann ich Ihnen doch aufweiſen (lieſt von einem anderen Blättchen):

Meine Schlöſſer.

Das erſte Schloß, das ich mir baute,
War „Hoffnung" auf ein freies Seyn;
Das Leben gab mir trübe Stunden,
Ich baut' ein Luftſchloß —

Sparhammer (losbrechend). Alſo auch da betrogen; alſo in Allem betrogen! Betrogen um mein Vertrauen, um die Vermögensverwaltung, um meine Höflichkeiten? — Alle Wetter! Ich ärgerte mich immer, daß ich mich nicht mehr ärgern könne; aber nun ſeh' ich's, daß ich mir weniger Feuer zutraute, als ich noch wirklich beſitze. Ich ärgere mich ſo recht con amore, und werfe die tödtlichen Folgen Ihnen an den Hals, Sie feiner Strick möcht' ich ſagen, wenn mein braver Herr Agent, der mich umſonſt vor Ihnen

warnte, nicht auch Strick hieße! Sie haben mich schändlich hintergangen!“ —

„„Wer hat Sie hintergangen!““ fiel Willibald plötzlich mit ernstem Tone ein, — „„wer? Ich? der ich Ihnen wiederholt betheuerte, daß ich arm sei? Ich, der ich nur gezwungen das Mißverständniß unterhielt, das ich kaum durch Beeidung hätte aufklären können? — Ihre Geldsucht hat Sie betrogen, Ihr einfältiger Thomas hat Sie betrogen, Ihr eigener am Flimmer, am eitlen Scheine klebender Sinn hat Sie betrogen! — Betrogen? — Nein — belehrt; — und — woll' es Gott! gebessert. — Nicht betrogen, sondern Sie durch ein komisches Mißverständniß veranlaßt, eine gute Handlung auszuüben, das Glück zweier Herzen zu gründen, und kann man — ich frage Sie mit den Worten meines Gedichtes, kann man ein größeres Loos gewinnen, als zweier Herzen ewiges Glück? — Darum zürnen Sie nicht! Sie haben nicht verloren. Sie haben gewonnen; Alle hier haben gewonnen. — Aber ich, meinen Sie (das seh' ich Ihrem unbesänftigten Kopfschütteln an), ich, meinen Sie, bin denn doch kein Kapitalist, kein Millionär — sondern ein Bettler! Nein! — ich bin kein Bettler; vor diesem Namen wird mich meine Kunst bewahren, der ich mich nun ganz sorgenfrei in die Arme werfen kann! — Ich bin ein Kapitalist — mein Kapital liegt zu ungewöhnlich hohen Zinsen im Herzen dieses Brautpaares an. — Ja, ich bin ein Millionär, denn ich gäbe nicht für eine Million ein Gefühl, was mich als Mensch und Künstler so glücklich macht, wie ich es nie in meinem Leben gewesen! Ich bin ein lebendiges Gedicht — und Sie,

Herr Schwager! — werden ihm, — Ihr feuchtes Auge, der treue Spiegel Ihrer beſſeren Natur, ſagt es mir — Sie werden ihm kein ſtrenger Richter ſeyn!««

Herzlichkeit ſiegt überall, das erwies ſich auch hier. Die Löſung geſchah zu Aller Befriedigung, und erſt um 0 Uhr 6 Minuten Morgens endigte, wie geſagt, das Feſt, deſſen Veranlaſſung und Verlauf mir zu einer Erzählung und einigen Herren jenſeits des Rheines, wie ich höre, zu einem Vaudeville Stoff gab.

Der Kornett.

Zum zehnten Male brachen die heidnischen Renner und Brenner in die hartbedrängte Steiermark ein, um Jammer und Noth über das arme Land zu verbreiten. Dießmal aber schien es auf gar besonderes Unheil abgesehen, denn Sultan Suleiman selbst stellte sich an die Spitze seines zahllosen Heeres. Am Freitage, dem 29. des Moharrem, im 939. Jahre der Hedschira, das ist nach unserer Rechnung am 29. August des Jahres 1532, erhoben sich die Ungläubigen unter Gußregen und Ungewitter mit dem Lager vor Güns, und schon am fünften Tage schlugen sie ihre Zelte in den Bergschluchten der nordöstlichen Steiermark auf, und ließen ihre blutdürstenden Scharen nach allen Richtungen hinstreifen.

Heulend und händeringend flohen die armen Bewohner in die Wälder und Gebirge. Nur die Siechen und Krüppelhaften, welche man so schnell nicht fortbringen konnte, blieben in den verödeten Dörfern und Märkten zurück; darunter wohl auch manches verdächtige Gesindel, das nichts zu verlieren hatte, sondern sich davon einen Gewinn versprach, mit den raublustigen Feinden gemeine Sache zu machen, und an den eigenen Landsleuten die Verräther zu spielen. Schon hatte sich Grafendorf freiwillig ergeben, schon war Pischelsdorf dem Boden gleich gemacht, und weithin

leuchtete die Nacht des neunten Septembers von der Brandröthe lodernder Schlösser und Ortschaften.

„Gertrud, sprach der Bauer Jobst zu seinem zitternden Weibe, sei gutes Muthes, Gott hat uns noch nie verlassen, er wird auch dießmal gnädig seyn. Aber höchste Zeit ist es, an die Flucht zu denken; schon leuchten die Mordfeuer der Heiden über den Rücken des Kulm herüber. Was nützen uns die festen Schlösser Neuhaus, Herberstein und Stubenberg; sie haben, mein' ich, d'ran zu denken, wie sie sich des Feindes selbst erwehren mögen, und können unsere Dörfer nicht vertheidigen. Wer weiß, ob nicht schon in der nächsten Nacht aus den Fenstern unserer Herrenburg die Lohe schlägt. Jetzt heißt es für seine eigene Haut sorgen und auf Niemanden bauen als auf Gott und auf sich selbst. Du weißt, unsere beste Habe liegt tief im Walde verscharrt. Niemand hat mir zugesehen, als ich sie eingrub unter der hohlen Eiche, vor der ein moosig Felsstück liegt als unfehlbares Merkzeichen. Auch kenn' ich eine Höhle hoch im Berge droben, die Niemand finden mag, als wer in der Absicht, einen Zufluchtsort zu entdecken, die Waldung Schritt für Schritt durchforscht. Vorsichtig bin ich seither manches Mal hinaufgeschlichen, und habe das Innere der Höhle so gut hergerichtet als es gehen mochte, und für den ärgsten Fall sogar eine kleine Vorrathskammer darinnen angelegt. Darum komm jetzt, Weib, — unser Bündel ist geschnürt, unseren Jungen nehm' ich auf den Rücken, und ehe der Tag grauet, sind wir in Sicherheit.“

„Lieber Jobst, erwiederte Gertrud schluchzend, du weißt gar nicht, wie mir um's Herz ist. Gewiß

werden wir entdeckt. Du weißt wir haben viele Neider im Dorfe. Die böse Marthe haßt dich, weil du mich ihr vorzogst, und hat dir das Ärgste geschworen. Was nützt uns dann die vergrabene Baarschaft und die Höhle im Gebirg, wenn uns böse Menschen verrathen und uns dem Feinde in die Hände spielen.“

„Wenn Gott mit uns ist, wer ist wider uns?“ tröstete sie Jobst. „In so allgemeiner Drangsal denkt wohl Niemand an Neid und Rache. Und wenn wir auch das Schlimmste voraussetzten, schlimmer kann's nicht seyn, als hier dem Heidenvolk anheim zu fallen, wenn es, hungrigen Wölfen gleich, in Haus und Hof stürmt. — Blick' hin, der Himmel wird immer röther. Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!“

Mit Thränen in den Augen verließen sie die Hütte, in welcher sie etwa vor acht Jahren zu wirthschaften begonnen hatten. Das Dörflein, worin sie hauseten, hieß Buch, und lag am Fuße des waldigen Kulm, von dessen Rücken sich eine herrliche Aussicht in die Ferne darbiethet. Jobst hatte, eh' er seine brave Gertrud zum Weibe nahm, mit einer Witwe Namens Marthe viel Umgang gehabt. Aber ihr störrisches Wesen und ihr rauher Sinn ward ihm von Tag zu Tag unliebsamer, zumal da sie auch sonst nicht im besten Rufe stand und auf Zucht und Frömmigkeit nicht eben viel zu halten schien. Als er aber die liebe, gute Gertrud kennen lernte, da ward ihm Marthe ganz unerträglich, und er sagte ihr's rund heraus, daß er in Zukunft nichts mehr mit ihr zu thun haben wollte. Deßhalb war sie erbittert auf ihn und seine neue Hausfrau, und neckte beide, so oft es ging, und schwor ih-

nen mehr als einmal, daß eine Zeit wohl kommen würde, wo sie ihnen vergelten könnte. Deß achtete aber Jobst nicht sehr, vielleicht wohl weniger als es klug war; denn er ging seinen geraden Weg, hatte festes Gottvertrauen, und lebte mit seinem Weibe, die ihm gleich im ersten Jahre der Ehe ein Söhnlein brachte, zufrieden und sorgenlos.

Selbst jetzt, als er mit ihr und dem siebenjährigen Jungen durch Busch und Dorn den Kulm hinanstieg, ließ er sich von Gertrud's Klagen und Bedenklichkeiten nicht anfechten, sondern sprach ihr Trost und Muth ein. Es war ein langsames und beschwerliches Steigen. Wohl trafen sie im finsteren Walde mit manchen Anderen zusammen, die sich ebenfalls flüchteten, denn fast das ganze Dörflein wanderte aus; aber Jeder war nur auf sich selbst bedacht, und verfolgte seinen Pfad, ohne zu fragen, wer rechts oder links vorüberstreifte. Je höher sie stiegen, desto stiller und einsamer ward es, und Jobst war dessen herzlich froh, denn er ersah daraus, daß er sein Versteck gar klug und sicher gewählt habe. Mühsam keuchte Gertrud nach, und der kleine Lenz war auf des Vaters Rücken fest eingeschlafen. Die Furcht macht die Augen scharf und das Gedächtniß getreu; auf Steigen, wo man sich beim Tage leicht verirren konnte, fand Jobst die Höhle, als längst wohl schon die Mitternacht vorüber war. Erschöpft warfen sie sich hin und schliefen ruhig bis zum Morgen.

Als das Tageslicht matt in ihren Schlupfwinkel schimmerte, erhoben sie sich, um sich mit ihrer neuen

Wohnung bekannt zu machen. Die Felsschlucht mündete nach oben wie nach unten; sie lauschten mit gespanntem Ohr, aber alles war still. Da machte sich Jobst auf, um durch die obere Mündung die Höhe des Bergrückens zu gewinnen und frei ausblicken zu können. Gertrud blieb mit ihrem Söhnlein zurück, das aber nicht lange sich halten liesi, sondern aus der Höhle herauskroch, um Waldbeeren zu pflücken; da rings lautlose Stille herrschte, so hatte die Mutter nichts dawider. Bald aber ertönte aus der Tiefe in nicht allzuweiter Entfernung des Knaben Geschrei; leblos fast vor Entsetzen sank die Mutter nieder. So fand sie Jobst, als er von der Höhe zurückkam, von welcher aus er das ganze Dorf Buch, so wie das Herrenschloß am Berg in vollen Flammen gesehen hatte. Der arme Lenz war ohne Zweifel von einzelnen Streifern geraubt worden. Namenlos war der Jammer der Ältern, und nur der Schmerz über den Verlust ihres Kindes liesi sie der eigenen Gefahr vergessen, welcher sie ausgesetzt waren, falls dieses selbst an ihnen zum Verräther würde. Gleichgültig sahen sie einem Loos entgegen, das sie ja doch nur mit ihrem Liebsten auf dieser Welt zu theilen hätten. Aber Niemand kam; im Gebirge blieb es ruhig; Jobst streifte mit kecker Verwegenheit nach allen Richtungen umher, ohne Feind oder Freund zu entdecken. Er schloß daraus, daß die bösen Gäste, welche die Kürze ihres Aufenthaltes durch Grausamkeit ersetzten, bereits weiter gezogen wären. Als er wieder die Höhe des Berges erklomm, fand er weit umher Alles wie ausgestorben. Kein Halbmond war zu sehen, und nur hin und hin quoll noch aus schwarzen Trüm-

mern spärlicher Rauch empor. Er beschloß den Gang ins Thal vorerst selbst zu wagen. Als er an die Stelle kam, wo hinter dem moosigen Felsstücke bei der morschen Eiche seine Habseligkeiten verscharrt waren, fand er die Erde aufgewühlt; von Allem was er vergraben hatte, war nichts mehr zu entdecken. Also selbst in den Schooß der Erde war die Raubgier der bösen Heiden eingedrungen.

Im Dorfe war bis auf wenige Häuser Alles niedergebrannt; unter diesen wenigen befand sich das Häuschen der bösen Marthe. Mit verzweiflungsvollem Jammer wühlte Jobst im Schutte seiner Hütte. Was ihn allein trösten konnte, war die allgemeine Noth, die er antraf. Überall Drangsal, überall Hilflosigkeit; — aber doch hatte Niemand von Allen, die dem Schwerte der Würger entgangen waren, den Verlust eines theuren Kindes zu beklagen, als er. Es schien als ob gerade Jene am schlimmsten berathen gewesen wären, die sich in die Waldung des Kulm geflüchtet hatten. Denn eben dahin allein war ein feindlicher Haufe gedrungen und hatte Alles, was er fand, in die Sklaverei mit sich fortgeschleppt.

Mit gebrochenem Herzen und trostlosem Gemüthe holte er seine Gertrud aus ihrem Versteck, und bemühte sich, seine Sache Gott anheim stellend, die Reste seiner Behausung, so gut als es ginge, wieder herzustellen.

Die Türken waren indessen über Gleistorf nach Gratz vorgerückt, wo sie die ganze umliegende Gegend mit Feuer und Schwert verwüsteten, bis sie auf dem Fernitzerfelde von den edelsten Helden der

Christenheit, dem Johann Katzianer, dem Johann Ungnad und den Rittern von Auersperg und Reichenburg, in die Flucht geschlagen wurden. Ein gleiches Gericht ließ der Herr über sie zwischen Marburg und Pettau ergehen, bis sie nach Mihal Oglus Streifzuge durch Obersteier dem Lande für siebenzig Jahre den Rücken kehrten.

Es war ein trauriges, freudenloses Leben, was Jobst mit seiner Gertrud führte. Wohl kein Tag verging, wo sie nicht in bitteren Thränen ihres armen Kindes gedachten, das entweder schon grausam gemordet seyn mochte, oder was ihnen fast noch schwerer auf's Herz fiel, im Unglauben erzogen und zu einem Feinde seines eigenen Vaterlandes herangebildet wurde. Inbrünstig beteten sie dann zu Gott, daß er sich des armen Knaben annehmen und den Funken des wahren Glaubens in ihm erhalten wolle, als dessen Sinnbild er ein kleines Silberkreuz, das Geschenke seines Pathen, auf dem Herzen trug.

Allein der Himmel ist gnädig, und wo er den Schmerz gab, dort gibt er auch den Trost. Dieser erblühete ihnen nach kurzer Jahresfrist, während welcher sie durch Fleiß und Emsigkeit sich wieder aufhalfen, in einem gar lieblichen Töchterlein, dem sie zum Angedenken an den verhängnißvollen 10. September, den seltenen Namen Pulcheria gaben. Das Mädchen war nun ihre Augenweide und Herzenswonne, und da überdieß ein Schimmer von Friede das hart mitgenommene Land wieder zu erleuchten begann, so fühlten sie ihren Jammer bald gelindert und ihren ungestümen

Schmerz zu sanfter Wehmuth herabgestimmt. So verging Jahr um Jahr in ländlicher Einförmigkeit, ohne daß sie weiter etwas von ihrem Sohne erfahren hätten. Sie gewöhnten sich nach und nach an den Gedanken, ihn für gestorben zu achten und schlossen ihn allabendlich in ihr frommes Gebet ein. Auch der jungen Pulcheria machten sie das Angedenken an einen Bruder, der vielleicht eher gestorben war, als sie zur Welt kam, lieb und theuer, und die ersten Vaterunser, die das gute Kind stammeln lernte, galten der armen Seele des unglücklichen Lenz.

Die schöne Pulcheria, die ihren sonderlichen Namen nicht mit Unrecht zu führen schien, mochte bereits fünfzehn Jahre zählen, als eines Tages eine Anzahl kaiserlicher Reiter im Dorfe Rast hielt. Sie gehörten zu einem Geschwader, welches aus Ungarn heraufgezogen wurde, um in Grätz die Ordnung herhalten zu helfen, die durch Luthers neue Lehre ernstlich gefährdet war.

Der Anführer der Schaar war ein schmucker Jüngling, so fein und schön, als man sich nur einen Krieger träumen mag. Dichte Locken quollen ihm unter dem Helm hervor, der ein sonnverbranntes aber liebliches Antlitz mit feurigen Schwarzaugen beschattete. Der rüstigen und doch schlanken Gestalt saß Koller und Küraß vortrefflich, und die klirrenden Sporen an den hohen Reiterstiefeln kündeten den Sohn der Schlacht schon von Weitem an. Mit großer Gelassenheit begehrte er für sich und seine Mannschaft, was recht und billig war, und benahm sich in Allem und Jedem so, wie es einem

wackern Diener seines Herrn und Kaisers ziemt. Besonders begegnete er der Tochter des Hauses mit sittiger Freundschaftlichkeit und herzlicher Offenheit, was dem Mädchen ganz unerwartet kam, indem es vor Kriegsleuten immer eine heimliche Scheu hatte. Der Zufall wollte, daß die Reiterschaar, welche der artige Cornett anführte, länger im Dorfe blieb, als es anfänglich bestimmt war. Er wurde daher im Hause seines Wirthes bald heimisch, und that in Allem so, als wenn er zur Familie mit gehörte. Die Eltern merkten in Kurzem, wie gerne der schmucke Gast in Pulcherien's Nähe weilte, und welchen tiefen Eindruck er auch auf das Mädchen gemacht habe. Da sich ihr Vermögensstand durch rührigen Fleiß und durch den Segen von fünfzehn friedlichen Jahren wieder gehoben hatte, und sie ihrer Tochter, wenn auch nicht eben viel, doch etwas mitgeben konnten, so hatten sie nichts darwider, als der Cornett einige ernstliche Worte fallen ließ, und längstens binnen Jahresfrist die Sache in Richtigkeit zu bringen versprach. Inzwischen kam der Marschbefehl; Pulcheria weinte bittere Thränen, aber der Geliebte gab ihr sein Ehrenwort, wieder zu kommen, um sie, weil er bis dahin entweder im Dienste oder anderwärts vorzurücken hoffte, als Bräutchen heimzuführen. Es fand ein förmliches Verlöbniß Statt, dem die Eltern vielleicht allzunachgiebig ihren besten Segen nicht vorenthielten, und unter Schwüren der Liebe und Treue nahm der Krieger von dem trostlosen Mädchen Abschied. Lange sah sie ihm von einem Vorhügel des Kulm nach, und als endlich die Staubwolke in der Richtung gegen Weitz hin verschwand, sank sie betend

in's Knie, und flehte inbrünstig zu Gott, daß er ihr die lange Frist bis zu einem fröhlichen Wiedersehen erträglich machen möge.

Ein Jahr war dahin geflossen, ohne daß der Cornett etwas von sich sehen oder hören ließ. Die Eltern glaubten ihr Mädchen schon ganz von ihm vergessen, und wendeten Alles an, um es über seinen Verlust zu trösten.

Da kam plötzlich eines Tages ein blasser, hagerer Jüngling in's Dorf, in Lumpen eingehüllt und ein Paar Kettenringe vorweisend, zum Zeichen, daß er der Sclaverei glücklich entkommen sei. Bettelnd zog er von Haus zu Haus und gab vor, daß er in dieser Gegend das Licht der Welt erblickt habe, sich aber an wenig mehr erinnern könne, da es schon lange Jahre seyen, daß ihn die Türken auf einem waldigen Berge geraubt hätten. Er erhielt viel Almosen und noch mehr freundliche Worte der Theilnahme. Endlich kam er auch in das wohnliche Haus des Bauers Jobst.

Wie namenlos war aber die Freude der guten Leute, als sie aus der Erzählung des Bettlers vernahmen, daß es Niemand Anderer sei als ihr längst schon für todt beweinter Sohn Lenz. Selbst das silberne Kreuzlein trug er noch auf der Brust, welches wie durch ein Wunder so lange Zeit den Händen und Augen der Heiden entgangen war. Die hochentzückten Eltern erkannten es alsogleich, und hatten nun weiter gar keinen Zweifel mehr, daß ihnen Gott wirklich ihren lieben Sohn wieder geschenkt habe. Sie kleideten ihn vom Kopfe bis zum Fuße neu, labten ihn durch Trank und Speise, und gaben sich alle Mühe, seinen geschwächten

Leib zu pflegen und zu stärken. Mit innigster Rührung hörten sie dem Berichte seiner Leiden und Abenteuer zu, deren er so viele ertragen und erfahren hatte, daß er darüber fast der Art und Weise vergaß, wo und wie er denn eigentlich geraubt worden sei. Auch Pulcheria hatte inniges Wohlgefallen an ihrem Bruder, und war ihm, als ob sie mit ihm zugleich aufgewachsen wäre, mit schwesterlicher Liebe zugethan.

Wenige Tage nachher kam aber auch in der Dämmerung ein schmucker Reitersmann angesprengt, welcher am äußersten Ende des Dorfes abstieg, wo die Witwe Marthe eine Schenke unterhielt. Der böse Stern des Fähnrichs wollte es, daß er zuerst in das Haus des Weibes gerieth, dessen Herz noch immer mit dumpfem Grolle gegen Jobst und seine Angehörigen erfüllt war, so übel sie auch bereits ihm mitgespielt haben mochte. Als sie in dem Cornett den Bräutigam Pulcheria's erkannte, empfand sie die boshafteste Schadenfreude in ihrer schwarzen Seele, und hatte bald ein Plänchen ausgedacht, um sich für die einst erlittene Zurücksetzung recht teuflisch zu rächen.

„Ihr kennt wohl Jobsten's Töchterlein, Frau Wirthin — forschte der Cornett, — und wißt wohl auch, daß ich vor einem Jahre meine Werbung that? Da bin ich nun absichtlich im Dunklen gekommen, um mich heimlich zu erkundigen, wie es bei dem guten Kinde um Lieb' und Treue noch stehe, damit ich entweder mein Wort einlöse, oder eben so unbemerkt, als ich kam, bei Nacht und Nebel wieder von hinnen reite. Deshalb, liebe Wirthin, schenkt mir reinen Wein ein, und vor Allem sagt ja keinem Menschen, daß Ihr mich gesehen habt.“

Die böswillige Frau, in deren Herzen die Rachsucht schier zur fressenden Krankheit geworden war, that, als ob sie mit der Sprache nicht heraus wollte, und zuckte die Achsel und schnitt so zweifelhafte Mienen, daß es dem ungeduldigen Kriegsmanne wie gehacktes Blei in die Seele fuhr.

„Um Gott, redet, redet, — begann er, wild aufglühend, — Kriegsleute haben wenig Lust zu warten und zu grübeln. Ist's schlimm, was Euch würgt, — heraus damit, so weiß ich wenigstens, wie ich's zu halten habe; — ist's gut, was Ihr zu geben habt, so denket: wer schnell gibt, der gibt doppelt!"

Ihr dauert mich, edler Krieger, — versetzte die Wirthin mit geheuchelter Theilnahme, — denn so feste Treue mag in Eurem Stande wohl ein seltenes Kräutlein seyn. Wohl dem, der sie belohnt findet. Ich will Eurem Bräutchen keinen Brand schüren, aber ich weiß nicht, ob Ihr mit Allem, was Ihr finden werdet, zufrieden seyn möget. Seit kurzer Frist geht ein junger Mann von Euren Jahren im Hause aus und ein, der für einen nahen Verwandten gelten will. Ich habe nicht in seinen Stammbaum geblickt, aber ich meine nur, daß er mit Pulcherien sehr nahe verwandt seyn muß, weil er gar so zärtlich mit ihr thut."

„Zärtlich? — fuhr der Cornett auf, — meine Büchse soll ihm die Zärtlichkeit segnen!"

Oho! Ungestümer, — beschwichtigte ihn Marthe, — ich müßte lügen, wenn ich sagte, daß ich's selbst gesehen. Aber Alles im Dorfe weiß darum, denn sie halten's gar nicht Hehl. Doch ein besonnener Mann überzeugt sich eher selbst. Das könnt Ihr ja gar leicht,

da außer mir Niemand weiß, daß Ihr angekommen seid. Schleicht heimlich hin, lauscht durch die Fenster, braucht Eure eigenen Augen, und dann urtheilet, was Ihr zu denken habt!"

Der Same der Eifersucht war in des Reiters Brust gestreut, und gedieh in kurzer Frist zur üppigen Saat. Eine stürmische Herbstnacht hatte die Gegend in schwarzes Dunkel eingehüllt, und dichter Nebel zog aus den Klüften des Kulm über das Dörflein her. Vermummt in seinen Reitermantel schlich der Fähnrich dem wohlbekannten Hause zu, aus welchem er sein Glück heimzuholen gedachte. Krampfhaft preßte er die scharf geladene Büchse an sein Herz, welches mit ungestümen Schlägen die Brust zu sprengen drohte. Durch die Stubenfenster schimmerte Licht. Mit gepreßtem Athem schlich der wilde Krieger näher und starrte unbemerkt durch die Scheiben hinein. Ein junger Mann, wie ihn Marthe beschrieben hatte, saß an Pulcheria's Seite und hielt ihre Hände zärtlich in die seinigen gepreßt. Jetzt erhob er sich, neigte sich sanft über sie, und drückte ihr einen herzlichen Kuß auf die Lippen.

Da hielt sich der eifersüchtige Reiter, der in Pulcherieus Bruder einen begünstigten Nebenbuhler zu erblicken wähnte, nicht länger, riß wüthend die Büchse hervor, nahm den Unglücklichen scharf auf's Korn und drückte los. Knall und Fall war Eins. Mit triumphirendem Hohne stürzte der Cornett von hinnen, warf der erschrockenen Marthe ein Goldstück für ihre Zeche hin, schwang sich auf sein Roß, und sprengte schneller als der finstere Sturm in die Nacht hinaus.

Im Hause des armen Jobst war der entsetzlichste Jammer von Neuem losgebrochen. Gertrud war eben in der Küche, und Jobst im Stalle beschäftigt, als der Schuß fiel, welchem ein durchdringlicher Schrei folgte. Als sie in die Stube eilten, schwamm Lenz in seinem Blute am Boden; Pulcheria lag starr, wie eine Leiche daneben. Die Kugel war ihm in's Herz gedrungen. — „Eltern, Euren Segen; — ein Meuchelmörder hat mich erschossen!“ war Alles, was er noch sagen konnte, eh' er verschied. Als der Bruder zum besseren Leben entschlief, erwachte die Schwester wieder für eine qualvolle Zukunft. In wilder Verzweiflung rumorten die Eltern das ganze Dorf aus dem Schlafe; schaudernd sahen Alle, was geschehen war; auch Marthe lief herbei, und erkannte mit heimlichem Grauen, zu welcher That sie gerathen hatte. Allein um ihres eigenen Heiles willen hütete sie sich wohl, zu entdecken was sie wußte, obgleich sich zum ersten Male in ihrem Innern die Stimme des Gewissens drohender meldete. Man streifte noch bei Nacht mit Fackeln und Spänen durch die ganze Gegend, man durchsuchte am frühesten Morgen den ganzen Kulm, — aber der Meuchelmörder war nirgends zu finden. Da sargten die tiefgebeugten Eltern ihren geopferten Liebling mit bitteren Thränen ein, und flehten zu Gott heißer als je, daß er ihnen Kraft verleihe, so viele harte Prüfungen standhaft zu ertragen. Aber noch schien die letzte nicht gekommen; denn das arme Mädchen war bis zum Tode erschüttert. Seit das mörderische Blei den kaum gefundenen Bruder knapp an ihrem Herzen durchbohrt hatte, kannte sie ein peinliches Gefühl von Unsicherheit und Mißtrauen in

ihrem Buſen nicht bezwingen. Selbſt der Gedanke an ihren Bräutigam, welcher vordem ihren ganzen Sinn eingenommen, wurde von dieſem neuen Schreckniſſe übertäubt und zurückgedrängt. Sie fand nicht Ruhe, nicht Raſt, welkte ſichtbar dahin, und fühlte nur im ſtillen Gebete oder vor dem Altare des Herrn Troſt und Erleichterung.

Langſam und traurig ſchlichen die Monate; die ganze Geſtaltung der Zeit ſchien ernſter und bedenklicher geworden. Allenthalben im Lande regte ſich der Geiſt der Widerſetzlichkeit gegen die Oberen und des Abfalls von der Religion der Väter. Verſchiedene Plagen und Ereigniſſe ſetzten den Landmann, als Vorboten größerer Übel, in Schrecken. Im Dorfe Buch herrſchte die größte Sterblichkeit, aber an jenen, welche den Tod mit offenen Armen aufgenommen hätten, ging er vorüber. Auch der böſen Marthe fing endlich all das Arge heimzukommen an, was ſie zeitlebens verübt oder angeſtiftet hatte. Ihr böſes Gewiſſen quälte ſie mit jedem Tage gewaltiger, und obſchon gerade ihre größte Übelthat Niemand ahnete, ſo ſagten doch Alle, daß ſie nur gerechte Strafe leide. Sie verfiel in ein böſes Fieber, welches zuletzt in ſtillen Wahnwitz ausartete. Unfähig, ihrer Wirthſchaft fernerhin vorzuſtehen, zehrte ſie nach und nach ihr ganzes Spargut auf, und eh' ein Jahr um war, mußte ſie von fremder Leute Gaben leben. Da lag ſie denn manchmal den ganzen Tag auf ihrem Strohlager, manchmal aber ſaß ſie draußen am Wege wie eine Hexe und bettelte, denn wiewohl ſie erſt in den Fünfzigen war, ſo konnte ſie doch nach ihrem abgezehrten Äußeren und nach ihrem runze-

lichten, gelben Gesichte für ein steinaltes Mütterchen gelten. Das machte die Sünde, die dem Alter noch besser in die Hände arbeitet, als Noth oder Herzeleid.

Dem wilden Reiter, der sich zu so schrecklicher Unbesonnenheit verleiten ließ, erging es indeß ebenfalls nicht besser. Er war nach vollbrachter That, vor Ablauf seines Urlaub's wieder zu seinem Fähnlein gestoßen, welches dem Heere des Kaisers an die Elbe folgte, und hatte sich durch seine Tapferkeit eine Hauptmannsstelle verdient; aber der Feind in seinem Innern war nicht so leicht zu schlagen, als die Lanzenknechte des Curfürsten Johann Friederich. Wohl flogen ihm in allen Städten und Städtchen die Augen manches holden Fräuleins nach, denn er war noch immer schön und kräftig; doch es war, als ob das Dorfkind zu Buch es ihm angethan hätte. Bei Tag und Nacht stand Pulcheria vor seinen Augen, und wie er sich auch einreden mochte, daß sie treulos und seiner Liebe nicht werth sei, so fühlte er dennoch, er könne ohne sie nicht leben und nicht ruhig werden. — „Vielleicht hat die strenge Rache, die meinen Nebenbuhler traf, sie aufgerüttelt — dachte er — und ihre Gedanken mir wieder zugewendet!“ — So machte er sich denn auf, und zog nach Steiermark, um ihre Eltern an ihr Versprechen zu erinnern. Je näher er aber der Gegend kam, wo sie hauste, desto lautere Vorwürfe machte ihm sein Gewissen. — „Ei was? — überredete er sich, — hab' ich's mir je zu Herzen genommen, wenn ich einen Feind vom Roße schoß? Und war er minder mein Feind, als ein Anderer, der bloß des Soldes willen gegen

mich anreitet? Es geschah ihm recht; zudem ist Niemand, der mir meine That beweisen könnte, und gegen alles Übrige schützt mich mein Ehrenkleid, das ich trage! Darum vorwärts ohne Zagen!"

Gegen Abend war's, als er am Fuße des Kulm auf seinem müden Gaule langsam dem Dorfe zutrabte. Eine Bettlerin saß am Eingange, und schien um eine Gabe zu flehen. Der Hauptmann hielt an, um ihr ein Goldstück zuzuwerfen; da schrie das Weib plötzlich kreischend auf, und humpelte an ihrer Krücke heulend dem Hohlwege zu. Sie hatte ihn erkannt und konnte Gottes Strafgericht nicht länger ertragen. Am andern Morgen fand man sie halbzerschmettert in einem Neubruche, in welchen sie auf ihrer Flucht wahrscheinlich von der hochhinlaufenden Straße hinabgestürzt war. Sie konnte nichts mehr sprechen; aber desto lauter sprang aus ihren verzerrten Zügen die Höllenqual des bösen Gewissens.

So übel dieser Empfang war, so ritt der Hauptmann doch getrost auf das Haus zu, in welchem seine Pulcheria wohnte. Nicht ohne geheimes Grauen wurde er des Fensters ansichtig, durch welches er den mörderischen Schuß gethan hatte. Als aber, da er vom Rosse sprang, Jobst und Gertrud mit freudiger Überraschung auf ihn zustürzten und ihn herzlich willkommen hießen, da war alle Beklommenheit verschwunden, denn nun glaubte er, daß ihre Tochter seiner wirklich nicht vergessen habe. Sie selbst blieb schüchtern in der Hausthüre stehen, und wußte sich das sonderbare Gefühl nicht zu deuten, das sie bald zu ihm hinzuziehen, bald von ihm wegzutreiben schien. Das war wieder ein Mal nach langer Nacht ein Freudenblitz in das

Haus der Bekümmerten. Sie versicherten ihn von des Mädchens Treue, und beeilten sich um so mehr ihr Versprechen zu erfüllen, als der Hauptmann seinen Abschied einzulegen und sich in Buch anzukaufen bereit erklärte. Mit betrübter Miene schritt Pulcheria zum Traualtar; ein unerklärbarer Schauder überlief sie, als sie ihrem Bräutigam die Hand reichte, und zitternd, unter heftigen Thränen lispelte sie das Jawort. Er selbst, so wie das Elternpaar, schrieb das der natürlichen Befangenheit zu, und mit froher Hoffnung blickten Alle einer besseren Zukunft entgegen. Von all' dem Traurigen, was seit mehr als Jahresfrist vorgefallen war, ließen weder Eltern noch Tochter ein Wörtchen fallen, um ja nicht alte Wunden wieder aufzureißen; der junge Gatte selbst aber hütete sich wohl, einer That zu erwähnen, die ihm noch immer schwer auf der Seele lastete.

Er kaufte mit dem Golde, das er sich in manchen Feldzügen erbeutet hatte, ein großes Stück Grund mit allem Zugehör, worin auch seiner Schwiegereltern Wirthschaft mitbegriffen war; bauete eine schöne Wohnung hin, und that Alles, um seiner lieben Hausfrau das Leben werth und angenehm zu machen. Allein Alles war umsonst, sie blieb traurig nach wie vor, schlug die Blicke gewöhnlich scheu zur Erde nieder, schrack vor der Stimme ihres Gatten ängstlich zusammen, und zuckte hastig zurück, wie er mit seiner Hand nur leise sie berührte. Es war, als ob sie ahnete, daß der, den sie einst so innig liebte, ihren lieben Bruder gemordet habe. Nur mit leisem Schauder vermochte sie seinen Kuß zu erwidern, und wenn sie seinen Blicken zufällig begegnete, so fiel es ihr auf die Seele wie glühende Kohlen. Das konnte nun dem lebhaften Manne, der

ſich ſo viele Freude von ihr verſprochen hatte, weder liebſam noch erklärbar ſeyn; auch ſeine Schwiegereltern wußten nicht, was ſie denken und ihm ſagen ſollten, da es ihnen beinahe ſelbſt nicht anders erging. Er gerieth auf allerlei Vermuthungen, und überließ ſich zuletzt dem quälenden Argwohne, daß vielleicht doch das Andenken an einen Nebenbuhler, wohl gar an Jenen, dem er ſo unſanft hingeholfen, ihr noch im Köpfchen ſpuke. So gern er auch, ſeiner barſchen Sitte gemäß, offen damit herausgeplatzt wäre, ſo wagte er es doch um ſeiner ſelbſt willen nicht, ſondern forſchte vorſichtig und behutſam nach Allem, was während ſeiner unvermutheter Weiſe verlängerten Abweſenheit vorgefallen ſey. Es war eben der zweite Jahrestag des geſchehenen Mordes, als er Thränen vollauf im Hauſe fand. Nur geringen Anlaſſes bedurfte es, und Jobſt erzählte ſeinem Eidam die ganze Geſchichte des unglücklichen Lorenz.

Wie vom Blitze gerührt ſtand Jener, als er von der Flucht auf den Kulm hörte und von der Rückkehr des todtgeglaubten Lorenz und deſſen gräßlichen Ermordung, und von der böſen Marthe, der man trotz aller chriſtlichen Schonung, doch viel von allem Unheil aufzubürden geneigt war. Nun war ihm das traurige Räthſel gelöſ't; nun ſah er ein, wie er in ſeiner tollen Eiferſucht das Opfer der niedrigſten Rache geworden war; nun fand er es begreiflich, daß ſeine Hausfrau unwillkührlich vor den ſündigen Händen zurückſchauderte, die das unſchuldige Blut ihres armen, vielgeprüften Bruders verſpritzt hatten. Wie eine Zentnerlaſt fiel ihm ſein Verbrechen wieder auf die Seele, drückender als je, da er jetzt die Nothwendigkeit, es zu verſchweigen, noch deutlicher erkannte. Mit ſchonen-

dem Mitleid behandelte er sein armes Weib, welches hinwelkte wie eine Blume im Märzfroste. Von Tag zu Tag sah er sie dem Grabe schneller entgegen reifen, und ehe zwölf Monden verflossen waren, war es auch mit ihr vorüber, und in stummer Verzweiflung starrte er in das Grab, worein man sie versenkte, und wünschte nichts sehnlicher, als ihr recht bald nachfolgen zu dürfen.

Aber für den Sünder ist der Tod eine Gnade, die er sich durch Buße verdienen soll; nur den leidenden Gerechten erlöst der Herr aus Mitleid früher, und deßhalb folgten auch Jobst und Gertrud gar bald ihrer Tochter nach, und ruheten zwischen ihr und Lorenz aus, während der Zerstörer ihres Glückes mit seinem Gewissen allein zurückblieb. Unschlüssig, was er thun sollte, um es zu betäuben, verließ er anfangs die Gegend, die ihm all' sein Leid gebracht, und stürzte sich hinaus in die Welt, und suchte den nagenden Wurm zu tödten durch Sinnenrausch und Genuß. Aber Genuß und Sinnenrausch sind nur flüchtige Träume, die ein desto qualvolleres Erwachen bereiten. Erst nach langem Irrsal fand er das wahre Seil, an dem der Ringende allein sich emporwinden mag aus dem Schiffbruche des Lebens — den Glauben. Er kehrte zurück nach Buch, schenkte die eine Hälfte seiner Habe den Armen, erbaute von der anderen jene Kirchlein auf dem Kulm, die noch jetzt auf seiner Höhe zur Andacht einladen, und zückte abermal sein Schwert, um fechtend gegen die Ungläubigen zu fallen. Wie bald er sein Ziel erreicht habe, davon ist keine Kunde, aber der Herr ist mild und verkürzt dem reuigen Sünder die Zeit seiner Buße gerne.

Die grosse Woche.

1.

Rüſtig ſchritt Omar, in der Rechten den Wanderſtab, mit der Linken ſeinen Reiſebündel unterſtützend, vom letzten Berg auf die Hauptſtadt Ispahan zu. Die ganze Nacht durch war er gepilgert, ohne zu ruhen; die Liebe diente ſeinen Füßen ſtatt des Rades. Die goldene Sonne ſtieg eben wieder auf ihren hellblauen Thron, und betend hob Omar ſein Haupt zu ihr empor. Als er aber niederblickte auf die Häuſer, die nunmehr ganz hell und kenntlich ſchon zu ſeinen Füßen lagen, und im Sonnenſchimmer mit ihren glatten Dächern wie tauſend Metallſchilde ſchimmerten, da blieb er plötzlich ſtehen, und ſah hinab, als ob ihn etwas Unbekanntes feſſelte. Nichts Anderes war es auch. Als er vor vier Jahren auf eben dieſem Plätzchen um eben dieſe Tageszeit ſtand und ſeiner Solina den letzten Kuß auf die Korallenlippen drückte, da war es ganz anders um ihn herum als heute. Von verworrenem Geſchrei, das in abgeriſſenen Lauten aus der Niederung emporſcholl, von lebensluſtigem Gewimmel, das, ſich vor Eile faſt hindernd, zu allen Thüren und Thoren herausdrang, vom Morgenliede der Handwerker, dem Lärmen der Mäckler und Käufer, von dem lautmäuligen Gerede prahlender Pflaſtertreter und dem Warnungsrufe der Kadi's erdröhnte, zum großen Verdruße der herzlich geſtimmten Liebenden, die Luft im weiten Umkreiſe. Sollte ſich

denn seither so viel geändert haben? Sollten alle Fröhlichen traurig, alle Mäckler billig, alle Käufer leicht zu befriedigen, alle Handwerker stumm, alle Prahler bescheiden, alle Kadi's nachsichtig geworden seyn? Oder wäre die Stadt von der Pest mit Haut und Haar verzehrt worden? Oder hätte der neue Schah, welcher seit zwei Jahren zur Oberherrschaft gekommen, die Gerechtsame so gut gehandhabt, daß keiner mehr nöthig hätte, sein Glück außerhalb seiner vier Wände zu suchen? — Mit einem Worte, die Hauptstadt Ispahan schien ein zweites Pompeji geworden, dessen schweigende Größe nach jahrtausendlangem Schlummer erst wieder an das Licht emportauchte. — So weit Omar's Auge reichen konnte, war keine menschliche Seele zu gewahren. Seltsam beklemmen stieg er den Berg herab, und betrat nun das äußerste Häusergrüppchen der Vorstadt. Die Thüren wichen dem Drucke seiner Hand. Er pochte an die erste Kammerthüre. Keine Antwort. Er öffnete eigenmächtig, und sein Staunen verwandelte sich in Entsetzen. Vier weichgepolsterte Divans standen umher, und auf jedem derselben lag ein Glied der Familie, stumm, ausgestreckt, einem Schlafenden ähnlich, wenn nicht das weitoffene Auge, und der helle, durch alle Scheiben blitzende Sonnenschein eine solche Auslegung als unmöglich widerlegt hätten. Wüthende Blicke schossen aus den geöffneten Augen der regungslos Liegenden dem Wanderer entgegen, welcher dabei ein solches Mißbehagen empfand, daß er, wie von Gespenstern gepeitscht, fortstürzte, und die Thüre mächtig hinter sich zuwarf. Allein auch dieses Weckmittel war vergebens. Niemand stürmte nach, um den ungestümen

Omar auszuschelten, welcher nunmehr der festen Meinung war, der Todesengel habe sein Schwert im Zorn über jenes Haus geschwungen.

Ungewissen Schrittes eilte sein Fuß die wohlbekannten Gassen auf und nieder. Aber alle Häuser glichen jenem ersten. In keinem regte sich ein Leben, auf keinem Herde glomm eine gastliche Flamme. Wohl aber lagen in jedem Hause die Bewohner, der Länge nach ausgestreckt, auf ihrem Lager, und thaten, als ob sie schliefen.

Da stand Solina's Haus vor seinen Augen. Auch dieses trug das Gepräge der Übrigen. Omar besah es zu wiederholten Mahlen; es war dasselbe Haus, in welchem vor vier Jahren noch Solina mit ihrer alten Pflegemutter zusammenwohnte, und diese, als ein ewiger Argus vor der Kammer des reizenden Schatzes saß. Seine Ungeduld erreichte den höchsten Grad. Seine Liebe ließ ihm keine Zeit zur bescheidenen Bitte. Mit hastiger Gewalt riß er das Pförtchen, welches sein Glück verschloß, auf, und staunte nicht wenig ob des seltsamen Anblickes, der sich ihm auch hier darbot. Auf ihr Lager, wie schlummernd hingestreckt, ruhte Solina. Der goldene Strom ihrer Locken fiel in ungezwungener Wallung über den Schwanennacken; duftige Kränze des Orient's umgaben den lustigen Saum ihres leichten Nachtkleides; der liliengleiche Fuß drückte jeder Fessel bar, mit sanfter Last des Lagers weiche Polster, und halbgeöffnet schimmerte das Eden ihrer Augen durch der Wimper resiges Gewölk. Als Omar, von Entzückung hingerissen, vor ihrem Divan niedersank, da schlug sie, erschreckt, wie es schien, ihr Aug'

empor, und an dem glühenden Feuer desſelben und an dem Wogen ihres Buſens glaubte Omar faſt von ihr erkannt, von ihr — umarmt zu werden. Aber hierin hatte er ſich getäuſcht. Unbegreiflicherweiſe ſank Solina, nachdem ſie die erſte Aufwallung mühſam, aber glücklich unterdrückt zu haben ſchien, wieder in tiefen Schlummer um, und bildete wie vorher den ſeltſamſten Contraſt zu dem alten Mütterchen, welches unfern von ihr auf einem zweiten Lager zuſammengekauert lag. Es war ihre Pflegemutter, und auch dieſe zuckte krampfhaft zuſammen, ohne jedoch — wunderbar genug! — es zu wagen, zwiſchen die beiden Liebenden als hemmendes Schickſal zu treten, wie ſie es vor vier Jahren doch oft genug gethan hatte.

Omar war überſelig, mindeſtens ſtumm, ſein Wiederſehen feiern zu können, ſank an Solina's Lager nieder, legte ſein Haupt auf ihre Hand, die ſie nicht zurück zog, denn ſie ſchlief ja tief, und entſchlummerte, Kuß um Kuß auf die Alabaſterhaut drückend, ohne zu wiſſen, wie und wie bald.

2.

Schon war die Nacht ſo weit vorgerückt, daß ſie bald der erſten Stunde des kommenden Tages die Hand reichen ſollte; der neugierige Jüngling, der Mond, ſchimmerte nun ganz hell und ruhig, und hatte ſeine glänzenden Locken alle leicht über den Azurpolſter, auf dem ſein Haupt lag, ausgebreitet. Bei dem Blitzen ſeiner Augen konnten ſich Omar und Solina leicht erkennen.

Jetzt dröhnte mit einem Mal ein gewaltiger Schlag

auf das Tamtam, das an Ispahans höchster Thurmspitze befestiget war, durch die nächtlich öden Straßen. Aber zugleich mit diesem Schlage waren sie auch nicht mehr öde. Wie einstens des griechischen Bildhauers Pygmalion Statue, von einem Götterfunken belebt, sich emporhob: also sprang jetzt auch Solina von ihrem Lager empor, und hing, ehe sich Omar noch von seinem Staunen zu erholen vermochte, an seinem Nacken. Ein Feuerstrom waren ihre Küsse, und zum erstenmale drang das offene Geständniß der Gegenliebe von ihren Lippen. Wohl hätte Solina's Pflegemütterchen gerne Einwendungen gemacht; aber in demselben Augenblicke, als sie ihren zahnelosen Mund zu einigen Scheltworten öffnen wollte, humpelte ein an Jahren ihr gleiches Männlein zur Thüre herein, und erstickte ihr, durch eine herzliche Umarmung, das Wort im Schlunde. Nun ließen sich aber die beiden jungen Liebenden in ihrem Texte nicht mehr irre machen, und schlenderten, Arm in Arm, auf die Straße, welche von der Morgensonne bereits erhellt war. Sie glich nun ihrem eigenen Gegensatze. Kein Thor war zu, kein Winkel unbelebt, kein Fenster einsam. Allenthalben wallten Paare, scherzend und schäckernd, auf und nieder, oder saßen liebkosend unter den Jasminlauben vor den Häusern; man konnte nirgend lauschen, ohne Küssende zu belauschen; nirgend horchen, ohne einem Liebesschwur zuzuhorchen; und nirgend wandeln, ohne einem Symbole der Liebe zu begegnen. Jetzt war Omar erwacht, oder vielmehr so tief eingeschlafen, daß er zu wachen glaubte. Sein Staunen ließ ihm keine Ruhe. Er fragte Solinen, was

denn all' das seltsame Walten und Weben zu bedeuten habe, worauf er denn Folgendes erfuhr:

Der neue Schah, welcher erst seit zwei Jahren Ispahan beherrschte, war ein guter, aber phantastischer Herr. Tausend närrische Einfälle durchkreuzten seinen Kopf, und gedieh einmal einer zur Reife, so konnte der Ernst selbst nicht ernster seyn, als die Art, womit der Schah jedes Vergehen gegen seinen Spaß ahndete. Also setzte er auch im Jahre eine Woche fest, *die er ganz seiner Willkühr vorbehielt; — sie hieß die große Woche.* Das Große derselben bestand darin, daß an jedem der sieben Tage, die sie in sich faßte, das ganze Volk bei schwerer Strafe das thun mußte, was der Schah that. Badete nämlich am ersten Tage der Schah, flugs mußte das ganze Volk Ispahans aus seinen Kleidern fahren, und Seen und Flüsse bevölkern; fiel es dem Schah ein, eine Pfeife zu rauchen, so mußten alsbald Frauen so gut als Männer, die Pfeifen zur Hand nehmen, und ihn beräuchern; ja hätte er Lust bekommen, sich eigenhändig um einen Kopf kürzer zu machen, — man hätte über Nacht in ganz Ispahan keinen Kopf mehr sehen dürfen.

Die vorige Nacht, in welcher Omar gekommen, gehörte gerade zur großen Woche, und war die drittletzte derselben. Der Schah streckte sich den Tag über bis um Mitternacht auf seinen Divan; alle mußten das Gleiche thun; er schlief, — alle mußten schlafen, und thäten sie es mit offenen Augen wie die Kaninchen. Nach Mitternacht trat wieder ein anderer Befehl des Schah's in Wirksamkeit. Er hatte nämlich, wie man öffentlich von Herolden verkünden hörte, diesen

Tag einzig ſeiner Favoritin zu widmen beſchloſſen; die natürliche Folge davon war, daß jeder Einwohner Ispahans an dieſem Tage ſeiner Favoritin, und Letztere ihrem Anbether ein gleiches Opfer bringen mußte. Dieſes allgemeine Liebesreich war denn auch der Grund von Solina's urplötzlicher Veränderung, und der Duldſamkeit ihrer Pflegemutter. Nie hatte wohl ein Geſetz einen treueren Gehorſam gefunden, als hier von Solina und Omar. Hätte den Schah ſein gutes Beiſpiel, das er geben mußte, nur einen Blick auf dieſes gehorſame Paar werfen laſſen — gewiß die beiden Liebenden wären reichlich und mit vollem Rechte belohnt worden.

Keine Viertelſtunde verfloß, ohne daß die Beiden einen neuen Beweis für ihre unbegrenzte Achtung vor dem Geſetze darlegten.

Während hier ein Paar, Arm in Arm, durch die vielbelebten Straßen auf und niederſchlenderte, dort an reichbeſetzter Tafel ein anderes Paar einträchtig ſchmauſ'te und trotz Hafis zechte, hier ein ſchmachtender Doppeladler auf einem kühlen Palankin fortgewiegt wurde, dort unter Cimbeln und Flöten der Reihen wogte; ſaß Omar mit Solinen in einer ſchattigen Jasminlaube. Wohl zehnmal, mit immer veränderten Gefühlen und Worten durchliefen ſie die Geſchichte ihrer Liebe, und wurden deſſen nimmer ſatt. Ein Schwur der Treue verdrängte den andern, und wie Perſiens Hero, Rudabeh, ihrem geliebten Sal mit ihren eigenen Locken ſo ſchön zu Hilfe kam, hob Solina mit ihren Redeſchlingen Omar's Herz him-

melan. So verfloß der ganze Tag der Liebe wie ein Stündchen.

Aber je herrlicher dieser Tag war, desto schrecklicher war der folgende. Dem Schah gefiel es nämlich, an selbem seine Favoritin unter Drohungen und Mißhandlungen zu verstoßen. Was konnten Ispahans Bewohner thun? Sie mußten mit ihren Herzenspartien eine gleiche Exekution vornehmen; trotzige Gesichter, drohende Fäuste, verzweiflungsvolle Gestikulationen waren an der Tagesordnung. — Mancher Ehemann, der sein Weib eben nicht als ein Kleinod ansah, manches Kousinchen, welchem ein grausamer Oheim einen Ritter aufdringen wollte, hatte dieses Heute seit langem sehnsuchtsvoll erwartet und erfleht.

Je zärtlicher aber Omar und Selina mit einander am Vertage waren, deste schwerer fiel ihnen die Rolle die sie heute spielen sollten. Der Erfolg lehrte, wie schlecht sie selbe spielten.

3.

Die große Woche war vorüber. Den Zweck derselben, welcher eigentlich darin bestand, den Gehorsam zu prüfen, beurkundete die Genauigkeit, mit welcher jedes Vergehen bemerkt, und nunmehr angegeben wurde. Die Zahl derselben war in diesem Jahre sehr klein, und die Art sehr unbedeutend, so daß alle Angeklagten, bis auf ein Paar, mit geringen Strafen durchkamen. Dieses eine Paar war Omar und Selina.

Die fürchterliche Anklage lautete dahin: „Omar, ein Fremdling, und Selina, die Tochter eines längst

verſtorbenen Bürgers aus Ispahan, ſeien am Tage des Haſſes, als dem letzten Tage der groſſen Woche des wandelnden Jahres, bei den Verſicherungen gegenſeitiger Treue und bei den Äuſſerungen heftiger Liebe betreten worden. Sintemahlen es aber die Sonne des Landes, der Schah, gewollt und erwieſen hat, daß an dieſem Tage der Gott der Zwietracht ſein Recht übe, auf daß er feiere durch die übrigen Monde des Jahres, ſo zeige ſolches Betragen, ſo den Worten aus des Schah's Lippen gerade entgegen ſtehe, eine unerhörte, nicht genug zu beſtrafende Widerſpenſtigkeit, und ſolle das Urtheil nach reiflicher Abſtimmung der Häupter des Ispahan'ſchen Senates auf das Strengſte vollzogen werden. Alſo komm' es bei dem ewigen Lichte der Sonne, die da keinen Frevel beſchauen will."

Solchen verderblichen Sinnes war das Anklageinſtrument. Der Schah lieſs Ispahan's Häupter zuſammenberufen, von deren Ausſpruche das Schickſal der beiden Liebenden abhing.

Mit Ispahans Häuptern hatte es aber eine ſonderbare Beſchaffenheit. Die eine Hälfte derſelben gehörte, was den Kopf anbelangt, gerade nicht zu den weiſeſten, während die andere wohl alle Weisheit vereinigen mochte, welche Sokrates und alle Philoſophen des alten Hellas, vor und nach ihm zuſammengeſcharrt hatten. Eine Eigenheit machte übrigens beide Senatshälften einander ſo ziemlich ähnlich; die Unvernünftigen, welche nach der Maxime lebten, daß man, um etwas zu ſcheinen, etwas aus ſich machen müſſe — hielten ſich aus Arroganz für weiſe. Die Weiſen hingegen hatten den Satz der Philoſophie, daß viel dazu gehöre, um zu wiſſen, daß

man nichts wisse, so gut inne, daß sie sich aus purer Bescheidenheit für die Unwissendsten von der Welt hielten.

Was war natürlicher, als daß die Pseudo-Weisen bereits mit hundert Züchtigungsvorschlägen fertig waren, ehe die Pseudo-Abderiten noch einen einzigen Laut kund zu thun gewagt hatten. Man beschloß daher, um zu einer Stimmen-Einheit zu gelangen, alle Vorschläge schriftlich in eine Urne zu werfen, und einen von jeder Partei ziehen zu lassen. Es geschah, zwei Zettel waren gezogen, und Alles war begierig. — Der Vorschlag von Seite der savants imaginaires lautete so: „der Fall sei so verwickelt, daß ihn Menschenverstand unmöglich entscheiden könne; man solle demnach die Götter selbst in Anspruch nehmen, und entscheiden lassen.“ — Allgemeiner Beifall lohnte dieses Urtheil; man glaubte kaum, daß die sots imaginaires etwas Besseres würden erdacht haben können. Man öffnete das suffragium dieser Partei, und siehe da, es lautete, wie folgt: „Der Fall sei so wichtig und bedenklich, daß wohl kein Mensch ihn zu lösen sich erkühnen solle, die Götter allein möchten da entscheiden.“ — Der Rathschreiber war, ehe noch der Herold ausgelesen, bereits um Ispahans Chronika geeilt, um diesen unerhörten Fall totaler Gleichheit der ewigen Gegenparteien mit goldener Tinte niederzuschreiben. Allgemeiner Jubel begleitete diese sichtbare Huld der Götter.

Weit vor der Stadt befand sich eine Sandwüste, welche den verderblichsten Stürmen ausgesetzt war, und schon manchem Pilger das Leben gekostet hatte. Diese sollte der Platz seyn, an welchem es den guten Göttern

überlassen wäre, sich den Sündern gnädig zu bezeigen oder sie zu verderben. —

Omar, als ein Fremdling, mußte die Stadt zuerst räumen. Man führte ihn bis an die Grenze jenes gefährlichen Sandmeeres, hieß ihn sodann ein ungesatteltes Pferd besteigen, und jagte dieses mit ihm weit in die Steppen hinein, bis Roß und Reiter hinter den aufwogenden Sandwolken verschwanden. — Nach Omar'n kam die Reihe an Solina. Ohne Stab, ohne Labsal wurde sie von einem Paare roher Kriegsknechte fortgetrieben. Nicht einmal zum Abschiede ließ man ihr Zeit, als sie sich auf dem äußersten Hügel noch einmal umwenden, und ihrer Vaterstadt Lebewohl sagen wollte.

Schon that sich vor Solina's Blicken die fürchterliche Einöde auf. Heißer Hauch und drückend schwüler Qualm des empor gewirbelten Staubes quoll ihr als Gruß entgegen. Traurige Felsen ohne Kraut, ohne Moos, bildeten die todten Wächter dieses offenen Grabes. Schon waren ihre Locken von dichtem Sandgerieſel überdeckt, ihre Sohlen brannten und ließen allmählig schwächere Spuren am Boden zurück. Sie wußte sich nicht mehr zu helfen. Endlich fiel ihr etwas aus ihrer frühesten Jugend bei, was ihr, als letztes Rettungsmittel den letzten Stern der Hoffnung noch am Himmel erhielt. Sie wußte sich nämlich eines Liedchens zu entsinnen, welches sie von ihrer Amme oftmals singen gehört hatte, und womit die Mütter ihren kranken Kindern die halbentflohene Seele zurückzulocken glaubten. Das Liedchen singt von der Schönheit des Lebens, und hat eine schmelzende Melodie. Die Geister, welche um den menschlichen Lebensbaum gelagert liegen,

ſollen ſie viel tauſend Meilen weit vernehmen, und ſich manchmal davon zum Mitleide rühren laſſen, zumal, wenn es eine junge Kehle ſingt; deſſen eingedenk ſetzte ſich Selina auf ein vorragendes Felsſtück, und ſang alſo:

Wehe, wehe, ſterben ſoll ich,
Ach und bin ſo jung!
Wehe, wehe, ſterben ſoll ich,
Ach und leb' ſo gern!

Weh', ins Finſt're ſoll ich gehen, —
Und hab's Licht ſo gern!
Weh', ins Kalte ſoll ich gehen,
Und hab's gern ſo warm!

Liebe Sonne, nimm die Jugend,
Liebe Sonne, nimm das Licht,
Liebe Sonne, nimm die Wärme,
Nur das Leben nimm mir nicht!
Wehe, wehe! —

Sie konnte nicht enden, — eine gräſsliche Sandwolke kam auf den Flügeln des Todes angerauſcht, und begrub ſie.

4.

Als Perſiens Götter die Bereiche der Erde unter ſich theilten, da war es der Dämon der Liebe, welcher unter allen der Einzige ſich in alle Strecken des Erdbodens gleich vertheilen ſollte. Er aber ward nicht verlegen ob dieſes ungeheueren Auftrages — ſondern ſein Auge fing zu glänzen und zu funkeln an, als ob er gerne noch eine Welt zu verſehen haben wollte. Und eine Roſe nahm er zur Hand, eine tauſendblätterige, wie ſie nur des Himmels Roſenbeet erzeuget, und blies

in ihren Kelch, daß ihre Blätter, von allen vier Winden fortgetragen, rings auseinander ſtoben. Jedes Blatt geſtaltete ſich zu einem kleinen Dämon, der ſeine roſigen Schleierflügel fröhlich entfaltete, und hinflog, wohin ihm des Liebesgottes Blick als Strahl voranleuchtete. Die einen flatterten den ferneren Lüften zu, und verloren ſich in den Strahlen des Abendrothes; die anderen ſchwangen ſich auf Cederwipfel und ſäuſelten, wie Weſte, durch ihre Kronen, wieder andere eilten der vielbewohnten Stadt zu, und flogen im blitzſchnellen Laufe von Fenſter zu Fenſter. Kein Wald war ſo finſter, daß nicht ein ſolcher Dämen dort eingezogen wäre; keine Wüſte ſo öde, daß ſie nicht einer jener Geiſter zum Wohnſitze erwählet hätte. Auch das Sandmeer, in welches man Omar'n auf ſeinem entzügelten Roſſe gejagt hatte, war von einem ſolchen ſchützenden Weſen bewohnt. Mitleidigen Blickes ſah dieſes den Flüchtling, welchen die Grille eines abenteuerlichen Gemüthes in dieſes Elend geſtürzt hatte; es ſchwang ſeine flammenden Fittige, und der Schwung derſelben wehte unſichtbar Zuverſicht in die Seele des Liebenden.

Schon war Omar's Pferd zum Tode matt, und ſtreckte ſich lechzend in den dürren Sand nieder. Sein Herr wollte ihm die Qualen eines langſamen Verſchmachtens entbehren, und bohrte ihm ſein Schwert, das einzige Kleinod, was ihm ſeine ſeltſamen Richter gelaſſen hatten, in das Leben. Kaum aber netzte das Blut den durſtigen Boden, als hellrothe Blüthen aus dem Blute empor keimten, welche bald zu hellrothen Beeren wurden, deren kühlender Saft den armen Omar vom Tode rettete. Überzeugt von dem mild-

thätigen Einfluß eines überirdischen Wesens, warf er sich, Thränen der Freude weinend, auf den Boden. Und siehe da wuchs aus dem Blute des Thieres eine rettende Frucht; so blieben die Thränen eines dankbaren Menschen nicht unfruchtbar. Alsbald hoben sich auch junge Thränenweiden aus dem Sande zum Himmel auf, und streiften mit ihren aufschwellenden Ästen den Sand zurück, und wölbten sich zum Schattendache über Omar's Haupte. Geblendet vom immer stärkeren Strahle der unerwarteten Hoffnung sank Omar nieder, und fiel bald in einen sanften erquickenden Schlummer.

Auf den Schwingen des Traumes zog hier die ganze Geschichte seiner Liebe an seinem inneren Auge vorüber.

Bald sah er seine Selina als Peri, am Quelle des Lebens, mit den weißen Armen Tropfen der ewigen Jugend ihm zuspritzend; bald schien sie ihm wieder ein einfach Hirtenmädchen, wie sie zu Kaschmir am Rosenfeste an klingenden Minareten vorbeiwandeln. Jedes neue Bild von ihr war herrlicher. Unter solchen Phantasien schwand ihm die lange Nacht.

Gestärkt von den erheiternden Träumen der Nacht, schlug Omar sein Aug empor. Aber welch ein neues sinneberauschendes Schauspiel fesselte seinen Blick.

Die Thränenweiden, unter denen er gelegen, hatten sich in eine Palmenlaube verwandelt, durch welche der Morgensonne Purpur nur wie einzelne Goldfäden drang. Der Boden war das üppigste Kraut der grünenden Oase. Ihm zur Seite aber lag, kaum traute er seinen Augen, Selina auf einem Blumenbette.

Ihre Lippen schienen einen Kuß, der sie wecke, zu verlangen; wie eine volle Rose auf elfenbeinernem Grunde, ruhte ihr Gesichtchen auf dem gebogenen Arme. Omar beugte sich, in heiliger Selbstvertretenheit, über sie, fühlte das Fächeln ihres Odems, das bewegte Pochen ihrer Pulse, den magischen Zauber ihrer nahen Wangen, und überzeugte sich nun erst, daß es kein Traum sondern Wahrheit, daß es die Gnade desselben Dämons sei, welcher ihn gerettet, ihn gebettet, und ihn durch zauberische Träume auf sein nahes Glück vorbereitet hätte.

Mit einem Kusse weckte er sie; Solina's Umarmung war der Gegengruß. Aber mit einem Male klang es ganz wunderbar in den Lüften. Die grüne Rasenstelle, worauf sie gelagert waren, fing in wiegender Bewegung empor zu schweben an.

Die Sandgebirge der Wüste wurden zu Wolken, und die Röthe des Morgens webte sich zum Purpurmantel des Dämons der Liebe. Die Liebenden erkannten ihn, und sanken vor ihm nieder, er aber hob sie auf, und indem sich das Wolkengespann in ein stilles Thal unweit Ispahan niederließ, wo ein trauliches Hüttchen gastlich entgegenwinkte, sprach er: —

„Erkennt in mir den Schutzgeist der Liebenden in der Wüste, der euch befiehlt, künftighin ihm huldigend, dieses Hüttchen zu bewohnen. Du aber, Omar, gehe hin zum Schah Ispahans in meinem Namen, und sag' ihm, daß ich ihm sage: „Vergebens sei sein Streben, selbst einen Tag lang nur den ewigen Gesetzen meiner Herrschaft zu widerstreben. Er solle bessern Sinnes werden, und mir huldigen durch alles Leben.“

So ſprach der Dämon und verſchwand, während ſich vor Omar und Solina das ſchöne Hüttchen aufthat. Omar verkündete dem Schah des Dämons Befehl, und der Schah glaubte dem Anblicke der wunderbar Geretteten. Die Räthe ſaßen ſtumm und ſtaunten.

Kommenden Jahres aber ward ſtatt der groſſen Woche ein Feſt der Liebe ausgeſchrieben, an welchem jeder Liebesklage ſogar das Ohr des Herrſchers offen blieb.

Schuld und Wahn.

Die freundlichste Dezembernacht goß ihren hellsten Schimmer über die schneebedeckte Erde aus. Alle Glocken und Glöcklein riefen zur Mette. Die Landbewohner wanderten über den knisternden Schnee der Stadt zu, während die Städter hinauseilten zu dem freundlichen Zukirchlein, welches vor dem östlichen Thore geisterhaft von der Höhe eines mäßigen Hügels herabsah.

Unter den Scharen, welche die Stadt verließen, um ihre Andacht in jenem heiligen Hause am Hügel zu verrichten, befand sich auch die liebliche Ernestine, die siebzehnjährige Tochter des wohlhabenden Handelsmannes Stollmers, welcher unter den Bürgern des Städtchens seit mehr als einem Jahrzehend unbestritten den ersten Rang behauptete. Die alte Haushälterin Agathe diente dem jungen Kinde zur Begleiterin.

An Seitenwege war da nicht zu denken, denn Agathe hatte ein gar wachsames Auge, so lange sie wachte, und nebstdem die strengsten unbezweifeltsten Grundsätze, auf deren Unerschütterlichkeit Stollmers ohne Mißtrauen die Leitung seines Töchterleins begründen konnte. Ihren Blicken entging nichts, wie ein treuer Argus bewachte sie das Haus, und Stollmers konnte sich zu ihrem Besitz in jeder Hinsicht

Glück wünschen, indem sie ihm die Stelle seiner früh verstorbenen Hausfrau hinlänglich ersetzte.

„Ach seht doch, liebes Mamsellchen“, sprach die fromme Agatha zu ihrer Schutzbefohlenen, als sie auf dem letzten Absatze der Stiege rastete, welche zum Hügel hinan führt, „ach! seht doch, wie freundlich der liebe Christ aus der hell erleuchteten Kirche uns entgegen winkt! Seit meinem fünften Jahre schon, also über ein halbes Jahrhundert, hab' ich ihm in dieser Nacht immer hier auf dem Hügel meinen Besuch gemacht, und noch jetzt freu' ich mich jedesmal darauf, wie das Kind auf den Christbaum. Blüht doch für jeden Menschen einmal ein Christgeschenk im Leben, — und euch, Mamsellchen, wird die Bescheerung nicht ausbleiben!“

Ein tiefer Seufzer war Erneſtinens Antwort auf diese hingeworfene Bemerkung, welchen jedoch Agathe aus allzugroßer Bescheidenheit auf Rechnung der etwas beschwerlichen Stiege schrieb.

„Nun, nun,“ fuhr sie fort, jeder Pfad zum Guten ist etwas steil! Noch fünfzehn Stufen und es ist überstanden; aber langsam Tinchen, damit wir nicht erhitzt in die Kirche kommen. Wer weiß, welches Plätzchen für uns übrig bleibt! Wir gingen etwas spät vom Hause!“

Agathe hatte recht geahnt. Alles in der Kirche war schon dicht besetzt, und kaum in der äußersten Ecke am linken Seitenthore, welches auf den ehemahligen Friedhof führte, war noch in einem schmalen Stühlchen für vier Knie Platz. Erneſtine drängte ihre Begleiterinn unter dem Vorwande, daß der bequemere

Platz dem Alter gebühre, in den Stuhl hinein; sie selbst blieb am Rande desselben knieen. So schlecht der Platz war, auf welchem durch die halbgeöffnete Thüre ein eisiger Windzug hinstrich, so schien er dem unruhig um sich blickenden Mädchen dennoch lieb, ja sogar willkommener, als jeder andere, denn nur ihr mehr als zufälliges Zögern, als Agathe zu Hause mahnte und drängte, trug die Schuld, daß sie Alles schon besetzt fanden. Aber auch die gute Alte hatte sich bald zu recht gefunden. Nachdem sie an dem Lichtstümpfchen ihrer Nachbarinn ihren Wachsstock angezündet hatte, zog sie ihr mächtiges Gebethbuch aus dem schwarznarbigen Lederfutteral, enthüllte die großscheibige Brille, und versenkte sich bald, ihre Nase damit bewaffnend, so tief in das Meer ihrer Betrachtungen und Empfindungen, daß die ganze Umgebung für sie verschwand. Die Orgel fiel nun mit einem freudigen Pastorale ein, der Gesang der Gläubigen begann, und der Fluß der wohlbekannten Melodie wiegte manches andächtige Gemüth in ein süßes Vergessen seiner selbst ein. So ging es auch Agathen. — Unwillkührlich fingen die Rieselnlettern ihres Gebetbuches an, vor ihren blinzelnden Augen durch einander zu hüpfen, die Brille entglitt ihrer Nase, und ihr Haupt nickte immer tiefer, bis sie zusammenfuhr, und ihre Lippenbewegung bis zu einer neuen Erschütterung dieser Art mechanisch fortsetzte; dabei war sie Ernestinens so sicher, daß sie ihr nicht einen einzigen Blick zuwarf.

Das Mädchen schien Agathens Schwäche wohl zu kennen, und ihr Plänchen darauf angelegt zu haben. Denn kaum hatte die alte Wächterinn Miene gemacht,

einzunicken, als Ernestine den Stuhl verließ, in welchem ein nebenstehendes Landmädchen ungebethen ihren Platz ersetzte, und zur Seitenthüre hinausschlüpfte.

Es galt nichts weniger, als eine lange verabredete Bestellung auf dem alten Friedhofe. Die Liebenden, welche ihr Verhältniß so geheim zu halten wußten, waren Ernestine und Karl Seeberg, ein trefflicher junger Mann, der Verwalter eines nahe gelegenen gräflichen Schlosses, dessen Eigenthümer auf seinen weitläufigen Gütern in einer andern Provinz lebte, und dieses Schloß kaum einmal in mehren Jahren zu besuchen pflegte. Seeberg war in Bezug auf die Eigenschaften seines Kopfes und Herzens vielleicht zu bescheiden, wenn er seine Liebe zu Ernestinen geheim hielt, allein seine Vermögenslosigkeit konnte ihn bei einem Kaufmanne, wie der alte Stolmers, nur wenig empfehlen. Er ward auf demselben Schlosse, dessen Verwalter er vor wenigen Jahren geworden, von fremden Händen erzogen, und wußte von seinem Vater, an dessen Züge er sich kaum mehr erinnern konnte, nur so viel, daß er in der Stadt eine Bedienstung hatte, bald aber in die Ferne zog, und von dort aus nur selten schrieb, und es auch nicht gerne hatte, wenn man ihm oft schreiben wollte. Die Verbindung zwischen Vater und Sohn blieb daher immer so locker, daß Karl sich fast für eine Waise hielt, die das Schicksal sich selbst überlassen. Und was konnte er als solche einem Manne für die Hand seiner einzigen Tochter bieten, welcher nur bares Geld achtete, und vor welchem höchstens die Hinweisung auf ein anständiges Auskommen und eine bessere Zukunft einigen An-

ſpruch auf Berückſichtigung begründen konnte. Deſshalb hielt er ſeine wahre und innige Liebe zu Erneſtinen ſo geheim als möglich, ſparte im Stillen, arbeitete ſo viel er konnte, ſuchte ſeine Lage nach allen Richtungen hin zu ſichern, und legte ſeiner Geliebten bei unbelauſchten Zuſammenkünften von Zeit zu Zeit genaue Rechnung, um ihre Hoffnungen zu beleben, wobei er jedoch nie vergaß, ſie zu bitten, auf ihn nur in ſo fern Bedacht zu nehmen, als dadurch einer ſchöneren Ausſicht für ſie kein Hinderniß vorgeſchoben würde.

Die für heute verabredete Zuſammenkunft ſollte Erneſtinen mit Wichtigem bekannt machen. Der zwölfte Streich der Stadtuhr tönte eben von unten herauf, als Erneſtine vor das Thor trat, und ſich fröſtelnd auf den Hügeln umſah, welche wie Schneewolken ſich bis zur kleinen Kapelle hinzogen. Seeberg ließ ſie nicht warten, leiſe ſchlüpfte er hervor, ſchlug Erneſtinen ſeinen Mantel um, und zog ſich mit ihr in das Verſteck zurück, welches er nach ſorgfältiger Prüfung auserwählt hatte.

„Bald, liebe Erneſtine“ begann er, „ſoll das Geheimniß, welches bisher über unſere Liebe waltete, aufhören; das iſt es was ich dir heute mittheilen wollte. Ich habe mir ein paar hundert Thälerchen zurückgelegt, welche für die erſte Einrichtung im Eheſtande hinreichen, habe mir meine Stelle durch einen ſchriftlichen Kontrakt mit meinem Gutsherrn geſichert, wodurch ich in Zukunft für das Nöthigſte gedeckt bin, und will es nunmehr wagen, bei deinem Vater ohne weitere Anſprüche, die ihn erzürnen könnten, um deine Hand zu werben. Auch habe ich mein Vorhaben meinem Va-

ter geschrieben, und von ihm zur Antwort erhalten, daß er selbst hierher kommen werde, um sich vor diesem wichtigen Schritt mit mir noch ernstlich besprechen zu können. Ohne Zweifel wird er Zeuge meines Glückes seyn wollen, und ich werde in kurzer Frist die doppelte Freude genießen, an der lang entbehrten Vaterbrust zu liegen, und ein liebes, gutes Weib jubelnd in seine Arme zu führen. Das neue Jahr soll uns ein neues Glück bringen!"

Mit freher Zuversicht vernahm Ernestine diese Mittheilung: sie war ihr in der That das Wichtigste und Erfreulichste, was sie hören konnte. Mit zitternder Hand zog sie den Goldring, das Erbstück ihrer seligen Mutter ab, und steckte ihn als Pfand ewiger Treue, an Seeberg's Finger, welcher ihn entzückt an seine Lippen drückte. Noch wurde Manches besprochen und verabredet, Manches erwogen und überlegt, als die laut zusammenhallenden Glocken das nahe Ende der Mette ankündigten. Karl's heißer Abschiedskuß mit einem nicht minder heißen erwiedernd, wollte sie eben in die Kirche zurückschlüpfen, als ihr ein widrig kicherndes: „Bravo, bravo, Tinchen!" von halbbekannter Stimme nachtönte, woraus sie entnahm, daß sie belauscht worden sei. Ohne sich umzusehen, eilte sie dem Stuhle zu, wo sie die alte Agathe noch in der nämlichen Stellung fand, in welcher sie dieselbe verlassen hatte; von ihrer Seite war daher nichts zu befürchten. Ziemlich einsilbig trippelte die Gute, ihre Schutzbefohlene am Arme, nach Hause, und nahm mit einem schläfrigen: „Guten Morgen" von ihr Abschied, als die Uhr eben Eins schlug.

2.

Stollmers war kein Freund von Besuchen. Den Tag brachte er im Kaufladen oder in den Magazinen, den Abend und oft einen großen Theil der Nacht in dem kleinen ebenerdigen Stübchen zu, welches an seine Kasse stieß. Dort brütete er über seinen Handlungsbüchern, schrieb Briefe, verglich Wechsel, zählte Geldsummen, und bewegte sich in seinem Elemente mit regem Geschäftseifer und eherner Theilnahmlosigkeit gegen alles Übrige.

Unter die wenigen Menschen, welche Stollmers öfter um sich litt, gehörte der alte Kalkulator, Doctor Pankrazius Wichtlein, ein Original in jeder Hinsicht. Im Aktenstaube, so zu sagen, gebeitzt, verrieth er schon in seinem Äußeren all' die Spuren jenes langweiligen Pedantismus, welcher die Schattenseite des Kanzleilebens bildet. Wer das D vor seinem Namen mit seiner Persönlichkeit verglich, fand gewiß manches, mit diesen Buchstaben anfangende Wort der deutschen Sprache für ihn weit passender, als das Prädikat Doctor, welches doch in der Regel Studien und Bestrebungen voraussetzt, für welche sich in seinem Antlitz auch nicht ein entfernter Keim von Möglichkeit auffinden ließ. Man war versucht, ihn für eine wunderbar erhaltene Doctorsmumie aus jener fabelhaften Zeit zu halten, wo jeder für einen Gelehrten galt, der seinen Namen schreiben konnte. Ohne eben bescheiden zu seyn, oder seiner Doctorswürde etwas zu vergeben, begnügte er sich mit seinem mechanischen Schreibgeschäfte seit mehr als dreißig Jahren, und hatte nie Anspruch auf Vorrückung in eine selbstständigere Dienst-

sphäre gemacht. Mit abgemessener Bewegung stellte er sein spanisches Rohr mit dem Elfenbeinknopfe bei Seite, hängte den breitkrämpigen Fischbeinhut an den Nagel, zog die grauleinwandenen, mit wunderbaren Tintenklexen, wie mit Runen, beschnörkelten Überärmel an, und begann sein Tagewerk damit, daß er einen Bogen Papier mit mächtiger Scheere beschnitt, jede Öffnung derselben gleichzeitig mit einer schnappenden Bewegung seines beständig geöffneten Mundes begleitend. Dann ging es an's Federschneiden, und endlich, nach Aufsteckung der schwarzgeränderten Augengläser an's Schreiben, wobei er eine überaus seltsame Figur spielte. Er dictirte sich jedes Wort und jede Ziffer laut vor, und verfolgte jeden Federzug mit einer parallelen Nachahmung des Kopfes, welche bei seinem posaunenähnlichen Manuprovria in ein convulsivisches Zucken überging.

Wer den Doctor Wichtlein bei Stollmers einmal sah, und zugleich das Glück hatte, der alten Agathe zu begegnen, konnte sich des Gedankens unmöglich erwehren, daß diese beiden Wesen für einander geschaffen seien. Denn auch Agathe war ein Original: die schmutzig graue Falbelhaube nach verschollenem Schnitte, um welche ein schwarzseidenes Kopftuch mit flatternden Enden lief, contrastirte seltsam mit den halbmodernen Formen ihrer Kleidung, in welcher sich ein kleiner Anflug von Eitelkeit nicht verkennen ließ. Wer sie so in der räucherigen Küche zwischen Töpfen und Kesseln mit Feuerzange oder Fleischgabel walten sah, wurde unwillkührlich an jene gespenstischen Erscheinungen aus dem schottischen Hochlande erinnert, die der gemeine Mann Hexen nennt. Mit einer gewissen sitt-

samen Züchtigkeit begegnete sie jedes Mal dem nicht minder bescheidenen Doctor Wichtlein, und konnte sich selbst die Vermuthung nicht verhehlen, daß der trockene Geschäftsmann vielleicht nur ihr zu Liebe den Gang zu Stollmers so oft wiederhole, und nur in ihrer Nähe sein sonst so steifes Wesen in schmiegsame Lebhaftigkeit verwandle. Auch Stollmers war dieser Meinung, und hatte gegen das zarte Verhältniß so bedachtsamer Individuen um so weniger einzuwenden, da eine gefährliche Steigerung der Gefühle zum Übermaße hier nicht so leicht zu befürchten stand. Allein ein ganz unerwarteter Auftritt belehrte den Kaufmann bald eines Anderen.

Es war am Vormittage des 25. Decembers, als Doctor Pankrazius Wichtlein mit ganz besonders geheimnißvoller Miene in des Kaufmannes Stollmers Schreibstübchen trat, und ihn fragte, ob er allein sei. Auf die Antwort, daß Alles noch der Andacht obliege, begann der Doctor mit gezogenem Tone:

„Der Andacht? — Schön, schön! — So hat man also sein Herz in der Nacht noch nicht hinlänglich ausgeschüttet und erleichtert? — Nun — ja der Ort war doch wirklich zu unbequem, und die Luft für Geständnisse dieser Art viel zu rauh und winterlich!“

Stollmers sah den boshaft lächelnden Doctor groß an. „Für welche Geständnisse?“ fragte er gedehnt.

„Je nun, — es gibt allerlei Geständnisse, die ein Doctor einem Kaufmann zu machen hat, Geständnisse, die ein Verwalter einer Kaufmannstochter zu machen hat; Geständnisse, welche wie die letztern, heute Nacht schon vor sich gegangen sind, und Geständnisse,

welche wie die ersteren, erst jetzt bei Tage vor sich gehen sollen, weil sie das Taglicht nicht zu scheuen brauchen.«

»Schenken Sie mir reinen Wein ein,« drängte Stollmers ungeduldig, »wir Handelsleute lieben Klarheit und Bündigkeit.«

»Nun denn, klar und bündig gesagt, — Dero Töchterlein hat heute Nacht auf dem alten Kirchhofe am Hügel ein sogenanntes Rendezvous gehabt!« —

»Albernheit, — meine Ernestine geht an solche Orte nie ohne Agathe, — und die ist wachsam.« —

»Wenn sie nicht schläft, was ihr denn mitunter öfters passirt, wie eben die vergangene Nacht, wo sie auf ihrem Gebetbuche recht behaglich einnickte, worauf Dero Töchterlein nur gewartet zu haben schien, um sich schleunigst zu entfernen. Aber meinen Augen war Solches nicht entgangen, zumal da ich schon lange auf Bestätigung meiner dießfälligen Ahnung harrte; ich schlich leise nach, und siehe da, die Kontrebande ward ertappt. Was geplaudert wurde, konnte ich nicht vernehmen, weil der sorgsame Galan ein luft- und lautdichtes Dach um seine Dulcinea aus seinem selbsteigenen Mantel bildete; eine große Vertraulichkeit leuchtete aber immerhin aus der gegenseitigen Applicirung des Abschiedskusses, welche ich, meiner selbst vergessend, mit einem vorlauten »Bravo!« belohnte. So stehen die Actien!«

»Kommt mir nicht unerwartet!« erwiederte Stollmers, seine Sammetkappe hin und wieder rückend. — »Ich bin's gewöhnt, betrogen zu werden; habe mir auch von meiner Tochter nichts Besseres ver-

sprochen. Wenn's nur ihr nicht zu arg heimkommt! Wer ist der Verführer?"

„Ein hübscher, junger Mann, der Verwalter vom Schlosse drüben, Karl Seeberg!"

„Seeberg? — Kenn' ihn, ist mein Kunde, — gibt mir viel zu lösen, — nun — er sucht seinen Rabatt! — Warum er's aber heimlich anfing?"

„Warum? — je nun, — weil er nichts zu nagen hat, — weil er arm ist wie eine Kirchenmaus, — weil er von seinem Einkommen noch einen alten unwissend wo befindlichen Vater atzen muß, der ihm nur zeitweilig anzeigt, wo er seine Provision erwarte."

„Der Posten ist aber einträglich, — und der Mann ist noch jung!"

Dem Doctor kamen diese Bemerkungen zu Gunsten des Verwalters unerwartet. Er warf sich daher stolzer in die Brust, zog die Augenbraunen mächtig empor, und begann, dem Kaufmann eine Prise aus goldener Dose anbietend, mit ernsterem Nachdrucke: „Alles recht und richtig! Aber ich denke mir, ein gesetzter Mann, der einen einträglichen Posten schon einige Jahrzehende bekleidet, und so bekleidet, daß er davon etwas sich zu Nutzen gemacht hat, wäre denn doch besser, als ein junger Mann, dem sein Posten vielleicht erst in einem Jahrzehend etwas abwerfen wird. Wenn man so allein steht in der Welt, wenn man so ganz frei von Bedürfnissen ist, wenn man Jahre lang keinen Schritt über die Schwelle eines Gast- oder Kaffeehauses gesetzt hat, und sich die langen Sonntagsabende lieber damit verkürzt, alte runde Metallbildchen mit Bergkreide zu glätten und blank zu bürsten, welche

man im gewöhnlichen Leben Thälerchen nennt, und größtentheils nur mehr aus der Tradition kennt, so hätte man auf den Besitz eines ehr- und tugendsamen Weibchens doch giltigere Ansprüche, als so ein windiger Guckindiewelt, der am Ende nichts hat als seine magere Liebe und seine aufgeblasene Einbildung."

„Sie gerathen ja ganz in's Feuer," bemerkte Stellmers überrascht, „wenn man Sie so reden hört, sollte man fast glauben —"

„Daß ich auf Dero Töchterlein mein Auge geworfen habe," — fiel ihm Wichtlein in die Rede, „ja — ja — Freund Stellmers, das sollen Sie auch glauben!"

„Das ist wohl nur Ihr Scherz!" —

„Scherz — Scherz? — Was Scherz," brauste Wichtlein auf. „Bin ich etwa zu schlecht für Ernestine'n? — Aber nicht wahr, für Ernestinens Vater war ich gut genug, als er vor so und so viel Jahren, von Freunden betrogen und verlassen, von seinen eigenen Hausleuten bestohlen, sich durch Schleichhandel und anderen Unfug aufhelfen zu müssen glaubte, und ohne Zweifel ein Opfer der Gesetze geworden wäre, wenn ich ihm nicht ein Hinterpförtchen geöffnet hätte? Da war ich für den Vater gut genug, — nun, mein' ich, dürfte ich es wohl auch für die Tochter seyn. Das ist meine Ansicht, — und sie zu vertheidigen, bin ich der Mann, Doctor Pankrazius Wichtlein!"

So rief er mit kreischender Stimme, und ein convulsivisches Zucken begleitete dieß mündliche Manuvrepria.

Stellmers war aufgeregt: Wichtlein's

Worte hatten ihm widerwärtige Erinnerungen zurückgerufen. Er war ihm zum Danke verpflichtet, das konnte er nicht läugnen; allein eben dieſe Verpflichtung klagte den Hehler ſelbſt des verletzten Dienſteides an. Auch liebte Stollmers, trotz ſeiner materielen Anſichten vom Leben, ſeine Erneſtine, ſein liebes, einziges Kind zu ſehr, um es einem dürren, alten Pedanten in die Arme zu werfen, der, außer ſeinen blanken Thalern, ihr für alle Zukunft nichts zu bieten vermochte. Ungeachtet er daher Erneſtine'n wegen ihrer Unaufrichtigkeit zürnte, ſo ſuchte er den Doctor dennoch für den Augenblick auf eine Weiſe hinzuhalten, welche dieſen nicht erbittern und zur Bosheit reizen konnte.

„Sie fahren auf, Doctor,“ begann er nach einer Pauſe, „als ob ich Sie durch meine Frage hätte beleidigen wollen? — Mußte mich denn Ihr Antrag nicht überraſchen? Sie gingen in meinem Hauſe täglich aus und ein, ohne ihrer Neigung für Erneſtine'n auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen! — Ich dachte nichts ſicherer, als daß Agathe der Gegenſtand ſei, auf welchen Sie Ihr Augenmerk geworfen, und Sie dürfen mir glauben, daß ſich Agathe für vollkommen davon überzeugt hält!“

„Maske, — Freund,“ begann Wichtlein, beruhigt, „Maske, um Erneſtine'n deſto ungeſtörter beobachten zu können! Verrathen Sie mich ja nicht. Agathe darf nichts ahnen, ſonſt wäre die Sache in der erſten Stunde Stadtgeſpräch. Wir wollen eher im Reinen ſeyn; dann möge die Klatſchſucht ihre Backen voll nehmen!“

Stollmers suchte den intriguanten Brautwerber bei guter Stimmung zu erhalten, und entließ ihn mit dem Versprechen, sich seine Sache angelegen seyn zu lassen.

Der Doctor sollte aber nicht so leicht durchkommen. Agathe, welche indeß aus der Kirche zurückgekehrt war, kleidete sich in ihrem Zimmer, welches an die Schreibstube stieß, langsam aus, und hörte in unzusammenhängenden Bruchstücken einen Theil des lebhaften Gespräches mit an, worüber sie sich allerlei Gedanken machte. Sie pflanzte sich daher mit wachsender Ungeduld im Vorsaale auf, um den Doctor in flagranti zu empfangen, wenn er aus der Schreibstube träte. Allein dieser war auf eine solche Begegnung schon gefaßt, und half sich für den Augenblick mit der Lüge draus, daß er mit seiner erheuchelten Aufmerksamkeit für Ernestine'n nur seine wahre Liebe zu Agathe'n bemänteln wolle.

Agathe war durch des Doctors fliegende Suada ziemlich beruhigt. Als ihr aber nach ein paar Tagen Ernestine gestand, daß Wichtlein bei ihrem Vater um sie angehalten, und dieser sie um ihre Meinung befragt, und ihr Manches ernstlich vorgehalten habe, da ging ihr die Sache doch zu Kopfe, und sie nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit den Doctor in ein strengeres Examen zu nehmen.

3.

Buntes Schneegestöber trieb sich am Morgen des Sylvestertages in lustigem Wirbel durcheinander.

Die Amtskanzlei des Schlosses, in welchem See-

berg als Verwalter reſidirte, war verlaſſen; denn der letzte Tag des Jahres galt den Beamten von jeher für einen Ferialtag, und Seeberg wollte nichts Neues aufbringen; konnte ja doch er eine Ausnahme machen, und vielleicht war ſeine Dienſtleiſtung Erſatz für die aller Übrigen.

Plötzlich pochte es leiſe an der Thüre, und dazu ertönte ein Geräuſch, wie das eines Menſchen, welcher den Schnee von Kleidern, Hut und Schuhen abſchüttelt. —

„Herein!“ rief Seeberg mit unwillkürlich zitternder Stimme.

Die Thüre ging auf; vor derſelben ſtand ein Mann, noch immer bemüht, der dichten Schneedecke los zu werden, welche ſein ganzes Äußeres mit einer zähen Kruſte überfirniſst hatte.

„Tretet immer ein!“ ermunterte Seeberg den Fremden, „bei uns iſt es nicht ſo blank; für die Amtsſtube gibt es keine Feiertage!“

Indeſſen hatte ſich der Fremde zuſammengeklaubt, und trat ſchüchtern um ſich blickend ein. Ein grauer, abgeflickter Mantel umhüllte die abgezehrte Geſtalt; dem alten brüchigen Hute waren die Haare längſt entfallen, und aus den abgetretenen Stiefeln ſah das Stroh, als karges Mittel gegen den Froſt hervor. Baumwollene Fauſthandſchuhe, welche an einer Schnur um den Nacken des Mannes hingen, und ein gemeiner Alpenſtock vollendeten das Bild eines Bettlers, von welchem Looſe auch das ausgearbeitete, runzlichte Geſicht mit den glanzloſen blauen Augen, den borſtigen

Brauen und dem spärlichen weißen Haare auf glänzender Glatze Zeugenschaft zu geben schien.

„Legt ab, Alter,“ begann Seeberg, „und macht Euch's bequem, und wenn Ihr Euch erwärmt habt, so sprecht womit ich Euch dienen kann. Es muß allerdings eine Sache von Wichtigkeit seyn, die Euch bei solchem Wetter an einem Tage herführt, wo Ihr jede andere Kanzlei geschlossen fändet, die nicht den Verwalter selbst zum Pförtner hat.“ —

„So hätte ich die Ehre mit dem gestrengen Herrn Verwalter zu sprechen?“ — rief der Bettler lebhaft aus, Seeberg's hingeworfene Bemerkung aufgreifend. „Ja — ja,“ fuhr er gedehnt fort, und musterte den erstaunten Seeberg mit starren Augen, „ja — ja — Sie sind's, — so muß sich der Knabe ausgewachsen haben, der jetzt Karl Seeberg heißt!“ —

„Wie? drang Seeberg in den Alten,“ seid Ihr vielleicht ein Bote von einem Verwandten Seeberg's?“ —

„Sind Sie Seeberg selbst — sind Sie es wirklich?“ —

„Ich bin's! — Und mein Vater?“

„Er steht hier, unglücklicher Sohn, — steht als Bettler, als Verbrecher vor Dir, als Hiobsbote, als trauriger Beweis, wie die Sünde der Väter sich an den Kindern rächt!“ —

Die Stimme der Natur siegte. So abstoßend es auch für einen Menschen seyn muß, seinen Vater, dessen Bild ihm mit den frühesten Erinnerungen der Kindheit verblichen und erst im Bereiche der Ideale neu erstanden ist, im Wuste des Jammers und Elendes vor

sich zu sehen, alle bisher unbefriedigten Gefühle der zärtlichsten Sehnsucht, der reinsten Kindesliebe auf die traurige Gestalt eines zerlumpten Bettlers übertragen zu müssen: so warf sich Seeberg doch, in diesem Augenblicke alles Äußerlichen vergessend, an die langentbehrte Brust, an die theuere Herzensstelle, deren er schon für immer entbehren zu müssen geglaubt hatte.

„O, hinweg mit allen trüben Erinnerungen, Vater," begann er nach der Freude der ersten Umarmung, „lassen Sie jetzt das böse Leben ruhen! Seien Sie mir jetzt nichts, als Vater! Erholen Sie sich, stärken Sie sich! denken Sie sich, daß Sie hier zu Hause sind!"

„Hier zu Hause?" wiederholte der Alte mit gellendem Lachen „wohl war ich es hier einst! — Doch davon später! Jetzt lieber Karl, handelt es sich nur um Eins! Ich bin gestärkt, ich bin erwärmt, ich bin Alles, nur Eins nicht, — nur kein Mensch der werth ist, dich Sohn zu nennen, und ob ich es je wieder werden könne, darum allein handelt es sich. Ich bin hergewandert durch Eis und Schnee, um mein Urtheil von dir zu hören, ehe es für immer zu spät ist!"

Der Alte zitterte krampfhaft in Seeberg's Armen, der sich das Wiedersehen anders gedacht hatte.

„Sind wir allein?" forschte der Alte hastig, sich auf einen Armstuhl neben den Ofen niederlassend.

„Allein!" war Seeberg's Antwort; zur größeren Vorsicht ließ er das knarrende Schnappschloß am Kanzleithore ab.

„Karl," begann der Alte, seines Sohnes Hand fassend, „du bist mein Sohn, mein echter, leiblicher Sohn; aber Seeberg ist nicht mein Name, daher

auch nicht der Deinige; Seeberg ist der Name deiner Mutter, die dich erzog bis zu ihrem Ende. Ihr Vater war mein Amtsgenosse auf den Gütern des alten Grafen, dessen Sohne du hier dienst. Die ländliche Abgeschiedenheit und jugendlicher Leichtsinn verlockten uns zu einer strafbaren Vertraulichkeit, deren Frucht du bist. Nach dem Tode Seeberg's wurde seine Tochter mit einem Theile der Dienerschaft hierher übersetzt, indem man ihr aus Gnade eine Stelle anwies, um ihr für die Sorglosigkeit ihres Gatten Ersatz zu gewähren, welcher sie ohne Hinterlassung eines Vermögens hilflos mit dir zurückließ. Der Drang meines Herzens zog mich Euch Beiden nach; um die Sache nicht auffallend zu machen, suchte ich im nahen Städtchen Dienste und fand sie auch im Hause eines redlichen Gewerbsmannes. Bis dahin war ich nicht von Sünde frei, — aber noch frei von einem Schurkenstreiche!" —

„Vater," fiel Seeberg dem Alten in die Rede, „Sie verändern die Farbe, — die Erzählung greift Sie zu sehr an! Was es auch sei, Sie haben ja eine Fürsprache bei mir voraus, — mein Daseyn!"

„Ach — daß ich dein kostbares Daseyn in meiner Thorheit durch einen Schurkenstreich erkaufen zu müssen wähnte! — Das macht der Mangel an Glauben! Hätt' ich dich hinausgesetzt in den Wald oder an die Heerstraße, und dein Loos Gott anheimgestellt, du lebtest wohl auch noch, — und dein Vater wäre kein — doch nein! Ich kann es nicht über meine Lippen bringen; die Scham würde mich vor dir erdrücken! Und doch, — doch ist es so! — Deine Mutter war in Noth! für deine Zukunft sollte gesorgt seyn, du solltest

etwas lernen, eben weil du kein Vermögen zu erwärten hatteſt. — Ich verſchaffte deiner Mutter die nöthige Summe, welche ausreichen mochte, biſt du dir ſelbſt weiterhelfen könnteſt! — Ich verſchaffte ſie ihr, — und verließ dann dieſe Gegend, — verließ ſie belaſtet mit dem Bewußtſeyn eines Schurkenſtreiches, verfolgt von dem Fluche des ſchwärzeſten Undankes, umſonſt nach Ruhe, nach Troſt, nach Beſſerung ringend. In vielen Gegenden trieb ich mich umher; unter vielen Namen ſucht' ich Brot, aber nirgends wollte es mir mehr gelingen, eine ehrenwerthe bürgerliche Exiſtenz zu begründen; ein ſtrafender Zufall riß mir den Becher des Glückes immer wieder vom Munde weg. Oft — ich muß es dir geſtehen — rettete mich ein Nothpfennig, von dir eingeſendet, noch eben zu rechter Zeit von dem entehrendſten Erwerbe. Die ganze Stufenleiter verächtlicher Schleichverdienſte, vom Spion bis zum Schmuggler, habe ich durchgemacht, um endlich zu jenem Ziele zu gelangen, an welchem du mich jetzt ſiehſt — zum Bettelſtabe!"

Seeberg verbarg ſein Geſicht ſchluchzend in die Hände.

„Wie kann ich Sie retten, Vater? — Sprechen Sie! — Ich will ja Alles thun! — Nicht wahr, ich kann es?"

„Du kannſt es," rief der Vater aufſpringend, und ein Feuer edlerer Art belebte ſeine Augen, du kannſt es, Karl! Vaterſegen wird dir's lohnen, der Segen des Vaters, den du entſühnt haſt, gilt bei Gott gewiß auch! — Du kannſt es, wenn du den Fluch des Undankes, der Schurkerei, der Verworfenheit von mir

nimmſt! Nur dieſer Fluch lähmt meine Kräfte; ich bin erſt in den Fünfzigen, dieſer Fluch krümmt mich zum Neunziger zuſammen, nimm ihn von mir, und elaſtiſch ſoll mein ganzes Weſen aufleben; nimm ihn von mir, und ich kann arbeiten, entbehren, hungern, ſparen, kann Alles — Alles, denn ich nähre ja dann die Hoffnung, durch Reue gebeſſert, ſterben zu können! Willſt du mich um dieſe Bedingung retten, da du es kannſt?“

„Ich will es, — ich muß es!“

„Und wenn es dich dein Liebſtes koſtete?“ —

„Auch — dann!“

„Nun denn! ſo ſchwör' es mir!“

„Ich ſchwör' es!“

„Wohlan! Höre — Du ſtehſt im Begriffe zu heirathen!“

„Ja — Vater! — Sie ſollen meine Braut noch heute kennen lernen! Ein liebes, gutes, häusliches Geſchöpf; — ich habe mir ſo viel erſpart, als für die erſte Einrichtung hinreicht! Vierhundert Thaler! Ich ſchrieb es Ihnen ja! doch deßhalb ſollen Sie nicht vergeſſen werden, Vater! da meine bisherige Beiſteuer nicht hinreichte, dieß Kleid Ihnen abzunehmen“ — —

„Dieß Kleid?“ lachte der Alte; „o mein Sohn, daran trägſt nicht du die Schuld! Läge kein Fluch auf mir, ſo wäre deine Beiſteuer reichlich genug geweſen, um jetzt dein Spargut durch die Zinſen um die Hälfte zu vergrößern! Gibſt du mir Millionen, — und nimmſt mir den Fluch nicht, ſo muß ich Bettler bleiben bis an mein Ende! — Nun — wer iſt denn deine Braut? — Du haſt den Namen mir nie genannt?“ — —

„Ich ſchrieb Ihnen ja erſt einmal, als die Sache

ſchon gewiß war, und ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie meine Wahl billigen, und künftighin gern in unſerem Kreiſe verweilen werden.“

Der Vater ſeufzte tief auf, und heiße Thränen entquollen ſeinen Augen.

„Erneſtine heißt ſie,“ fuhr Seeberg fort, welcher im Wonnegedanken an ſeine Braut des Vaters Thränen nicht bemerkte; „ſie iſt die Tochter eines Kaufmannes im nächſten Städtchen, des wohlhabenden Stollmers —“

„Stollmers!“ ſchrie der Vater laut auf, ſich krampfhaft erhebend, und plötzlich in ſich zuſammenſinkend. „Das iſt die Hand des Schickſals,“ murmelte er halblaut vor ſich hin, „ich habe auch das verdient! — Nun — faſſe dich mein Sohn! — Du ſchworſt mich zu retten! Nicht wahr?“

„Ich ſchwor es, — und werde meinen Schwur halten!“

Wenn du mich retten willſt, — iſt deine Braut für dich verloren, wenigſtens für jetzt verloren!“

Seeberg fuhr überraſcht zuſammen, ſchüttelte dann wie träumend das Haupt und ſprach mit ungläubigem Lächeln: „Vater, das iſt wohl nur Prüfung!“

„Prüfung, — wohl, mein Sohn! Aber ernſte Prüfung! — Wenn du mich retten willſt, iſt Erneſtine für jetzt dir verloren! Gerade die Summe, welche dir zu ihrem Beſitze verhelfen ſoll, bedarfſt du, um mich von einer Schuld loszukaufen, deren Namen dir zu geſtehen ich mich ſchäme. An dem Bettel von vierhundert Thalern iſt die Rettung meiner Exiſtenz, die Sühne von dem Fluche geknüpft, der mich niederdrückt!

Kannſt du dieſe Summe und mit ihr die Hoffnung auf dein nahes Glück deinem Vater opfern? Kannſt du die Erfüllung deiner ſehnlichſten Wünſche ihm zu Liebe auf Jahre hinausſchieben? Haſt du ſo viel Glauben an Gott, daß du's über dich gewinnſt, ein Kleinod, das jetzt in deinen Händen liegt, mit dem feſten Vertrauen bei Seite zu legen, daß Gott, der keine gute That unbelohnt läßt, es dir unverſehrt verwahren werde? — Ich weiß, mein Sohn, was ich fordere! Aber wer durch die Sünde zum Vater ward, wer Schurke ward, um ſeinen Sohn zu erhalten, muß auch das Herz haben, ihm ſein Liebſtes zu entreißen, um den Fluch von ſeinem Geſchlechte hinwegzunehmen! — Biſt du noch entſchloſſen, zu halten, was du mir ſchworſt?"

„Ich bin es!" antwortete Seeberg nach kurzem aber heftigem Kampfe, der ſein ganzes Innere ſo erſchüttert zu haben ſchien, daß er zum willkürloſen Weſen herabſank. „Hier — Vater, nehmen Sie den Schlüſſel, er öffnet Ihnen das blaue Zimmer im erſten Stockwerke — Sie kennen es wohl?"

„Es iſt das Zimmer, in welchem dich die arme Seeberg erzog —"

„Jetzt bewohne ich es; links in meinem Rollkaſten, den Ihnen dieſer zweite Schlüſſel öffnet, finden Sie ein Portefeuille, welches die genannte Summe in Bankbilleten enthält."

Der Alte nahm mit bebenden Händen die Schlüſſel, ſegnete ſtumm ſeinen Sohn, welcher ſtarr vor ſich hinſah, und wankte hinaus.

Jetzt brach ein Thränenſtrom aus Seeberg's Augen; die Hände zu Gott faltend, rief er aus: „Dir

himmlischer Vater, stell' ich mein Schicksal anheim! Erhalte mir Ernestinens Liebe, bis ich wieder im Stande bin, um sie zu werben, und rechtfertige mich vor ihrem Herzen! Ich war eher Sohn, als — Bräutigam!"

Dann stürzte er hastig zum Schreibtische, und schrieb mit zitternder Hand folgende Zeilen an Ernestine: „Theure Geliebte! Ich bleibe ewig dein, bleibe du mein! Ein Zufall, der außer meiner Berechnung lag, zwingt mich, meine Bewerbung um deine Hand aufzuschieben. In zwei Jahren siehst du mich wieder! Bis dahin dulde, hoffe. Sollte dir ein besseres Loos winken, so kümmere dich nicht um mich! Für jetzt kann ich dir das Räthsel nicht lösen. Nur zweifle nie an der Treue Deines unglücklichen Karl." —

Er hatte das Billet kaum gesiegelt, und zu sich gesteckt, als sein Vater eintrat mit einem Päckchen in den Händen.

„Sohn," sprach er, „halb entsühnt fühl' ich mich schon; ganz mich zu sühnen, liegt in deiner Hand. Nimm dies Päckchen, dessen Inhalt du wohl ahnen magst, ohne jedoch seine ganze Bedeutung zu kennen. Das Haus des Kaufmannes Stollmers ist dir leider nur zu bekannt. Schleiche dich unbemerkt heute noch hinab; suche dieß Päckchen in sein Kassezimmer zu werfen; das: „Wie?" stell' ich dir zur Aufgabe, nur gib Acht, daß dich ja Niemand sehe. Es wäre um mich geschehen, wenn er je erführe, daß ich dabei im Spiele war. Fürchte übrigens nichts; du thust einen guten Gang, — einen Gang, der deines Vaters Gewissen von einer Zentnerlast befreit, der ihn der Menschheit zurück gibt, wenn

er gelingt; deſſen Miſslingen dagegen mich und dich ewig unglücklich machen würde. Nur darum vertraue ich ihn dir allein an! Bedenke, daſs es ſich dabei auch um Erneſtine'n handelt. Willſt du mir dieſen groſsen, wichtigen Liebesdienſt erweiſen, mein Sohn?"

„Ich will es, Vater!" ſchwor ihm Karl, und nahm das Päckchen. Der Vater faltete im ſtillen Gebete die Hände.

Es war ein ſtiller, trauriger Sylveſtertag.

4.

Stollmers feierte mit ſeiner Erneſtine in Wichtlein's und Agathen's Geſellſchaft die Sylveſternacht, wie alljährlich, bei einer Bowle Punſch. Das Geſpräch war nicht ſehr warm; deſto wärmer war das Stübchen, in welchem die vier Punſchgäſte beiſammen ſaſsen; denn die Magd hatte, wahrſcheinlich um den Reſt der Sylveſternacht ungeſtört zuzubringen, den Ofen ſo tüchtig geladen, daſs er im alten Jahre gewiſs keiner Nachhilfe mehr bedurfte. Agathe ſtand auf, öffnete die Thüre, welche in das anſtoſsende Kaſſezimmer führte, ſchob einen der eiſernen Fenſterbalken zurück, und zog den Schuber am Doppelfenſter empor, damit die von Auſsen eindringende Luft die Wärme ſanft mäſsige.

Unter mannigfachen Verſuchen, die Zeit zu tödten, nahte die Stunde, wo das alte Jahr Abſchied nahm, und von der Salve zwölf gedehnter Hammerſtreiche begleitet, beim matten Schimmer der Sterne, welche mühſam durch das zerreiſsende Schneegewölk

hindurch flimmerten, in sein Grab hinunterſank, um dem jüngſten Sohne der Zeit Platz zu machen.

„Sonderbar,“ rief Agathe, „als ob man's einſchappen hörte!“

„Das neue Jahr ſoll leben!“ rief Doctor Wichtlein „und Jedem den gebührenden Zoll geben, — Junggeſellen — eine brave Hausfrau, und Jungfrauen einen braven Mann!“

Agathe war entzückt über dieſen Trinkſpruch, und bewunderte den Seitenblick, den der Doctor, über deſſen Abſichten ſie längſt ſchon wieder beruhiget war, auf die erröthende Erneſtine warf, als ein Meiſterſtück wohlberechneter Verſtellung. Erneſtinens Erröthen war eine Folge ihres Beſtrebens, ſich der gewaltſam hervorbrechenden Thränen zu erwehren.

„Auf Rückkehr von Treue und Redlichkeit unter den Menſchen!“ rief Stollmers aus, und ſtürzte das Glas mit einer Haſt hinüber, welche einen richtigeren Blick in ſein Inneres gewährte, als all' ſein angenommener Menſchenhaß und ſeine erzwungene Trockenheit.

„Nun aber, Tinchen, iſt's Zeit zum Aufbruche! drängte Agathe, mögen die Herrn noch plaudern; für Frauenzimmer iſt der Termin längſt vorüber; in ſechs Stündchen heißt es ſchon wieder in die Kirche, — und der liebe Schlaf will doch auch ſein Recht! Somit: „Gute Nacht! — oder vielmehr guten Morgen!“

Agathe trippelte, noch einen bedeutenden Blick auf den Doctor werfend, voraus, und Erneſtine folgte ihr langſam, den herzlichen Kuß ihres Vaters

als Bürgschaft besseren Glückes in's neue Jahr mit hinüber nehmend.

„Ja, Doctor,“ nahm Stollmers das Wort, „Sie können mir's glauben, — es ist mir nicht angeboren, so rauh, so einsylbig, so mißtrauisch zu seyn; aber die Leute haben mich dazu gemacht. Sie wissen, wie man mich betrogen, wie man mich bestohlen, wie mich mein treuester Diener in dem Augenblicke verlassen hat, wo auf seine Beihilfe, auf seine Aussage, auf seine Unterstützung das Meiste, wenn nicht Alles, ankam. Doch das ist vorüber! Mit Gottes Hilfe“ —

„Und mit meinem Beistande,“ fiel der Doctor ein, „unsere Freundschaft soll leben und blühen!“

„Dieser Artikel ist uns ausgegangen!“ rief Stollmers, dem Doctor bedeutend, daß er das leere Glas zum Munde führe. „Aber zum Glücke ist noch Vorrath dort im Napf auf dem Ofen. Zwei Gläschen füllt er noch; — aber das soll Männerpunsch seyn, Doctor; — nicht so laues, mattes Weibergesöffe! Ich hab' in meiner Kassa drinnen eine Flasche echten Jamaika, der soll heraus! Warten Sie, Doctor; — ich finde sie im Finstern!“ —

Der Doctor protestirte aus zwei Gründen nicht, für's erste, weil er ein gutes Tröpfchen gerne trank, wenn er es umsonst haben konnte, und für's zweite, weil er den Kaufmann etwas warm werden sah, und ihn für seine Bewerbung um so leichter zu stimmen hoffte, während Stollmers hinwieder die erhöhte Gesichtswärme des Doctors dazu benützen wollte, um ihm we-

gen Agathe'n die Hölle heiß zu machen, und ihm Erneſtine'n zu verleiden.

Pankrazius Wichtlein nickte ſchlaftrunken, als ihn des Kaufmann's Ausruf: „Halt, halt, hab' ich dich!“ plötzlich aufrüttelte.

„Haben Sie ſie ſchon?“ lachte Wichtlein, an die Jamaika-Flaſche denkend — „Nur her damit!“

„Helfen Sie mir, helfen Sie mir!“ rief Stollmers dringender! —

„O Sie Schalk,“ lachte Wichtlein lauter, „als ob Sie ſo ein Fläſchchen nicht allein bemeiſtern könnten.“

Plötzlich tönte ein dumpfer Schlag von innen, — und „Ha! entwiſcht!“ rief Stollmers mit ängſtlich kreiſchender Stimme. Wichtlein ſprang auf, und rief lallend: „Schleichhändler?“

Geiſterblaß trat Stollmers aus dem Kaſſazimmer.

„Wirklich, Schleichhändler?“ wiederholte der Doctor, ſich gewaltſamer faſſend.

„Diebe!“ war des Kaufmanns Antwort, und erſchöpft ſank er auf den Stuhl.

„Diebe?“ fragte Wichtlein zitternd, und ſchob den Riegel vor die Stubenthüre, ſtatt hinaus zu eilen und Lärm zu machen.

„Ich trete hinein,“ begann Stollmers, ſich erholend,“ durch den Balken, den Agathe vorhin halb geöffnet, fällt ein mattes Lichts auf die Kaſſatruhe, die gerade unter dem Fenſter ſteht. Da hör' ich etwas zu Boden fallen; raſch blick ich hin, und ſehe eine Hand, welche ſich gewaltſam durch das enge Fenſtergitter hereingezwängt hatte, wahrſcheinlich um mit

einer Feile, die ihr eben entfiel, das Werk des Einbruchs zu beginnen. Ich schleiche mich leise, durch den vorstehenden Balken gedeckt, hin, und fasse die Hand die, aalgewandt, sich mir zu entringen strebt; umsonst, ich halte sie fest, krampfhaft fest, rufe um Hilfe, ohne von Ihnen verstanden zu werden, und würde, wenn Sie mir Beistand geleistet hätten, des Diebes ohne Zweifel habhaft geworden seyn. Allein er sah seinen Vortheil, schwang sich empor, stieß mir mit der andern Hand den Balken vor die Stirne und riß die eingeklemmte mit Riesenkraft aus meinen Fingern los, zwischen welchen mir etwas, wie ein Ring, hinabkollerte, was sich im Zimmer vorfinden muß. Leuchten Sie mir, Doctor; — es kann zur Aufklärung führen!"

„Was im Zimmer ist, bleibt Ihnen sicher," stotterte der Doctor, ängstlich nach seinem Fischbeinhut und dem spanischen Rohre suchend; — „Diebe in der Sylvesternacht, es ist entsetzlich! Wenn sie's etwa bei mir auch versuchten, einzubrechen! Ich muß fort, — nach Hause! Meine armen Thaler! — Auf die Spur muß ich dem Diebe kommen; — morgen hab' ich ihn! Kein Schmuggler kam mir noch durch; ein Dieb soll mir auch nicht zu pfiffig seyn! — Sicherheit muß in der Stadt herrschen! — Drum verlassen Sie sich auf mich; morgen in aller Frühe bin ich mit dem löblichen Gerichte hier, um dem Schurken auf die Kappe zu gehen."

Er war nicht aufzuhalten. — „Die Schurken haben uns von Außen eingesperrt!" schrie er, als die Thüre nicht aufging, die er kurz vorher aus Angst selbst zugeriegelt hatte. — Stellmers sah, woran es fehlte,

und entließ den feigen Egoisten mit unwilligem Kopfschütteln.

Um seinen Schlaf war es geschehen. Lärm zu machen war zwecklos, da der Dieb entwischt und gewiß nicht Willens war, in derselben Nacht zum zweiten Male zu kommen. Er verschloß daher die Thüre, nahm das Licht, und durchsuchte das Kassazimmer. Auf dem Fenstergesimse waren einige Blutstropfen zu bemerken. Stollmers schob das äußere Fenster zu, und verriegelte den inneren Balken. Was anfänglich der Hand des Diebes entfallen seyn mochte, war nicht zu finden.

Mitten in der Stube glitzerte aber etwas; begierig leuchtete Stollmers hin; es war ein gesprungener Goldring, woran Blutspuren kennbar waren. — „Kein Zweifel," rief Stollmers, des Fundes froh, — „es ist der verrätherische Ring, welchen ich im Ringen vom Finger des Schurken herabgerissen. Dieses Wahrzeichen wird ihn entdecken helfen."

Er beleuchtete den Goldreif näher, und fuhr entsetzt zurück, denn je genauer er ihn betrachtete, desto bekannter kam er ihm vor. Selbst die Buchstaben F. S. stimmten überein. Ja, er hätte darauf schwören mögen, daß es derselbe Ring sei, den er einst am Altare seiner verstorbenen Gattin gereicht, derselbe, den nach ihrer Mutter Tode Ernestine als theueres Erbstück getragen hatte.

Wie konnte dieser Ring an den Finger des Diebes kommen? — Ein gräßlicher Gedanke blitzte durch des Vaters Seele. — Sollte der Dieb eher Mörder gewesen seyn, als er den Einbruch gewagt? Sollte das am Ringe klebende Blut Ernestinen's Blut seyn?"

Von furchtbarer Unruhe gefoltert, ergriff Stollmers das Licht, öffnete leise, schloß eben so leise hinter sich ab, und wankte die Treppe geisterblaß empor. Sein Kabinet war verschlossen wie sonst, am Schlosse nichts verletzt, er sperrte mit dem Hauptschlüssel, den er stets bei sich trug, auf, und eilte, des Entsetzlichsten gewärtig, der Schlafkammer seiner Tochter zu. Kaum seiner mächtig, leuchtete er durch die halbgeöffnete Thür auf Erneſtinens Bett hin. — Da lag sie leise athmend, ein Bild der Unschuld, die in Thränen einschlief, die Hände über die Brust gekreuzt. Der Ring am Mittelfinger ihrer Linken war verschwunden.

5.

Der Neujahrsmorgen war angebrochen. Erneſtine'n erwartete eine schmerzliche Begegnung. Beim ersten Frühgeläute war sie mit Agathe'n zur Kirche geeilt. Als sie aber, nach verrichteter Andacht, durch's Thor treten wollte, steckte ihr ein täppischer Bauernjunge, mit der Frage: „Ob sie die Krämer-Mamsell aus der Stadt wäre?“ Seeberg's verhängnißvolles Briefchen zu.

Erneſtine war außer sich. Alles schien ihr verloren. Agathe hatte große Mühe, sie nach Hause zu bringen, und ihr so viel Fassung zu predigen, daß sie sich wenigstens nicht gleich bei dem ersten Zusammentreffen mit ihrem Vater verriethe.

„Wenn mir nur heute,“ seufzte sie, „Niemand ein glückliches Neujahr wünschte! Es ist so peinlich, für etwas danken zu müssen, was uns wie bitterer Hohn klingt!“

In das Haus des Kaufmanns Stollmers hatte der Doctor indeß bereits große Thätigkeit gebracht. Kaum war es Tag geworden, als er die Gerichtsbehörde aufrumorte. Der Assessor, ein tüchtiger Handhaber der Gesetze, wegen seiner Fündigkeit, Strenge und Wachsamkeit allgemein „der kleine Fouché“ genannt, sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette, und verfügte sich mit dem Denunzianten ungesäumt an den Ort des Attentates.

Nach einigen höchst kalten Neujahrsförmlichkeiten ging es an die möglichst umständliche Beaugenscheinigung. Über alles Vorfindige wurde ein genaues Inventarium aufgenommen, die Kassatruhe von zwei Dienern abgeschraubt, und jeder Winkel durchsucht, ob man nicht die Feile, oder was sonst der Hand des Diebes entfallen war, fände, aber umsonst. Auf dem Tische lag Alles in derselben Ordnung, oder vielmehr Unordnung, wie am Vortage, weßhalb man ihn verschonte, und die ganze Untersuchung lieferte daher kein anderes Resultat, als welches gleich der erste Augenblick gegeben hatte, nämlich: daß ein nächtlicher Einbruch versucht worden sei.

Die Anhaltspunkte beschränkten sich, da frischgefallner Schnee die Fußtritte vor'm Hause vertilgt hatte, auf die Blutspuren am Simse, und auf den, mitten im Zimmer neben verstreuten Briefkouverts (welche Stollmers zu den übrigen Papieren geworfen) gefundenen Ring, von welchem Stollmers zu Protokoll gab, daß er sich überzeugt halte, dieser Goldreif habe bisher, als Erbstück seiner Seligen, Ernestinens Finger geschmückt.

In Wichtlein's Kopfe zündete dieser Gedanke augenblicklich; mit maliciösem Lächeln bestätigte er die Behauptung des Assessors, daß dieser Ring Licht verschaffen würde, und erwartete mit Ungeduld das Frühstück, bei welchem Ernestine mit Schonung, und wo möglich unvermerkt in's Verhör gezogen werden sollte.

Das arme Mädchen, welches in der Zwischenzeit mit Agathe'n nach Hause gekommen war, machte, während diese das Frühstück bereitete, so gut, als es ihre Stimmung erlaubte, Toilette, um ihrem Vater ihren Wunsch darzubringen. Die Anwesenheit von Gästen hatte für die Haushälterin nichts Befremdendes; aber die beiden tristen Kerle mit den Spechtnasen und den Luchsaugen, welche im Vorhause umherpatrouillirten, kamen ihr verdächtig vor. Von den übrigen Hausleuten konnte sie nichts erfahren, weil von ihnen selbst Niemand wußte, was in der Nacht vorgegangen war. So kam sie zuletzt gar auf die Vermuthung, Wichtlein, dessen schnarrende Stimme sie herauszuhorchen so glücklich war, habe ihr am Neujahrsmorgen eine Überraschung in Gestalt eines gerichtlich aufgesetzten Heirathskontraktes bereitet.

Das Frühstück erschien und wurde mit seltsamer Spannung, nach wechselseitiger Beglückwünschung, eingenommen.

Nach einigen gleichgültigen Reden zog Stollmers mit erkünstelter Ruhe den zerbrochenen Ring aus der Tasche und reichte ihn Ernestinen mit der Frage: „ob sie ihn kenne?“

Ernestine stieß einen lauten Schrei aus, als sie

den Ring näher betrachtet hatte, und sank heftig ergriffen zurück. Allgemeines Staunen folgte diesem Momente; nur Wichtlein's Züge wetterleuchteten vor Schadenfreude.

„Kennst du diesen Ring wirklich?“ fragte Stollmers sanfter, als sich das Mädchen erholte.

„Ja, — Vater“ — schluchzte sie, — „es ist meiner seligen Mutter Trauring.“

„Wann und wie kam er von deinem Finger, an welchem du ihn, als theueres Erbstück, trugst? — Sprich ohne Scheu! — Ich werde dich's nie entgelten lassen!“ —

„Seit der Christnacht,“ stammelte Erneſtine erröthend, „und ich selbst verschenkte ihn.“

Wichtlein's Spannung stieg auf's Höchste; Agathe ließ jedes ihrer Augen in entgegengesetzter Richtung manövriren, ihr rechtes maß mit Bedauern die unglückliche Erneſtine, während ihr linkes an Wichtlein's boshafter Neugierde reichlichen Nahrungsstoff fand.

„Und wem schenktest du diesen Ring?“ fragte Stollmers nach einer Pause weiter.

Erneſtine sah nun ihr ganzes Geheimniß verrathen. Vor einer Stunde der Brief, jetzt der zerbrochene Ring, Alles bestätigte sie in ihrem Wahne, daß sich Seeberg auf ewig von ihr losgesagt habe, und sie glaubte nun ferner nichts mehr gewinnen zu können, wenn sie länger etwas verschweigen wollte, was Andere, wie es schien, besser wußten, als sie selbst. Indem sie sich unter heißen Thränen ihrem Vater zu Füßen warf, gestand sie Alles.

Um sie zu schonen, verschwieg man ihr das Übrige und führte sie auf ihr Zimmer, wo sie in brünstigem Gebete ihr Schicksal Gott anheimstellte.

Die Person also, von deren Finger der Ring abgezogen wurde, war nun mit gröster Wahrscheinlichkeit — Seeberg.

„Was konnte nur diesen Mann zu einem solchen Schurkenstreiche bewegen?“ fragte Stollmers, indem er sich ungläubig vor die Stirne schlug.

„Es ist unglaublich,“ stimmte der Assessor ein, „eben so unglaublich als evident!“

Doctor Wichtlein hätte wohl einen Mittelweg gewußt, die ganze Sache auf eine glimpfliche Weise zu lösen, aber er beklatschte schon im Stillen seine Pfiffigkeit, und feierte einen schadenfrohen Triumph über Seeberg's eklatantes Fiasko.

Ernestine war in Verzweiflung, Agathe hielt dem Doctor, der seine Schadenfreude allzusehr verrathen hatte, eine überaus erbauliche Strafpredigt; Stollmers monologisirte über Falschheit und Gemeinheit, und der Assessor beorderte in seiner officiellen Gespensterseherei ein handfestes Paar wohldressirter Schergen, um den Inculpaten ja gewiß mit Haut und Haar einzufangen.

6.

Wie viele Menschen gibt es wohl, welche sich nicht selbst schon in einer Stimmung befanden, wo man durch eine unerwartete Wendung verblüfft, den klaren richtigen Zusammenhang der Verhältnisse, den natürlichen Maßstab der Handlungen aus dem Auge verliert,

und von Widerſpruch zu Widerſpruch fortgeriſſen, ſich in ein Labyrinth verirrt, aus welchem nur ein Maſchinengott retten kann, worauf man dann freilich zur Einſicht ſeiner Luftſtreiche, zur Erkenntniß ſeiner Selbſttäuſchungen gelangt? Wer die Geſchichte ſeines Lebens überhaupt, und den Roman ſeiner Jugendliebe insbeſondere durchblättert, dürfte nun auf mancher Seite Stoff zum Lächeln finden, welche ihm, als er ſie erlebte, kalte Schweißtropfen und bittere Thränen gekoſtet hat.

Solche Schweißtropfen ſtanden auch auf Seeberg's Stirne, als am Neujahrsmorgen ſein Vater zu ihm ins Zimmer trat, und ihn mit ängſtlicher Unruhe fragte: ob er ſeinen Schwur ſchon erfüllt habe.

„Es iſt geſchehen!“ antwortete Karl mit angegriffener Stimme. „Sie, Vater, haben nichts mehr zu beſorgen.“

„Aber vielleicht Du?“ fragte der Alte beſorgt, „hat dich Jemand geſehen?“

„Niemand, Niemand, Vater! Aber wenn ich Ihnen lieb bin, ſo laſſen Sie einige Tage über die Geſchichte vergehen, und entfernen Sie ſich indeß. Sobald Alles verſchollen und verklungen iſt, was jetzt meine Bruſt beunruhigt, werde ich Sie ſelbſt wieder bitten, zu mir zurückzukehren. — Hier iſt Geld, Vater! — Geben Sie mir nach!“

„Nicht ſo, mein Sohn! — Ich bin nicht gekommen, um dich zu berauben! Jetzt, wo du den ſchweren Fluch der Schuld von mir genommen, werden meine Hände ſtark genug ſeyn, um mir ſo viel zu erwerben, als ich für meine geringen Bedürfniſſe brauche. — Al-

lein du willst es, du beschwörst mich, zu gehen! Wohlan, so gehe ich, meinen Segen lasse ich dir aber zurück für deinen Edelmuth, möge er dir mit dem neuen Jahre auch ein neues Glück bringen!"

Er umarmte seinen Sohn mit inniger Rührung, und entfernte sich. Allein die Besorgnisse, welche dieser laut werden ließ, hatten einen zu tiefen Eindruck auf ihn gemacht, als daß er ruhig seines Weges hätte weiterziehen können. Von bangen Ahnungen gefoltert, verbarg er sich unfern vom Eingange in den Schloßhof in einer kleinen Bretterhütte, welche den Sommer über zur Aufbewahrung des nöthigsten, im täglichen Gebrauche stehenden Gartengeräthes diente. Hier wollte er, in seinen Mantel verhüllt, lauschen, was da käme, so lange es die Kälte oder das Tageslicht zuließe.

Er war nicht lange versteckt, als des Assessors Leute, im lebhaften Gespräche begriffen, anrückten, um den Verwalter zum summarischen Verhör in des Kaufmanns Wohnung zu citiren.

Seeberg verlor, als die beiden Amtsdiener mit der schriftlichen Vorladung eintraten, alle Fassung. Erblassend stand er da, ein sprachloses Opfer des Wahnes, bereit zu Allem, was man von ihm forderte. Die Ungewißheit über die Art der Schuld, von welcher er seinen Vater zu sühnen übernommen hatte, das Bewußtseyn, in eine Sache mit verwickelt werden zu seyn, in der er seinen bisher so unbescholtenen Namen auch nicht mit einem Worte vertheidigen könnte, ohne vielleicht Ehre und Leben seines Vaters zu gefährden, benahm ihm alles Selbstvertrauen, alle Überlegung. Ja, hätte man ihm in diesem Augenblicke gesagt: „Einer

von euch Beiden ist Mörder, — du oder dein Vater!“ — er würde mit vorschnellem Wetteifer gerufen haben: „Ich bin's!“

Ohne ein Wort einzuwenden, folgte er daher den Amtsdienern, indem er in seiner Betäubung nicht einmal daran dachte, daß es das Haus des Kaufmannes Stollmers sei, wohin man ihn führe, daß er in Ernestinens Nähe seine Katastrophe erfahren solle.

Der Alte hatte aus seinem Verstecke nicht sobald bemerkt, daß Seeberg in Begleitung verdächtiger Personen forteile, als er sich schon hervormachte, um nachzuschleichen.

Mit niedergeschlagenen Augen trat Seeberg bei Stollmers ein. Trotz seines verstörten Äußeren widersprach der Adel seiner Züge und sein ganzes aus besserem Stoffe geformtes Wesen dem garstigen Anwurfe, welchen man ihm zu machen im Begriffe stand. Stollmers kam zuerst von seinem Wahne zurück, und gestand sich selbst ein, daß sein ganzer Eifer vielleicht nichts als die Nachwirkung einer übernächtigen Aufwallung gewesen sei, und daß es besser wäre, die ganze Sache zu unterdrücken. Allein das Gericht hatte einmal Notiz genommen, und der kleine Fouché verstand keinen Scherz.

„Kennen Sie diesen Ring?“ — fragte der Assessor, nach den herkömmlichen Eingangsformeln den Inquisiten.

„Ja,“ war Seeberg's trockene Antwort.

„Wurde er von Ihrem Finger abgezogen?“

„Ja,“ — zugleich bemerkte des Examinators scharfes Auge, daß der Ohrfinger an Seeberg's linker Hand wund war.

„Sie waren es alſo wirklich, der heute Nacht —?“

„Ich war's —!“

„Was um des Himmels Willen! konnte Sie zu einem ſo verzweifelten Schritte bewegen —?“

„Etwas, was ich nie verrathen werde!“

„Ein Mann, der in Ämtern und Würden ſteht, der des beſten Rufes genoß, der ſein erkleckliches Einkommen hat, — verſucht es, — in die Kaſſe eines geachteten Bürgers einzubrechen —!“

„Einzubrechen?“ wiederholte Seeberg auffahrend, — lächelte dann verächtlich — und ſchwieg.

„Waren Sie in Geldnoth?“ forcirte der Aſſeſſor.

„Nach Belieben!“ erwiederte Seeberg mit dem Ausdrucke des bitterſten Widerwillens.

„Sie hätten vielleicht gern über Nacht ein Sümmchen zuſammengezaubert, um Erneſtine'n etwas bieten zu können?“ fiel Wichtlein giftig ein.

„Nach Belieben!“ wiederholte der Beſchimpfte mit einem verächtlichen Seitenblicke auf den Doctor, dem Stellmers auch einen verweiſenden Wink zuwarf.

„Sonderbar iſt und bleibt es!“ — begann nun der Letztere ruhig, — „man kann einem Manne, wie Sie, keinen Schurkenſtreich zumuthen, — und für eine Burſchikeſität, für ein Studentenſtücklein ſind Sie doch auch zu geſetzt. Was war's denn alſo? Reden Sie!“

„Denken Sie, was Sie wollen!“ — war Seeberg's gleichgültige Antwort, — „die Wahrheit darf ich Ihnen nicht ſagen, — und zum Lügner fühl' ich mich zu gut. Was mir dieſe Herren anwerfen, iſt zu albern, um darauf zu antworten; daß es um meine bürgerliche

Ehre geſchehen iſt, weiß ich; — was Sie weiter mit mir thun, gilt mir unter ſolchen Umſtänden gleich!“

Des Aſſeſſors Geſicht verlängerte ſich in's Unglaubliche, während Wichtlein ohnmächtige Rache ſchnob, und Stollmers den räthſelhaften Inquiſiten bemitleidete.

Da ſcholl plötzlich von Außen eine Stimme: „Laſſen Sie mich hinein, meine Herren! Laſſen Sie mich hinein!“ Und die Thüre ging auf.

„Was thun Sie, um Gotteswillen?“ ſchrie Seeberg auf, als er ſeinen Vater auf ſich zuſtürzen ſah.

„Mein Gott! die Züge ſoll ich kennen,“ rief Stollmers dem Doctor zu, der ebenfalls that, als ob ſie ihm nicht fremd ſchienen.

„Nein, Karl,“ begann der Alte, Seeberg mit Inbrunſt umſchließend, „meinetwillen ſoll Deine Ehre nicht gebrandmarkt werden. Die Schuld büße, nicht der Wahn. Ich Thor glaubte um ſo leichten Preis durchzukommen, aber ich ſehe nun ein, daß Reue und Erſatz nicht hinreichen, um eine Schuld zu tilgen, auch die Buße gehört dazu! Nun denn, ſo will ich ſie geduldig tragen!“

Eine Pauſe des Staunens feſſelte Alles. Stollmers unterbrach ſie zuerſt, indem er Seeberg's Vater fragte: „Sind Sie nicht Noring, mein ehemaliger Buchhalter, der mich vor zehn Jahren gerade in meiner bedenklichſten Lage rückſichtslos verließ?“

„Ja, ich bin's,“ antwortete dieſer, „und der junge Mann hier, den Sie Seeberg nennen, iſt mein Sohn, mein braver, edelmüthiger Sohn! Heute war der Tag, wo er um die Hand Ihrer Tochter werben

wollte; er hatte sich eine Summe von vierhundert Thalern zusammengespart, um wenigstens etwas bieten zu können, und der Edelmüthige trat die ganze Summe gestern mir ab, um eine schwere Schuld, die ich — in Ihrem Hause auf mich geladen — von mir abzuwälzen."

Seeberg wollte seinem Vater die Rede wehren, aber dieser fuhr mit tiefer Ergriffenheit fort: „Ja — hören Sie Alles, Herr Stollmers. Eben in jener bedrängten Zeit, wo Verluste aller Art, schlechte Streiche von Seite falscher Freunde, verunglückte Speculationen u. s. w. Ihre Vermögensumstände zerrütteten und Sie in jenem Stumpfsinne, in welchen uns großes Unglück gewöhnlich stürzt, das ganze Kassawesen mir überließen, eben in jener Zeit, — hören Sie und verachten Sie mich! — eben in jener Zeit besaß ich Schlechtigkeit genug, aus Ihrer Kassa vierhundert Thaler zu entwenden, um sie der Mutter meines Sohnes, die nicht mein Weib war, zuzuwenden. Niemand konnte das Defizit bemerken, denn mein Gewissen war meine einzige Kontrole, und das ließ sich durch die Leichtigkeit zu sündigen, verlocken!"

Er hielt bewegt inne.

Stollmers versank in Nachdenken; Seeberg schlug, für seinen Vater erröthend, die Augen nieder.

„Aber unrecht Gut gedeihet nicht," fuhr Moring fort. „Meine Schuld ließ mich kein Glück mehr finden; trotz reichlicher Unterstützung von Seite meines Karl bracht' ich es doch nicht weiter, als zum — Bettler; ein böser Geist riß mir Alles aus den Händen, was ich hatte, — der böse Geist war — das böse Gewissen.

Seit Jahren dacht' ich an Ersatz; es war mir aber unmöglich, so viel zu ersparen. Da schreibt mir mein Sohn von seiner Liebe, von seinem Spargute; ich eile zu ihm, er tritt es mir ab, ohne zu wissen, wofür; und es fragte sich nun nur mehr darum, wie ich die verhängnißvolle Summe, ungesehen, durch zuverlässige Hand, an den Ort zurückbringen könnte, wo ich sie schändlicher Weise entwendet hatte. Nur meinem Sohne konnte ich diesen Gang anvertrauen; er schwor mir, mich nicht zu verrathen. Unbemerkt verschwand die Summe, unbemerkt sollte sie wieder ersetzt werden; und wenn auch Niemand sie je fände, mir genügte das Bewußtsein, Ersatz geleistet zu haben. Er verrichtete diesen Ehrengang heute Nacht. — Daß er unglücklich ausfiel, mußte ich sowohl aus seiner Stimmung, als aus dem Umstande vermuthen, daß ihn Leute vom Gerichte aus seiner Wohnung holten. Ich eilte nach, — und kam Gott sei Dank! noch früh genug, um durch meine verdiente Demüthigung ihm unverdiente zu ersparen! Verfügen Sie nun über mich, Herr Stollmers! Die vierhundert Thaler müssen Sie unter Couvert in Ihrem Kassazimmer finden!"

Stollmers, welcher den Sprechenden bisher mit immer größerer Theilnahme betrachtet hatte, erinnerte sich nun des Papieres, das er neben dem Ringe am Boden gefunden und unbeachtet auf den Tisch nebenan geworfen hatte; er eilte in das Kassazimmer und kehrte mit dem bezeichneten Päckchen in der Hand zurück, das er vor den erstaunten Zeugen augenblicklich öffnete.

„Beim Himmel!" rief er, „vierhundert Thaler! — Noring! Vergessen sei, was zwischen uns vorfiel!

Jetzt sind Sie mir ein Ehrenmann, ein Mann, der meinen Glauben an Rechtlichkeit, der sehr im Wanken war, besser und wirksamer aufrichtet, als tausend schöne Floskeln und tausend zweideutige Dienstleistungen. — Ihrem wackeren Sohne aber bin ich eine eklatante Ehrenrettung schuldig für all' das tolle Zeug, was wir im Wahne mit ihm getrieben!«

Vater und Sohn lebten neu auf; der Assessor klaubte seine Protokolle kopfschüttelnd zusammen, und der Doctor schnitt ganz abscheuliche Gesichter, während Stollmers zu Karl trat, und ihn bei der Hand ergreifend, fragte: »Junger Mann, denken Sie von meiner Ernestine noch so, wie in der Christnacht?«

Karl's Antwort läßt sich leicht denken; eben so die Lösung der ganzen Verwickelung. Noch am Neujahrstage umarmten sich Ernestine und Karl als ein glückliches Paar; Noring trat neuerdings in die Dienste des Kaufmanns, welcher mit einem Male seine heitere Stimmung wieder gewonnen hatte, und Doctor Pankrazius Wichtlein beehrte Agathe'n mit seinen Anträgen, welche nachsichtig genug war, ihn nicht zurück zu weisen.

So fand die Schuld ihre Buße und der Wahn seine Aufklärung. Noch oft belächelte Karl nachher seine damalige Fassungslosigkeit und gestand offen, daß, wenn der pedantische Assessor ihn an jenem verhängnißvollen Tage zum Strange verdammt hätte, er sich ohne Widerrede dazu würde herbeigelassen haben; so groß ist die Einwirkung fremder Schuld auf ein schuldloses Gemüth, welches sich ihr mitverschrieben wähnt.

Fra Pizzo.

1.

In einer kleinen Stadt verliebt seyn, ist eine große Pein. Man kann sich der unwillkommenen Ehre, Gegenstand des Tagsgespräches zu werden, beim besten Willen nicht entschlagen. In einer großen Stadt verbirgt man sich hinter der Masse, ändert die Wohnung, wählt andere Spaziergänge, wechselt die Rendezvous-Plätzchen, theilt sich die Stunden anders ein, macht sich, mit einem Worte, unsichtbar, bis man aus dem vielbesprochenen Zustande der Verliebtheit in den Ehestand übergegangen ist. In einer kleinen Stadt fällt das Alles weg; wie soll man dort, wo man mit seiner eigenen Wenigkeit einen namhaften Theil der Bevölkerung ausmacht, wo alle Häuser zusammen kaum ein großes Wiener-Vorstadthaus ausmachen, wo es nur eine Promenade gibt, und wo die Leute sich, wie in einem unablässigen Rendezvous, gegenüberstehen, wo sich der Mann nicht nach der Uhr, sondern die Uhr dienstfertig nach dem Manne richtet, es anfangen, um den Leuten aus den Augen und Ohren, aus dem Munde und dem Gedächtnisse zu kommen? — Man müßte ein größerer Eskamoteur als Döbler seyn, um die Leute nur eine Woche lang irre zu führen. — Am trostlosesten denk' ich mir aber den Zustand jenes Verliebten in einer Kleinstadt, der nebst dem Glücke der Liebe noch das Unglück hat, eifersüchtig zu seyn. — Armer

Gequälter! Wie kannſt Du Deine Geliebte bewahren vor den Blicken des gefürchteten Nebenbuhlers, des faden Süßwörtlers, des plumpen Bonmotiſten, des kecken Liebeſtörers? — Jede Geſellſchaft führt Deine Angebetete mit ihm zuſammen, denn es gibt ja nur Eine Geſellſchaft; auf jeder Straße begegneſt Du ihm, denn eigentlich iſt ja die ganze Stadt nur Eine Straße; von ihrem eigenen Zimmer kannſt Du ihn nicht fernhalten, ohne Dir die Zungenrache der ganzen Bewohnerſchaft zuzuziehen, denn eigentlich iſt ja die ganze Stadt nur Ein großes Zimmer, bewohnt von Einer Familie. Man glaubt es gar nicht, wie einem recht ernſtlich verliebten Manne jeder Geck in einer kleinen Stadt das Leben verbittert, da die Liebe nun einmal aus übertriebener Selbſtſucht ſo übertrieben beſcheiden iſt, ſich von jedem Gecken bedroht zu glauben. Ich hab' es zwar nicht ſelbſt erfahren, denn als ich das erſte — und hoffentlich das letzte — Mal verliebt war, lebte ich noch in einer großen Stadt; — aber ich war Augenzeuge der Qualen, welche dem Großſtädter, der an die Fraternität und Nonchalance des Miniatur-Lebens nicht gewohnt iſt, ſein hyperſentimentales Herz verwunden.

Ein armes Opferlämmchen dieſer Art war der Adjunct Heinold in dem netten Grenzſtädtchen Æ., welches der liebe Gott wie einen Vogelkäfig an die Heerſtraße hingeſtellt hatte, damit die Vorüberreiſenden erführen, daß es auch in dieſem Winkel des Landes luſtige Zeiſige gebe. Den Adjuncten hatte ſeine erſte Anſtellung aus der Reſidenz in dieſes Städtchen geführt. Schon das reichte hin, um ihm ſeinen Stand-

punkt zu erschweren. Die Eitelkeit steht im umgekehrten Verhältnisse zur Gröſie der Städte; je kleiner das Nestchen ist, desto gröſier dünken sich die Vögel, die drinnen sitzen. Sie glauben, die schönsten Federn zu haben, am schönsten zu singen, am höchsten zu fliegen, und in gerader Linie vom Wundervogel Phönix abzustammen. Wenn nun der Wind so einen Residenzvogel in ihr Gehäge verschlägt, so muß er sich gar vorsichtig ducken und gar heimlich schmiegen, um nicht für einen Guckuk oder gar für einen Gimpel gehalten zu werden. Das kam dem unserem guten Heinold, der ein junger Mann von wahrer Bildung war, anfänglich recht schwer an. Er sollte sich daran gewöhnen, Alles, was er bisher für das Höchste im Leben gehalten hatte, für nichts als Ballast anzusehen; sein Herz an nichtiges, erbärmliches Zeug zu hängen, und vor Köpfen unterthänigst den Hut zu ziehen, die nicht einmal bemerkt, geschweige denn geachtet zu werden verdienen. Wenn er in manchem Abendzirkel, von welchem man im Städtchen vierzehn Tage vor- und eben so viele nachher als von einer Féte erster Gröſie sprach, all' das tolle Bunterlei mit anhören mußte, was da zu Markte gebracht und als Bildung und Lebensklugheit feilgebothen wurde, so stieg ihm das Blut in die Wangen und das Wasser in die Augen. Übrigens nährte er die süße Hoffnung, bald weiter befördert zu werden. Bis zu dem Augenblicke seiner Erlösung beschloß er, trotz seiner angebornen Gutmüthigkeit, das zu thun, was in solcher Umgebung das Beste ist, nämlich sich unwissend zu stellen, die Leute beim Glauben zu lassen, daß man an ihnen Weisheit und Bildung bewundert, und

ſich zu Hauſe als Entſchädigung eine kleine Porträts- und Charakteren-Sammlung anzulegen, an der man ſich in manchen trüben Stunden der Zukunft herzlich erbauen und erheitern mag.

Dieſer Entſchluß des Adjuncten war allerdings recht weltklug, aber leider wollte es ſein Unſtern, daß er die Conſequenz verlor. Um Herr des Elementes zu bleiben, in welches Heinold verſetzt worden war, muß man Alles vermeiden, was demſelben aſſimilirt. — „Laß Dich bei einem Haare von ihm faſſen, und Du biſt ſein auf ewig," ſagt Leſſing vom Teufel; vom Treiben in Kleinſtädten könnte man ſagen: Tritt mit einer Zehe in ſeinen Zauberkreis, und Du gehörſt ihm an mit Haut und Haaren! — Und eben darin hatte es der Adjunct verſehen, eh' er es ſich noch recht bewußt wurde. —

Unter die weiblichen Honoratioren des Städtchens gehörte auch eine Acht und neunzigerin, das heißt, die im Jahre Eintauſend ſiebenhundert und acht und neunzig geborne Frau Juliana Goldlack, welche damals in ihrem vier und dreißigſten Lebensjahre noch mehr Anbeter zählte, als ſie Jahre nach der Volljährigkeit zurückgelegt hatte. Sie war die Witwe eines Lieutenants, eines Gutsbeſitzers, eines Pächters und eines Amtſchreibers. Damit ſoll nicht geſagt ſeyn, daß ſie viermahlige Witwe war; das Alles war ihr einziger und alleiniger Gatte, welchen ſie geheirathet hatte, da er Lieutenant war, worauf er ein Gut erbte, nach deſſen Verſchuldung er es als Pachter verwaltete, bis er wegen rückſtändigen Pachtzinſes durch einen andern er-

ſetzt wurde, dem er dann als Amtsſchreiber bis zu ſeinem Tode diente.

Der Witwe Goldlack koſtbarſter Schatz war ein ſechzehnjähriges Töchterlein. Betty war auch unbedingt das hübſcheſte, bravſte und vernünftigſte Mädchen nicht nur von ganz X. — ſondern von allen, bei denen Heinold je ſich gedacht hatte: „Sieh einmal, Heinrich, — dieſer könnteſt Du gut ſeyn!“ — Und wenn ſich das ein junger Menſch denkt, ſo iſt er's auch ſchon halb; Heinold machte nur in ſo ferne eine Ausnahme, daß er's gleich beim erſten Anblicke ganz war. Es koſtete ihm zwar manchen Monolog, eh' er ſeinen Kopf beſchwichtigte, welcher dem Herzen manchen nicht ungegründeten Einwurf machte, — zuletzt aber wußte er beide zu dem Entſchluſſe zu vereinigen, Betty's getreuen Ritter vorzuſtellen. In kleinen Städten thut ſich das Alles ohne lange Präliminarien. Eh' er noch ernſtliche Schritte traf, um ſich im Goldlack'ſchen Hauſe einzubürgern, wußte bereits das ganze Städchen zu ſagen, daß Betty des Adjuncten Braut ſei, und daß der junge Herr von ***, welcher ihr bisher aus Leibeskräften den Hof gemacht hatte, darüber gewaltig das Geſicht verziehe.

Der junge Herr von ***, Supernumerär beim Landgerichte des Städtchens, ſpielte auch den Supernumerär in allen Häuſern. Er war ein nettes, zartgedrechſeltes Männlein mit einem wahren Stecknadelköpfchen, blonden Löckchen, kühn geſtelltem Näschen, blauen Äuglein und überaus gelenken Beinchen. Dabei beſaß er eine Selbſtgefälligkeit, einen Dünkel, eine Keckheit und eine Fertigkeit, über ein Nichts Stunden lang zu

plaudern, daß man sich nicht wundern durfte, ihn bald als das Schooßkind des Städtchens gepriesen, geliebt, bewundert und vergöttert zu sehen. Er war der Angel, um welchen sich die ganze Geselligkeit drehte; er arrangirte im Frühlinge Landpartien, im Sommer Luftschiff-Fahrten, im Herbste Dilettanten-Theater, im Winter Spielkränzchen, Schlittschuhlaufen und Bälle; von seinem Erscheinen datirte sich die goldene Ära von X.— Ein Hauptstrahl dieses Glanznebels, welcher vor dem Herrn von *** herwegte, fiel auf das Goldlack'sche Haus. Die eilfte Stunde Vormittags an jedem zweiten Tage führte ihn dem Hause der Witwe zu, welche jedesmal mit einem freudigen: Ach! der Herr von *** zur Thüre flog, während Betty mit einem ärgerlichen: „Ach! der, der Herr von ***," noch vor seiner Ankunft ihr Zimmer zu erreichen suchte. Wiewohl Frau von Goldlack genug Erfahrung hatte, um zu wissen, wem diese Besuche eigentlich vermeint waren, so besaß sie doch auch Bescheidenheit genug, um mit den Abfällen der Galanterien, welche Betty fallen ließ oder zurückwies, wonneselig vorlieb zu nehmen. Der Herr von *** war ihr in's Herz gewachsen; er war ganz der Mann der Stadt, so wie sie die Frau der Stadt war. Er machte ihren Geheimnißbewahrer, ihren Zuträger, ihren Hausfreund, ihren Ritter, — kurz Alles, was sie wollte, um sich dadurch Ansprüche auf die liebenswürdige Betty zu erwerben, welche trotz ihrer kindlichen Liebe sich doch nicht verpflichtet glaubte, die Eitelkeit ihrer Mutter entgelten zu müssen. Betty that ihr Möglichstes, um dem Herrn von *** begreiflich zu machen, wie vergeblich seine Bemühungen seyen; aber

es gibt gewisse Menschen, welche eher begreifen würden, daß Shakespeare ein Schafskopf war, als daß Jemand sie nicht liebenswürdig finden könne.

Damit war aber dem Adjuncten noch immer nicht hinlänglich gedient. Er glaubte wohl seiner Betty sicher zu seyn, der er, außer ihrem unverdorbenen, unter den Händen ihrer Mutter auf wunderbare Weise unversehrt gebliebenen Herzen, auch zu viel Geschmack zutraute, als daß sie einen Gecken je mit ihm in eine Parallele stellen könnte; aber der Gedanke, sie von dem zudringlichen Herrn von *** wöchentlich wenigstens vier Mal belästiget zu wissen, ward ihm nachgerade unerträglich. Dieses bald vornehm abstoßende, bald beleidigend familiäre Betragen des Herrn von ***, sein Zuhausethun im Hause der Goldlack, als ob er die Honneurs zu machen und Besuche zu empfangen oder abzuweisen hätte, diese kontrastirende Mischung von Weltton und Unbehilflichkeit, die ihn zur lächerlichsten Dantan'schen Charge qualificirte, erregten Heinold's Widerwillen und Galle oft in so hohem Grade, daß er des Lächerlichen ganz vergaß, und nur das Ärgerliche bemerkte. Und doch konnte er nicht offen gegen ihn auftreten, denn die Meinung des Städtchens hatte ihn unantastbar gemacht. Er wünschte daher, wiewohl sonst Schadenfreude nicht seine Sache war, nichts sehnlicher, als daß der Herr von *** einmal, was man sagt, anrenne, und eine Lection bekomme, die seinem usurpirten Ansehen ein wohlverdientes Ende mache. Der Zufall, der geschäftige Diener der Liebe, blieb gegen diesen Wunsch nicht taub.

2.

Zwei wichtige Ereigniſſe bildeten ſeit einigen Tagen den Gegenſtand des Geſpräches in allen Häuſern und Zirkeln von X. Man lebte völlig auf bei dem Gedanken, das Alltagsleben wieder durch etwas unterbrochen zu ſehen, was geeignet wäre, die Zungen Monden lang zu beſchäftigen. Was für England ein neuer Roman von Walter Scott war, was für Paris ein neues Schreckens-Drama von Victor Hugo, und für die deutſchen Leihbibliotheken eine neue dreibändige Geſchichte von Spindler iſt, das war für X. die überraſchende Doppel-Erſcheinung, durch die ich meine Leſer weiter unten zu erheitern gedenke. Wie das freundliche Brüdergeſtirn tauchte es an dem regneriſch trüben, langweilig grauen Werktags-Himmel der X-Bewohner empor. Es war keine theatraliſche Neuigkeit, denn mit derlei Poſſen gab man ſich in X. nicht ab, weil man keine Bühne hatte; nur ſelten ging ein Kotzebue'ſches Luſtſpielchen, von wohlanſehnlichen Dilettanten dargeſtellt, über die beſcheidenen Bretter einer Wohnſtube. Es war keine neue literariſche Erſcheinung; denn der Kunſtgeſchmack in X., von gerechter Scheu gegen die Frivolitäten der neueren Schule erfüllt, drehte ſich noch um den Spieß, und reifte in mäßigen Fortſchritten der Empfänglichkeit für Clauren entgegen. Auch war es nicht die Ankunft eines Paganini, oder die Durchreiſe eines Lamartine, oder eines andern großen Mannes, was Alles in Bewegung ſetzte; denn in X. herrſchte noch jene goldene Sitten-Einfalt Arkadiens, welche, wenn [illegible] ihr ge-

ſagt hätte: „Sieh' hin, dort geht Göthe!“ achſelzuckend geantwortet haben würde: „Hm! Was weiter? — Da ſeh' ich einen Bauer an; es iſt eben ſo viel!“

Die wichtige Doppel-Erſcheinung, welche ſo allgemeine Zungenregſamkeit verbreitete, war: Die Ankunft einer groſſen Menagerie, und die Vorbereitung zu einem Maskenball im Caſino. Erſtere nahm in animaliſcher, letztere in äſthetiſcher Hinſicht das ganze Städtchen in Anſpruch. Wohin man kam, hörte man entweder von dem majeſtätiſchen gemüthlichen Elephanten ſprechen, welcher vor den Damen die Knie beugte, und den Herren mit zierlich gebogenem Rüſſel den Hut abnahm, oder von dem ſchwerzüngigen Krokodile mit den waſſerblauen Augen, oder von dem reinlichen Waſchbären, der, wie ein Recenſent, nichts unbeleckt und unbewinſelt genoß, oder von Fra Pizzo, dem luſtigen Waldteufel, deſſen Converſationston die junge Welt von X. unwiderſtehlich hinriß. Das war das Morgengeſpräch. Die Abendſtunden flogen unter Berathung über die zu wählenden Masken, unter Kritiken über die bereits gewählten und unter freudigem Verſchmack des bevorſtehenden Göttergenuſſes wonneſelig vorüber. Der Schöpfer dieſes Genuſſes war wieder niemand Anderer, als der unerſchöpfliche Herr von ***. Er hatte eine Idee, welche wie ein Nachklang aus vergangenen ſchöneren Tagen oft an den Seelen der Stadtbewohner, Sehnſucht weckend, vorüberzog, aber jedesmal wieder als unausführbar zurückgelegt wurde, mit ritterlichem Enthuſiasmus feſtgehalten, und manche Amtsſtunde darauf verwendet, um die Mittel zur Ausführung zu erſinnen. Als ein nicht ungeübter Karikatur-

zeichner — (er hatte sein eigenes und mehrerer Honoratioren Porträt mit glücklichem Crayon ausgeführt) — entwarf er die Conturen zu den complicirtesten Masken selbst, und theilte, nach gegenseitiger Verabredung, den Ball-Lustigen die Skizzen der Costume mit, in welchen sie einander am wichtigen Tage überraschen sollten. Eine erwünschte Erweiterung seines Masken-Planes gab ihm die Ankunft des französischen Bestien-Bändigers mit seiner Menagerie. Im Pantheon dieser Natur-Kinder fand seine fast erschöpfte Fantasie eine unerwartete Nachhilfe. Er versäumte daher keinen Augenblick, sich mit dem Menagerie-Inhaber bekannt zu machen und dessen Rath zu benützen, um eine getreue Copie der interessantesten Thiergestalten auf den Casino-Boden zu übertragen.

„Was glauben Sie wohl, schönes Fräulein, — sprach er am Vortage des Maskenballes zu Fräulein Betty, — welche Maske ich mir ausgewählt habe?“

„Das soll ich ja nicht wissen, — entgegnete diese, — da Sie mir sagten, daß Sie mich überraschen wollen!“

„Das thut der Überraschung keinen Abbruch! Nicht die Maske an und für sich, sondern die Natürlichkeit der Erscheinung soll überraschen! Ich werde als Affe Pizzo auf dem Casino erscheinen!“

„Als Waldteufel? brr!“

„Ja, als Waldteufel! Und Sie sollen sehen, wie getreu ich die Bestie zu copiren weiß. Zwei Stunden saß ich vorgestern in der Menagerie, um dem Teufelskerl sein Costüme nachzuconterfeien, dessen genaues Abbild Meister Fluck bereits unter der Nadel hat.

Und heute bracht' ich abermal zwei Stunden vor dem Käfige dieſes Schmeichlers unſerer Damen zu, um ihm ſeine Sprünge, Grimaſſen, Wendungen und Nüancen abzulauſchen. Es ſoll einen Hauptſpaß geben!"

Mit dieſen Worten ſprang er auf den Tiſch; ſetzte vom Tiſch auf's Canapee, vom Canapee auf den Kaſten, klapperte mit den Zähnen, ſchnalzte mit der Zunge, kratzte ſich an den Beinen, und hielt ungebeten eine ſo erbauliche Generalprobe von ſeiner Affen-Komödie, daß Frau Goldlack, welche während dieſes Manoeuvres eingetreten war, nicht umhin konnte, ihm über dieſe naturgetreue Copie die ſchmeichelhafteſten Komplimente zu machen.

„Aber der Affe iſt nicht nur ein poſſierliches Thier, fuhr Herr von ***, durch dieſe Komplimente aufgemuntert, fort, der Affe hat auch ſeine Doſis Bosheit. Bosheit — himmliſches Wort! Dich will ich, deiner ganzen Bedeutung nach, in meiner unſcheinbaren Maske geltend machen!"

„Bosheit!" lächelte Betty ſchelmiſch, — „wer ſollte denn ſo unglücklich geweſen ſeyn, Ihre Bosheit aufgeregt zu haben?

„Wie? Sie können noch fragen, ſchöne Betty? — Erinnern Sie ſich nicht des abſcheulichen Auftrittes, den ich im letzten Caſino hatte? — Fräulein Schnippling mit dem groſſen Geſichte, die froh ſeyn ſollte, wenn ein Menſch von der beſſeren Klaſſe mit ihr tanzt, hatte ſich mit mir für den zweiten Walzer förmlich engagirt. Ich entfernte mich nur auf einen Augenblick, um Ihnen, meine Schätzbarſte, Zuckerwerk aus der Kredenz zu holen, — und was find' ich, als ich zu-

rückkehre? Die Unartige walzt bereits, uneingedenk des Engagements, mit unserem Schullehrer. Ich falle ihm in den Arm, ziehe die Tänzerin an mich, und bedeute ihm, unter Androhung der nöthigen Zwangsmaßregeln, daß sie mir zugehöre, und er seine unrechtmäßigen Ansprüche gutwillig aufgeben möge. Der frappirte Schulmann steht, mit unbeschreiblichem Phlegma, von seiner Prätension ab, und erklärt ihr ins Gesicht: daß sie an dem Irrthum Schuld sey! — Verdient solch ein Verstoß gegen die Ballordnung nicht eine Rüge? Zumal an einer Person, mit der man nur aus Verzweiflung tanzt, wenn andere Tänzerinnen grausam genug sind, ihre schönen Füße allzukarg zu schonen?«

»Das soll wohl ein Stich auf meine Betty seyn?« bemerkte Frau von Goldlack. — »Ich weiß auch in der That nicht, wie sie mir manchmal vorkömmt. Sie geräth mir in keinen Stücken nach. Wenn ich in ihren Jahren einen Tänzer gefunden hätte, wie Herrn von ***, ich würde mir die Füße bis zu den Knöcheln weggetanzt haben. Aber die jetzigen Mädchen haben kein Feuer!« —

»Wenigstens nicht für alle!« setzte Herr von *** hinzu, um das Fräulein verlegen zu machen.

»Nun — und wie gedenken Sie sich zu rächen?« lenkte Betty ein.

»Fühlbar, aber noble! — Ich habe das hoffärtige Fräulein Schnippling durch den Junker Bolzer, der ihr die Cour macht, zu einer Maske bereden lassen, die einzig in ihrer Art ist. Sie wird als Weihnachtsbaum erscheinen. Ihr schlanker Leib, das einzige Schöne, was sie noch hat, bildet den Stamm, um die Hüften

ſchlingt ſich ein zierlicher grüner Kübel, aus welchem die Wunderpflanze emporragt, und aus dem Kopfe gehen die Äſte aus, an welchen Backwerk, Nüſſe, Deviſen und Bänder hangen. Wenn ich nun als Affe Pizzo hereinhüpfe, werd' ich vorerſt die Ronde machen. Da fällt mir plötzlich der wandelnde Weihnachtsbaum mit den ſchwebenden Süßigkeiten und vergoldeten Nüſſen auf. Meine Affennatur treibt mich hin, ich falle in die reichlich behangenen Äſte, fange die bunten Leckerbiſſen abzuwinden an, werfe Zuckerwerk aus, und knacke Nüſſe. Da wird denn nun durch den gewandten Herrn Bolzer, welcher die Ehre hat, den Weihnachtsbaum aufzuputzen, auch ſo ein unſchuldiges Nüßchen unter die übrigen mit hineinprakticirt werden, welchem man ſeinen maliziöſen Inhalt gar nicht anſähe. Ich haſche, wenn die übrigen Masken, mein tolles Treiben belachend, umhertreten, dieſes für mich kennbare Nüßchen, knacke es, ſtreue den Zettel, den es ſtatt des Kernes enthält, heraus, und reiche ihn zähneklappernd dem Herrn Schullehrer, der ſeinem lieben Weihnachtsbaume gewiß nicht untreu werden wird. Und was glauben Sie, was ſteht auf den Zettelchen?" —

„Ihre Bosheit en miniature?!" lächelte Betty.

„Getroffen, ſinnreiches Fräulein! Meine Rache in zwei Verſen, die ich ſelbſt gemacht habe, und welche, ohne mir ſchmeicheln zu wollen, ſo liebſam gepfeffert ſind, daß dem Fräulein Schnippling gewiß die ſchnippiſche Luſt vergehen wird, auf eingegangene Engagements in Zukunft zu vergeſſen. — Ich freue mich kindiſch auf dieſe Scene, und überhaupt auf dieſen Ball;

er soll den Stadtbewohnern zeigen, daß ich mein Möglichstes thue, nur sie zu belustigen!«

Frau von Goldlack war entzückt über das köstliche Komplot, und übergoß Herrn von *** mit einem liebkosenden Schwalle zärtlicher Prädicate, als: »Sie boshaftes Gesicht! Sie Grasteufelchen! Sie Wettermännchen!« während Betty im Stillen nichts sehnlicher wünschte, als daß der Ballabend mit allen seinen Fadaisen und Narrenpossen schon vorüber wäre. Der unermüdliche Herr von *** aber eilte fort, um das schöne Werk, zu welchem er den Grund gelegt, nach besten Kräften zu vollenden.

3.

»Sie gehen also heute nicht auf den Ball?« fragte Betty den Adjuncten, der verstimmt und einsilbig ihr gegenüber saß.

»Sie kennen mich ja, erwiederte Heinold, — ich habe solchen Mummenschanz zur Genüge gesehen. Ich bin kein Liebhaber von Masken!

»Also auch heute nicht von mir! — Aber ich kann nicht anders! Sie wissen, meine Mutter würde mir eher eine Sünde verzeihen, als einen verabsäumten Ball, und so muß ich denn leider auch heute als Vestalin paradiren!«

»Sie werden vielleicht allein keine Maske seyn, wenn sie als Vestalin gehen.

»Ich danke Ihnen für diese Artigkeit, — aber lieber wäre es mir, wenn ich nicht in die Lage gekommen wäre, Sie Ihnen abzunöthigen. Ich war vor kur-

zer Zeit noch eine leidenschaftliche Freundinn aller Bälle, aber Sie haben mir jeden verleidet!“

Ach Gott! ich fühl' es tief, wie viel ich dadurch Ihnen und der Stadt entzogen habe, ohne Ihnen und ihr den geringsten Ersatz zu leisten. Man schöpft bereits Verdacht, und wenn man sich überzeugt, so bin ich ein Opfer der allgemeinsten Rache.

„Spotten Sie nicht, lieber Heinrich; Sie thun mir damit wehe! Kann ich denn, wie ich will? Ich finde Alles, was Sie sagen, begründet; ich fühle, daß Sie es gut mit mir meinen; ich gebe mir alle Mühe, Ihre Ansichten mit denen meiner Mutter zu vereinigen, und wenn Sie mir bei Manchem, was ich um des Geredes Willen mitmache, in's Herz sehen könnten, so würden Sie sich überzeugen, wie schwer es mir oft ankommt, lustig zu seyn!“

„Daran zweifle ich nicht; aber werden Sie immer so standhaft seyn können? Wird der Schwall Sie nicht einmal fortreißen? Können Sie sich's nicht möglich denken, auf jenen gefährlichen Punkt gebracht zu werden, wo man seine bessere Überzeugung, weil Niemand aus der täglichen Umgebung sie theilt, als unpraktisch wegwirft und sich verpflichtet glaubt, in die allgemeine Misere fügsam einzustimmen!“

„So lang' ich Sie zum Freunde habe, gewiß nicht!“

„Und wenn Sie mich nicht dazu hätten?“

„Sind Sie es denn müde, mir es noch länger zu bleiben?“

„Das nicht, liebe Betty! Aber es gibt Leute, die täglich daran arbeiten, einen Patron, wie ich bin,

Ihnen wenigſtens langweilig zu machen, — und wer einem weiblichen Weſen einmal langweilig iſt, der mache ſich immerhin auf baldigen Abſchied gefaßt!“

„Abſcheulicher Menſch! Iſt das übertriebene Beſcheidenheit, — oder Eitelkeit? Ich glaube faſt, die letztere. — Ah, nun merk' ich, auf wen Sie zielen? — Sie ſehen in dem Herrn von *** einen Nebenbuhler? — Ja freilich! der iſt wohl der Mann, mit dem ein Heinold eifern könnte! Es iſt wahr, er macht mir ganz entſetzlich den Hof. Der macht Ihnen Sorge!“

„Die macht er mir auch! Nicht als ob ich mit ihm eiferte, —“

„Sondern? —“

„Ich kann Ihnen das nur in einem Gleichniſſe ſagen. Denken Sie ſich eine Roſe blühend und duftend in einem Glaſe; ſie iſt Ihnen Alles; ein Blick auf ſie weckt einen ganzen Frühling in Ihrem Innern. Da ſtellt Ihnen eine ungeſchickte Hand neben der Roſe im Glaſe eine dürre, farbloſe Diſtel. Sie wiſſen, daß die Diſtel der Roſe nicht ſchadet; wird es Sie aber nicht doch ärgern? Wird es Ihrem Auge nicht wehe thun? Wird es Sie nicht verſtimmen, wenn Jemand Ihnen ſagt: Du darfſt die Diſtel nicht herausnehmen; Du mußt ſie neben der Roſe dulden? — Die Roſe ſind Sie! —“

„Danke ſchönſtens! Und die Diſtel iſt — Herr von ***! Und eine Diſtel ſticht ſie ſo?“

„Sie iſt mir unerträglich, neben der Roſe! — Und ich kann nichts dawider thun!“

„Sorgen Sie nicht, lieber Heinold, vielleicht

verſetzt eine geſchicktere Hand die Diſtel in ein anderes Glas!“

„Das gebe Gott! — Ich kann nicht dafür; ich ſehe ein, daß ich kindiſch bin, daß ich Ihnen keine Ehre damit anthue, wenn ich Sie durch Bewerbungen dieſer Art gefährdet glaube; aber ich kann nicht anders. Es kränkt mich ſogar der ſchmeichelhafte Gedanke, daß vielleicht eine Zeit kommen könnte, wo Sie nur der Scheu vor mir, oder einem anderen Sonderlinge meiner Art etwas verdankten, was Sie ſich ſelbſt verdanken ſollten. Wer immer nur Eine Sprache ſprechen hört, vergißt am Ende ſeine Mutterſprache; zwar wenn Sie die Mutter-Sprache vergäßen!? —“

„Sprechen Sie nicht aus, — fiel ihm Betty in's Wort, — Sie wollen mir ein Compliment auf fremde Koſten machen! — Seien Sie übrigens ruhig! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich die Reinheit Ihrer Abſichten zu würdigen weiß, und ich habe Sie noch nie belogen! — Wenn Sie's über ſich gewinnen können, auf den heutigen Ball zu kommen, ſo wird es mir lieb ſeyn; ich werde in Ihrer Anweſenheit wenigſtens den Troſt finden, daß ich nicht ohne Intereſſe zugegen war. Wenn Sie's nicht können, ſo quälen Sie ſich nicht ſelbſt mit einem Argwohne, der Ihrer unwerth iſt. Dem Manne ziemt es, denk' ich, etwas auf ſich zu halten, und wenn Sie das thun, ſo können Sie doch unmöglich ſich mit Leuten in eine Colliſion verſetzt glauben, die in Ihrer Gegenwart zu körperloſen Luftgeſtalten verſchwimmen. Alſo kommen Sie?“

„Ich komme nicht, Betty; — aber ich werde ruhig ſeyn! Wie kein Buch ſo ſchlecht iſt, daß es nicht eine

gelungene Stelle enthielte, so ist auch kein Winkel der Welt so abgelegen, daß er nicht eine Perle umschlösse!«

So spann sich das Gespräch noch eine Weile fort in tändelnden Antithesen, in einem belebten Wechsel von Zartheiten und Stichreden, zwischen Lächeln und Mundverziehen, wie es unter Verliebten eben ist. Was hatte der Adjunct, als er die Treppe emporstieg, seiner Betty Alles zu sagen sich vorgenommen! Eine förmliche Vorlesung über die Verwerflichkeit der Bälle überhaupt und der Maskenbälle insbesondere wollte er ihr halten; was er lange in sich herumtrug, ohne den Muth zu haben, es auszusprechen, sollte heute zur Sprache kommen. Und was war das Resultat des ganzen Gespräches? Kein anderes, als daß er sich mit der Hoffnung vertröstete, durch eine baldige Weiterbeförderung seines Widersachers aus seiner widerlichen Lage heraus zu kommen, und daß Betty zum bösen Spiele gute Miene machen mußte.

Schon in den ersten Nachmittagsstunden war das Städtchen wie ausgestorben. Nur Handwerker und Bauern sah man auf der Straße. Alles, was bessere Kleider trug, hatte sich in seine Gemächer vergraben, und arbeitete an dem großen Werke der Maskirung. Alle Vorhänge waren vorgezogen, und nur hier und dort erblickte man durch die Scheiben ebenerdiger Wohnungen den Kopf eines Arlequins oder einer Kolumbine, welche vor dem Spiegel am Schreib- oder Nähtischchen Generalprobe hielten.

Adjunct Heinold benützte diese ungewöhnliche Zurückgezogenheit der Bewohner zu einem Spazier-

gange, denn er ging am liebsten aus, wenn er Wenigen zu begegnen hoffte. Sein Weg führte ihn über den Stadtwall, welchen eine halbabgetragene Mauer von den äußersten Häusern trennt. Am südlichen Ende derselben lag das Gasthaus, dessen oberes Stockwerk zum Casino benützt wurde. Nicht ohne Herzklopfen konnte Heinold zu den Fenstern emporsehen, welche weit offen standen, und einladend die bronzenen Kronleuchter mit den hohen Wachskerzen zeigten, bei deren Flimmer sich heute halb X. selig fühlen sollte. Trotz seines Vorsatzes, die nöthige Ruhe zu behaupten, und was sich nicht ändern ließe, geduldig zu ertragen, empfand er doch Stich um Stich in seinem Herzen und kehrte dem verhängnißvollen Gebäude unwillig den Rücken.

Da fiel ihm die Breterhütte auf, in welcher die Menagerie zur Schau gestellt war. Ein ironisches Lächeln überflog sein Gesicht, als er dieses Gerüste mit seinem vis-à-vis verglich, und es regte sich fast die boshafte Lust in ihm, eine satyrische Vergleichung beider anzustellen. Die Thiere brüllten, winselten und schnarrten so einladend in der Breterhütte, und der Eingang schien so sehnsüchtig einen Thierliebhaber zu erwarten, daß es sich Heinold nicht versagen konnte, den Menagerie-Inhaber durch sein Legegeld zu überzeugen, daß es auch an einem Casino-Tage in X. noch Menschen gebe, welche für die Natur Sinn haben. Er trat wohlgemuth ein und wandelte, von einem Wächter begleitet, unter den Bestien als aufmerksamer Beobachter auf und ab. Seine gerunzelte Stirne erheiterte sich allgemach, und sein Herz fing freier zu klopfen an, als er sich nach Langem wieder einmal

in einem Kreise von Wesen sah, die doch alle ihr natürliches Gefühl ungeschminkt und unmaskirt zur Schau tragen. Als er jedoch zum Käfige des Waldteufels trat, und Meister Pizzo ihn mit freundlichem Zähnefletschen bewillkommte, da brach er bei dem Gedanken, daß Herr von *** sich denselben für heute zum Vorbilde gewählt habe, unwillkührlich in lautes Gelächter aus. Der Affe schien das gewaltig übel zu nehmen, und rüttelte an den rostigen Stäben so ungeberdig, daß der Wärter ihn fühlbar zurechtweisen mußte.

„Er hat heute seinen schlimmen Tag! bemerkte dieser. — Überhaupt scheint ihm das hiesige Klima nicht zu behagen. Wir müssen ihn in einen stärkeren Käfig bringen, sonst könnt' er uns am Ende spektakeln!"

„Ein abscheuliches Thier!" versetzte Heinold, und wendete sich zu dem Elephanten, der ihm schnuppernd seinen Gruß entgegenblies.

„Ach könntest du mir heute etwas von deiner gewöhnlichen Ruhe abtreten!" seufzte der Adjunct, und warf ein Geldstück in die Sammelbüchse, die der riesige Phlegmatiker ihm bescheiden vorhielt. Und so wußte der Adjunct an jedem Thiere etwas Beneidenswerthes zu entdecken, und fand die Conversation mit diesem Kränzchen transatlantischer Gäste so angenehm, daß er erst an den Aufbruch dachte, als die rollenden Pauken im Casino das behagliche Verdauungs-Brüllen des Löwen überwirbelten.

„Da oben ist sie!" rief er, als er aus der Hütte trat, und hinter den dunstumflorten Scheiben des Ballsaales flüchtige Schatten vorüberhuschen sah. — „Da

oben ist sie, — und da oben ist vielleicht auch schon er, der Unerträgliche, in seiner Nichtigkeit Ungeheuere! Vielleicht umhüpft und umklappert er sie schon als ekelhafter Affe. Ein Liebhaber in einer kleinen Stadt ist doch ein gequältes Wesen! — Nun denn, weil ich nicht bei ihr seyn kann, so will ich wenigstens in ihrer Nähe seyn. Vielleicht schweben die Wünsche und die Besorgnisse, die ich für sie hege, durch die Breter und Wände, die mich von ihr trennen, empor, und umgaukeln sie als freundlich warnende Genien!"

In solche sentimentale Gedanken versenkt, schlich der Adjunct in das trauliche Gemeinstübchen des Gasthauses, dessen oberes Stockwerk, wie gesagt, der Ballsaal einnahm, und setzte sich zu einem Tische, an welchen ausser einigen ehrsamen Spiessbürgern, auch ein stattlicher Mann mit olivengelbem Gesichte und buschichtem Backenbarte sass. Abseit am Ofen kauerten ein paar Thierwärter, ihr Abendbrot in Ruhe verzehrend. Die Balken erzitterten von dem Tanzgewühle, dessen dumpfes Brausen begleitet von abgebrochenen Walzertönen von oben herabscholl. Heinold fühlte das Bedürfniss, ein Gespräch anzuknüpfen. Die Spiessbürger assen und tranken, und wenn so ein Spiessbürger isst und trinkt, so lässt er wohl mit sich essen und trinken, aber durchaus nicht sprechen. Der Adjunct wendete sich daher an den Mann mit dem buschichten Backenbarte, mit der einfachen Bemerkung: „Heut' ist also Maskenball im Casino!"

„Ja das hab' ich gespürt!" antwortete dieser im gebrochenen Deutsch. — „Meine Menagerie fühlte es am besten."

Nun wuſte der Adjunct, daß er es mit dem Menagerie-Inhaber zu thun habe.

„Wie lange gedenken Sie noch hier zu bleiben?“ fuhr er fort.

„Bis meine Wagen reparirt ſind, — erwiederte der Beſtien-Bändiger. Ich wäre ſchon früher fort; aber die hieſigen Handwerker lieben die Umſtändlichkeit. Drei Wochen in einem ſolchen Städtchen zuzubringen, würde mich und meine Thiere mager machen. Die hieſigen Einwohner müſſen groſſe Kunſtfreunde ſeyn, weil ſie für die Natur ſo wenig Sinn haben. Ein einziger Herr war mein täglicher Gaſt!“

„Sympathie!“ bemerkte Heinold lächelnd, indem er den täglichen Gaſt errieth. — „Morgen aber, denk' ich, werden Sie eine gute Loſung machen. Man hat einige Thiere zu Masken-Muſtern benützt, und da werden ſich morgen Viele überzeugen wollen, ob man der Natur treu blieb.“

Der Fremde ſchmunzelte wohlgefällig, und ſetzte das Geſpräch eifrig fort. Alle Thiergattungen wurden beſprochen, alle Welttheile durchwandert, alle Naturhiſtorien kritiſirt.

Da eilte plötzlich ein dritter Thierwärter, derſelbe, der des Adjunkten Cicerone war, mit ängſtlicher Haſt in die Stube.

„Was gibt's?“ rief der Herr ihm zu.

„Nichts, Meiſter,“ erwiederte dieſer ausbeugend, — „Pizzo todt.“

„Je nun, ſo laßt ihm wieder einmal die Peitſche fühlen, dem Satan!“ entgegnete dieſer, und ſetzte das Geſpräch mit dem Adjuncten fort.

Die Thierwärter, denen der Eintretende etwas ins Ohr geraunt hatte, sprangen schnell auf und eilten hinaus.

Vom Tanzsaal herab scholl gellendes Gelächter, welches in ein wildes, polterndes Getümmel überging.

4.

Im Casino-Saale wogte es bunt durch einander. Alle Garderoben, Rumpelkammern, Schränke und Truhen schienen geplündert worden zu seyn, um eine Masken-Mosaik zusammenzustellen, wie man sie vielleicht auf keinen venetianischen Carneval noch bunter gesehen hatte. Alle Raritäten und Kunststücke verschollener Jahrhunderte waren innerhalb der vier Wände zusammengedrängt, welche, mit Wachskerzen besteckt und mit Spiegeln behangen, das tolle Gewühle beleuchteten und wiederstrahlten. Da sah man Zuckerhüte sich mühsam fortschieben; Ungeheuer mit drei Beinen und zwei Köpfen einherschreiten; Pierots und Pantalons auf Hähnen und Drachen über den Saal traversiren; wandelnde Bühnenrepertoirs aus Theaterzetteln der Residenz zusammengekleistert, Papageno's, Bären, Adler und andere Thiere, Sclavenhändler, Spanier, Bauern in National-Tracht, und historische Charaktere in anachronistischem Costüme. Auch Fräulein Schnippling wackelte als Weihnachtsbaum herein, und Frau von Goldlack erschien als massive Kaffehmühle mit der lieblichen Vestalin Betty. Eine Polonaise aus Pleyel's Zeiten eröffnete den Ball. Dann zogen sich die schwerfälligeren Masken allgemach an die Wände zurück, um den Tanzfähigen Raum zu gönnen. Die Kettenbrücken-

Walzer von Strauß, die neuesten, welche man in X. kannte, ertönten jetzt, vorgetragen von dem Stadt-Orchester unter der Leitung des rührigen Kapellmeisters Stössel, welcher nach den ersten acht Tacten seine sechs Spieler siegreich in das gehörige Tempo hineinpolterte.

Noch fehlte aber der Herr von ***, als Fra Pizzo, auf dessen Erscheinen Alles gespannt war. Nur mit Mühe entschloß man sich, ohne ihn, den stadtbekannten Vortänzer, den Tanz zu beginnen. Der Schullehrer, als Faust maskirt, eröffnete endlich mit der Vestalin den Ball, und bald folgten ihm in langer Windung, taktlos und taktgemäß, wie es eben kam, die übrigen Masken in contrastirenden Zusammenstellungen.

Plötzlich ging die Thür auf, und ein freudiges „Ah!“ scholl laut unter allen Larven hervor, als man den Herrn von *** in seiner Affenmaske erkannte. Er war täuschend costümirt, und sein Benehmen rechtfertigte die Erwartungen, die man von seiner Gewandtheit und Tournüre gehegt hatte. Er schien bei Laune. Mit einem einzigen Satze stand er mitten im Saale; blickte grinsend um sich, klapperte mit den Zähnen und kratzte sich, — zwar nicht hinter den Ohren, aber doch so natürlich, daß ihn ein allgemeines Gelächter für seine getreue Copie belohnte. Mit einem Sprunge, der Alles in Erstaunen setzte, hüpfte er aufs Orchester, faßte den Kapellmeister beim Kopf und zauste ihn so wacker, daß dieser in nicht geringe Verlegenheit gerieth, und mit dem Fidelbogen, als ob es ihm Ernst wäre, parirte, während der falsche Pizzo, als ob es auch ihm

Ernst wäre, ihn für alle falschen Töne zu züchtigen schien, die er sich seit Anbeginn des Carnevals zu Schulden kommen liess. Mit einem Male schwang sich der flinke Spassmacher vom Orchester wieder in den Saal herab und schoss wie ein Pfeil auf den Weihnachtsbaum zu, welcher, zwischen seinen Ästen mühsam durchblinzelnd, in der Ecke des Saales stand. Mit unnachahmlicher Behendigkeit fiel ihm Pizzo in die Äste, streifte Zuckerwerk und Äpfel ab, knackte die Nüsse mit scharfen Zähnen, warf die Schalen den Gästen in's Gesicht, und verschlang alles Essbare mit solchem Heisshunger, dass man vor Gelächter kaum zu Athem kam. Endlich fand er auch die Nuss, in welche Junker Bolzer die rächende Devise verborgen hatte. Begierig auf den Erfolg seiner List, hatte sich dieser, als Spanier maskirt, in die Nähe gedrängt und den Schullehrer Faust unvermerkt neben sich hingeschoben, um ihm den strafenden Zettel alsogleich in die Hände zu spielen. Hastig knackte Pizzo die verhängnissvolle Nuss, zog den papierenen Kern heraus, und schob ihn, seiner Rolle wie es schien vergessend, in den Mund. Als er aber sein Versehen merkte, zog er ihn, erbost, wieder heraus, und warf ihn dem Junker zu Füssen. Dieser bückte sich darnach, um das edle Werk der Rache an den armen Faust triumphirend zu vollenden; aber in demselben Augenblicke fasst ihm auch Pizzo schon auf dem Nacken, riss ihm das Barett vom Kopfe, zerfaserte die Federn, und warf dann die Reste der zerrissenen Kopfbedeckung dem nebenanstehenden Faust so derb auf die Larve, dass dieser wie durch einen Zauberschlag demaskirt dastand. Nun machte Pizzo seine Ronde von Nacken zu Nacken,

von Bank zu Bank, bis er zuletzt wieder auf's Orchester zurück kam, wo er eine der flackernden Unschlittkerzen aus dem Leuchter riß, und sie so appetitlich durch die Zähne zog, daß der kahle Docht verglimmend zur Erde fiel.

Staunend und befremdet sahen die Ballgäste einander an, und konnten sich nicht verhehlen, daß ihnen die Sache verdächtig vorkäme. Sollte sich der drollige Herr von *** absichtlich etwas exaltirt haben, um seine Rolle natürlicher zu spielen, und in dieser Exaltation zu weit gegangen seyn? Oder war das Alles wirklich nur ein gesellschaftliches Späßchen? Sie wagten es sich kaum zu gestehen, daß es, als letzteres, doch nicht ganz ballgerecht sei.

Endlich riß sie der geheimnißvolle Ballgast im wahren Sinne des Wortes aus ihrem Zweifel, indem er sie nach der Reihe so riß, kratzte, biß und mißhandelte, daß sie blutend und entsetzt einsahen, nicht Herr von ***, der falsche Pizzo, sondern der wahre leibhafte Pizzo aus der Menagerie sei durch einen unglücklichen Zufall in ihre Mitte gerathen. Ein furchtbares Hilfegeschrei, welches sich bis ins Erdgeschoß hinab hörbar machte, erfüllte bei dieser Entdeckung den ganzen Ballsaal. Die Damen verkrochen sich unter die Sitze; einige unbehilfliche Masken, unter diesen die deroutirte Kaffehmühle, der entästete Weihnachtsbaum, die enthülsten Zuckerhüte und andere retirirten sich unter das Bretergerüste des Orchesters, welches durch den Andrang aus den Angeln gehoben, dem Einsturz drohte, und die Männer machten Alles mobil, was sich werfen und schleudern ließ,

um den bösen Waldteufel in die oberen Regionen des Saales zu scheuchen. Mit einem Salto mortale setzte dieser vom Orchester auf die Astrallampe, die von der Decke des Saales herabhing, und betrachtete, sich behaglich schaukelnd, die interessanten Gruppirungen zu seinen Füßen.

Indessen war durch den Lärm aufmerksam gemacht, der Wirth hinaufgeeilt, welchem Heinold und der Menagerie-Inhaber folgten. Zu seinem nicht geringen Entsetzen erkannte Letzterer sogleich die saubere Bestie, aus deren Anwesenheit er sich nun das hastige, athemlose Eintreten des Wärters, von dem wir vorhin sprachen, erklären konnte. Ein gellender Pfiff in die große Hetzpeitsche, die er am Gürtel trug, brachte das Thier schnell zum Gehorsam zurück. Die Gesellschaft athmete freier, die Versteckten krochen hervor, die Zerkratzten freuten sich, gerächt zu werden, und ein langer Zug strömte dem Bestien-Bändiger nach, welcher seinen Flüchtling beim Ohre ganz unsanft fortzog. Heinold suchte ängstlich besorgt nach seiner lieben Vestalin; — aber sie flog ihm freudig und unversehrt entgegen, und folgte an seinem Arme den Übrigen, um den Ausgang dieses seltsamen Ball-Abenteuers mit anzusehen.

„Kerle," rief der Menagerie-Inhaber wüthend den Wärtern zu, welche am Thore behaglich ihr Pfeifchen schmauchten, „ist das Eure Achtsamkeit! Ich hätte gute Lust, Euch auf eine Nacht zu diesem Wildfange da in den Käfig zu sperren!"

„Per Dio!" riefen diese erstaunt, „ist uns die Bestie noch einmal durchgegangen? — Haben wir sie doch erst vor einer halben Stunde auf dem Stadtwalle,

wohin sie entsprungen war, wieder eingefangen und so gut verwahrt, daß wir glaubten, sie könne sich nicht regen!“

„Da seht, wie gut ihr sie verwahret habt!“ donnerte der Meister, und begleitete seinen Donner mit ein paar Peitschen-Blitzen, indem er ihnen den Affen übergab.

Sie zündeten ihre Laternen an und gingen in die Breterhütte, aus welcher ihnen verworrenes Geheul und Gewinsel, wie das Gestöhne schwer träumender Bestien entgegenscholl.

Der größte Theil der Ballgäste strömte neugierig nach, und auch Heinold mit seiner Betty mischten sich unter die Schaulustigen.

„Alle Wetter! was soll das seyn?“ — rief der Herr der Menagerie, als er mit einer Laterne in der Hand zum Käfige des Waldteufels trat. — „Hier Pizzo, — und da drinnen auch Pizzo? — Kerle, wo habt Ihr diesen Doppelgänger aufgetrieben!“

„Da ist ja der Kauz, den wir vom Stadtwalle hereingeschleppt haben!“ erwiederten die Wärter. — „Noch ist der Riegel vor, wie wir ihn zugezogen!“

„Nicht Kauz, — nicht Pizzo!“ wimmerte es mit kläglicher Stimme im Käfig. — „Es ist Herr von ***, der arme maskirte Herr von ***, der schon eine halbe Stunde in diesem Kerker, umgeben von den grimmigsten Bestien, auf Erlösung wartet!“

„Herr von ***?“ schrie Alles entsetzt, aber bald lösete sich das Entsetzen in ein unwillkürliches, den armen Verkannten tief kränkendes Gelächter auf, als man den Riegel wegschob, den zitternden, vor Furcht,

Wuth und Scham faſt beſinnungsloſen Arreſtanten heraushob, und ihm die unheilvolle Maske lüftete.

Es war in der That niemand Anderer, als Herr von ***, der Mann des Städtchens, der ein Opfer ſeiner naturgetreuen Maske geworden war, von der er ſich ſo viel verſprochen hatte.

Um bei ſchon voller Verſammlung in den Kreis der Masken einzutreten und deſto effectvoller wirken zu können, hatte er ſich, da ſämmtliche vier Equipagen des Städtchens von den Damen in Anſpruch genommen waren, zu Fuß in ſeiner Maske vom Hauſe weggemacht und den kürzeren und unbelauſchteren Weg über den Stadtwall eingeſchlagen.

Unglückſeliger Weiſe bemerkte gerade, als er auf dem Wege war, ein Wärter die Flucht des Waldteufels.

Die Furcht vor der Peitſche des Herrn zwang Letzteren zur Verſchwiegenheit, weßhalb er in aller Eile ſeine Kameraden holte, um, ehe der Herr es merkte, den Affen wieder einzufangen.

Sie waren kaum auf den Stadtwall getreten, als Herr von *** in Pizzo's Maske an ihnen vorüberhuſchte.

Schnell packten ſie ihn von rückwärts, ſchlugen ihm ein Bein unter, preßten ihm einen Knebel in den Mund, daß er nicht beiße, und ſchleppten den Ohnmächtigen, der ſich von Mörderhänden ergriffen glaubte, in die Hütte.

Hier warfen ſie ihn in den leeren Käfig, ſchoben den Riegel vor, gaben ihm einige tüchtige Peitſchenhiebe, und gingen, ehe der Unglückliche noch die Spra-

che wieder gefunden, in die Gaststube zurück, um jedem Verdachte zu begegnen.

Der wahre Pizzo, der sich indessen versteckt haben mochte, schlich nun wahrscheinlich spionirend hervor, und gerieth, dem Speisengeruch und der Musik folgend, in den Casino-Saal, wo er anfänglich solche Freude, und bald darauf solches Entsetzen verbreitete.

Der Eindruck, den diese Ballgeschichte in X. und in der ganzen Umgegend hervorbrachte, läßt sich leicht denken und schwer verargen.

Der Name Herr von *.** war schon am nächsten Morgen aus den Annalen verschwunden und Pizzo an dessen Stelle gesetzt.

„Dort geht Pizzo!“ lachten die Schulknaben. —

„War Pizzo nicht bei Dir?“ fragte Fräulein N. neckend das Fräulein A. —

Selbst Frau von Goldlack ward gegen ihren ehemaligen Liebling ungnädiger. — Was Heinold und Betty dachten, brauch' ich den Lesern wohl nicht zu verrathen.

Das unselige Opferlamm, oder vielmehr der unselige Opfer-Affe nahm nach einigen Tagen Urlaub, und in einem Monate darauf hieß es, daß ihm die Übersetzung in eine andere Provinz bewilliget worden sey.

So half wirklich der Zufall, der geschäftige Diener der Liebe, auch unserem Adjuncten Heinold durch etwas, worauf er nie seine Hoffnung gebaut hatte, nämlich durch einen Maskenball.

Der alte Deſerteur.

Es war eben Amtstag. Ich hatte eine Anfrage zu thun, und besuchte den Herrn Auskultator, meinen alten Jugendfreund, auf seinem Bureau. Mein Geschäft war bald abgethan und ich wollte mich empfehlen; er hielt mich aber zurück mit der Bemerkung, daß es mich nicht reuen würde, dem Verhöre, das er vorhabe, beizuwohnen. Ich nahm sein Anerbieten mit Vergnügen an. Gerichtsstuben sind oft bessere Fundgruben für Freunde des Seelenstudiums als die Hörsäle moderner Philosophen, aus deren Vorträgen man oft nichts mit fortträgt, als — Schwindel.

Der Auskultator klingelte. Ein alter, verkrüppelter Mann mit widerlich verzogenem Gesicht und ausgerenkten Gliedern, derselbe, der auch mich angemeldet hatte, trat wieder ein, erkundigte sich nach dem Befehle des Beamten, und entfernte sich, nachdem ihm dieser auf der Vormerkungsliste die Nummern der vorzulassenden Partei gezeigt, mit der bittweisen Äußerung: „Da dürften Euer Gnaden Herr Auskultator wohl ein Auge zudrücken!“ Es war der Amtsdiener, ein unter dem Paniere der Göttinn Themis ergrauter, Scherge und zugleich ein abschreckender Beweis der Grausamkeit, welche ehemals unter dem Namen Gerechtigkeit geübt wurde. Er war vor etwa sechzig Jahren durch das Zusammentreffen zufälliger Ereignisse in

den Verdacht gerathen, an einer Mordthat Theil genommen zu haben, deren Vollbringern man lange nicht auf die Spur kommen konnte. Das hochnothpeinliche Halsgericht machte nicht viele Umstände, wo es einmal Indizien hatte, der arme Teufel wurde auf die Folter gespannt un gepeitscht und gequält, daß ihm die Seele auf der Zunge saß, und sein armes Leben in einzelnen Tropfen aus seinen Adern spritzte, aber seine Natur und sein Bewußtseyn waren stärker als die Folter, und er ward frei gesprochen. In wenigen Wochen darauf wurden die Thäter eingebracht, deren Aussage den Beweis lieferte, daß man dem Unglücklichen die Glieder umsonst schief gezogen habe. Aus Mitleid und zum Ersatze für das Andenken, das man ihm für seine ganze Lebenszeit deutlich aufgedrückt hatte, nahm ihn das Gericht in seine Dienste. Diese verrichtete er mit Gewissenhaftigkeit und Strenge, und man nannte ihn, in so fern die Erscheinung eines Gerichtsdieners selten einen günstigen Eindruck macht, in scherzhafter Doppelbeziehung allgemein in der Stadt den hinkenden Boten.

Schon die Bekanntschaft mit diesem seltsamen fast grauenhaften Krüppel hätte mir genügt, um mir für meinen Besuch auf dem Bureau zu entschädigen; allein mich erwartete noch eine weit interessantere Erscheinung.

Die Thüre ging auf, und unter dem Vortritte des hinkenden Boten erschienen zwei Personen, welche ebenfalls einem früheren Jahrhunderte angehörten: ein alter weißköpfiger kleiner Mann, mit stark ausgearbeitetem, halb verwitterten Gesichte, und ein Mütterchen, dem Greise gleich an Jahren, und fast auch in

seinen Zügen ähnlich. Mit sichtbarer Aengstlichkeit und unter vielen Bücklingen traten sie ein, und wollten dem Auskultator die Hand küssen, der sie aber zurückzog. Man sah es dem Paare deutlich an, daß es, so alt es war, noch nie vor Gericht [illegible] und wie sauer ihm dieser unerwartete Gang angekommen seyn möge.

„Wißt Ihr, warum Ihr vor Gericht steht?“ — begann der Auskultator üblicher Weise das Verhör.

„Gott soll uns strafen, wenn wir die geringste Ahnung haben,“ — antwortete das Mütterchen, welches mehr Fassung verrieth, als der Mann. — „Wenn uns Jemand gesagt hätte: Ihr müsset morgen vor Gottes Richterstuhl treten, so hätten wir uns gedacht: Es ist an der Zeit; wir haben sein Brot auf Erden lange genug gegessen! Aber vor das weltliche Gericht noch einmal in unserem Leben zu kommen, hätten wir uns nicht eingebildet. Oft wenn wir den Herrn hinkenden Boten da an unserer Stube vorübergehen sahen, zu Dem und Jenem im Hause, dachten wir uns: Nun in Gottes Namen! Es geht uns oft recht schwer; aber ehrlich haben wir uns doch noch immer durchgebracht, und das löbliche Gericht hat uns nichts anhaben können. Weiß der liebe Himmel, wie wir jetzt so plötzlich zu der unverhofften Ehre kommen!“

Der Auskultator beruhigte sie; forderte Beide auf, ihm auf seine Fragen kurz und bündig zu antworten, und tröstete sie mit der Versicherung, daß wenn sie sich wirklich nichts vorzuwerfen hätten, sie von dem Gerichte nicht das Geringste befürchten dürfen.

„Nun wenn das ist,“ meinte der Alte, — „so hätte

man uns den sauern Gang leicht ganz ersparen können. Aber der hinkende Bote ist vielleicht auch so hergelockt worden, und jetzt hinkt er schon seit sechzig Jahren!“

Der Auskultator gab dem kindischen Alten sein Wort, daß er so etwas Arges nicht zu befürchten hätte, und fuhr in seinem Examen fort:

„Ihr waret einmal Soldat?“ — lautete eine von den Fragen. —

„Ei freilich,“ — antwortete der alte Thomas Gürtler, so hieß der arme Kleiderputzer. — „Woher wissen nur der Herr Auskultator sogar dieses, was ich beinahe schon vergessen hätte, wenn ich nicht vor Kurzem daran erinnert worden wäre?“

„Soldat warst Du?“ — fragte Marthe verwundert — „das hör' ich jetzt selbst zum ersten Male! — Und bei welchem Regiment hast Du denn gedient — ?“

„Du lieber Gott! Sie konnten mich zu keinem Regimente brauchen; ich war ihnen viel zu klein. Weil ich aber sonst rüstig war und mit den Pferden umzugehen wußte, so verwendeten sie mich zu dem Corps, welches die Bespannung zu besorgen hat, zum Fuhrwesen, mein' ich. Damals schon als der selige Kaiser Joseph im Lager vor Belgrad stand, war ich im Dienste und saß auf einem der Pferde, die das Pulver zuführten.“

„Kennt Ihr keinen Eurer alten Kameraden mehr?“

„Vielleicht wenn ich einen sähe, daß ich mich erinnerte; aber es ist schon lange her, und hier in der Stadt ist mir Niemand desgleichen vorgekommen!“

„Besinnt Euch wohl! Ich möchte Euch auf keiner Lüge ertappen!“

Warum sollt' ich denn lügen? Es würde mich ja freuen, einen alten Bekannten wieder zu finden. Mir ging's damals gar nicht schlecht. Ich war ein rüstiger Bursche; litt an nichts Mangel; für's Leben sorgte Gott, und für's Essen der Kaiser, und weiter hatte ich keine Bedürfnisse!“

Der Auskultator sagte dem hinkenden Boten etwas in's Ohr. Dieser humpelte hinaus, und führte nach einer kurzen Pause einen zerlumpten Mann herein, dessen feuerfarbiges Antlitz den Trunkenbold nicht verkennen liess.

„Kennt Ihr diesen Mann?“ — fragte der Auskultator den Inquisiten. —

„Diesen da?“ — erwiederte Thomas. — „Ja, den kenn' ich! Vor einigen Tagen führte uns der Zufall bei einem Herrn zusammen, welcher einen Kleiderputzer suchte. Eine Muhme meiner Alten hat mir den Dienst zuschanzen wollen. Auch dieser Mann bewarb sich darum. Als wir im Vorzimmer warten mußten, bis der Herr Zeit hätte, uns vorzulassen, betrachtete er mich vom Kopf bis den Füßen, fragte mich, ob ich nicht bei den Soldaten gewesen, wo ich gelegen sey, was ich für Schicksale gehabt habe. Da ich ihm Alles ohne Hehl mittheilte, schien er nachzudenken; brummte, den Mund verziehend, ein um das andere Mal ein mürrisches Hm! Hm! in den Bart, und muthete mir zuletzt ziemlich barsch und unfreundlich zu, ich sollte auf jenen Dienst weiter keine Ansprüche machen. — Warum? konnt' ich in der That nicht begreifen.“

„Wenn ich dem Herrn nicht zu Gesicht stehe! war meine Antwort, — so hat's ohnehin sein Bewenden! — Er aber wollte, daß ich mich gar nicht vorstellte, und drohte mir, daß es mich reuen würde, wenn ich's thäte. — Da ich nicht wußte, wie das zusammenhange, so ließ ich ihn stehen, und machte dem Herrn ohne Weiteres meine Aufwartung. Nach mir kam dieser. Ich sagte dem Herrn mehr zu, und so nahm er mich. Daß ich jetzt vor Gericht stehe, scheint mir durch die Bosheit dieses Menschen geschehen zu seyn!“

„Das wird sich finden!“ — fiel ihm der Auskultator in's Wort. — „Jetzt verständigt Euch mit diesem Manne; er sagt, daß er Euch schon von früher her kennt. Darüber müssen wir in's Klare kommen!“—

„Kennst Du mich wirklich nicht, Thomas? — begann der Mann mit dem feuerfarbigen Gesichte, boshaft grinsend — „Sieh mich einmal recht an! Freilich die Narbe da über dem Auge hat mich etwas entstellt. Auch bin ich ein bischen röther geworden. Aber ich kann mich gar wohl noch entsinnen auf den krummbeinigen Thomas, auf den Stiegelhupfer, wie wir Dich nannten.“

„Bei meiner Seel', so hieß ich bei meinen Kameraden!“

„Du lagst anno 1783 an der Donau, und wurdest dann, so wie ich, auf dem Rückzuge nach Caransebes krank.“

„Das ist wahr! Die Epidemie, die im Lager geherrscht hatte, that mir keinen Schaden. Aber in der Eile des Rückzuges schlug mich ein Pferd, und ich

wurde als Marodeur in einem elenden Dorfe zurückgelaſſen!“

„Brachten ſie da nicht eines Abends einen Mann, den das Fieber ſo ſchüttelte, daß ihm alle Beine klapperten? — Du wurdeſt, da nur ein Bette in der Stube war, ausquartirt und auf die Ofenbank gelegt, und der Klappernde nahm Deinen Platz ein!“

„Ja — ja, jetzt erinnere ich mich auf Alles! Du haſt Recht. Und dieſer Mann warſt Du —?“

„Der war ich! — Mein Fieber verließ mich jedoch eher, als Dein wundes Bein gut wurde. Ich rückte zu meiner Abtheilung ein; diente dem Kaiſer noch länger; erhielt in der Folge in einem Wirthshausgefechte dieſe Schmarre, die mich etwas entſtellt hat, und hielt in meiner Dienſtzeit redlich und wacker bis zu Ende aus. — Glaubſt Du mir nun, daß ich Dich kenne?“

Der argloſe Thomas fand gar nichts einzuwenden.

Der Invalide mit dem Feuerantlitz ward wieder abgeführt.

„Mein lieber Thomas Gürtler!“ — begann der Auskultator, nachdem er nochmals überleſen, was zu Protokoll gegeben worden war, — nach Allem, was da ſteht, und was Ihr als wahr ſelbſt beſtätigt, ergibt es ſich, daß der Mann, mit dem ich Euch konfrontirte, Recht hat. Er gab Euch nämlich an, als — Deſerteur!“

„Deſerteur!“ — ſchrie die alte Marthe erſchrocken auf.

Thomas entfärbte ſich; ward wieder roth;

wälzte das Wort „Deserteur“ in seinem Kopfe ungläubig hin und wieder, und konnte nicht zu Worten kommen.

„Ihr waret Soldat!“ — half ihm der Auskultator d'rein — „Ihr mußtet also dienen, so lang' es vorgeschrieben ist.“

„Ja'— ja — das sollt' ich!“

„Ihr laget krank! Wohin ginget Ihr, als Ihr genesen waret?“

„Ich machte mich auf, um meine Abtheilung einzuholen, welche indeß weit vorgerückt war!“

„Habt Ihr sie nicht eingeholt?“

„Ich wurde auf dem Wege recidiv und blieb in einem Bauernhause liegen. Als ich besser wurde, kam die mildere Jahreszeit. Der Bauer verwendete mich als Knecht. Es ging mir gut; ich gewöhnte mich ein, und da weiter keine Frage nach mir war, so dacht' ich mir: Ei, sie haben dich beim Fuhrwesen ganz vergessen. Wenn sie dich brauchen, so werden sie dich ohnedieß zurückfordern. Und brauchen sie dich nicht, nun so ist's auch gut. Wer weiß wie weit du zu laufen hättest, um deinen Zug wieder zu finden!“

„Das war eben gefehlt von Euch! Ihr hättet Euch an den ersten Transport anschließen, Euch beim Commando melden, über Euer Zurückbleiben rechtfertigen und Eure Dienstzeit, wie's einem Soldaten ziemt, aushalten sollen. Das habt Ihr nicht gethan! Der Mann, der Euch erkannt hat, wußte das, gab Euch an, — und da das Recht der Gesetze durch die Zeit keine Schmälerung erleidet, — so seyd Ihr leider! — Deserteur!“

„Mein Gott!“ — jammerte Marthe — „Er wird doch nicht jetzt, mit weißem Kopfe, wieder Soldat werden müssen?“

„Dazu ist er freilich zu alt! — Vermögen hat er nicht, sonst würde es ihm weggenommen, in dieser Hinsicht kann ihm die Militair-Behörde nun wohl nichts anhaben. Aber nichts Gesetzwidriges kann ungestraft bleiben; eine Strafe erwartet ihn leider vor dem bürgerlichen Gerichte, — eine Strafe, die ihm und Euch, Marthe, vielleicht schwerer fällt, als jede andere!“

„Du lieber Himmel!“ — seufzte Marthe — „Man wird doch nicht den Rücken meines alten Mannes, den so viel Leiden schon gebeugt haben, noch mit Spiesruthen zerfleischen?“

„Dazu ist er auch schon zu alt, Mutter — aber auf etwas Anderes müßt Ihr Euch gefaßt machen, was Euch wohl hart ankommen wird!“

„Mein Gott! — was kann uns Leuten hart ankommen, wenn man uns Leib und Seele läßt?“

„Ihr müsset von einander gehen, liebe Leute! — “

„Von einander gehen? Wie meinen das der gestrenge Herr Auskultator?“

„Eure Ehe ist ungültig!“

Thomas sah sein Weib mit großen Augen an; sie erwiederte seinen starren, ungläubigen Blick mit Kopfschütteln. Der Gedanke, auf welchen sie der Auskultator bringen wollte, war ihnen so fremd, daß sie ihn durchaus nicht zu fassen wußten.

„Eure Ehe ist ungültig!“ — wiederholte der Aus-

kultater, der ihre Verblüfftheit bemerkte — „Verſteht Ihr mich nicht?“

„Wir denken uns wohl etwas, geſtrenger Herr Auskultator,“ — begann Thomas — „aber das kann nicht ſeyn. Das wäre ſo wunderbar, ſo unerhört, daß es faſt lächerlich klänge. Wie ſoll unſere Ehe ungültig ſeyn? Vor zwei Jahren feierten wir unſere ſilberne Hochzeit; wir haben unſern Trauſchein, welcher beweiſet, daß uns der Herr Pfarrer nach chriſtkatholiſchem Gebrauche copulirt hat. Unſere Ehe blieb zwar kinderlos, aber ſie war immer gut und friedlich; wir trugen unſer herbes Loos mit Ergebung und Zufriedenheit; hatten nie einen Zank mit einander, waren immer, in Leid' und Freud' (denn Gott ſchickte uns doch manchmal auch einen guten Tag) einträchtig und gottesfürchtig. Was wir brauchten, verdienten wir uns mit unſerer Hände Arbeit, und Niemand iſt, der ſagen könnte, daß wir ihn jemals betrogen. Wir haben uns nichts vorzuwerfen; denn unſere Armuth iſt nicht unſere Schuld. Nein — nein! der geſtrenge Herr Auskultator wollen mit uns armen Leuten nur Ihr Spiel treiben, und uns die Hölle ein wenig heiß machen, weil ich denn einmal, was ich zwar wohl nicht begreife, ein Deſerteur ſeyn ſoll!“

„Und doch iſt's ſo, guter Freund! Und ich kann vor der Hand nichts, als Euch bedauern. Urtheilt einmal ſelbſt, Thomas! Was waret Ihr, als Ihr Eure Marthe kennen lerntet?“

„Knecht bei einem Bauer im Ungarlande!“

„Waret Ihr's mit Recht? Hattet Ihr nicht noch

als Soldat die Verpflichtung, Eure Dienstjahre zu vollenden?“

„Ja — das ist freilich wahr! Aber ich wußte nicht, daß es damit so streng hergehe!“

„Nichtwissen dessen, was man wissen kann und soll, entschuldigt vor dem Gesetze nicht. Ihr waret also damals, obwohl Knecht, eigentlich noch Soldat; nicht wahr?“

„Ja — wenn man's so nimmt, so war ich's ohne Zweifel!“

„Darf aber ein Soldat heirathen, wie er will?“

„Nein!“

„Ihr habt also geheirathet, ohne heirathen zu dürfen, und was man thut, ohne es thun zu dürfen, ist so viel als wenn's nicht gethan wäre!“

„Das seh' ich ein!“

„Nun seht! da es durch die Klage und die Aussage jenes Mannes, den ich Euch vorführte, erwiesen worden ist, daß Ihr geheirathet habt, ohne heirathen zu dürfen, so ist es so viel, als wenn Ihr nicht geheirathet hättet; — Euere Ehe besteht daher vor dem Gesetze nicht; der Richter muß aber dafür sorgen, daß etwas Gesetzwidriges aufhöre, und so muß ich denn in allem Ernste Euch erklären, daß Euere Ehe null und nichtig ist.“

Jetzt begriffen die armen Leute, was der Auskultator meinte. Die hellen Thränen stürzten ihnen über die Wangen. Sie fielen sich mit einer Innigkeit um den Hals, daß es wohl am Hochzeitstage nicht inniger geschehen seyn mag, und schluchzten, die Hände einander mit Inbrunst drückend.

„Herr Auskultator, dürfen wir nicht jetzt uns heirathen, weil nun einmal das Gesetz sagt, daß wir nicht verheirathet sind.“

„Das kann Euch das Gesetz nicht bewilligen,“ — versetzte der Auskultator — „sonst würde es Euer Vergehen sanctioniren. Was würde herauskommen, wenn jeder das, was er nicht darf, thäte, damit das Gesetz nachträglich erlauben müsse, was nicht mehr zu ändern ist. Ihr müsset von einander gehen, und Ihr, Thomas, habt es Eurem Alter zu danken, daß man Euch die Strafe des Deserteur's nicht auch noch ausstehen läßt!“ —

Vernichtet stand das alte Ehepaar und empfand den Fluch, anheim gefallen zu seyn dem ehernen, unbeugsamen Gesetze, in seiner ganzen Schwere. Sie hatten sich immer für so blutarm gehalten, daß ihnen Niemand etwas nehmen könnte, als höchstens der liebe Herrgott, wenn's ihm gefiele, ihr Bischen Leben. Nun sahen sie ein, daß sie den größten Reichthum, den sie hatten, gar nicht kannten, nämlich ihre eheliche Liebe. Jetzt erst, da ihnen dieser Schatz angefochten wurde, da man ihnen drohete, ihnen denselben vom Herzen zu reißen, jetzt erst fühlten sie, wie grausam das Schicksal seyn kann, wie es selbst in der kahlen Stube des Bettlers noch immer irgend ein Kleinod aufzufinden weiß, dessen Verlust ihm sein früheres Bettlerthum als Wohlleben darstellt. Das war in der That ein Donnerschlag aus heiterem Himmel. Feiner konnte der boshafteste Quäler seinen Plan nicht ausdenken, um sie ganz elend zu machen; empfindlicher der strengste Richter nicht strafen für eine Unvorsichtigkeit, deren

traurige Folgen nun auch ein zweites Weſen ſo ganz unvermuthet und unverſchuldet trafen.

„Geſtrenger Herr!“ — rief jetzt der alte Thomas, ſeine Marthe feſt, beinahe krampfhaft umſchließend, aus — „Gerſtrenger Herr! Thun Sie mit uns, was Sie wollen! Sperren Sie uns ein! Laſſen Sie mich Spießruthen laufen! Studieren Sie eine Strafe für uns aus! Aber von einander gehen können wir nicht! Wir ſind mit einander alt geworden, wir wollen mit einander ſterben! — Was ich gethan habe, geſchah aus Dummheit! Ich hab's nicht beſſer gewußt! Als ich meine Alte heirathete, dacht' ich lange nicht mehr daran, daß ich je Soldat war, da dacht' ich nur daran, daß ich heirathen wolle. Hätte man mir's damals nicht erlaubt; gut! Ich wäre vielleicht desperat geworden, aber wenigſtens hätte ich meine Marthe nicht in die Gefahr gebracht, ihre alten Tage allein, in Noth, Elend und Kummer zubringen zu müſſen. Jetzt iſt es zu ſpät, geſtrenger Herr! das kann das Gericht nicht wollen, daß Dummheit ärger beſtraft werde, als ein Criminalverbrechen. Und ſo würd' es ſeyn; denn ich ſag's rund heraus, — eh' ich von meiner Marthe weggehe, eher vergeſſe ich, daß ich ein Chriſt bin, und hole mir meinen Troſt in der Donau!“

„Und ich — auch!“ — weinte Marthe laut, und ſchmiegte ſich inniger an ihren Thomas! — „Was Gott verbunden hat, das ſoll der Menſch nicht trennen!“

Ich ſah den Auskultator mit mühſam unterdrückten Thränen an; er war ebenfalls gerührt. So klar

es mir war, daß die Armen nach dem Gesetze nichts zu hoffen hatten, indem der Fall zu offen vorlag, so wenig konnte mein Herz die strenge Anwendung desselben auf dieses Paar billigen, ja nur recht finden.

„Kindische Leute," — begann der Auskultator freundlich zu den Weinenden — „weint nicht; es ist umsonst. Vom Gesetze habe ich nichts zu hoffen; so sonderbar, so unbillig, so ungerecht, ja so widersinnig es Euch nach Euerem schlichten Verstande vorkommen mag; — aber es ist nun einmal so! Wer gefehlt hat, muß büßen, — und gefehlt hat Thomas, das ist erwiesen. Eine Gesetzübertretung verjährt nicht. Von dieser Seite ist's vorüber. Wenn nicht — höhere Gnade —!"

„Ja — Gnade — Gnade!" — fielen Beide laut rufend ein, warfen sich auf die Knie und bedeckten des Auskultators Hand mit Küssen und Thränen. — „Wir haben ja sonst ohnedieß nichts auf der Welt. Begnadigen Sie uns, Herr Auskultator! Lassen Sie uns mit einander uns abmühen, mit einander darben, betteln, krank seyn, sterben, verhungern! Aber nur mit einander, wie durch sieben und zwanzig Jahre. Alles Glück der Welt ist für das Einzelne von uns Tod; Alles Leid und Elend, vereint erduldet — Gnade!"

„Kinder, — ich kann Euch nicht begnadigen!" — beschwichtigte er hier, indem er sie sanft aufzog; — „ich bin nicht das Gesetz. Aber ich will mich für Euch verwenden; Ihr seyd gute Leute. Um solch' eine Ehe wäre es Schade. Nehmt mein Wort; ich will mein Möglichstes thun. Geht indessen wieder an Eure Arbeit; vertrauet auf Gott; wartet vertrauungsvoll ab,

was ihm beliebt, über Euch zu verhängen. Wenn ſich etwas für Euch thun läßt, ſo werd' ich es thun. Geht!"

Mit dem Ausdrucke der innigſten, dankbarſten Rührung empfahl ihm das Paar weinend ſein Schickſal und trat dann, von dem hinkenden Boten begleitet, ab.

„Das wäre doch in der That grauſam, die Armen zu trennen," — ſprach ich zum Auskultator. — „Der abſcheuliche Kerl mit dem Feuerantlitze! Warum hat er den armen Alten verrathen müſſen!"

„Boshafter Brotneid," — erwiederte mein Freund. — Aber ihr Glück iſt es, daß ſie unter keine ſchlechteren Hände kamen, als die meinigen. So ein verknöcherter Geſchäftsmann, der es nicht der Mühe werth erachtet, eines gemeinen, armen Teufels willen dem Geſetze etwas abzuſchmeicheln, hätte ſie kurz abfertigen können. Aber ich hoffe die Sache auszufechten!"

Es reute mich nicht, geblieben zu ſeyn. Nach einigen Wochen begegnete ich meinem Freunde; er hatte dem armen, geängſtigten Paare höheren Ortes Gnade erwirkt. Glühender Dank war der ſchöne Lohn für ſeine menſchenfreundliche Bemühung.

Die feindlichen Nachbarn.

(Nach Mlle. de Sénancour.)

1.

Eines der schönsten Thäler des südlichen Frankreichs befindet sich am Flüßchen Gardon, welcher Nieder-Languedoc durchströmt. So lebhaft der Eingang in dieses Thal ist, so einsam und romantisch ist der zweite Kessel desselben, welcher durch einen Gebirgszweig von dem Hauptthale abgeschnitten ist. Der bekannte Dichter Florian hatte nicht mit Unrecht eine seiner rührenden Novellen in diesem Thale spielen lassen; denn einen zweckmäßigeren Schauplatz dürfte es für eine romantische Begebenheit schwerlich geben.

In jenem Thalkessel war es, wo die feindlichen Nachbarn, deren langwieriger Kampf der Gegenstand meiner Erzählung ist, ihre Schlösser hatten. Sie lagen einander gegenüber auf zwei Bergrücken, welche einst zusammengehört und nur dem nagenden Gewässer des Gardonflüßchens nachgegeben zu haben schienen. Das eine derselben hieß Pouillan, und war von den Ahnen des jetzigen Besitzers, eines lebenslustigen, echt ritterlichen Eingebornen, erbaut worden. Das ehrwürdige Alterthum, welches sich auf seiner Außenseite spiegelte, war vielleicht ein Grund mit, warum ihm der Burgherr, Namens Herald, keine andere Gestalt gab. — Das gegenüberliegende Schloß Tornac trug ganz das Gepräge der neuesten Zeit. Es war das Werk

eines eingewanderten deutschen Edelmannes, mit Namen Egbert, welcher in der Umgegend, deren Bewohner ihm größtentheils unterstanden, allgemein bloß der Burgherr von Tornac geheißen wurde.

Egbert galt bei allen seinen Nachbarn für einen Sonderling. Würde er jetzt leben, so würde er für einen Alltagsmenschen gelten, denn jetzt fällt es nicht mehr so, wie damals, auf, wenn Jemand Alles will, nur das nicht, was Andere wollen; wenn Jemand den Dienst eines Freundes ärger flieht, als den Lanzenstoß eines Feindes; wenn Jemand mit gleicher Grundlosigkeit liebt oder haßt. Alle diese Eigenschaften hatte Egbert, ohne daß man ihn deßwegen einen bösen Menschen hätte nennen dürfen. Denn eine gewisse Gutmüthigkeit, der Deutschen unbestreitbares Eigenthum, leuchtete doch überall durch, und wenn er mit sich reden ließ, so war er auch bald verständiget. Leider aber ließ er nicht gerne mit sich reden; denn was er sich in den Kopf setzte, das blieb wahr.

So setzte sich eines Tages Egbert in den Kopf, Herald hab' ihn entsetzlich beleidigen wollen. In der That auch hatte ein böser Dämon den unseligen Burgherrn von Pouillan, als er eben auf einen Hasen in's Thal hinab losdrückte, ein Bischen fehlen und des Tornakers Sperber tödten lassen. Ein Frevel, dem in jener Zeit kein anderer gleichkam. Sein scharfes Schwert und sein scharfer Sperber waren damals einem Ritter heilige Kleinodien, die er selbst als Gefangener nicht statt des Lösegeldes abliefern durfte. —

Unser niedergeschlagene Ritter beschloß daher in seiner Seele, das Schloß Pouillan zu belagern.

Herald kümmerte ſich nicht viel um die Zurüſtungen ſeines Gegners. Die Stirnſeite ſeines Schloſſes war durch Felſen, Klüfte, Sträucher und Bäume ſo wohl vertheidigt, daß er all' ſeine Mannen auf die Rückenſeite desſelben werfen konnte. Mehre Verſuche des Beleidigten, der Burg den Rücken zu ſtreichen, mißlangen; — ſeine Hülfstruppen nahmen ihren Abſchied; — dennoch war Egbert nicht der Mann, der ſeinen Muth eben ſo ſchnell des Dienſtes entlaſſen hätte. Schneller, als man es ſich vermuthete, beſetzte er einen nahen Berghang, um die Schwächen ſeines Gegners zu erlauſchen, ſeine Nachläſſigkeit zu benützen, ihn unausgeſetzt zu beunruhigen, und mit der Zeit wohl noch ein höheres Schloß, als Pouillan, auf der Anhöhe zu errichten.

Er arbeitete mit unermüdetem Feuer, welches ſein tiefgeheimer Ingrimm tagtäglich wieder anfachte. Eine gewiſſe Ruhe gab allen ſeinen Unternehmungen Feſtigkeit und Dauer. Wo aber flog ſeine Ruhe bei dem Anblick hin, welchen ihm eines Morgens ſein unmenſchlicher Gegner bereitet hatte? Hoch über der höchſten Zinne der Pouillaner Mauerkrone, vergoldet von der aufſteigenden Sonne, ragte geſpießt das ausgeſtopfte Corpus delicti, — der edle Sperber, welchem Herald den Garaus gemacht hatte. Egbert ſah es, erblaßte, ſchäumte, fühlte ſich um und um an, denn es ſtach und packte ihn, als ginge der mörderiſche Spieß durch ſeinen eigenen Leib. Herald hatte ſich dieſen boshaften Sieg nicht verſagen können. Er betrachtete nämlich den Sperber als einen rechtmäßigen Erwerb, und that es ſich darauf zu gute, wie

auf ein Siegeszeichen. Übermüthig durch seine Sicherheit, beschloß er, sich nur vertheidigungsweise zu halten, den Herausforderungen seiner Nachbarn zu spotten, und jeden Ausfall, — müßt' er auch gelingen, — auszuschlagen. Er führte demnach daheim ein freudiges Leben, — schmeichelte seinen Widersachern, machte sich gemein mit seinen Anhängern, und stellte sich an, als ob er von des Tornaker's Wuth und Drohungen gar keine Kenntniß nähme. Diese verachtende Kälte brachte den Glühenden zur Verzweiflung. Allmorgentlich ließ er eine Schaar seiner besten Schützen aufmarschiren, und ein Schock Morgengrüße nach Pouillan hinübersenden. Herald war für derlei Höflichkeiten nicht empfänglich, — und nahm daher die Grüße nur selten an.

2.

Vor Erwiederungen seiner spitzigen Anfragen brauchte sich Egbert nicht zu fürchten. Sein Wirkungskreis war, wie meine Leser bereits oben gemerkt haben werden, geräumiger, als der des Pouillaners. Er konnte sich demnach leichter und schneller zurückziehen, und würde seinen Gegner unstreitig durch Langweile besiegt haben, wenn nicht ein unerwarteter Zufall den Strauß kurzweilig gemacht hätte.

Zwei Vögel, ein rauher Sperber und eine milde Taube, ließen den Tornaker die Wahrheit des Satzes erkennen, daß die Götter oft in sinnbildlichen Erscheinungen der Menschen Schicksale darstellen; — und diese zwei Vögel brachten ihn auch vollends um seine Behaglichkeit und Ruhe. Egbert hatte eine

blauäugige, blondgelockte Tochter von wunderſamer Schönheit. Seiner deutſchen Herzlichkeit und väterlichen Gutmüthigkeit zu Folge liebte er ſie ſo, daß er, — von ihren Augen bittend angeblickt, — wohl nicht zum leiſeſten Widerſpruche die Stirne runzeln konnte. War denn ein ſchönes Töchterlein haben ein Unglück? Keineswegs! Aber einen ſchönen Jüngling in der Nähe wiſſen, das war eines! — Dieſer ſchöne Jüngling hieß Olivier, und war — Egbert bekam bei dieſem Gedanken eine Gänſehaut — der leibliche Sohn und künftige Erbe des Pouillaners. Seine Kämpen nannten ihn den Cid, (beiläufig in dem Werthe, wie man jetzt einen jungen Muſenhelden „Calderon“ zu nennen pflegt). Cid hatte kurz vorher bei der Befreiung Montaubans tapfer mitgefochten und ſich den Titel eines Ritters erworben, — als er die Nachricht von dem langweiligen Vernichtungskampfe der beiden Berghüter erhielt, und alsbald, um ſeines Vaters Sekundant zu werden, mit den Seinen heranflog. Löwenartiger Grimm überkam ihn, als man ihn von den ſeltſamen Morgengrüßen des Sperberherrn erzählte, deren Nichterwiederung dem jungen Kämpen in die Seele ſchnitt. Er freute ſich aber auch zugleich, ſeinem Vater ein Muſter ſeiner Heldenarbeiten vorlegen zu können, und erwartete nur einen günſtigen Augenblick, wo er das Glück beim Schopfe faſſen und für immer in Pouillan feſtbannen könnte. Der Zufall that auch dießmal das Beſte.

Egbert ritt oft am frühen Morgen auf die Jagd. Nie doch entfernte er ſich weit vom Schloſſe, und zur Seite trabten ihm ſtets die auserleſenſten ſeiner

Jäger. Der Leumund wollte dies, lieblos genug, einer gewiſſen Sicherheitsliebe (wohl gar Furcht) zuſchreiben; es war aber, ſo weit ich in ſein Herz geſehen, weiter nichts, als die echtdeutſche Überzeugung, daß man ſich nicht genug hüten könne vor den Ränken eines Schurken, der einen ritterlichen Leibſperber zu tödten im Stande war.

Olivier wußte davon eben ſo viel, als von der wunderſamen Schönheit Bianka's, um die er ſich übrigens wenig kümmerte, weil er ſich für unverwundbar hielt, — weil er Cid hieß, und weil er die Geſchichte von ſeinem Namensträger und Ximenen vergeſſen hatte. Friſch und kühl ſtieg eines Tages der Morgen herauf, — ein herrliches Jagdwetter zog ſich über den Fuß der Tornaker Burg und der weiten Umgebung her, — als Olivier Rüdengebell und Hörnerklang zu vernehmen glaubte. Wirklich glänzte Speergeflimmer durch die Baumreihen, und auf der fernen Bergwieſe zeigte ſich Egbert von ſeinem Jagdgefolge umgeben, ſeinen Viceleibſperber auf der Fauſt; zur Seite Bianka auf langſam trabendem Zelter mit einem abgerichteten Täubchen, eben ſo lieb und ſcheu wie ſeine Gebieterin.

Unausgeſetzt mit ihrer blendendweißen Begleiterin beſchäftiget, wußte Bianka um keine andere Gefahr, als um die, welche den friedſamen Bewohnern des Hains und der Lüfte drohte. Olivier hingegen, von ſeinen Kundſchaftern näher unterrichtet über des Tornakers Jagdritt, rüſtete ſich vom Wirbel bis zur Zehe; verſammelte die Keckſten ſeiner Geſellen um ſich, und ſtahl ſich, ohne Wiſſen ſeines Vaters,

unbemerkt in den Wald und in die Nähe der Jagenden. Der Stand war bequem: die Schaar legte sich demnach auf die Lauer. Indessen aber schnitt Egbert mit seinem Gefolge den geraden Weg ab, und nur Eine Beute, wenn gleich leichter erringbar und zarter, dennoch nicht zu verschmähen, — blieb unserem Helden im Gesichte. Er nahm sie gut auf's Korn und schlich behutsam und geräuschlos in die Nähe. Der Tornaker hatte sich nämlich in der Jägerhitze von seinem Töchterlein getrennt. Dieses scheue Rehlein kam nunmehr, nur von Frauen und drei Dienern umgeben, ruhigen Schrittes durch den Wald und lief ihrem Räuber selbst in die Hände. Da erblickte sie plötzlich fremde Lanzen und Schwerter, schrie auf, und fiel ohnmächtig in den Arm ihrer alten Amme zurück, welche sich selbst kaum erhalten konnte, während ihrem alten, zartnervigen Zelter ein gleicher Unfall drohte. Der Feind, froh seines schnellen Manoeuvre's, rückte näher, und wurde bald gut Freund mit seinen Gefangenen, als er die Anmuth und Schönheit seiner Beute betrachtete. Olivier war nicht minder betroffen, als die wiederaufathmende Jungfrau. Er vergaß die Rechte des Siegers, glaubte seine Kühnheit entschuldigen zu müssen, und begann in echt fränkischer Stutzerstellung dem Burgfräulein darzuthun, daß er eben so gut ihr Gefangener heißen könne, als sie seine Gefangene. Da erhob sich das Fräulein, und mit ihr ermuthigten sich alle Frauen. Mit wunderbarer Kühnheit blickte sie plötzlich dem Jünglinge durch des Helmsturzes Fugen in die Augen, und sprach die ganz herben Spottworte: „Ei, Ihr starker Herr Ritter, was

wollt Ihr von mir? Iſt das auch Sitte, ſchwache, waffenloſe Jungfrauen zu überfallen, wie es geſchah in den Tagen der Rohheit? Was nützt Euch ſo geringe Beute! Hätt' ich doch nie geglaubt, daß ein Gewapneter, wie Ihr, dem der Adel auf dem Panzer ſteht, in die Berge gehen, ſich in Klüfte legen, und in einem Strauße mit Frauen ſich Lorbeern ſuchen würde!" — Das waren beiläufig ihre zürnenden Worte; ihre bittenden, welche faſt noch mehr wirkten; verſchweig' ich: vielleicht hat ſie nicht einmal mit Worten gebethen. Olivier glühte vor Scham, bat um Vergebung, und forderte ein Löſegeld! — „Was könnt ich Euch nur geben, Grauſamer!" ſprach Bianka, und ſchlug die Augen auf ihr Täubchen nieder, damit das Niederſchlagen natürlicher ſchiene. — „Gebt mir dies Täubchen," entgegnete Olivier, dem nun plötzlich dieſer Preis der köſtlichſte ſchien: denn Bianka hegte das Täubchen allinnner an ihrem Buſen und herzte und küßte es wohl zu tauſend Malen, und jetzt um ſo inniger, da ſie es hinopfern ſollte für ihre eigene Befreiung. Weinend und ſeufzend nahm ſie Abſchied von ihrem Täubchen, welches der Jüngling im Triumphe hinwegtrug, und ſah ihm (dem Ritter? nein, dem Täubchen!) lange mit ſehnſüchtigen Blicken nach. Bianka's Begleitung freute ſich, ſo gut losgekommen zu ſeyn, und wünſchte dem Fräulein Glück zu dem Ausgange des Abenteuers. „Man ſieht, daß Ihr das Täubchen nicht erzogen habt," ſprach Bianka mit bitterem Vorwurf, — und ritt, in Gedanken verſunken, manche Thräne dem geliebten Weſen nachweinend, voran. Auch Olivier ſoll unterwegs noch

recht trübsinnig geworden seyn, und oft an das holde Burgfräulein zurückgedacht haben, wobei ihm nichts ärgerlicher war, als der Gedanke, daß Bianka des Ternakers Tochter sey.

3.

Als Egbert von der Jagd in sein Schloß zurückgekehrt war und sich abgekühlt hatte, fiel ihm bei, daß er seine Tochter verloren habe. Rasch wurden Mannen, sie zu suchen, nach allen Seiten ausgesandt, Verwünschungen gegen Olivier und gegen sich selbst ausgestoßen, und manche Barthaare den Winden preisgegeben, wenn er die Gefahr seiner Tochter im Waldrevier bedachte. Aber inzwischen kam sie mit heiler Haut in des Vaters Arm zurück, der, nicht minder besorgt, zurückfuhr, als er sie verstört sah, und von dem geringen Lösegeld hörte, mit welchem sich der Sieger zufrieden gestellt hatte. Ein bedeutendes langes „Hm!“ schnurrte über seine Lippen, und durch sein Gehirn fuhr der böse Gedanke, daß sich ein Eisenfresser, wie Olivier, mit einem Vogel wohl nicht begnügt haben würde, — wäre nicht diesem Geschenke ein anderes, — einem jungen Manne weit süßeres, beigegeben worden. Wie hätte sich auch Bianka von dem Täubchen, daran ihr Leben hing, so leicht weggerissen, wenn nicht der gewapnete Tauber ganz absondere Künste gebraucht hätte! Die Gänsehaut, die er schon bei Oliviers erstem Erscheinen auf Pouillan bekommen, überlief ihn jetzt mit zwiefacher Kälte; zumahl wenn er bedachte, daß Bianka schön und Olivier nicht garstig sey; und da sehen meine Leser wieder einmal, was das „Schönseyn und

Nicht garstig seyn“ auf sich hat. — Olivier kam indessen, das Täubchen in seinem Helm, auf Pouillan zugestürmt.

Als hätt' er die entschiedenste Schlacht gewonnen, schlug er an die Schloßpforte, zog durch die Burg, und trat in seines Vaters Gemach, der ihm bereits, — neugierig, was er in solchem Jubel mit sich brächte, — von ferne den Kopf entgegenstreckte. Aber nicht wenig erstaunt war er über des Sohnes Siegerstolz, da die ganze Beute weiter nichts als eine Taube betrug. Dennoch lernte er auch bald diesen vorläufigen Sieg schätzen, und stellte sich mit boshafter Freude die Angst des Tornakers vor, als er seine Tochter vermißte. — Schon wollte er die Taube dem besagten Sperber nachsenden, und ebenfalls auf die Mauerzinne stecken, als ihm Olivier sein Ritterwort entgegensetzte, kraft dessen er das Leben des unschuldigen Thieres zu schonen versprochen hatte. Er suchte sich denn nunmehr die Zuneigung der Taube zu gewinnen, schmeichelte ihr mit allen erdenklichen schönen Worten und Zärtlichkeiten, und gab ihr den holden Namen Bianka. Man wollte den Grund dieser Benennung durchaus einer gewissen fixen Idee oder Neigung Oliviers zuschreiben, da doch nichts natürlicher war, als eine weiße Taube Bianka, das heißt „weiß“ zu nennen. Noch mehr Stoff zu böser Nachrede gab folgendes Ereigniß. Olivier bewachte die Taube nachlässiger, als Anfangs. Da geschah es denn eines Tages, daß sich das Thierchen seiner Haft entledigte, den Weg zu seiner vormaligen Gebietherinn suchte, und fand. Zufällig trug es eben damals ein Blumenkränz-

lein um den Hals, welches, nach den Geheimnissen der Blumensprache zusammengestellt, einen guten Sinn und Verstand zuließ.

Bianka merkte das wohl, und löste das Räthsel so gut sie konnte. Noch oft machte die geflügelte Bothin denselben Weg hin und wieder, bis es einst Bianka's Vater merkte, und der Taube den Rückweg sperrte, indem er sie für eine geheime Bothin verbothenen Einverständnisses zwischen seiner Tochter und Olivier hielt. So argwöhnisch sind oft die Eltern!

Welche kindische Freude aber empfand Egbert, als Olivier's Vater um Bianka's Hand für seinen Sohn anhielt! Fast zum Hüpfen bracht' ihn der Gedanke, daß er nun seinem verhaßten Sperbertödter etwas deutsch und derb abschlagen könnte. Herald fand diese spöttische, abschlägige Antwort keineswegs unerwartet, und ließ dem übermüthigen Tornaker ganz kalt erwiedern: „Er möge seiner Tochter immerhin den Brautschmuk zurechte halten; denn in Kurzem wär' er, die schöne Bianka zu holen, und mit Olivier, sage: mit seinem leiblichen Sohne, — zu vermählen gesonnen; möchte nun ihr Vater wollen oder nicht!“ Egbert vergaß bei diesem Berichte seines ungetrübten deutschen Geistes, schäumte, rannte wüthend auf und nieder, und ließ den löblichen Abgesandten in einen finstern Kerker werfen, wo er ihn in alle Ewigkeit ohne Zweifel hätte kauern lassen, hätt' ihm sein mildgesinntes Töchterlein nicht die Augen geöffnet und geweissagt, daß man künftighin den Tornaker Burgherrn für einen argen Verletzer des Völkerrechtes er-

klären würde. Nur mit Mühe gab er diesem Bescheide Gehör; glaubte jedoch zugleich, auf seine Tochter doppelt aufmerksam seyn zu müssen. Darum gab er ihr eine alte Duenna, Sempronia mit Namen, an die Seite, welche recht drachenartig den anvertrauten Schatz bewachte. Selbst das unschuldige Täubchen kam zum zweitenmale in Todesgefahr, und nur ein Käfig, dessen Schloß in der Donna Sempronia Händen lag, konnte es retten. Bianka durfte nie anders über die Schwelle des Schlosses treten, als geschützt von dem Argusauge der Duenna und einer Schaar alter Hatschiren mit erzenen Panzern und rostigen Hellebarden. Solch' ein beschränktes, ödes Leben zwang ihr denn oftmals laute Seufzer ab, worüber sich die Duenna nicht wenig ärgerte, und die Bemerkung hinzufügte, daß es sich für ein edelbürtiges Mädchen gar nicht gezieme, Tag und Nacht zu seufzen, am allerwenigsten aber den dienstfertigen Lüften und Winden Lieder preiszugeben, wie das folgende:

Wo weilst Du, den ich meine,
Den sich mein Herz erkor?
Du schwebst beim Mondenscheine,
Beim Morgenroth mir vor!

Du lebst in allen Quellen,
Du wallst in allen Au'n,
Mir ist auf allen Stellen,
Dein Antlitz nur zu schau'n!

Und weilst Du noch so ferne,
So bist Du mir doch nah';
Denn sieht man etwas gerne,
So ist's uns immer da!

Endlich entfernte ſich der Gegenſtand, welcher des Vaters Unruhe und ſeine häufigen Vorwürfe gegen ſeine Tochter verurſacht hatte. Montauban rüſtete ſich zu einem Feldzuge, in welchem ſich Olivier mit Ruhme bedecken und neue Lorbeern erwerben ſollte. Egbert veranſtaltete ein Freudenfeſt bei der Abreiſe des jungen Eiſenfreſſers und Mädchenräubers, und ſah mit lächelndem Herzen die kühne Drohung des Pouillauers Lügen geſtraft. Darob erhielt auch ſeine Tochter mehr Freiheit, ohne jedoch der unleidlichen Geſellſchaft ihrer hölzernen Duenna los zu werden.

4.

Faſt zwei Jahre waren ſchon ſeit Olivier's Abreiſe verronnen, die Feindſeligkeiten längſt ausgeglichen, von dem jungen Helden aber, der des Burgfräuleins gänzlich vergeſſen zu haben ſchien, noch keine Nachrichten angelangt. Egbert freute ſich herzinniglich über ſeinen Nachbar, den Sperberherrn, den die Zeit ſo ſchnell um die Erfüllung ſeiner Weiſſagungen gebracht hatte, und ließ ganz öffentlich zwei Freier ſich um die Hand ſeiner Tochter bewerben. Der eine von dieſen Brautwerbern war ein benachbarter Edelmann, welcher recht adelig in ſeinem Burgfrieden lebte. Allmorgentlich hielt er über ſeine Meuten Muſterung, lohnte, warnte, und machte denſelben höfliche Anträge zu neuen Ausflügen. Denn man pflegte damals mit ſeinen Hunden eine ganz abſonderlich artige, wohlklingende Sprache zu ſprechen, während man ſich gegen die Diener der gangbaren, unumwundenen bediente.

Abends unterhielt er sich damit, seine Bauern zu plagen, und ihnen tausend strenge, widersinnige Bedingungen aufzulegen, um sie ihrer natürlichsten Rechte sich freuen zu lassen. Sein Nebenbuhler war ein vornehmer Biscayer. Dieser trug an seiner hageren Windhundgestalt alle Spuren echt hispanischer Grandezza. Sein werther Name war Geronimo Marquese de la Rocca-Pelada. Eine faltige Stirne, ein halbgrauer Bart und ein langer winddürrer Wuchs thaten seinem gefühlvollen Herzen keinen Abbruch. Bianka's erstes Erscheinen erfüllte ihn über und über mit Liebe, und ließ ihn die sichere Hoffnung fassen, sie zur Gesponsin zu erhalten, sintemalen er ein Spanier war, Rocca di Pelada hieß, und mit seiner herkulischen Faust wohl einem Dutzend Mauren das Bad gesegnet hatte.

Dem Tornaker fiel bei seinem echtdeutschen Zweifelssinne die Wahl unter diesem seltenen Freierpaare schwer. Geronimo führte ihm Geld zu, würde aber Bianka mit sich nach Biscaya führen, was des guten Egbert's Vatersinn nicht ertragen könnte. Alvarez hatte sein Schloß in der Nachbarschaft, aber weiter auch nichts, weder nahe noch ferne. Der anderen, minder begünstigten Freier erwähne ich gar nicht, da sie auf mein Geschichtlein wenigen oder keinen Einfluß haben. Demnach wünschte Egbert nichts sehnlicher, als seine Tochter bald als Braut zu sehen, damit ihm der bösartige Herald nicht etwa Tochter und Täubchen durch geheime Ränke entführte. Als er nun seiner Tochter anlag, nur einen Mann, sey es, wer er wolle, zu nehmen, entschuldigte sich Bianka da-

mit, daß sie ihre Hand keinem zu schenken gesonnen sey, dem sie nicht auch ihr Herz schenken könnte! — Egbert kam fast außer sich, wenn er bedachte, daß seine Tochter ihr Herz selbsteigen zu verschenken und zu verwenden gesonnen sey. Dieser Frevel schien ihm unerhört; er verdoppelte seine Wachsamkeit, und hielt das arme Mädchen wieder so, als stände sie in einem offenbaren Einvernehmen mit dem Feinde. Und wozu dienten diese Vorkehrungen? Olivier erschien nicht, und falls er zurückgekehrt wäre, würde ihn doch Niemand erkannt, Niemand sich vor dem gänzlich Entfremdeten haben hüten können. Die ihn früher gesehen, wußten sich auf seine Züge nicht mehr zu entsinnen; und er selbst hatte sich seit drei Jahren gewaltig geändert. Es war demnach mehr des Tornakers Ärger über die Weigerung seiner Tochter, als Furcht vor Überrumpelung, die ihn zu diesem Schritte trieb. Ein Zufall brachte seine Lauersamkeit auf das Höchste.

An einem Abende kam nämlich ein junger Maure auf das Schloß zu, bat um Einlaß, und begehrte, den Schloßherrn zu sprechen. Er wollte demselben in aller Eile einen Brief, den er nach Pouillan bringen sollte, ausliefern, um sich an Olivier, seinem Herrn, für üble Behandlung zu rächen und die Gunst eines Ritters zu gewinnen, in dessen Diensten es ihn zu stehen verlangte.

Um diesen Preis ward er auch aufgenommen, und übergab den Brief. Olivier klagte darin die Trägheit seines Vaters an, und zeigte sich geneigt, dem Tornaker mit Einem Male den Garaus zu machen. In drei Monaten, schrieb er, wären seine Waffengenossen

zum Beistande bereit; er habe ihnen seinen Plan mitgetheilt, und Aller Einwilligung erhalten. Um aber seines Vaters Zweifelsinn und Einwendungen nicht bekämpfen zu dürfen, bat er nur um seine stillschweigende Beistimmung. Mit einer deutlichen Entwirrung des listig genug geschürzten Knotens schloß der Brief. — Egbert, zu rechter Zeit gewarnt, wähnte sich vom Himmel beschirmt, und suchte nur noch seinen kostbaren Schatz Bianka in sichere Hand zu bringen, um dann die schändlichen Verräther, die sich seine Nachbarn nannten, ganz und gar zu vernichten. Der Maure Aladir gewann des Burgherrn volle Gunst, und mußte, weil ihm Olivier wohl bekannt war, jeden Fremden, der in das Schloß wollte, früher in die Schau nehmen. Bianka, von des jungen Heiden häßlichem Dienste unterrichtet, stieß einen Schrei — des Unwillens aus.

5.

Wie unparteiisch die Natur in Vertheilung ihrer Gaben zu seyn pflegt, bewies sich an dem jungen Mauren. Ein wohlgestalteter Körper schmückte seine schwarze Seele. Zarte Bildung und sittige Bescheidenheit wußten den Umgang mit ihm angenehm, ja sogar reizend zu machen. Wiewohl aus Afrika gebürtig, verstand und sprach er doch gut französisch, und wußte manchmal Arabisches beizumischen, was zwar Niemand verstand, aber alle, und insbesondere ihn zu unterhalten schien. Oft fragte man ihn um eine Beschreibung Mauritaniens, das er gar nicht kannte. Sein Gedächtniß war nicht lebhaft genug, um diesen Wunsch seines

Herrn ganz zu befriedigen; desto lebhafter war seine Fantasie, die ihn Sitten, Gebräuche, Gegenden, Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten aus dem Stegreife beschreiben, anpreisen, und mit so glühenden Farben ausmalen ließ, daß ihm Bianka, ungeachtet ihrer angebornen Abneigung gegen Treulose, dennoch mit rechtem Seelenvergnügen zuhörte. Auch Geronimo und Alvarez verdammten den Mauren um seines Treubruches willen keineswegs, sondern belobten vielmehr seine Tugendliebe, die ihn zu diesem edlen Schritte vermocht hatte. Der Marquese verzieh ihm sogar seine Maurenabkunft; freute sich der Theilnahme, die Aladir an seiner glühenden Liebe zu dem Fräulein nahm, und fing an zu glauben, daß auch ein Maure zu etwas zu brauchen sey.

Indessen versuchte Egbert, um aller Sorgen quitt zu werden, noch einmal, seiner Tochter das Jawörtchen zu entreißen. Bianka weigerte sich standhaft, und ließ sich nach vielen Bitten und Drohungen ihres Vaters nur darauf ein, daß sie ihren Freiern selbst die Bedingung auferlegen wollte, unter welcher sie einzig und allein ihre Hand zu gewinnen hoffen dürften. Duenna Sempronia getraute sich zwar zu beweisen, daß Bianka nur Zeit gewinnen wolle; in Egbert stack aber zum Glücke noch so viel deutschen Geistes, um sich durch eine überkluge Sibylle nicht zur Unduldsamkeit verleiten zu lassen.

Man that demnach den Freiern des Fräuleins die Bedingungen kund und zu wissen, durch welche sich Kämpen, die Degen und Schnurbart trügen, keineswegs würden abschrecken lassen. Der Mar-

queſe hätte ſich auf ewige Zeiten entehrt gewähnt, falls er dem Aufrufe nicht gefolgt wäre; die übrigen Brautwerber wollten einem fünfzigjährigen Eiſenfreſſer nicht nachſtehen, und hatten auch wirklich an Kraft und Gewandtheit Vieles voraus. Auch gab es ja in der ganzen Gegend keine Drachen, keine Rieſen, und keine furchtbaren Fechter — ſie ausgenommen — mit denen es einen übermenſchlichen Strauß zu wagen gegeben hätte. Ferner hielten es Alle für nicht mehr als billig, das Fräulein gewähren, und es einige Tage lang unumſchränkte Herrin ſeyn zu laſſen, ſintemalen es nach Verlauf dieſer ſchönen Zeit ja ohnehin einen unumſchränkten Herrn erkennen müſste. Man fügte ſich demnach einſtimmig; ſchwer ihr die nächſte Woche durch unbedingten Gehorſam zu, und vernahm nun die Erſtlingsproben, welche ſo wunderſeltſam klangen, daß ſie Olivier ſelbſt nicht zweckmäßiger hätte wählen können, um ſeine Gegner lächerlich zu machen, oder in den Staub zu ſtrecken.

Alvarez tröſtete ſich mit dem Entgelte, den er als einſtmaliger Eheherr von der boshaften Tyrannin zu fordern gedachte. Geronimo verdiente das Muſter der Duldſamkeit unter den Menſchen, wie der Eſel unter den Thieren, genannt zu werden. Demuth und Unterwerfung unter Frauenlaune war ein Hauptparagraph in ſeinem Ritterkodex, und die echt romantiſche Hoffnung, ſein fernes nebelumhülltes Ziel doch endlich erreichen zu können, gab ihm die Kraft eines Löwen, und die Sanftmuth eines Schafes ein. Die übrigen Freier nahmen das Ding ſpaßhaft, oder thaten ſich auf ihre

ſchönen Geſichter ſo viel zu Gute, daß ſie ſich unbeſiegbar wähnten.

6.

Während dieſes auf Tornac vorging, ward der Pouillaner auf ſeiner Burg durch eine eingebildete Krankheit feſtgehalten, und konnte nichts zur Vereitelung der Plane des Tornakers wirken. Von ſeinem Sohne ſchwieg Alles; Egbert triumphirte; Bianka wurde traurig und nachdenkend. — Da ſtellte ſich ein neuer Brautwerber ein. Von einer zahlreichen Schaar umgeben, mit geſenktem Helmſturze, durch deſſen Gitter ein ſchwarzer, ſtarker Bart ſtach, begehrte er Einlaß, und wollte ſich allen den Prüfungen unterziehen, welche die übrigen Freier zu beſtehen entſchloſſen waren. Egbert bedachte ſich viel, zumahl da der fremde Ritter einen Sperber im Schilde führte, der auf eine Taube niederfuhr, mit der Umſchrift: „Ich erhaſche ſie doch!“ — Den Finger ſenkrecht auf die Naſenſpitze geſtellt, beſah ihn der Burgherr lange, ſeiner ſämmtlichen deutſchen Ahnherren Weisheit ſich zurückwünſchend, — und ſchrie plötzlich, wie beſeſſen, auf: „Haltet ihn! es iſt Olivier!“ — „Olivier!“ rieſen des Schloſſes alte Wände zitternd zurück; Geronimo's Angeſicht verlängerte ſich in's Gevierte; Alvarez griff nach ſeinem guten Schwerte; die Umgebung ſtand wie angedonnert, nur Bianka trat bei dem Rufe freudig auf den Altan heraus.

Als man ſich erholt, und den ſäulenfeſten Fremdling ruhiger gemeſſen hatte, ſah man ſo ziemlich die Täuſchung ein, da Olivier weit kleiner und ſchmäch-

tiger war, — und keinen so langen, mindestens keinen so schwarzen Bart besitzen konnte. Dennoch konnte Egbert von seinem Verdachte nicht abkommen, und war recht erfreut, als ihm Aladir einen Plan zuflüsterte, der ihm, ungeachtet seiner Abstammung aus Deutschlands wissensreichen Landen, nicht eingefallen wäre. Aladir kannte, wie die Leser wissen, den Olivier nur zu gut. Egbert schlug daher dem Ritter, der ohne Weiteres erst, wenn er gesiegt hätte, sein Antlitz zeigen, falls er aber unglücklich wäre, wieder unerkannt von hinnen reiten wollte, vor, mindestens dem jungen Mauren sein Antlitz zu zeigen. Der fremde Ritter fühlte sich anfänglich beleidigt, und berief sich auf die Gesetze des Ritterthumes; da es aber bei einem so verstockten Sonderlinge, wie Egbert, wenig half, ging er es am Ende dennoch ein, und schlug Abends seinen Helmsturz vor Aladir auf, welcher seinen Herrn durch einen feierlichen Schwur, daß der Fremdling nicht Olivier sey, ganz beruhigte. Egbert freute sich sogar, daß selbst Fremde kämen, um seiner Tochter den Hof zu machen. Nur der Sperber, welchen der unbekannte Ritter in seinem Schilde trug, verursachte dem Tornaker noch immer heimliches Grauen. Doch tröstete er sich mit dem Gedanken an des Sperberträgers Stärke, die ihm, wenn er über sie, als über ein Eigenthum seines Schwiegersohnes, zu gebiethen bekäme, zu seiner Rache an Herald vortrefflich zu Statten kommen dürfte. Umsonst suchte Aladir, welcher von dem Fremden ziemlich verächtlich behandelt wurde, denselben anzuschwärzen, und rüstete, was in seinen Kräften stand, den edlen Mar-

queſe mit Kraft wider ſeine Gegner, die den Begünſtigten ganz ſcheel anblickten. Alvarez bereute ſchon faſt, mit in die Schranken getreten zu ſeyn; er war ohne alle Stütze; der geheimnißvolle Fremdling allein zog alle Theilnahme auf ſich. Er wandte ſich demnach an Sempronien, und ſuchte ſie durch die Ausſicht auf einige leckere Biſſen aus ſeiner Jagd zu beſtechen.

7.

Die Proben begannen nun. Jeder bereitete ſich, ſo gut er konnte, vor, um nicht eine gar zu ſchlechte Rolle zu ſpielen. Vor Allem galt es nun, eine Liebeserklärung in Verſen aufzuſetzen, in welcher man ſeine Gefühle mit Zartheit und Innigkeit kund gäbe. Alvarez verfaßte die ſeinige in der ungekünſteltſten Waidmannsſprache; der Unbekannte fand mit ſeinem Werke den meiſten Beifall. Der Biscayer gerieth in Verzweiflung, als er ſich genöthiget ſah, die Feder zur Hand zu nehmen; er, welcher nur Speer und Schwert zu handhaben gewöhnt war. Nur der Gedanke, daß ihm Aladir's öſtlicher Blumenſinn auch hierin behülflich ſeyn könnte, gab ihm ſeinen Muth zurück. Ein paar Vergleichungen im Geiſte der türkiſchen und perſiſchen Dichter waren vorläufig das Nöthigſte; öftere Zwieſprache mit Aladir lehrte ihn auch eine zweckmäßige Verbindung, und ſo entſtand in Kurzem folgendes echt türkiſche Huldigungskarmen:

O meiner Augen Speiſ', o meines Herzens Köder,
Beklomm'ner als das Schwert, ergreif' ich jetzt die Feder!
Ein Maler ſchein' ich mir, der vor der Sonne ſteht,
Und dem bei jedem Strich das Auge übergeht!

Wie ſollt' ich Euer Bild getreu entwerfen können,
Da Eure Blicke mir des Pinſels Haar verbrennen!
Wozu die Tint'? Iſt doch mein dürrer Leib gewiß
Lebend'ger Buchſtab' Euch der Qual, die mich zerbiß.
Warum mich prüfen, Kind? da längſt ſchon meine Zähren
Den kleinen Gardonfluß um's Doppelte vermehren;
Da dies Gedicht doch ſelbſt, das nun ſo glücklich iſt,
Daß Euer Aug' es lieſ't, von Waſſer überfließt!
Mit meiner Gluth verlöſcht' ich, traun! der Hölle Gluten,
Und wäret Ihr in mir, Ihr ſäh't mich innen bluten!
O Kind, mit gold'nem Haar, das Euer Angeſicht,
Wie ein Kometenſchweif, verlängert und umflicht;
O blaues Augenpaar, blau, wie die blauen Flecken,
Die uns der Gegner ſtößt, um uns in Sand zu ſtrecken;
O Wuchs, ſo ſchlank und ſchmal, wie eine Schuſterahl';
O Näschen, ſanft geſpitzt zum Naſenideal;
O Wänglein, wie ein Trepf' auf Schnee, vom rothen Weine;
O ſüßes Ohrenpaar, — wer hat wohl noch ſo kleine! —
Sich zu verirren drin, gleichwie im Labyrinth, —
O warum ward ich nicht ein Ohrwurm, ſüßes Kind!
Da fällt mir grad' noch bei, daß Eure Augen ſchimmern,
Wie zwei Thurmknöpfe licht durch Wetterwolken flimmern.
Die zarte, weiße Haut, — die Euren Leib umſchmückt,
Der Schafwoll' iſt ſie gleich, die uns Segovia ſchickt.
Ihr kommt, und wie beim Froſt die Wärmpfann' uns erwärmet:
So wird mir warm und wohl, und ich hab' — ausgeſchwärmet.
So leicht ſchwebt Ihr daher, als wie ein welkes Blatt,
Das vom verdorrten Strunk ein Wind geſchüttelt hat.
Ihr ſeyd mir lieber, traun! als meine ſechzehn Hunde,
Die nie ein Wild verfehlt auf Meilen in die Runde;
Ihr ſeyd mir lieber noch, als mein verroſtet Schwert,
Das nur zu Eurem Preis gezückt zu ſeyn begehrt;

Noch lieber als mein Spieß, der Euch an Schlankheit gleichet,
Allein an Spitzigkeit doch Eurem Zünglein weichet;
Noch lieber als — ich weiß nicht, was ich sagen soll,
Doch ist, ich fühl's, das Maß der Gleichnisse nicht voll.
Ich könnte manch' ein Bild zu malen noch beginnen;
Doch denk' ich nur an Euch, so schwinden mir die Sinnen!
Doch, daß ich Alles Euch mit Einem sag', so wiß't:
Ihr seyd mir lieber noch, als es mein Stammbaum ist,
Der bis hinauf zur Zeit der Gothenherrschaft reichet,
Weßhalb mein schlanker Wuchs auch goth'scher Bauart gleichet!
Und nun erbarmet Euch der Qual, die mich bedrängt,
Eh' stetes Seufzen mir den schwachen Leib zersprengt!

Gezeichnet:

Geronimo
Marquese de la Rocca-Pelada.

Diese Liebeserklärung verfehlte ihres Eindruckes auf die schöne Bianka nicht. Sie konnte sich eines schallenden Gelächters kaum erwehren. Vielleicht fand sie selbe absichtlich noch lächerlicher, als sie es in der That war, und selbst ihr Vater konnte nicht läugnen, daß Poesie und Liebe hier extravagirt haben, und das Ganze wirklich zu östlich gehalten sey. — Die Liebeserklärungen der Übrigen waren die treuen Spiegel ihrer Verfasser; nur der Unbekannte hatte sich männlich und doch lieblich ausgedrückt. Sempronia lobte das Natürliche in des Alvarez Styl; Aladir rühmte nicht minder die Originalität in Geronimo's selamartigen Briefe, während der Fremde keinen Lobredner fand, vielleicht, weil er keinen finden wollte. Sempronia und Aladir wetteiferten in der Begünstigung ihrer

Schützlinge, und beobachteten sich gegenseitig auf's genaueste. Indeß war Letzterer doch weit einsichtvoller, und wußte das Gewebe so zu gestalten, daß nach wenigen Tagen alle übrigen Freier, bis auf die genannten drei, sich gehorsamst empfahlen.

8.

Die Proben wurden an dem Kleeblatte fortgesetzt An Alvarez kam die Reihe zuerst. Aladir kannte seine Leidenschaft für die Jagd, und hatte ihm eine ganz eigene Folter zugedacht. Zwar wurde Sempronia bei Zeiten davon benachrichtiget, aber Aladir kam ihr dennoch in ihren Anstalten zuvor. Des Alvarez Prüfung bestand in Folgendem: er mußte mit gespannter Armbrust, gerade auf dem Punkte, um loszudrücken, dastehen, und die ärgsten Versuchungen, die es für einen Jäger nur geben kann, erwarten. Wie er nämlich in vollster Anstrengung aller Muskeln vor sich hinstarrte, ließ man plötzlich in der Schußweite allerlei Geflügel vor seinen Augen emporsteigen. Noch zwang er den Jäger in sich hinein. Jetzt schossen einige Hasen in gleicher Entfernung recht frisch und lebendig vorüber. Alvarez zuckte. Lustige Hirsche folgten; Alvarez wurde röther im Gesichte. Den Beschluß der verführerischen Jagd machte ein Trüppchen Rebhühner, des Jägers Lieblingswild. Da hielt sich der Gefolterte nicht länger; seine Knie schlotterten; seine Arme bebten, seine Augen kreiseten wie Feuerräder; das Wasser trat ihm in die Zähne; der verrätherische Finger schnappte an die Feder, — und der Bolz flog hinaus. Ein allgemeines Hohngelächter lohnte des

Schützen Vereiligkeit und schlecht bestandene Prüfung. Zwar schützte er die Reizbarkeit seiner Nerven vor; allein diese Entschuldigung wurde nicht angenommen.

Geronimo hatte sich kaum von seinem Spottgelächter über Alvarez gesammelt, als die Reihe ihn traf. Er mußte sich mit der Bemerkung, daß er sich ja durch nichts sollte außer Fassung bringen lassen, niedersetzen. Aladir war auch hier der Prüfer.

„Wie kannst Du es wagen, Ritter ohne Herz!“ begann dieser, „gegen solche Nebenbuhler aufzustehen? Was hast Du schon gethan? Wo sind deine Siegeszeichen? Glaubst Du, Bianka werde so thöricht seyn, und sich Deinen schwachen Händen anvertrauen? Was spricht bei ihr für Deine Tapferkeit? Deine Waffen? die sind blank und neu; — Du brauchst Ruhe, ohne noch etwas geleistet zu haben; nicht die Strapazen des Krieges haben Deinen Bart gebleicht und Deine Stirne gefurcht!“ Aladir bemerkte, wie mühsam Geronimo an sich hielt, und verdoppelte seine Angriffe. — „Prahlst Du Dich etwa, weil Du ein Spanier bist? Höre! Zwanzig Mauren jagen hundert Spanier Deines Gelichters an das Ende der Welt. Wie lange brauchten Deine Landsleute, um uns mit ihrer Überzahl zum Theile nur aus Eurem Lande zu jagen, welches wir durch unsere Wissenschaften und Künste gebildet. Was wir in Einer Schlacht gewonnen hatten, nahmt Ihr uns erst nach 779 Jahren, in 3700 Gefechten wieder ab!“

„„Du lügst, schwarzer Hund!““ schrie plötzlich Geronimo außer sich, und hätte vielleicht den armen Aladir durchbohrt, wenn nicht früher das Gelächter

aller Umstehenden den Übelbestandenen erweckt und seine Wuth in Scham verwandelt hätte.

Jetzt kam die Wortprüfung an den Unbekannten. Für Aladir war dieses das Schwerste, da er des Fremden schwache Seite gar nicht kannte. Auf das gerade Wohl begann er daher: „Sonderling! Du meinst durch das Geheimniß, so Du aus Dir machst, Aufsehen zu machen! Du! der Du Dich fürchtest erkannt zu werden! Ohne Zweifel ist Dein Name nicht der glänzendste; vielleicht ist Dein Haupt geächtet, oder Dich bedeckt noch andere Schmach! Unglückseliger! wenn es Dir beikäme, die Nachsicht des Burgfräuleins zu mißbrauchen, ich würde Deine Waffen zerbrechen, und sie vor meine Füße legen. Du glaubst, Deine Nebenbuhler durch diese Mummerei zu übervortheilen! Umsonst suchst Du dadurch den Mangel an Ruf zu ersetzen; ich ahne Betrug, und man vertraut Dir nimmer! Wie trügst Du es auch, daß man Dich also beleidigte, wie ich es thue, wärest Du nicht durchdrungen von der Wahrheit dieser Vorwürfe. — Du bestehst auf Deinem Schweigen? Gut! zeige jetzt Deine Geduld. Du wirst jetzt deren bedürfen, um mit der Gattin auszukommen, um die Du wirbst; gewöhne Dir auch an, Deinen Helmsturz immer gesenkt zu tragen, so bemerkt man dereinst den Schmuck nicht, mit welchem Bianka Deine Stirne krönen wird. Die böse Welt — — —“

„„Wage es nicht weiter!““ rief nun der Unbekannte, mit hellen Zornesflammen, — „„wage es nicht, nichtswürdiger Maure, die Tugend selbst anzutasten!““ Alvarez und Geronimo klatschten triumphirend in

die Hände. Nun hatten Alle übelbeſtanden; nun waren Alle gleich. Allein Bianka kühlte ſie durch die Erklärung, daß ſie des Fremden Fehl für einen Sieg halte, bald ab. Löblich, meinte ſie nämlich, ſey es, daß der Unbekannte allen Schimpf, der ihn ſelbſt betraf, geduldig ertrug; durch die Beſchimpfung ſeiner Herzensdame aber zum lauteſten Ausbruche gereizt wurde. Egbert war mit ſeiner Tochter vollkommen einverſtanden. Nicht ſo Aladir; was aber lag an deſſen Beifalle?

Plötzlich unterbrach ein höchſt thränenwerthes Ereigniß das Feſt. Bianka's Taube wurde zum zweiten Male vermißt. — „Wer iſt der Räuber?“ ſcholl es aus allen Mäulern. Die Nebenbuhler klagten ſich wechſelſeitig an. Aladir zog den Unbekannten in Verdacht; Sempronia ſuchte denſelben von Alvarez abzuwenden, und auf den Marqueſe zu richten, und Niemand, außer dem Schloßherrn ſelbſt, war ſo klug, zu argwohnen, daß der Frevel auch könnte von außenwärts gekommen ſeyn.

9.

Nach und nach legte ſich der Sturm. Ein ſeltſames, unblutiges Kampfſpiel, welches ſich zu den Zeiten Maximilian's II. wiederholte, machte die Fortſetzung der Prüfungen aus. Bianka forderte nämlich, daß jeder von den Freiern den andern in einen Sack zu ſtecken ſich bemühe. Wer am Platze der Letzte, frank und frei ſtehen bliebe, wäre der Sieger.

Es läßt ſich denken, daß Bianka nicht böſe darüber geweſen wäre, ihre Fahne von allen verlaſſen zu ſehen. Allein das ging nicht ſo leicht, als ſie dachte.

Der Unbekannte erklärte sich zuerst bereitwillig. Der Marquese, schon dadurch beschämt, im Eifer nachgestanden zu seyn, zögerte nun ebenfalls nicht länger. Sempronia hatte ihrem Günstlinge den festesten und geräumigsten Sack zu verschaffen gesucht, damit sein Gegner, der lange Geronimo, sonder Hinderniß hineinkäme. Der Streit ging aber vor strengen Richtern vor, und die Gleichheit der Waffen durfte nicht übersehen werden. So hub denn der Wettkampf zwischen Alvarez und dem Marquese an. Letzterer war zwar weit gewandter; dem Ersteren aber diente sein gehäbiges Bäuchlein zum sichersten Schilde. Der Kampf wurde verzweifelt, und endete damit, daß der Marquese in seiner ganzen Länge in den Sack kriechen, und in dieser unbequemen Lage, über des keuchenden Alvarez Schultern hangend, sich bis vor Bianka tragen lassen mußte. Jetzt mußte der Sieger noch mit dem räthselhaften Unbekannten fertig werden. Seine Athletengestalt ließ dem kugelförmigen Gegner wenig Hoffnung übrig. Indessen sprang dieser doch, nachdem er ein Stündchen geruht hatte, frisch und muthig wieder auf. Nach langem Hin- und Herbalgen gelang es dem Fremden in einem günstigen Augenblicke des Alvarez Kopf in seinen Sack zu bekommen. Mit langausgreifenden Siegerschritten stolzirte der Überwinder, den Überwundenen auf dem Rücken schleppend, auf Bianka zu. Da ereignete sich eine seltsame Begebenheit. Der Sack, in welchem Alvarez stack, verlängerte sich plötzlich bis an den Boden; der Sieger sah um, und bemerkte zu seinem nicht geringen Staunen, wie Alvarez durch eine früher nicht bemerkbare Öffnung des

Sackes einen Ausfall wagte. Die Zuseher geriethen in lebhaften Streit über dieses Ereigniß. Des Alvarez Freunde behaupteten, es habe derselbe durch diese glückliche Kriegslist den Sieg wieder gewonnen. Der größte Theil hingegen, welcher denn auch das Übergewicht erhielt, war der Meinung, daß die Hinterlist des Gefangenen eher die allgemeine Mißbilligung verdiene, als Belohnung; und daß man Sempronien zur Verantwortung ziehen und unter ein wachsames Auge bringen solle; — wobei es denn auch heraus kam, daß sie, ungeachtet der sorgsamen Waffenprobe, ihrem Günstlinge dennoch einen Sack zuzuspielen wußte, dessen Ende ein Faden zusammenhielt, der nur abgebissen werden durfte, um dem Gefangenen freie Bahn zu gönnen.

10.

Aber auch jetzt waren die drei Freier noch nicht am Ziele. Bianka sann auf neue Folterqualen, und schien dabei aller Weiblichkeit absichtlich zu vergessen, um Unerfüllbares auszusinnen. Die dießmalige Forderung bestand nämlich in nichts Geringerem, als daß nur derjenige Bianka's Hand erhalten könnte, welcher eine lange Herbstnacht hindurch auf dem höchsten Berggipfel der Umgegend, Can-Saint-Martin genannt, zubrächte. Hierzu kam noch, daß der Herbst gerade streng war, und der Delinquent weder Kissen noch Decken mitnehmen durfte; überdieß forderte man von demselben noch, daß er wohlgerüstet, gleich einer Vorpostenwache, welche den Feind erwartet, und wach bis an den Rothmorgen, in seiner Stellung verbleiben müsse.

Das Schicksal bestimmte Alvarez zum Vorbilde

seiner Mitwerber. Eines Abends, als die Kälte sich durch einen spiegelreinen Äther kundgab, und der Nord die letzten Blätter von den ausgedorrten Bäumen schüttelte, führte man Alvarez in langem Zuge an den Ort seiner Bestimmung. Den Trost, daß er von seinem Standpunkt aus das Schloß, in welchem die Urheberin seiner Qualen wohnte, gewahren könnte, gab man ihm zum Zehrpfennige; wünschte ihm dann »guten Abend!« und versprach ihm, um sechs Uhr zu kommen, um ihm »guten Morgen!« zu wünschen.

Der Tag fing noch kaum zu grauen an, als Aladir, der jedem Schritt und Tritte Sempronia's nachspürte, zu Egbert kam, und ihn mit innigem Antheile bat, den lieben Alvarez doch nicht gar so lange leiden zu lassen. Bianka willigte gerne darein, und derselbe Zug, welcher gestern Abends den Prüfling hinausbegleitet hatte, eilte nun fort, um ihn wieder abzuholen. Allein welche Stimmung bemächtigte sich Aller, als sie Alvarez in seiner ganzen Dicke, in ein Flaumbett bis über die Ohren eingehüllt, am Boden liegen sahen, und mit seinem Schnarchen das Echo der Berge zum Wettkampfe laden hörten. Aladir schrieb die bequeme Lagerstätte alsogleich — und nicht mit Unrecht — auf Sempronia's Kosten. Umsonst suchte diese zu läugnen, und nur die unerklärbare Großmuth Bianka's konnte diesmal die unverbesserliche Duenna noch retten. Die Folge des Ganzen war, daß, auf einstimmiges Verlangen, dem Nächsten in der Prüfung, Geronimo, eine hohe Lanze, woran eine Laterne hing, als untrüglicher Telegraph seiner Standhaftigkeit beigegeben wurde. Der Nachtwind blies in grimmigen Anfällen um Geronimo's Haupt; allein er hatte in dem Leben alter

Helden noch weit ärgere Proben angetroffen, und blieb standhaft auf seinen Speer gestützt. Da nur Bianka und der liebe Morgen die beiden alleinigen Wünsche seiner Seele waren, so verschmolz der Leidende diese beiden Gegenstände mit einander, und sang, um sich die Zeit zu verkürzen, einen heiseren Hymnus an seine morgenrothe Bianka, wozu das Nachtgevögel den Brillenbaß in seine Ohren krisch. Aber ach! wie er so mitten im eifrigsten Singen war, froren ihm die Worte in dem Munde, und doppelschallige Laute waren die Aufstreiche zu einer nunmehr erfolgenden, langen Pausensymphonie. Die Laterne, welche anfangs wie ein Komet durch die nebelige Luft flackerte, sank immer tiefer, und glich am Ende gar einem Erdmännlein, welches, kaum eine Spanne hoch, über dem Boden flimmert.

Tags darauf fand man den Bergwächter auf die Erde hingestreckt, ohne Zeichen des Lebens. Alles wetteiferte in Hülfeleistung, wodurch er auch bald zu sich kam. Man muß es zu Bianka's Ehre gestehen, daß sie, sobald der Thürmer des Schlosses die Laterne aus dem Auge verlor, alsogleich Anstalten zur Befreiung des Gefolterten treffen ließ. Allerdings hätte dieses Ereigniß den Unbekannten schrecken können; dessenungeachtet stellte er sich mit einem Muth und einer Hitze den scharfen Grüßen, die ihm die Cevennen sandten, zur Wehre, die allen Glauben überstiegen. Man war versucht zu glauben, daß eine unsichtbare Hand dem räthselhaften Ritter ihren Schutz verleihe. Aber warum das Verdienst eines Mannes eingestehen, und doch zweifeln, ob er ein Held sey? Bianka konnte sich nicht mehr verbergen, daß der Augenblick der Entscheidung genaht, und ihr Olivier noch nicht ge-

kommen sey. Eine andere Jungfrau in einem anderen Lande schien ihn gefesselt und bei sich zurückgehalten, oder die Drohung, welche Egbert damals gegen ihn ausgestoßen hatte, ihn zurückgeschreckt zu haben. Übrigens dauerte ja Bianka's Herrschaft noch zwei volle Tage. Sie forderte, daß in dieser Zeit die Freier ihre Kunst im Fasten zeigen sollten. Ungesäumt schloß man daher den dickleibigen Alvarez in eine Art von Zelle ein, und gab ihm, aus purem Mitleid, Geronimo'n als Gesellschafter bei; der Unbekannte erbat sich Einsamkeit, und erhielt seine Haft in einer Kammer, die an Aladirs, seines Wächters, Behausung anstieß. Den ersten Tag über blieben die Gefangenen ungestört; erst um Mitternacht kam Aladir mit glaubwürdigen Zeugen auf Besuch. Der Augenblick war gut gewählt. Welch' ein Anblick, als sie in das Gefängniß des Marquese und des Alvarez traten! Braten und Wein belasteten die Tafel. Sempronia, welche diese dem Schlummer heilige Stunde für sicher hielt, saß einer Bachantin ähnlich zwischen den Schmausenden. Sie wußte sich durch nichts, als Verwünschungen, und das Begehren zu helfen, daß man alsogleich auch den Unbekannten überraschen solle, da sie der festen Überzeugung wäre, auch der Fremde sey nicht sündenfrei. Man kam, — allein der Gefangene schlief friedfertig, und regte sich nicht.

11.

Endlich war der Augenblick herangekommen, in welchem der Sieger feierlich ausgerufen werden sollte. Bianka, von den Ihrigen umgeben, erschien im vollsten Staat auf dem Schloßbalkone. Trompeten ver-

kündeten mit hellem Geschmetter der Nachbarschaft, daß des Tornakers Töchterlein nunmehr ihre Herzenswahl aussprechen würde. Egbert sah, wiewohl er im Geiste siegjubelte, dennoch schüchtern umher, ob sich kein fremder Gast, das Fest zu stören, eingeschlichen hätte. Er bemerkte mit inniger Seelenfreude, wie der Schloßherr von Pouillan sein Schloß mit einem schwarzen Schleier verhängt zu haben schien. Keine Seele zeigte sich, weder auf den Thürmen, noch auf den Wällen, noch im Vorplane. Eine tiefe Pause spannte die Erwartung auf's Äußerste. Jetzt erhob sich Bianka. Sie bekannte sonder Zaudern, daß der Ritter, dessen Schildumschrift: „Ich hasche sie dennoch“ lautete, die Proben am rühmlichsten bestanden, und nun sein Versprechen, erst als Sieger seinen Helmsturz zu lüften, zu lösen habe. — Gegen Bianka sich verneigend, und einen Kuß auf ihre Hand drückend, nahm er den Helm ab. Die Burgleute erkannten ihn, und schrien laut auf. Olivier war es nicht. Egbert stand wie angedonnert, als er sah, daß sein Schwiegersohn der Schloßherr von Pouillan sey. Er wollte den ganzen Vorfall, als eine tückische List, nicht gelten lassen. Aber der Sieger berief sich auf seine eigenen Nebenbuhler, während Egbert bereits mit seinen Augen den jungen Mauren suchte, um ihn gebührend zu belohnen. Olivier's Vater entschuldigte seinen Mitschuldigen auf eine sehr natürliche Weise. — „Warum wolltet Ihr,“ sprach der Pouillaner, „auf Aladir zürnen? Schwur er denn falsch, als er Euch schwur, daß ich nicht Olivier wäre?“ — Je triftiger er aber Egberts Gründe widerlegte, desto zorniger wurde dieser. Endlich erhob sich Bianka wieder, und begann:

„Um dieſen Zwiſt auszugleichen, mein Vater, ſo erlaubt, daß ich meine Hand demjenigen unter den Rittern hier reiche, welcher mir mein Täubchen, und Euch das ausgeſtopfte Leidensbild des Sperbers, das Euch auf Pouillan's Thurmknaufe ſo ſchmerzlich entgegengrinſ't, in die Hände liefert!“ — „Es ſey,“ rief Egbert, in der Hoffnung, Zeit zu gewinnen, aber plötzlich ſtand Olivier vor ihm, das Täubchen in der einen und den Sperber, deſſen Verſchwinden von ſeinem Spieße man gar nicht bemerkt hatte, in der andern Hand.

Es blieb kein Zweifel, daß Olivier niemand Anderer war, als der Maure Aladir.

Egbert ſah ſich an ſeinen Todfeind verrathen und ausgeliefert. Es war nun ein Augenblick gekommen, in welchem er mit ſich ſprechen laſſen mußte, und da er ſich in ſolchen Augenblicken, wie ich meinen Leſern gleich anfangs bemerkt habe, verſtändigen ließ, ſo war auch bald eine vollſtändige Verſöhnung der feindlichen Nachbarn gelungen; den zweiten Titel meiner Erzählung, nämlich die Freierproben, behielten die armen Gequälten wohl lange noch im Gedächtniſſe. Geronimo nahm von Bianka, die wonneſelig in Oliviers Armen lag, Abſchied, um zum neunzehnten Male in ſeinem Leben die Herzensdame zu wechſeln; Alvarez ließ ſich von Bachus über das vertröſten, was ihm Frau Venus angethan hatte. Ein allgemeines Feſt beſchloß den ſchönen Tag, und die ſchimmernden Lampen, mit denen die beiden Schlöſſer reichlich erleuchtet wurden, bildeten die weithin ſtrahlende Deviſe:

„Was unverſöhnlich ſchien auf Erden,
Verſöhnt kann es durch Liebe werden.“

Die Blaue.

Wieder blickten zwei feurige Schwarzaugen durch das blecherne Siebfensterchen an der Thüre, als ich kaum vor meines Freundes, des jungen Doktors J., Wohnung die Klingel gezogen, und wieder fragte mich ein helles Stimmchen: „Wer wünscht Einlaß?“ — Und wieder ging, als ich meinen Namen nannte, die Thüre auf, und ein niedliches Wesen äußerte mit Bedauern: „Ach! lieber Herr, heute haben Sie sich leider umsonst bemüht; der Doktor sind in der Stadt zu Gaste.“

Wie verschieden ist eine solche Abfertigung von dem dummdreisten Begegnen übermüthiger Kammerdiener, von den groben nichtssagenden Antworten achselzuckender Thürsteher, welchen man sich an dem Gränzzollamte mancher Antichambre auszusetzen hat. Nicht selten, ich muß es gestehen, war ich sogar mit jener höflichen Abweisung nicht begnügt, sondern ich fragte um das Detail der Einladung, um den Ort, um die Stunde der Rückkehr, um Dieses und Jenes, was eben interessant genug war, um keine uninteressante Antwort zu veranlassen. Mir kam es dann immer vor, als ob ich nicht vor einer Magd, sondern vor einem Fräulein stände; mit leiser Scheu betrachtete ich das liebe, blasse Gesicht mit dem leidenden Zug über dem Auge; bemerkte mit schonender Neugier, wie sie meinen Fragen

um ihr früheres Schicksal auswich, und konnt' es nicht über das Herz bringen, den Hut auf den Kopf zu setzen, so lange ich auf der Thürschwelle mit der angenehmen Pförtnerin zaudernd sprach und sprechend zauderte.

Längst schon hatte ich den Doktor selbst über dieses Mädchen aus der Fremde (denn dafür bürgten Tracht und Mundart) fragen wollen; aber trotz des Vertrauens, das ich sowohl auf ihn, als auf das liebe Kind setzte, wagte ich es doch nicht; denn es gibt gewisse Verhältnisse, die erst dann verletzend werden, wenn man auf sie anspielt, und als eine solche Anspielung wollte ich meine Frage um das Mädchen durchaus nicht gedeutet wissen. Endlich in einer Stunde froheren Beisammenseyns, wo ich über die Langweiligkeit und Unbestimmtheit des Junggesellenlebens, das ich damals noch führte, mich ausließ, gab sich die Gelegenheit von selbst.

»Was mein Garçon-Leben betrifft,« meinte der Doktor, »so bin ich recht gut daran; ich fühle alle Bequemlichkeiten desselben, und vor dem Unbequemen, worin man als ein Ungeübter, Eckiger, Ungefügiger, kurz als ein Mann oft geräth, bewahrt mich meine — Jette!«

»Ihre Jette?« begann ich, »das feine sittige Wesen, das mir immer öffnet? Es mag wohl ein recht gutmüthiges, häusliches Geschöpf seyn: man merkt es ihr in Allem an.

»Und für mich ginge sie denn gar durch's Feuer,« erwiederte der Doktor; »ich sollte es nicht sagen, aber ich verdanke die aufrichtige Zuneigung des Mädchens

meiner Gutmüthigkeit und meinen unbefangenen Ansichten über gewisse Gegenstände des gewöhnlichen Vorurtheiles. Sie ist eine Rheinländerin — der Zufall führte sie mir auf meiner letzten Reise durch Deutschland entgegen.“

„Das dacht' ich mir wohl gleich, daß sie jener Gegend angehöre. Sie ist wohl eine Waise? — Ich merkte längst, daß es mit ihr ganz besondere Bewandtniß haben möge, und ihre ganze Erscheinung spricht mich seltsam an.“

„Ich will Ihnen die Geschichte des armen Kindes erzählen unter der Bedingung, daß sie meinen redlichen Absichten keine unlauteren Motive unterschieben. Hören Sie denn:

Auf meiner Reise kam ich in ein Dorf am Rhein, welches von drei Seiten Berge, von der vierten den majestätischen Strom zu natürlichen Gränzen hat. Es war eben Sonntag; die Glocken beierten in lieblicher Harmonie das Landvolk aus allen Richtungen zusammen. Bursche und Dirnen wandelten in ihren Festtagskleidern der Kirche zu. Recht anmuthige Gesichter sahen mir entgegen, und nickten mir freundliche Grüße. Wohlhabenheit und besonders Reinlichkeit spiegelte sich in Tracht und Haltung. Auffallend waren mir die blendend weißen Schürzen der Dirnen, auf welche sie sich nicht wenig einzubilden schienen, wiewohl sie nur eine geringe Zugabe zu dem einfachen, geschmackvollen Staate bildeten, welcher ihre schlanken Gestalten umschloß. Um so befremdender war es daher für mich, als ich eben um die Kirchenecke bog, ein hübsches, blasses Mädchen, — es war Jette — ganz allein

mit einer blauen Schürze zu bemerken. Mit frohem Gruße eilte sie auf die übrigen zu, aber, als ob eine Verpestete unter sie träte, wichen alle zurück, und ließen sie, mit dem verächtlichen Rufe: „Eine Blaue“ seitwärts stehen. Weinend wankte sie zurück, lehnte sich an die Dorflinde, — hinter welche ich mich stellte, um sie näher zu beobachten — und rang, lautschluchzend, die Hände. Die Unglückliche flößte mir Theilnahme ein. Ich sah, wie die Mädchen flüsternd und spöttelnd im Vorübergehen sich von ihr abwendeten, wie sie wohlgefällig und stolz an ihren weißen Schürzen tändelten und zupften, während auf Jette's blaue Schürze die Thränen trostloser Verzweiflung niederrollten. Daß die Farbe der Schürze etwas zu bedeuten habe, vermuthete ich nun wohl, ohne jedoch den Zusammenhang derselben mit der öffentlichen Meinung einzusehen. Einer der Bursche, welche sie im Vorbeischlendern mit frechen Witzreden neckten, ließ mich beiläufig den Grund ahnen. Das arme Mädchen ertrug allen Hohn gelassen und starrte lange regungslos vor sich hin. Plötzlich, wie von einem raschen Entschlusse durchzuckt, wankte sie, fast versagenden Fußes, durch ein Seitengäßchen fort. Ich hinterdrein. Am Ufer des Rheins hielt sie an. Ich hinter ihr; sie sah mich nicht. Jetzt faltete sie die Hände, betete stumm und inbrünstig, riß sich dann die blaue Schürze vom Leibe, erhob sich zum Sprung in die Wellen, — und erwachte von einer langen todtähnlichen Ohnmacht erst auf meinem Zimmer, auf welches ich sie bringen ließ, unbekümmert um die Bemerkungen des Dorfvolkes, welche mir gleichgültig seyn konnten. Als sie

zu sich gekommen, entdeckte ich ihr meinen Stand, und bat sie, ruhig und unbesorgt zu seyn, und in mir einstweilen nichts als den Arzt zu sehen.

Sie fügte sich meinen Bitten willenlos, als ob sie Befehle wären, und versank zu meiner grosen Freude in einen erquickenden Schlummer, während dessen ich Zeit fand, mich von ihrem Schicksal näher zu unterrichten. Mein Gastwirth, zu dessen Hausleuten Jette bis heute gehört hatte, ermangelte nicht, mir ihre Leidensgeschichte ausführlich, mit manchen unliebsamen Glossen und spöttischen Derbheiten entstellt, mitzutheilen. Es war eben keine Kunst, das Wahre von der Zuthat gemeinen Vorurtheils zu unterscheiden, und so gestaltete sich denn folgende Erzählung als treuer Bericht über Jette's Schicksal.

Das Dorf, in welchem ich ihr Lebensretter geworden, war ihr Geburtsort, ein Ort, welcher wegen seiner Abgeschiedenheit auch in den Sitten der Einwohner etwas Abgegränztes, Eigenthümliches hatte, so zwar, dasi — wie es leicht geschieht, gewisse Sprichwörter, Gewohnheiten und Witze nur innerhalb des Kesselthales, in welchem das nette Dörflein lag, gangbare Münze waren. Ihrer Eltern, armer Pächtersleute, frühzeitig beraubt, wurde sie von der Besitzerin eines benachbarten Schlosses, einer alten, lesesüchtigen, aber guten und herzlichen Dame, aufgenommen und wie eine Tochter des Hauses gehalten. Die Geistesrichtung ihrer Erzieherin blieb nicht ohne Nachwirkung. Auch Jette hatte bald aus bunter, ungewählter und tendenzloser Lektüre, in romantischer Einsamkeit, das Gift der Überspanntheit und Schwärmerei eingesogen.

Strenge Abgeschiedenheit, gänzliche Unbekanntschaft mit der Welt und Mangel an einer festeren und geistigen Stütze zogen diesen Auswuchs einer lebhaften Phantasie groß. Da starb plötzlich ihre Wohlthäterin eher, als sie für Jetten's Los noch gesetzliche Fürsorge getroffen hatte. Jette war zum zweiten Male verwaist, im Augenblicke der thätigsten Entwicklung ihres Innern. Ihrem Schicksale nunmehr allein überlassen, an eine zartere Behandlung gewöhnt, als man bei einer ungebildeten Dorfbewohnerin erwarten kann, verdung sie sich in dem kleinen aber wohlbestellten Gasthofe des Dorfes, wo ich eingekehrt war, als Aufwärterin. Hier, wo Reisende, welche längs dem alten Rhein hinabziehen, häufig einsprechen, fand sie Gelegenheit genug, sich durch ihre ungewöhnliche Bildung bei den Reisenden, und dadurch auch anfänglich bei ihren Wirthsleuten beliebt zu machen.

Einmal kam — so gestand sie mir in der Folge auch selbst, als ihr meine Versicherung, daß ich von ihrem Schicksale bereits genau unterrichtet sey, den Mund geöffnet hatte, — ein reisender Maler an, ein junger Mann, braungelockt, mit Spitz- und Kinnbart, feurigen Augen, hoher Stirne, in welche der breite Hut, mit vorquellenden Locken, tief hinabgedrückt war; lebhaft in seinen Wendungen, treuherzig in seinen Reden — ein Wiener. Jette machte nicht minderen Eindruck auf ihn, als er auf sie. Als Gesellschafter eines reichen Kavaliers konnte er sich die Zeit seines Bleibens nicht selbst bemessen. Übrigens war sie lang genug, um zwei Portraits zu malen, zwei Ringe zu wechseln, und voreilig ein süßes Band zu

knüpfen, dessen bittere Frucht Jetten's Lebensglück vergiftete. Der Maler reiste ab — ungern, mit gebrochenem Herzen, wie er vorgab, — aber er reiste ab — und war schon fern, weithin über alle Berge, als das Gerücht die Schuld der armen, betrogenen Jette der Welt kund gab. Bald begannen nun die wahren Foltern ihrer Seele. Nachdem sie schwächlich längere Zeit im Hause umhergeschlichen, manchen schmerzenden Seitenblick der Hausleute, manches harte Wort der Nachbarn geduldig hinabgedrückt hatte, sollte sie — es war am Sonntage, wo ich ankam — zum ersten Male in's Freie. Schon rief aus der nahen Kirche die Orgel. Ein süßer Drang, alle Sündenlast abzuwälzen von ihrem Herzen, trieb sie an, ihren ersten Schritt auf geweihten Boden zu thun, um zu bereuen, zu büßen. Sie bat um ihren Sonntagsstaat. Schweigend schob ihr die zweite Magd des Hauses ihn auf den Stuhl hin. Schon schloß sich das faltige Röckchen um die schlanken Hüften; schon saß das nette Häubchen auf dem schön gescheitelten Haare; schon wollte sie die blanke Schürze umbinden — da bemerkte sie — und fuhr entsetzt zurück — daß man ihr statt der weißen Schürze eine blaue hingelegt hatte. Jetzt erst sah sie die Bedeutung eines Ausdruckes ein, dessen sie wohl öfter schon als eines argen Schimpfes erwähnen gehört hatte, ohne jedoch seinen Sinn zu ahnen.

In ihrem Geburtsorte nämlich, so wie auch in Baiern und andern deutschen Provinzen, herrscht seit alter Zeit die Gewohnheit, daß Mädchen, welche sich einen gleichen Fehltritt, wie Jette, hatten zu Schulden kommen lassen, keine weiße Schürze mehr, sondern

nur eine blaue tragen dürfen. Es wird ihnen dadurch ihr Vergehen, so zu sagen, immer unter die Augen gehalten; in der Kirche läßt sie Niemand in den Stuhl; bei feierlichen Aufzügen finden sie keine Begleiterin; auf Kirchweihfesten keinen Tänzer; jeden freieren Scherz müssen sie sich gefallen lassen, und wagen sie irgendwo über ihr trauriges Los eine Klage anzubringen, so heißt es nur: „Laßt sie, 's ist eine Blaue!"

Nur zu schmerzlich erfuhr auch Jette, wie schrecklich ein Fehltritt durch die sonst gleichgültige Farbe eines werthlosen Kleidungsstückes werden könne; wie der Vergeltung nichts zu unbedeutend sey, um ihr Opfer damit zu züchtigen. Nothgedrungen, ja fast unwillkürlich (denn ihrem Bitten und Flehen um die älteste, abgetragenste Schürze, wenn sie nur weiß wäre, gab Niemand Gehör) band sie den blauen Laken um; nahm sich ein Herz, trat in's Freie, mitten unter die Dirnen, die zur Kirche schritten, um sich gleichsam unter den Reinen zur Stätte der Buße einzuschwärzen. Schön geschmückt mit schneeweißen Schürzen zogen die Dorfmädchen einher, großentheils ihre Gespielinnen in frühester Jugend, zu fröhlichen Paaren, traulich geschlossen, feiertäglich erbaut. Sie konnte dem Drange ihres Herzens nicht länger widerstehen; das Bewußtseyn der Genesung nach schmerzlichem Ringen mit dem Tode; die Hoffnung, des Wiedersehens Freude werde keinem Vorwurfe Raum geben, ließen für einen Augenblick auf ihr schimpfliches Wahrzeichen vergessen. Wie schmerzlich sie daran erinnert wurde, — davon war ich selbst Zeuge.

Noch kämpfte die Arme im Wachen und in Fieberträumen mit den qualvollen Nachwehen ihrer zwar verdienten, aber harten Züchtigung, als ich ihr entdeckte, daß ich im Begriffe stehe, nach Wien zurückzukehren, daß ich sie mitnehmen, und ihr in allen Ehren die Führung meines Hauswesens überlassen wolle.

Mein schlichtes Wesen, mein unbefangenes Mitleid, mein rascher Antrag, — kurz Alles bestimmte sie, mir zu folgen. Ich hielt ihr redlich Wort, das muß ich mir selbst nachrühmen; sie vermißt nichts bei mir — nichts — als —"

„Vielleicht die Möglichkeit, den zu sehen," fiel ich ein, „der ihres Leidens Urheber war —?"

„Diese Möglichkeit ist ja hier in größerem Grade, als irgendwo vorhanden," versetzte der Doktor. „Der Maler war ein Wiener, und sein Herz, sie schwört darauf noch jetzt, nicht schlecht. Wenn mir mehr gelingen sollte, Freund, als ich im ersten Augenblicke beabsichtigte! Was sagen Sie dazu —?"

„Daß dies eine ihrer herrlichsten Kuren wäre — Ein gebrochenes Herz heilen, Doktor, welch' schöner Triumph! — Ich habe mich zwar nie mit Steckbriefen befaßt, aber wenn ich den jungen braungelockten Maler mit dem Spitz- und Kinnbarte und den feurigen Augen wo fände, ich würde seine Freundschaft suchen, in einer Stunde gemüthlichen Beisammenseyns sein Herz ausholen und die weichste Seite seines Innern berühren, um die Schuld der Vergangenheit in sein Gedächtniß zurückzurufen. Wenn er sich dann wünschte, seinen Fehler gut machen zu können, wie wollt' ich ihn

freundlich am Arme faſſen, und ihn zu Ihnen führen, lieber Doktor! Solch' ein Ausgleich des Schickſals mag eine himmliſche Stunde geben!«

Der Doktor ſchüttelte mir die Hand; Jette trat eben ein. Sie mochte wohl bemerkten, daß uns die Augen naß wurden, als wir ſie anſahen.

Juana.

„Nun, was sagt Ihr zu diesem Stimmchen, Señor? — Ist es nicht glockenrein? nicht ein Stimmchen zum Küssen, zum Verlieben, zum Rasendwerden?“ fragte der wohlbeleibte Marquis von Villa-Marinquez, Contador des Rathes de hazienda zu Madrid, seinen Begleiter, den Musikdirektor der königlichen Garde, Joseph Melchior Gomis.

„St! St!“ winkte ihm dieser, um ja keinen Ton der Wunderkehle zu verlieren, welche wie eine unbelauschte Nachtigall das Schweigen der Nacht mit ihren schwellenden Klängen belebte. Kalt rieselte es dem jungen Meister vom Wirbel bis zur Zehe nieder; es war der süße Schauer des Entzückens. Seine Augen, in welche sich unwillkürlich Thränen schlichen, verbarg er in der hohlen Hand, um ja durch nichts im Genusse gestört zu werden. Der wohlbeleibte Contador hingegen war ein Enthusiast ganz anderer Art. Seine schwarzen, stechenden Augen leuchteten mit eigenthümlichem Glanze aus dem braunrothen Gesichte hervor. Um die aufgezogene Adlernase, welcher seine Rechte verschwenderische Prisen Spaniols zuführte, spielte ein lüsternes Lächeln, und sein ganzes Wesen schien zu verrathen, daß seine Begeisterung nicht sowohl dem Gesange, als der Sängerin gelte.

Die herrliche Stimme, welche zwar nur ein einfaches kastilianisches Volksliedchen vortrug, aber dabei einen solchen Aufwand von Kraft, Klarheit und Schmelz kund gab, wie man es nur selten im Leben zu hören pflegt, scholl unter den Arkaden eines Häuschens hervor, welches unfern der Segovia-Brücke lag, und in seinem Erdgeschosse mehrere Krämer und Kleinverkäufer beherbergte. Nur durch ein einziges, kleines Gitterfenster schimmerte Licht, und eben aus diesem Fensterchen klang die Melodie, welche den ältlichen Rathsmann und den jungen Kapellmeister, jeden auf eigene Weise, ansprach und fesselte.

„Beim heiligen Isidor“ rief jetzt Gomis aus, als die letzten Töne der Schlußstrophe leise verklungen waren, „das ist eine Stimme, Marquis, eine Stimme, wie ich noch keine in Spanien gehört habe, die darf der Welt nicht entzogen bleiben, es wäre Frevel an der Kunst, Frevel an der Natur, die solch' ein Kleinod nur ihren liebsten Schoßkindern schenkt! Ihr habt mich hergeführt, edler Kunstfreund, ihr wißt zuverläßig etwas Näheres, wer das Wesen ist, dem der Himmel solch' eine Wunderkehle verliehen hat! O redet, sprecht, die Ungeduld verzehret mich!“

„Nun also glaubt Ihr, Señor,“ erwiederte der Contador schmunzelnd, daß Don Diaz von Villa-Marinquez Geschmack hat? daß er weiß, was eine Stimme zu heißen verdienet? daß er sich's angelegen seyn läßt, sich umzuthun, wo etwas für die Kunst zu gewinnen ist? — Das Mädchen, das diese herrliche, silberreine, unschätzbare Stimme besitzt, wohnt dort

in jenem düstern, dumpfen, unbeachteten Laden, dessen Gitterfenster Ihr beleuchtet seht, und ist nichts mehr, als ein armes, schlichtes Wäschermädchen, wie sie unter Tags zu Hunderten am Manzanares umherstehen und nach dem Takte ihrer Lieder das Leinen walken.“

„Nicht möglich!“ entgegnete Gomis überrascht. — „Jammerschade, daß diese Perle im Schlamme vergraben liegt!“

„So reißt sie heraus aus dem Schlamme! das war so meine Absicht, als ich Euch hierhergeführt. Ihr seyd der Mann dazu; Ihr habt die Musik aus dem Fundament studiert, habt Euch in Valencia mit Mozart und Haydn Tag und Nacht beschäftiget, habt selbst so viel Schönes komponirt und instrumentirt, daß man Euch sogar nach unserer sehr edlen, rechtlichen, treuen und heroischen Stadt berief, um unseren murrköpfigen Gardesoldaten militairischen Gemeingeist einzumusiziren. Wenn Ihr Euch der armen Juana annehmet, so kann sie sicher seyn, ihr Glück zu machen, und Ihr selbst habt eine Primadonna gefunden, deren Händen Ihr das Schicksal jeder Composition beruhigt anvertrauen mögt!“

Dieser Gedanke fand bei Gomis Anklang. Der innere Drang, sich dem dramatischen Fache zu widmen, hatte ihn eben von Valencia fortgetrieben, wo er seit seinem sechzehnten Jahre als Gesanglehrer im Chorherrnstifte angestellt, von seinem Meister, P. Pous, nur für den ernsten Kirchenstyl gebildet wurde, bis sich ihm in seiner zweiten Anstellung als Musik-

direktor der Artillerie-Bande ein neues, lebhafteres Feld der Thätigkeit öffnete. Der Reichthum an kräftigen, aufweckenden Melodien, die ihm fortwährend in den Ohren klangen, die Kunst effektreicher Instrumentirung, deren er vollkommen mächtig zu seyn sich bewußt war, und die genaue Kenntniß dessen, was der Stimme zusagt, und was der Begleitung zu überlassen ist, flößten ihm die Überzeugung ein, daß er bestimmt sey, den tief gesunkenen Ruf der spanischen Opernmusik auf einen glänzenden Standpunkt zu erheben; allein er fand in Madrid seine Hoffnungen gewaltig getäuscht. Das Theater de la Cruz, welches sich damals allein noch mit Opernvorstellungen befaßte, brachte nichts auf die Breter, als die bekanntesten und leichtesten Tonwerke von Rossini und dessen Nachäffern. Schlechte Sänger, ein ungeübter Chor und ein mangelhaftes Orchester gewährten dem einheimischen Tonsetzer nur eine unsichere Bürgschaft für das Gelingen einer größeren Composition. Mit lebhafter Theilnahme griff er daher des Contador's Vorschlag auf, welcher bei glücklichem Erfolge nicht nur seinen sehnlichsten Wünschen Erfüllung, sondern auch der vaterländischen Kunst einen dankenswerthen Zuwachs zu versprechen schien.

„Ihr habt Recht, Don Diaz," begann er nach eine Pause, „es wäre ein köstlicher Fund! wenn nur Juana auch sonst geeignet ist, Ihr versteht mich wohl — und wenn sie nur auch will!" —

„O ich versteh' Euch," versetzte der Contador mit lächelnder Faunenmiene: „Ihr wollt so viel sagen, als

ob Juana nebſt ihrem ſchönen Stimmchen auch ein hübſches Lärvchen und ein intereſſantes Figürchen habe, was denn auf der Bühne auch mitunter eine Hauptſache zu ſeyn pflegt. — Hat das Alles, Señor, — Alles; iſt ein Mädchen, ein Mädchen, dem ich ſchon manche blanke Dublone unter die Augen hielt, um es anzukörnen; aber da iſt eine alte Mutter, eine echte Büßerſeele, welche das lebensluſtige Püppchen, von deſſen Fleiße ſie zehrt, vom Platz weg in den Himmel fördern will, und ihm jeden Schritt und Tritt bewacht wie ein Argus; da iſt vor Allem ein junger Vetter, ein rüſtiger Arriero, rein andaluſiſches Vollblut, dem die Alte das Goldtäubchen zuzupflänzeln ſcheint; ein Kerl, der unerträglich wäre, wenn er nicht zum Glück die meiſte Zeit im Jahre auf der Straße ſich mit Fuhrwerk umhertriebe; und da iſt denn endlich auch der ſtarre Trotzkopf der Dirne ſelbſt, welche lieber am Manzanares für geringen Lohn waſchen und ſich placken will bis ſie Kreuzweh bekommt, um wenn's gut geht, ein Mal ihrem barſchen Andaluſier als treues Eheweib die Maulthiere anſchirren zu helfen, ſtatt von mir für ein Paar Zärtlichkeiten einige Dublonen hinzunehmen, die ihrer Mutter auch nicht übel bekommen dürften. — Wie geſagt, die Dirne muß zu ihrem Glücke gezwungen werden, ſie muß hinaus in die Welt, und ich wollte drauf ſchwören, in Jahr und Tag wird die Welt von ihr zu ſprechen haben!"

„Wenn ſie aber nicht will?" bemerkte Gomis, welchem des Contadors Rede mannigfaches Bedenken erregte.

„Sie wird wollen, sie muß wollen!“ fiel der Marquis fast heftig ein; „man muß den Nächsten zu seinem Glücke zwingen, wenn er selbst blind ist. Laßt das nur mich machen. Die Mutter ist mir eben nicht abhold, denn sie zählt mich zu den besten Kunden. Was ich der Tochter je Schönes sagte, geschah unter vier Augen, wenn sie mir die Wäsche in's Haus trug; die Alte hält mich für einen spröden Hagestolzen. Zu dem liebäugelt sie mit dem Gelde um so lieber, je seltner es ihr ist. Auch ist sie in ihre Juana über die Maßen vernarrt. Wenn es nun heißt, daß man dieser ein glänzendes Los bereiten will, wodurch sie in ein Paar Jahren reich genug wird, um mit ihrer Mutter und ihrem Zukünftigen — wohlgemerkt! der Arriero darf dabei nicht vergessen werden — für's ganze Leben versorgt zu seyn; wenn man bei der Alten gleich selbst den Anfang macht, und ihr so viel auswirft, daß sie der Hände Juana's nicht weiter zu bedürfen scheint, — was gilt's, in den Köpfen Beider brennt's lichterloh auf, und die liebe Eitelkeit, welche das Weibervolk von der Wiege bis zum Grabe beherrscht, macht sie so geschmeidig, daß sie ganz ernstlich mit sich sprechen lassen. Man gibt dann der jungen Candidatin eine ehrsame Duenna bei, welche die Mutter selbst wählen kann, spricht von dem Ruhme und dem Verdienste, wenn die gute Juana allenthalben auf allen Chören des Landes zum Preise Gottes fromme Lieder singt, und durch ihren kindlichen Gesang alle guten Herzen erbaut; schildert die Nothwendigkeit, sie, ihrer vollkommenen Ausbildung wegen, nach einer Stadt zu bringen, wo die Musik jetzt zu Hause ist, z. B. nach

Paris, und während ich die Alte beschwichtige und tröste, seyd Ihr, Señor, mit unserer Kunstjüngerin bereits über der Gränze und könnt dann, von mir unterstützt, für ihren Unterricht nach Euerer besten Einsicht sorgen, um sie vielleicht schon nach Jahr und Tag als Primadonna im Triumphe nach Madrid zurückzuführen."

Gomis dachte zu edel, um die niedrigen Absichten, welche aus des Marquis Worten hervor leuchteten, genau zu erkennen. Begeistert von der Kunst und ihrer Würde, ließ er sich's gar nicht träumen, daß es gemeine Seelen gäbe, die sich den Mantel der Gönnerschaft nur deßhalb umhängen, um darunter die Schändlichkeit ihrer Zwecke mit einer Ausdauer zu verfolgen, welche, im Guten angewendet, den wärmsten Dank der Mitwelt verdienen würde. Er hörte nur Juana's Stimme; es war ihm, als sähe er sich schon mit dem Künstlerkranz in den Locken über die Bühnen aller Hauptstädte schreiten, als vernähme er schon den Beifallsjubel, welchen seine eigenen Melodien, von ihren wunderkräftigen Lippen strömend, bei den Besten seiner Zeit erwecken. Vor seinem innern Auge that sich eine neue Welt auf, heller erleuchtet von der Glorie des Ruhmes, als die Ufer des Manzanares vom Glanze des Vollmonds, der seinen hellsten Schimmer auf den schwärmenden Künstler herabgoß. — „Ja," rief er aus, „edler Don Diaz, Ihr sollt Euer Geld nicht verschwenden; die Kunst zahlt reichliche Zinsen. Juana wird einen Lehrer an mir finden, dem es Ernst ist mit der Kunst, Ernst mit dem Glücke seiner Schülerin. Die Welt müßte taub geworden seyn und

alles Gefühl verloren haben, wenn solch' eine klare, unschuldsvolle, kräftige Stimme, geleitet und ausgebildet nach den Regeln des wahren Kunstgeschmackes, nicht durchdränge durch das Getöse der Alltäglichkeit und nicht den Weg sich bahnte zu den Herzen aller Besseren. Ihr habt mir eine hohe Aufgabe gestellt, edler Freund und Gönner, und ich will sie lösen, so wahr als ich Künstler bin!"

„Das ist ein Wort, wie ich's von Euch erwartet habe," sprach der schlaue Contador, dem Musikdirektor warm die Hand schüttelnd. „Morgen führ' ich Euch zu Juana's Mutter, und ich müßte nicht mit den Menschen umzugehen wissen, wenn wir nicht schon beim ersten Sturme Sieger wären! Ehe eine Woche vergeht, gehört das Mädchen uns, — das heißt — der Kunst, der Welt, der Nachwelt!"

„Horcht — horcht!" unterbrach ihn Gomis, denn von Neuem erklang die liebliche Stimme durch das Gitterfenster. Ein einfaches, heiliges Liedchen, in welchem sich das fromme Kind seinem wachenden Schutzengel empfahl, eh' es die Lampe auslöschte und zu Bette ging, tönte, zur Andacht stimmend, in die stille Nacht hinaus. Vom Contador fortgezogen, schlich Gomis auf den Zehen dem niederen Fensterlein zu und warf einen neugierigen Blick in das stille Leben der nächtlichen Sängerin. Auf einem Schämel kniend, über welchem, von einer Schwebe-Lampe beleuchtet, das Bild der Gottesmutter hing, ergoß sie die kindlichen Gefühle ihres keuschen Busens in rührendem Gesange. Ein leichtes Nachtkleid umfloß ihren schlanken Wuchs; ihr sanftes, ausdrucksvolles Gesicht, um welches die

dunklen Locken einen reizenden Rahmen bildeten, war gegen Himmel gekehrt, und der ſanfte Glanz der Unſchuld leuchtete aus ihren ſprechenden Augen.

Mit funkelnden Blicken verſchlang der Marquis, über des Meiſters Schultern hinwegglotzend, die Züge des holden Geſchöpfes. Gomis aber ſtand feſt gebannt von ſtiller Begeiſterung und fühlte lebhaft, daß es nichts Schöneres geben könne, als die Perle der Kunſt in der Faſſung der Unſchuld.

Don Diaz war ein Menſchenkenner. Was Gomis nie geglaubt hätte, geſchah in einem kurzen Stündchen. So ſehr ſich Juana's Mutter anfangs gegen den Antrag ſträubte, welchen man ihr hinſichtlich ihrer Tochter machte, ſo gab ſie doch allmählich nach, als der Marquis von den goldenen Bergen zu ſprechen begann, welche ihr ſelbſt und dem Glücklichen, der einſt ihr Schwiegerſohn werden ſollte, in kurzer Friſt winken würden. Das Anerbieten, ihren Unterhalt vollkommen zu ſichern, bis Juana ſich mit ihrer Stimme mehr verdienen könnte, als bisher mit ihren Händen, gewann die Alte ganz und gar. Mit Thränen in den Augen betrachtete ſie die zwanzig Dublonen, welche Gomis ihr aufzählte, damit ſie ſähe, daß es ihm Ernſt ſey, ihr Töchterlein in die Lehre zu nehmen und für die ſchönſte aller Künſte heranzubilden.

„Bei der Aſche meines Seligen,“ rief ſie aus, „das hätt' ich mir im Traume nicht einfallen laſſen, daß ich eine ſolche Nachtigall an meiner Juana hätte. Ich habe ſie wohl oft ſingen hören, wenn ſie mit den andern Mädchen am Fluſſe ſtand und wuſch, oder wenn

sie Abends beim Auskleiden ein frommes Liedchen anstimmte, das mich nebenan in meinem Stübchen einlullte! — Aber was verstehe ich von Kunst und all dem gelehrten Krame, den die edlen Herren da im Munde zu führen pflegen? Gesungen ist gesungen, meint' ich immer, und so sang ich denn in früherer Zeit gar oft am Isidorfeste mein Stückchen auch mit, wer weiß, ob nicht eben so schön, als Juana, nur, daß mich keine solchen Kenner hörten, wie der ehrenwerthe Herr Contador und der hochgelehrte Herr Musikmeister."

„Aber wo steckt denn nur Euere Juana?" fragte der Marquis ungeduldig. „Sie muß doch auch gefragt werden, ob sie mit unserem Plane und mit Euerer Zustimmung einverstanden ist, denn Zwang thut in keiner Sache gut, am allerwenigsten in der freien Kunst, durch die sie ihr Glück machen soll."

„Ei das versteht sich!" versetzte die Alte, „zwingen will ich sie nicht; dazu ist sie mir viel zu lieb. Wenn sie nicht so fleißig für mich arbeitete, so müßt' ich darben. Eben heute ist sie schon seit frühen Morgen auf den Beinen. Doch seht, dort kömmt sie eben. Die wird Augen machen, wenn sie hört, was sie für ein Kapital an ihrem Stimmchen hat.

„Jetzt überlasse ich das Feld Euch, edler Meister" sprach Don Diaz, welcher wohl wußte, daß seine Person dem Mädchen nie angenehm war. — „Ihr wißt die Worte besser zu setzen, und das Erhabene, Göttliche der Kunst, der Ihr huldiget, klarer und eindringlicher zu schildern, als ein Laie meines Gleichen. Von Euerer Überredungsgabe hängt es jetzt ab, das ganze Glück eines guten, frommen Wesens zu begrün-

den, und zugleich dem Vaterlande eine Künſtlerin zu werben, wie es noch keine gehabt hat!“

„Der Segen des Himmels komme über Euere Herrlichkeit“ dankte ihm die Alte mit groſser Rührung, — „ich küſſe Euch die Füße“ und dabei wollte ſie ſeine Hände küſſen, die er vornehmgnädig zurückzog. Indeſſ war Juana eingetreten und ſetzte, ſchwer aufathmend, ihren Wäſchkorb ab.

„Iſt dir's ſauer geworden, gutes Kind?“ fragte Don Diaz mit blinzelnden Augen, eine Faſſungsprise ſchlürfend, das Mädchen, welches ſchüchtern grüſſend zurücktrat. „Nun es ſoll nicht lange mehr ſo bleiben. Hier hab' ich Dir einen Herrn gebracht, der ſich Deiner Mutter und Deiner ſelbſt annehmen wird. Ich laſſe Euch allein mit ihm; ich hoffe, daß Du den Wink des Schickſals eben ſo wirſt zu ſchätzen wiſſen, wie Deine würdige Mutter.

Juana war über dieſe Worte nicht wenig erſtaunt, und betrachtete den ſchön uniformirten Muſikdirektor, welcher, als Diaz fort war, ſie freundlich begrüßte, mit groſsen, forſchenden Augen.

„Du kennſt mich nicht, liebes Kind, begann Gomis mit einſchmeichelnder Freundlichkeit, aber Deiner Mutter iſt mein Name und der Zweck meines Beſuches ſchon bekannt, und ſie hat gegen beide nichts einzuwenden. Ich hoffe daher, daß auch Du mir Gehör ſchenken wirſt. Nicht wahr?“

„Ich muß mir's zur Ehre rechnen,“ erwiederte Juana, „wenn ſo vornehme Herren ſich herablaſſen, mit einem Mädchen meines Gleichen zu ſprechen.“

„Du biſt brav, gut, fromm, fleißig, Du erhältſt

Deine Mutter; Eigenschaften genug, um derentwillen Dich selbst jeder Grande von Spanien zu achten schuldig ist. Du besitzest aber noch einen Vorzug, dessen Du Dir vielleicht selbst kaum bewußt bist, einen Vorzug, dessen sich unter Tausenden kaum Eines rühmen kann, einen Vorzug, der, wenn Du ihn gehörig zu schätzen weißt, Dir und Deiner Mutter nicht nur eine sorgenfreie, sondern sogar eine glänzende Zukunft verspricht.«

»Ihr wollt mich eitel machen« erwiederte Juana immer heftiger erröthend, »wenn's wirklich zu unserem Glücke wäre, so hätte mich der Himmel wohl selbst darauf verfallen lassen. Bethe ich doch täglich zu Gott, daß er die Arbeit meiner Hände segne, und mich so viel verdienen lasse, als hinreicht, um uns ehrlich zu ernähren; ihm gilt mein erstes, ihm mein letztes Lied!«

»Das eben hörte ich,« fuhr Gomis fort; »daß mich der Zufall Dein Lied hören ließ, darin erblicke ich gerade den Willen des Himmels, welcher Dir einen Schatz in die Brust legte, den nur ein Musiker ganz zu würdigen vermag. Hast Du nie singen gelernt?« —

»Nein, mein edler Herr!«

»Und hast doch in Deiner schönen Stimme so viel Ausdruck, so viel Biegsamkeit, so viel Schmelz!«

»Ich singe, wie mir um's Herz ist; thue absichtlich weder etwas dazu, noch dawider.«

»Das ist die wahre Kunst, die das Rechte trifft, ohne es zu beabsichtigen. Hast Du nie öffentlich gesungen?«

»Ei ja wohl, am Festtage des heiligen Isidor, oder zur Fastnachtszeit auf der Insel draußen, ja, fast alle Samstage, wenn die Mädchen am Ufer zusam-

menkommen und tanzen, Plumpsack spielen oder Pfänder geben.“

„Und hat Dir nie Jemand gesagt, daß Du hübsch singst, und Dir mit Deinem Gesange etwas verdienen könntest?“

„Ach, geht, edler Herr, wer sollte mir denn dafür Etwas geben, außer vielleicht einen Kuß. Ja, den hat mir Vetter Ruy schon öfters angetragen, aber die Mutter duldet es nicht; richtig und auch, jetzt entsinn' ich mich, der hochansehnliche Herr Contador, aber von dem wollt' ich keinen, auch wenn's die Mutter zuließe.“

„Wer spricht denn von Küssen, kindisches Mädchen? Ich meine, ob Du nie darauf verfielest, Dir mit Deinem Gesange Geld zu verdienen, und dadurch deine Mutter noch besser zu unterstützen?“

„Thun denn das wohl ehrliche Mädchen?“

„Warum denn nicht? Wozu hätte denn Gott manchen Menschen eine besonders reine, rührende Stimme gegeben, wie z. B. Dir, Juana, als zur Freude, zur Erbauung, zur Besserung ihrer Nebenmenschen? Wenn Du froh bist, so singst Du, und wenn Andere Dich singen hören, so werden sie fröhlich mit Dir, und ist es denn eine Sünde, wenn man Jemanden froh macht? Ist es eine Sünde, wenn man in der Kirche singt, und trägt es nicht zu Deiner Andacht bei, wenn Du die Hallen des Isidor-Domes, oder der Isabella-Kirche von schöner Musik ertönen hörst? Hast Du nie gehört, daß selbst die wildesten Menschen gerührt werden, wenn sie ein sanftes Lied hören, und es sollte Sünde seyn, wilden Menschen das Herz zum

Besseren zu stimmen? — Wenn Du nun auf eine Art, welche keiner Seele zum Schaden gereicht, etwas für Dich, für Deine Mutter erwerben könntest, und wenn Dein Gesang das Mittel dazu wäre, würdest Du Anstand nehmen, es zu thun?“

„Wer sollte mir aber denn für mein Singen etwas zahlen? die Leute, die mich kennen, hören mich ja umsonst und diejenigen, die mir etwas zahlen wollten, kennen mich nicht!“

„Sie sollen Dich aber kennen lernen! Sieh, Juana, diese Goldstücke, die zahlte Jemand Deiner Mutter bloß in der Hoffnung aus, irgend einmal vielleicht von Dir etwas zu hören! — Ja, staune nur, frage Deine Mutter, sie kann Dir's selbst nicht anders sagen!“

„Wahrhaftig, Töchterlein,“ betheuerte die Alte, und zählte die zwanzig funkelnden Dublonen auf, „all' diese schönen Goldstücke schenkte mir der Herr Musikdirektor da, lediglich für die Erlaubniß, Dich, wenn Du wolltest, in der Musik unterrichten zu dürfen.“

„Um des Himmels Willen, Mutter, gebt ihm das Geld zurück. Wer so viel gibt für so wenig, der kann nichts Gutes wollen. Ihr wollt mich nur versuchen, edler Herr, wollt mit mir armen Mädchen Eueren Scherz treiben.“

Gomis hatte Mühe, das ängstliche Mädchen zu beschwichtigen; ja ohne der Mutter Zureden wäre es ihm wohl schwerlich gelungen. Die Bitte Juana's, sie nicht aus einer Welt herauszureißen, in welcher sie trotz ihrer Armuth zufrieden sey, und sie dafür einer unbekannten, vielleicht unsicheren Zukunft entgegen zu

führen, machte auf das weiche Gemüth des Meisters einen tiefen Eindruck. Allein die Begeisterung für seine Kunst, der er selbst schon manches Opfer gebracht, verlieh ihm Beredsamkeit und Feuer; er schilderte ihr den lohnenden Erfolg ihrer Bestrebungen mit den glühendsten Farben, regte ihre Eitelkeit mit allen möglichsten Kunstgriffen an, und stellte es ihr sogar als eine heilige Pflicht dar, eine Gabe, die Gott nur Wenigen verleiht, nicht unbenützt zu lassen, sondern sie zur Ehre dessen, der sie damit geschmückt, zum Frommen ihrer Mutter, zum Nutzen und Vergnügen der Welt zu gebrauchen.

„Ihr sprecht so schön und so herzlich," begann sie nach einer Pause mit thränenfeuchten Augen, „es ist mir wohl so zu Muthe, als wenn Ihr's gut meintet, und da es meiner Mutter auch gut dünkt, so kann ich nichts entgegnen. Aber was wollt Ihr denn eigentlich mit mir beginnen, damit ich so glücklich werden könne, als Ihr sagt? — Ich bin ungelenk, ohne Bildung, ohne Geschick für die Welt, Ihr werdet's bereuen, mich in die Lehre genommen zu haben, ich werde Euch nur Schande machen!"

„Das wirst Du nicht," versetzte Gomis mit sanfter Stimme, „Du darfst nur singen, so machst Du Dir Ehre und der Natur, welche Dich so freundlich bedacht hat. Alles Übrige wird sich geben, wenn Du nur fleißig bist, und das bist Du ja! Du wirst Neues sehen, Überraschendes hören, unter liebreichen, gebildeten Menschen Dich bewegen, Du wirst mit mir in eine Stadt kommen!"

»Ich soll fort von hier?« fiel ihm Juana in's Wort. »Aus meiner Vaterstadt? Nimmermehr.«

»Wenn ich Dich begleite?« beruhigte sie die Mutter, ihr die Wange streichelnd. »Der edle Herr wird mich wohl von Dir nicht trennen wollen!«

»Oder wenn Ihr Euerer Juana eine vertraute Freundin beigäbet, deren Wahl Euch überlassen bliebe!« bemerkte Gomis in Bezug auf das mit dem Contador Verabredete. — »Ihr seyd an eine größere Reise nicht gewöhnt. Auch soll, während Euere Tochter fern ist, was nicht so lange dauern dürfte, vollkommen für Euch gesorgt seyn!«

»Nicht doch, edler Herr,« versetzte die Alte, »ich fürchte mich vor keiner Reise. Die Noth hat mich abgehärtet, und was die Beschwerden des Weges allenfalls verderben könnten, wird durch das Bewußtseyn, meine Juana bei mir zu haben, alsbald wieder gut gemacht werden. Ja, ja, Kind, wohin Du gehst, gehe ich auch; trennen laß' ich mich von Dir nicht, und wenn man mir noch zehnmal so viel vorzählte, als mir der edle Herr da gab.«

Der Musikdirektor mußte ihr das zugestehen, wenn er nicht unverrichteter Dinge weggehen sollte. »Nun seht, liebe Juana,« fuhr er fort, »auch darauf kommt es nicht an. Euere Mutter geht mit Euch!«

»Wirklich, Mutter?« fragte das Mädchen. »Um meinetwillen verlieſst Ihr die Stadt, in der Ihr alt geworden seyd, das schöne Madrid, unsere Vaterstadt!«

»Es ist ja zu Deinem Glück, und zu meinem.«

„Was wird aber Vetter Ruy ſagen, wenn er zurückkommt, und unſere Wohnung leer findet?“

„Der edle Herr Muſikdirektor wird die Güte haben, einen Brief aufzuſetzen, in welchem ihm Alles klar gemacht und erzählet wird, daß er, wenn Du glücklich zurückkehreſt, auch ſeinen Antheil an Deinem Glücke haben ſoll; daß wir nicht eher um ſeinen Rath fragen konnten, weil er mit ſeinem Fuhrwerk gar weit hin nach Valenzia zog, und erſt nach drei Monaten heimzuziehen Willens war, und weil das Glück ein Vogel iſt, den man ſchnell ergreifen muß, wenn er nicht wegfliegen ſoll für immer. Dieſen Brief geben wir in der Poſada ab, wo er gewöhnlich zuſpricht, damit er weiß, warum er das Haus leer findet, und nach kurzer Friſt überraſchen wir ihn ſelbſt wieder in Madrid.“

„Aber er wird traurig ſeyn!“

„Der Gedanke, daß Du Dein Glück machſt, wird ihn tröſten.“

„Er wird glauben, daß ich ihn vergeſſen wolle.“

„Deine Rückkunft wird ihn vom Gegentheile überzeugen. Er iſt ſo oft fern von Dir, Du könnteſt ihm ja den nämlichen Vorwurf machen. Das Glück läuft den Menſchen nicht immer in's Haus, wie viele müſſen es über dem Meere ſuchen.“

„Alſo kannſt Du dich entſchließen, Mädchen, mir zu folgen?“ lenkte Gomis ein.

„Meine Mutter findet es für gut,“ antwortete das Mädchen ſchluchzend, „meine Mutter begleitet mich, Ihr, edler Herr, nehmt es auf Euer Gewiſſen — nun denn, ſo ſey es! Aber lehrt mich nicht etwas,

was ich ein Mal gern wieder vergessen möchte! Es würde Euch gewiß keinen Segen bringen.“

„Wohlan, Juana,“ erwiederte Gomis, „so begrüß' ich Dich denn als meine Schülerin. Ich will stolz darauf seyn, Deinem kindlichen Gemüthe eine neue Welt aufzuschließen, in welcher Herzensreinheit ein eben so unschätzbares Kleinod ist, als im bürgerlichen und häuslichen Leben. Nur ein guter Mensch kann ein guter Künstler werden. Merke Dir das, Mädchen, und betrachte Alles, was Du von mir lernen wirst, immer nur als eine Art von Gebeth zu Deinem Schöpfer, der das Talent Dir gab, durch welches Du das Lob der Menschen ernten wirst. An diesem Gedanken halte fest, dann wirst Du eifriger lernen, herzlicher singen, freher leben, und mitten unter den Huldigungen und Beifallsspenden, welche Dir bald in reichlichem Maße zuströmen dürften, eben so brav, eben so einfach und anspruchlos bleiben, wie Du es noch gestern warst, da Du belauscht von mir und dem Contador, Dein frommes Abendliedchen sangst.“

Don Diaz Marquis von Villa-Marinquez drückte dem Musikdirektor mit schmunzelndem Lächeln die Hand, als dieser in voller Eile kam, ihm seinen Sieg über alle Bedenklichkeiten Juana's zu melden. Zwar schien der Umstand, daß die Alte sich selbst zur Begleitung ihrer Tochter angeboten habe, dem wohlberechnenden Contador eben nicht sehr willkommen; allein da es nicht leicht zu ändern war, so vertröstete er sich darüber mit der Erfahrung, daß auch Mütter ihre schwachen Seiten haben, und sich bisweilen hinter's Licht führen lassen. Lieb war es ihm, zu ver-

nehmen, daß der wilde Arriero so leicht aus dem Felde geschlagen wurde, was er nicht erwartet hatte. Er erklärte, den Brief an ihn selbst besorgen zu wollen; gab dem Musikdirektor Anweisungen und Verhaltungsregeln aller Arten, welche dieser, für Intriguen kurzsichtig, wie jeder wahre Künstler, nur als seltene Beweise ungewöhnlicher Kunstliebe dankbar hinnahm, und suchte Juana's Reise nach Frankreich auf alle mögliche Art zu beschleunigen. Schon in der nächsten Woche brach Gomis mit seiner liebenswürdigen Kunstjüngerin und ihrer Mutter auf. Beim Abschiede von Madrid gab es viele Thränen, fast ohnmächtig mußte das Mädchen in den Postwagen gebracht werden. Bis nach Pardo leistete der Contador, als ziemlich unbeachteter Begleiter, dem Zuge Gesellschaft, und schied mit der Bitte, Gomis möchte ihm gleich nach seiner Ankunft in Paris Nachricht geben, und seine Correspondenz eifrig fortsetzen, bis Don Diaz vielleicht selbst Gelegenheit fände, sich von Juana's Fortschritten persönlich zu überzeugen.

Etwa fünf Wochen nach Juana's Entfernung von Madrid kam Vetter Ruy zurück; er hatte ungewöhnlich geeilt; eine dunkle Ahnung trieb ihn mit Hintansetzung manches Nebengewinnes nach Hause. Seine erste Frage, als er in die Posada trat, wo er mit seinen Maulthieren anzuhalten pflegte, ehe er in die Stadt ging, war die, was es Neues gebe. Man übergab ihm den Brief, den Juana's Mutter für ihn zurückgelassen hatte. Voll banger Ungeduld bat er den Wirth, ihm dieses Schreiben vorzulesen. — Ein wil-

des Feuer glühte immer drohender in seinen dunkeln Augen; seine Lippen zuckten; krampfhaft zerrte er an seinem kurzen braunen, blau und roth gestreiften Gewande, drehte mit verbissener Wuth die Kreuzchen und Sternchen ab, mit denen er Hut und Jacke geschmückt hatte, und rannte in weitausholenden Schritten auf und nieder, bis er zuletzt wie rasend ausbrach: „Beim Blute des Herrn! dahinter steckt ein Schelmstück, ein Schurkenstreich. Aber wehe, wehe dem, der mir meine Juana abspenstig machen will. Und wenn ich mit Banditen Bruderschaft trinken, und wenn ich dem Henkerbeile entgegengehen müßte, so schwör' ich ihm Rache, die blutigste Rache, die je ein beleidigter Andalusier an seinem Feinde genommen!"

So groß Paris ist, so kann doch nicht leicht etwas verborgen bleiben, was für das Leben oder für die Kunst eine ungewöhnliche Ausbeute verspricht. Die schreibseligen Feuilletonisten, welche sich, um ihre Abonnenten mit Neuigkeiten zu sättigen, selbst aus Lügen kein Gewissen machen, setzen alle Douaniers, alle Gastwirthe, alle Aufwärter, alle Pflastertreter und Eckensteher in Requisition, um die Spalten ihrer Blätter mit Notizen zu füllen und mit irgend einer Nachricht oder Bemerkung zuerst auftreten zu können. — Ehe noch Gomis mit seiner Schülerin und ihrer Mutter in einer Mansarde fest saß, hieß es schon in einigen Journalen: „Eine ausgezeichnete kastilianische Natursängerin sey in Begleitung des rühmlichst bekannten spanischen Kapellmeisters J. M. Gomis in Paris angekommen, um sich für die große Oper auszubilden;

man mache daher das musikalische Publikum auf das Erscheinen eines jugendlichen Talentes aufmerksam, welches bald in der Kunstwelt Epoche machen dürfte.“ — So unlieb diese vorlaute Anzeige dem Musikdirektor in Bezug auf seine schüchterne Schülerin war, so verschaffte sie doch ihm selbst den Vortheil, schon in den ersten Tagen seines Aufenthaltes von den meisten Journalisten und Theaterdirektoren, mitunter auch von anerkannten musikalischen Authoritäten gesucht zu werden, welche ihm allen erdenklichen Vorschub zu leisten versprachen, wenn er Juana so weit gebracht haben würde, daß sie die ersten Proben ihrer Kunst öffentlich ablegen könnte.

Auf die lebhafte Jungfrau machte das bunte, vielbewegte, heitere Leben in Paris, welches gegen das trägstolze, zurückhaltende, durch politische Spannungen in seiner freien Entwickelung vielfach gehemmte Treiben in Madrid gewaltig abstach, einen tiefen Eindruck, dem sie sich freudig hingab. Die Neuheit der ganzen Umgebung, die gefällige Form, in welche der Luxus die gewöhnlichsten Gegenstände zu kleiden weiß, der leichte, muntere Sinn der Franzosen, das Alles trug dazu bei, ihr schüchternes Wesen bald in natürliche Lebendigkeit zu verwandeln. Sie lernte spielend, und lernte um so lieber, je schneller sie jedesmal die Früchte ihres Fleißes einärntete. Sie wurde belobt, ausgezeichnet, aufgemuntert, durch rege Theilnahme belohnt. Nicht nur in der Musik, welcher sie bald schon mit einem gewissen Selbstgefühle oblag, sondern auch in Sprachen machte sie die erfreulichsten Fortschritte. Eine ganz eigenthümliche Anziehungskraft äußerte die Bühne auf sie; der

magiſche Zauber der Bretterwelt, von welchem ſie bisher nichts geahnt hatte, ſetzte ihre Phantaſie in die vollſte Thätigkeit. Wie den Offenbarungen einer höheren, überirdiſchen Sphäre, lauſchte ſie den gewaltigen, herzenbeſtürmenden Tonwogen der Harmonie, auf welchen die rührenden Melodien ruhig, wie ſegelnde Schwäne hinglitten. Dazu die augenerquickenden Dekorationen, der blendende Prunk der Koſtüme, der geräuſchvolle Pomp der Aufzüge und Komparſerien, und bald die athemloſe Stille, bald der jubelnde Beifall und die unmittelbare Rückwirkung auf das Alltagsleben, auf alle Klaſſen der Bevölkerung, und es iſt kein Wunder, daß ein Weſen, welches Tag für Tag hörte, wie es ſelbſt auch dazu beſtimmt ſei, von all' dieſen Wundern der Kunſt unterſtützt, als belebende Seele ſolch' eines rieſigen Ganzen dazuſtehn und durch einen Ton ſeiner Kehle tauſend fühlende Herzen zu erſchüttern, nach und nach hineingeriſſen wurde in jenen ſeligen Taumel, der das ſehnſüchtige Herz betäubt und es dem ruhigen Gange des praktiſchen Lebens entfremdet. Je weiter ſie in der Kunſt vorwärts ſchritt, deſto tiefer ſank das Traumbild einer anſpruchloſen, in all' ihrer Noth glücklichen Kindheit hinter ihr hinab. Eitelkeit, die traurige, fahle Schlingpflanze, die ſich ſo wuchernd um den grünen Baum des Künſtlerthum's emporrankt, ſchlug unvermerkt in ihrem Herzen Wurzel. Den Augen der Mutter entging es wohl nicht, aber was konnte die arme, alte Frau im fremden Lande, unter fremden Menſchen, deren Sprache ſie nicht verſtand, deren Sitte ſie nicht begriff, als warnen und klagen, und zuletzt bereuen, daß ſie ihrer Tochter zu etwas gerathen habe, was allem An-

ſcheine nach zwar zum Ruhme, aber nicht zum Glücke führen würde. Anfangs that es ihr freilich wohl, Juana's Gelehrigkeit allenthalben beleben, ihre Stimme bewundern, ihr die glänzendſte Zukunft prophezeihen zu hören, aber bald ward jedes Lob, jedes Wort der Bewunderung, jede ruhmredige Prophezeihung zu einem Dolchſtiche für ihr beſorgtes Mutterherz. Sie kränkte ſich tief und zehrte ab, und wünſchte zuletzt nichts ſehnlicher als wenigſtens nicht mehr Zeugin von Triumphen zu ſeyn, welche ihr das Herz ihrer Tochter ganz und gar entzögen. Gomis merkte wohl Alles, aber er konnte nicht mehr zurück. Juana's Ausbildung war zu einer Sache der Kunſt geworden; er war es nicht nur ſeinem Mäcen, dem Condator, ſchuldig, welcher mit ſeinen Unterſtützungsbeiträgen nicht zurück blieb, ſondern auch ſeinem Vaterlande, der Weltſtadt Paris, eine Aufgabe zu löſen, für deren Reſultat er ſich mit ſeinem eigenen Künſtlerrufe verpfändet hatte. Seine Zukunft war mit Juana's Schickſale in künſtleriſcher Hinſicht zu eng verknüpft, als daß er ſie mitten auf einer Bahn, welche ſie ſo viel verſprechend beſchritt, hätte zurück halten ſollen. Zwar ließ er es nicht an freundlichem Rath, an liebevoller Ermunterung zum Beſſeren, an lebhafter Anregung ihres Ehrgefühles fehlen, allein der treffliche Künſtler iſt nicht immer der trefflichſte Mentor, und überhaupt mag es ſchwer ſeyn, ein eben flügge gewordenes Talent, welches Trieb und Kraft in ſich fühlt, den höchſten Flug zu thun, jederzeit ſo zu zügeln und zu lenken, daß es die heimathliche Erde nie aus den Augen verliert.

Noch war kein Jahr verfloſſen, als Juana ihrem

Lehrer bereits geeignet schien, die erste öffentliche Probe ihrer ungewöhnlichen Befähigung zu liefern. Gomis hatte einige Romanzen und Cavatinen für sie komponirt, darunter auch eine Preghiera, wozu er die Melodie des innigen Abendliedchens benützte, welches er von ihr unter den Arkaden unfern der Segovia-Brücke in ihrem heimischen Stübchen singen hörte. Sie trug es mit hinreißendem Schmelze vor. Der rauschendste Beifallsjubel war ihr dabei um so gewisser, als auch die natürliche Einfachheit und der nationele Anstrich des Thema's an und für sich des tiefsten Eindruck's nicht verfehlen konnte. Wochenlang vorher stießen die Journalisten schon in ihre Posaunen, und alle Musikliebhaber sahen dem Tage des Conzertes, welches größtentheils Numern von der Composition des spanischen Kapellmeisters bringen sollte, mit Ungeduld entgegen, als ein trauriges Ereigniß die Produktion hinausschob. Juana's Mutter erlag den Einflüssen der neuen Umgebung, in welche sie sich nicht fügen lernte, vor Allem aber der Sorge für das Wohl ihrer Tochter, in welcher sie die kindliche, treuherzige, zufriedene Juana durchaus nicht mehr wieder fand. — „Vergiß über das was du gelernt hast," sprach sie auf dem Sterbebette zu ihr, „nicht Deines Gottes, nicht Deiner Mutter. Laß' mich sterben mit der Hoffnung, daß Du bleibst, wie Du immer warst, damit Dein seliger Vater, wenn ich ihn oben wieder sehe, nicht zürnend fragen muß: Weib, wo hast Du unsere Tochter? Du hast sie verloren, ihr Blut komme über Dich!"

Gomis meldete diesen Vorfall seinem Kunstgönner in Madrid. Mit nächster Wendung der Post

kam die Antwort: „Er möge einſtweilen für Juana's Bequemlichkeit ſorgen, ſo gut es ginge und ſie unter ſtrenger Aufſicht halten; ſobald es ſeine Geſchäfte zuließen, wolle er ſelbſt kommen und ihr eine paſſende Geſellſchafterin aus Spanien mitbringen. Übrigens möge die Waiſe unbekümmert ſeyn; er wolle in Allem und Jedem Vaterſtelle bei ihr vertreten.“ — Juana's Gemüth war tief erſchüttert, aber der Ruhm iſt ein ſchmeichleriſcher Tröſter. Er flüſterte ihr Dieß und Jenes zu, was ihre Eitelkeit aufregte; er zerſtreute ſie durch hundert Bilder und Scenen, die er ihr lockend vormalte; er beredete ſie, daß ſie jetzt, wo ſie in der Welt allein ſtände und nichts mehr zu berückſichtigen hätte, als die Kunſt, ihr und ſich es ſchuldig ſey, ſich derſelben mit voller Seele hinzugeben. Noch war die kürzeſte Friſt der üblichen Trauerzeit nicht um, als Juana ſich entſchloß, ihr erſtes Debut zu wagen.

Das Conzert, worauf die Neugierde in Folge des eingetretenen Hinderniſſes um ſo höher geſpannt war, wurde angekündigt. Der Zudrang war ungeheuer; die Stimmung des Publikums die beſte. Rauſchender Applaus belohnte den Kapellmeiſter für die Ouverture und für ein Vokalquartett mit Orcheſterbegleitung, in welchem ſich nicht nur tiefe Kenntniß des Kontrapunktes, ſondern auch Originalität und Grazie der Melodie kund gab. Mit ungeſtüm klopfendem Herzen harrte Juana des Augenblickes, wo ſie hinaustreten und die Elite der Pariſer-Bevölkerung durch die Macht ihres Geſanges beherrſchen ſollte. Mancherlei Bilder und Erinnerungen zogen an ihrer Seele vorüber; mit ſelbſtgefälligem Lächeln verglich ſie die Zeit, wo ſie als armes

Wäschermädchen am Manzanares stand und ein einfaches Liedchen trillerte, mit der glänzenden, siegverheißenden Gegenwart, und der Vergleich erhöhte ihren Muth zur kühnen Begeisterung. Der Gedanke, daß sie vor der Weltstadt gleichsam den Kunstgeschmack ihrer Nation zu vertreten habe, dieser von Gomis längst ihr eingeflößte Gedanke, begleitete sie hinaus auf die Tribune, auf welchek sie mit lauter Acclamation empfangen wurde.

Schon ihre reizende Gestalt, gehoben durch die malerische Tracht ihrer Heimath, nahm für sie ein. Jetzt begann die Preghiera, eine Melodie, welche wie ein Echo ihrer Kindheit aus ihrer Kehle voll ungekünstelter Natürlichkeit hervorströmte. Was ist wirksamer als das einfach Schöne? — Alles war hingerissen; ein Beifallsjubel, der nicht enden wollte, folgte der Künstlerin nach. Ihr Name war begründet; Gomis sah seine Bemühungen reichlich belohnt. Er hatte, wie es ihm Don Diaz vorausgesagt, an Juana eine Primadonna gefunden, durch die er die Schöpfungen seines Talentes aller Orten einführen lassen konnte. Der Dank, den er von ihr zu fordern berechtiget war, wurde aufgewogen von dem Danke, zu welchen sie ihn durch den herrlichen Vortrag seiner Compositionen verpflichtete. „Gomis und Juana“ galt in kurzer Zeit als allgemeine Losung. Alle Intendanten wetteiferten, die liebenswürdige Spanierin für ihre Unternehmungen zu gewinnen; alle Musikhändler überboten sich an Bereitwilligkeit, die Bolero's, Seguidilla's, Canzonen und Arien in Verlag zu nehmen, welche Gomis für seine treffliche Schülerin componirte. Beide gewannen

nebſt dem Ruhme auch Geld in Menge. Schon dachte Juana daran, dem Marquis von Villa-Marinquez, welchen ihr Gomis, zu ehrlich, um fremdes Verdienſt ſich anmaßen zu wollen, erſt nachträglich als den eigentlichen Begründer ihres Glückes nannte, aus ihren reichlichen Einnahmen Alles zu vergüten, was er auf ihre Ausbildung verwenden ließ, aber ehe ſie dazu kam, erſchien der Marquis mit der angekündigten Geſellſchafterin für Juana ſelbſt in Paris, um ſich von dem Triumphe ſeiner Clientin zu überzeugen. Er wies jeden Erſatz ſeiner Auslagen, als eines Kunſtgönners und Spaniers unwürdig, zurück, und erbat ſich nichts als einen kleinen Anſpruch auf dankbare Erinnerung und freundliche Wohlgewogenheit. Was er aber in den Begriff der Dankbarkeit Alles mit hineinzöge, wurde bald Juana's ganzer Umgebung klarer, als dem edel denkenden Meiſter Gomis, der eben ſo wenig Weltklugheit und Menſchenkenntniß beſaß, als die meiſten Künſtler. Die Duenna, welche der Contador für ſeine Ziehtochter, ſo nannte er Juana ſcherzweiſe, mitgebracht hatte, ſtand in ſeinem Solde und that ihr Möglichſtes, um das Herz ihrer Schutzbefohlenen zu ſeinen Gunſten zu ſtimmen. Die raffinirten Pariſer hatten es bald weg, was hinter der ganzen Sache ſtäcke. Daß alte Wüſtlinge ſich unter dem Scheine der Wohlthätigkeit oder Gönnerſchaft junger, unſchuldiger Geſchöpfe annehmen, um durch Anregung ihrer Eitelkeit ihr ſittliches Zartgefühl nach und nach einzuſchläfern, und ihnen zuletzt Zugeſtändniſſe, wovor ſie früher gerechten Abſcheu hatten, als Beweiſe ſchuldiger Dankbarkeit abzunöthigen, iſt in keiner großen Stadt etwas

Seltenes, am wenigsten wohl in Paris. Einer dieser unermüdlichen Bewerber, die keine Kosten scheuen, die Jahrelang geduldig zuwarten, um ihren Zweck zu erreichen, war auch Don Diaz. Der arglose, von blindem Enthusiasmus für die Kunst beseelte Gomis diente ihm dabei, ohne es zu ahnen, als eifriger Helfer. Juana selbst war von dem lauten Gewirre wechselnder Eindrücke zu sehr in Anspruch genommen, um sich sammeln und einen ernsteren Blick in ihr Inneres thun zu können. Nur manchmal in unschuldigen Träumen schwebte ihr das Bild ihrer sterbenden Mutter, wohl auch das blitzende Auge ihres Vetters Ruy vor, aber wie schnell waren solche Mahnungen an die Vergangenheit wieder durch das bunte Gebrause der geräuschvollen Gegenwart übertäubt! Der rastlos thätige Gomis, welcher nun den Zeitpunkt günstig erachtete, Juana's Talent auch auf der Bühne geltend zu machen, beschäftigte sich nicht nur damit, einige Opernparthien, namentlich in Rossini's vorzüglicheren Tonwerken, mit ihr durchzumachen, sondern arbeitete in Stunden der Weihe auch selbst an einer Opern-Composition, welche, wenn seine Schülerin nach Madrid zurückkehrte, zu ihrem Debut auf dem Theater della Cruz dienen sollte. Vor Allem war es die Desdemona in Rossini's »Othello« welche der Individualität und Stimme Juana's zusagte. Der musikalische Theil der Rolle machte ihr nicht die geringsten Schwierigkeiten, aber auch der mimische, welchen ihr eine nahmhafte Schauspielerin des Théâtre français einübte, fand an ihr eine so gewandte Darstellerin, daß nichts gewagt schien, wenn man sie schon jetzt von der Tri-

bune des Conzertſaales auf die Breter des Opernhauſes verſetzte. Der Erfolg war eclatant. Nicht nur die Kritik nahm ihren Mund voll, und reihte ihren Namen den Sternen erſter Gröſſe an, ſondern auch im Leben erreichten die Huldigungen, die man ihrem Talente und ihrer Perſon darbrachte, ein ſolches Übermaß, daß es der eigenſüchtige Marquis für räthlich erachtete, ſein theuer erkauftes Kleinod auf heimiſchen Boden zu retten. Sowohl Juana ſelbſt als Gomis, welcher indeß ſeine Oper vollendet hatte, waren damit einverſtanden, und voraus empfohlen durch Journal-Lobſalm, gefolgt von franzöſiſchen Galanterien in Verſen und Proſa, reiſete die Künſtlerin in Begleitung ihres Gönners, ihres Lehrers und ihrer Duenna nach Madrid ab.

Das Andenken des wackern Garde-Kapellmeiſters, deſſen effektvolle Parade-Märſche noch fortwährend von den Militair-Banden geſpielt wurden, war in Madrid noch lebhafter, als er es ſelbſt erwartet hätte. Mit groſſer Spannung ſah man daher der Aufführung ſeiner Oper: «La aldéana» entgegen, in welcher, wie es hieß, eine junge in Madrid geborne Sängerin den Hauptpart ſingen ſollte. Gomis hatte in ſeine Muſik mit vielem Geſchmacke mehrere ſpaniſche National-Melodien, und unter andern auch die liebliche, einem kaſtilianiſchen Volksliedchen nachgebildete Preghiera verwebt, mit welcher Juana in Paris ſo viel Beifall erntete. Schon durch dieſe heimathlichen Anklänge ſchien der Erfolg des Abends geſichert. Das Theater della Cruz konnte die Menge der Zuhörer kaum

faſſen. Mit ſelbſt behaglicher Grandezza lehnte Don Diaz in ſeiner Gitterloge, als ob er allen Leuten ſagen wollte: „Seht in mir den hohen Mäcen, der dieſes Wunderkind auf die Bühne brachte, ſeht in mir den beglückten Kunſtfreund, der nun bald den erquicklichen Lohn für ſeine Gönnerſchaft von der reizenden Künſtlerin wohlgefällig hinzunehmen gedenkt!“ —

Mit den erſten Tönen von Juana's Lippen war das Glück der Oper entſchieden; ſie machte Furore. In wenigen Tagen klangen die einſchmeichelnden Melodien, welche zum Theile dem Munde des Volkes entnommen waren, aus dem Munde des Volkes wieder. Die wunderbare Preghiera, für rauſchende Janitſcharenmuſik geſetzt, ertönte bald unter den Fenſtern des neuen königlichen Pallaſtes, vor der Reiterſtatue Philipps V.; zu Buen Retiro defilirten die Garden nach den Klängen der Preghiera; in den Alleen des Prado und in den Laubgängen des Paſeo de las Delizias blieben die Luſtwandelnden ſtehen und die Wagen hielten an, wenn eines der Orcheſter, welche die Promenade belebten, die Preghiera anſtimmte. Gomis gehörte von dieſem Augenblick an zu den Lieblingen des Tages; ſeine Compoſitionen wurden populär im edelſten Sinne des Wortes. Man freute ſich, endlich wieder einmal einen Mann gefunden zu haben, welcher die Gemüther von dem dumpfen Brüten über politiſche Meinungen und Kämpfe abzöge und es der ſchönſten aller friedlichen Künſte zuwendete. Zugleich mit Gomis wurde immer Juana's Name genannt, und man wunderte ſich, wie ſolch' ein ausgezeichnetes Talent ſo lange verborgen bleiben und erſt im Auslande

zum Ruhme des Vaterlandes herangebildet werden konnte.

Großem Rufe kann der Neid nicht lange fern bleiben. Auch in Bezug auf Juana war er geschäftig, und da er ihrer Kunst nichts anhaben konnte, so suchte er ihre Abkunft und ihr Verhältniß zu Don Diaz auszuforschen, um sie von dieser Seite in ein gehässiges Licht zu stellen. Das gelang ihm denn auch bald, und eben die untere Klasse des Volkes, welcher sie angehörte und durch ihr Talent so viel Ehre machte, war am eifrigsten bemüht, ihren Leumund zu verunglimpfen und sie dem Gespötte preis zu geben.

Indessen war Juana in einigen Opern anderer Meister aufgetreten und immer mit gleichem Beifalle aufgenommen worden. Sie bedurfte eines solches Palliativs, um manche Erinnerungen in den Hintergrund zu drängen, welche bei jedem Gange durch Madrid's Straßen von allen Seiten auf sie losstürmten. Sie mied die Gegend, wo sie ehemals mit ihrer Mutter gewohnt, die Nähe des Ufers, an welchem sie harmlos ihr Geschäft betrieben hatte, mit ängstlicher Scheu. Sie senkte den Kopf zur Erde, so oft sie einen Mann in andalusischer Tracht begegnete, aus Furcht, es könnte Vetter Ruy seyn. Sie suchte sich gewaltsam zu überreden, daß es ja keinen Vorwurf verdiene, wenn Jemand sich aus seiner Niedrigkeit zu erheben, und aus seinen Anlagen den möglichsten Nutzen zu ziehen sucht; aber eine innere Stimme sagte ihr immer, daß ihr Gewinn kein ganz reiner, daß sie zwar angesehener, wohlhabender, berühmter, doch keineswegs besser, sittlicher, achtungswürdiger geworden sey. Dieses bestän-

dige Ankämpfen ihres Gefühles gegen den äußeren Glanz, der sie umgab, steigerte sich manchmal zum auffallenden Mißbehagen, welches dann der Marquis durch Betäubungen aller Art zu heben bemüht war; allein nicht immer wollte es ihm gelingen. Glücklicher war noch Gomis, welcher eine solche Verstimmung seiner Schülerin am besten dadurch betäubte, daß er sie, unbekümmert um des Contadors allzubesorgliche Einwendungen, strenger an ihr Musikstudium fesselte. Die Früchte dieses Verfahrens ließen sich nicht verkennen. In jeder Rolle entwickelte Juana größere Sicherheit, gediegeneren Vortrag und leidenschaftlichere Kraft. Zu ihrem nächsten Debut war die Desdemona in Rossini's Othello bestimmt, welche sie bereits in Paris mit so vielem Beifalle gegeben hatte. Leider fühlte sich Juana am Tage der Aufführung nicht vollkommen disponirt; eine seltsame Beklemmung drohte sie in dem freien Gebrauche ihrer herrlichen Mittel zu stören; aber die Oper war angekündigt, die Neugierde des Publikums auf das Höchste gespannt; man konnte seine Erwartungen nicht täuschen. Mit kindischer Ängstlichkeit begleitete der Marquis seine Clientin auf die Bühne, und trieb sich unermüdlich umher hinter den Koulissen, unter den buntbemalten Choristen und schmutzigen Schnürziehern und wie all das Volk heißen mag, das den Tespiskarren schmücken hilft, um ja gleich bei der Hand zu seyn, wenn ihr der geringste Unfall begegnen sollte. Allein Alles ging vortrefflich; das Bewußtseyn, ihren Lehrer an der Spitze des Orchesters zu wissen, flößte der Künstlerin volles Vertrauen ein. Sie wurde mit stürmischem Bei-

falle belohnt, deſſen ſie ſich mit jeder Nummer ihres Partes würdiger machte. Endlich kam die berühmte Scene, wo Desdemona im leichten Nachtkleide den Vorhang des Alkovens zurückſchlägt und hervortritt, um das Herz ihres racheſchnaubenden Gatten zu erweichen. Ja, jetzt war ſie wieder ganz Juana, ganz ſo einfach, ſo reizend, wie ſie damals geweſen, als ſie vor dem Bilde der Gottesmutter kniete und ihr frommes Schlummerliedchen in die ſtille Nacht hinausſang. Und doch war ſie zugleich ſo ganz Desdemona, daß in den weiten Räumen kein Auge trocken, kein Herz ungerührt blieb. Da zuckte ein „Ach!“ des Entſetzens durch das Theater; Desdemona ſollte bluten unter dem Dolche der Eiferſucht. Plötzlich ſiegte wieder die Anerkennung der Kunſt über das Blendwerk der Bühne, und rauſchender Applaus begleitete ihren traurigen Opfertod.

Mit ausgebreiteten Armen ſtand der Marquis von Villa-Marinquez in den Koulissen, um ſeine triumphirende Schützlingin zu empfangen. Theils erſchöpft von künſtleriſcher Anſtrengung, theils betäubt vom tobenden Jubel, der ihr von Außen nachbrauste, warf ſie ſich, ihrer ſelbſt kaum mächtig, an eine Bruſt, vor welcher ſie ſonſt mit geheimem Widerwillen zurückbebte. — „Schlange, jetzt werd' ich den Othello ſpielen!“ ſchrie plötzlich eine kreiſchende Stimme hinter dem Rücken des Contador's hervor, und unter dem drohenden Rufe: „Stirb, Verführer meiner Juana!“ blitzte über ſeinem Haupte in markiger Männerfauſt ein blinkendes Stilet. — „Gott ſchütze uns! — Vetter Ruy!“ ſtöhnte Juana und ſank ohnmächtig zur Erde, wäh-

rend die Umstehenden dem wüthenden Andalusier in den Arm fielen und ihn entwaffneten. — „O es ist Dir nicht geschenkt, Natternbrut!“ rief der Arriero knirschend, als man ihn geknebelt der herbeigeholten Wache übergab. — „Und wenn man mich in Stücke zerreißt, so sind für diesen Hund da noch hundert Dolche geschliffen und hundert Kugeln gegossen, die ihn doch nicht alle verfehlen werden!“ — Dem Arriero leuchtete, als er diese Drohung ausstieß, die Wollust der Rache aus den Augen. Schon lange hatte er auf diesen Augenblick gewartet. Fast zwei Jahre hindurch wurde er nicht müde, zu forschen, was aus Juana geworden sey. Endlich erhielt er einen Wink, daß sie, nach Madrid kommen werde, und daß sein Verdacht gegen den Contador Grund habe. — „Nun entgehen sie mir nicht mehr!“ dachte er, und trieb seine Maulthiere hinaus in die Provinz, um mit einigen Kunden Richtigkeit zu machen, denen er im Leben nicht mehr unter die Augen zu kommen hoffte. Indessen war Juana nach Madrid zurückgekehrt. Von manchem Auge wurde sie erkannt und beobachtet. — „Sie ist es, Deine Juana, und der Contador ist hinter ihr her, wie ihr Schatten!“ mußte Ruy von seinen Kameraden hören, als er nach Hause kam. Eine Zeit lang überlegte er bei sich selbst, ob er vor sie hintreten, sie an frühere Zeiten erinnern, ehemalige Ansprüche geltend machen solle. — „Sie wird Dich verhöhnen, wird es Dich fühlen lassen, daß du jetzt, wo ein Marquis um sie buhlt, für sie zu schlecht bist; du wirst von Eifersucht entbrennen und sie ermorden, und das wäre Unrecht. Sie wurde verlockt, verführt; — ihr Verführer muß sterben —

das ist recht!“ so sprach der wilde Andalusier zu sich selbst. Und er zögerte nicht lange, sondern entdeckte ein Paar vertrauten Kameraden seinen Plan und trug ihnen auf, was sie thun sollten, wenn er festgenommen würde, und stahl sich unvermerkt hinauf hinter die Koulissen, wo er sein Opfer in's Auge faßte, bis der rechte Augenblick kam, und er mit rasendem Ungestüm darüber herfiel.

Der Vorhang war noch kaum gesunken, als das tollkühne Attentat des Arriero und die muthmaßliche Veranlassung schon im ganzen Publikum bekannt war. Juana konnte nach einem solchen Ereignisse nicht so bald wieder auf den Bretern erscheinen, auch wenn der Schreck sie nicht auf's Krankenlager geworfen hätte. Einige Wochen lang mußte sie das Bett hüten, so sehr waren ihre Nerven angegriffen. Der Contador wich fast nicht von ihrer Seite. Er gab vor, er sey es seiner und ihrer Ehre schuldig, der Welt zu zeigen, wie wenig er sich in seiner Handlungsweise durch den Wahnwitz eines gemeinen Tollhäuslers beirren lasse. Doch was er vorgab, war nur leere Selbsttäuschung; denn im Grunde hatte er vor der Drohung des Arriero nicht weniger Angst als jeder Poltron, dem der Schelm im Herzen sitzt. Gomis hingegen fühlte sich mit einem Male enttäuscht und schämte sich in die Seele, aus blindem Eifer für die Kunst den unbewußten Ruffian gespielt zu haben. Mit möglichster Schonung für die arme Juana, der er denn doch einen großen Theil seines Rufes zu schulden überzeugt war, zog er sich allmählig zurück, und beschloß, seine Kunst lieber selbstständig, wenn gleich mit minderer Wirksamkeit zu betreiben,

als sich von einem Wesen in's Schlepptau nehmen zu lassen, welches die Achtung aller Besseren verwirkt hatte.

Als Juana wieder in so weit hergestellt war, daß sie eine Reise unternehmen konnte, schlug ihr der Marquis vor, in seiner Gesellschaft die Bäder von Trillo in der Provinz Quadalaxara zu besuchen, um ihre zerrüttete Gesundheit wieder zu befestigen. Juana, seit Gomis sich zurückgezogen, des einzigen Rathgebers beraubt, der es wahrhaft redlich mit ihr meinte, glich nun einem schwankenden Rohre, welches sich von jedem Lüftchen biegen und bewegen läßt. Sie hielt es für gut, durch Entfernung sich dem Gerede der Menschen zu entziehen und erst nach einigen Monaten wieder zurückzukehren. Indessen, hoffte sie, würden die Zungen der Spottsüchtigen vielleicht einen andern Stoff gefunden haben, woran es in einer unruhigen Zeit voll politischer Gährung (es war kurz vor dem verhängnißvollen 1. März des Jahres 1823, an welchem König Ferdinand seinen Sitz nach Sevilla zu verlegen beschloß) nicht fehlen konnte. Unter starker Bedeckung, welcher man bei der Unsicherheit der Straßen selbst in der Nähe der Hauptstadt damals benöthigte, fuhr der Marquis mit Juana und ihrer Gesellschafterin ab. Doch kaum anderthalb Meilen von Madrid, wo die Straße in ihrer Wendung von dem dichten Eichenforste von Zarzuela erreicht wird, bemerkte der Marquis zu seiner nicht geringen Bestürzung an den Mienen und Zwischenreden der mitreitenden Soldaten, daß es im Walde nicht ganz geheuer sey. Wiewohl es lange noch bis zum Abend war, hielt

er es doch für gerathener, umkehren zu lassen, und im Galopp nach Madrid zurückzueilen. Doch schon war es zu spät. Das Raubgesindel, welches sich in dem undurchdringlichsten Dickicht umhertrieb, schien ihn absichtlich erwartet zu haben. Gellendes Pfeifen scholl fernhin, und undeutliche Gestalten wurden zwischen den Baumstämmen sichtbar. Der Marquis, fast muthloser als die schwächliche Juana, welche in diesem Augenblicke lebhaft an Ruy's Drohung dachte, trieb den Kutscher zur verzweifelten Eile an, wenn auch die prächtigen Andalusier todt zusammenfielen. Allein schon pfiff eine Kugel aus dem Gehölze; erschrocken rissen die Pferde aus; eine zweite Kugel verfehlte ihres Zieles nicht; sie drang so gewaltig in des Contadors rechte Schläfe, daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, über den Wagen hinausstürzte und eine weite Strecke nachgeschleift wurde. Jetzt ging es wie im Sturm vorwärts. Der Kutscher, welcher schon längst Fassung und Zügel verloren hatte, wurde herabgeschleudert und blieb für todt an der Straße liegen. Juana und ihre Begleiterin wurden, Leichen ähnlich, von den schnaubenden Rossen fortgetragen. Schon sauste das schäumende Viergespann, zum Entsetzen Aller, welche es anstürzen sahen, auf die Segovia-Brücke zu, als der Wagen endlich umschlug und die beiden Frauen weit hinaus an das Ufer geschnellt wurden. Die Duenna fiel so glücklich, daß sie sich nur wenig Schaden that und bald wieder Fassung gewann, um den ganzen Hergang zu erzählen. Juana hingegen hatte nicht nur eine tiefe Kopfwunde erhalten, aus welcher sie heftig blutete, sondern konnte auch wegen der fürchterlichen Erschütte-

rung, die sie erlitten, lange nicht zur Besinnung erweckt werden.

Man brachte sie in die Wohnung des Contadors, dessen Leichnam erst Tags darauf gräßlich verstümmelt am Eingange des Eichenforstes gefunden wurde.

Nun, da Juana gänzlich verlassen, und durch die Hand des Unglück's aus einem Verhältnisse herausgerissen war, welches sie der moralischen Achtung unwerth gemacht hatte, nun hielt es Gomis wieder für seine Pflicht, sich der armen, dem höchsten Elende preisgegebenen Künstlerin anzunehmen. Dem Ausspruche der Ärzte nach war ihre Kopfwunde zwar nicht tödtlich, aber doch so bedeutend, daß eine völlige Geisteszerrüttung zu befürchten stand. — Und so geschah es denn auch. Körperlich genesen, wandelte Juana geisteskrank umher. Sie sprach nur wenig, blickte starr vor sich hin, und von der Wunderkraft ihrer Kehle schien ihr nur so viel geblieben zu seyn, als hinreichte, um die Melodie jenes Abendliedchens aus der „Aldéana“ in unbelauschter Dämmerung halblaut vor sich hinzusummen. Mit Thränen des Mitleid's im Auge betrachtete Gomis diese bedauernswerthe Ruine der Kunst, diese junge Märtyrin der Eitelkeit. Er machte es sich zur letzten Aufgabe seines Aufenthaltes in Spanien, welches zerrissen vom Parteikampfe, bedroht von dem Einfalle fremder Heere selbst die neutrale Stellung des Künstlers nicht unangefochten ließ, für Juana's Zukunft noch nach Kräften zu sorgen, und so die Schuld des Dankes abzutragen, zu der sie ihn durch die Verbreitung seines Rufes verpflichtet hatte. Durch Hinterlegung einer namhaften Summe, fast des ganzen

Ertrages ſeiner „Aldéana,“ bewog er die Vorſteherin eines Frauenkloſters, mit welchem ein Hoſpital vereiniget war, zur Aufnahme der Unglücklichen auf die ganze Dauer ihres krankhaften Zuſtandes. Sie wurde daſelbſt in ſorgliche Gewahrſam genommen, welche man ihr dadurch zu erleichtern ſuchte, daß man ihr eine Gaſſenſtube anwies und ihr geſtattete, der freien Luft im Garten und überhaupt aller Erheiterungen zu genieſſen, welche mit dem klöſterlichen Leben vereinbar waren und ihre Exiſtenz nicht gefährdeten.

Indeß war der Meinungskrieg mit allen ſeinen Gräueln losgebrochen. — Die Manalo's gewannen faſt überall die Oberhand; zahlreiche Verhaftungen ſchreckten die friedlichſten Bürger. An ein Intereſſe für künſtleriſche Beſtrebungen war unter ſolchen Umſtänden nicht zu denken. Zur guten Stunde noch entkam Gomis aus Madrid, wo man ihn bereits mit mißtrauiſchen Blicken anſah, indem ſeine kräftigen, leidenſchaftlichen Melodien häufig von dem aufgeregten Volke revolutionären Texten angepaßt und bei verſchiedenen Anläſſen mit wildem Ungeſtüm abgeſungen wurden.

Manchmal, wenn ein tobender Pöbelhaufe an den Thoren des Frauenkloſters vorüberſtürmte und nach der wohlbekannten Melodie der Preghiera ein ausgelaſſenes Spottlied anſtimmte, lehnte Juana mit ſtarren, thränenloſen Augen am Gitterfenſter ihrer Zelle, und vernahm die verhängnißvollen Klänge, und ſummte unwillkührlich die Worte ihres ehemaligen Abendliedchens mit.

Nach drei blutigen Jahren schien endlich eine Art von Ruhe zurückzukehren, welche zwar nicht auf vollkommene Amnestie, aber doch auf sänftigende Mäßigung begründet war. Wenigstens fing Madrid an aufzuathmen, und wendete mitunter seine Aufmerksamkeit wieder anderen Dingen zu, als den schwankenden Resultaten des Bürgerkrieges. Man freute sich wieder des Prado, sehnte sich wieder nach Volksbelustigungen, besuchte das Theater und nahm Antheil an den Erscheinungen aus dem Gebiete der Kunst und Literatur, welches Jahrelang gänzlich brach lag.

Zwei Ereignisse ganz verschiedener Art nahmen eines Tages alle Augen und Ohren in Anspruch. Am Morgen sollte nämlich auf dem Hafenplatze, wo die Hinrichtungen Statt zu finden pflegten, ein gefürchteter Bandit den verdienten Lohn für seine Gräuelthaten empfangen, ein Schauspiel, welches bei dem wilden, durch manchen Nachklang jüngst erlebter Scenen noch heftig aufgeregten, Sinne des Volkes Tausende von Zuschauern herbeilockte. Für den Abend hingegen war ein Schauspiel angekündiget, welchem der gebildete Theil der Bevölkerung mit gespannter Erwartung entgegen sah, nämlich das Auftreten der berühmten Sängerin Giuditta Pasta in der Rolle der Desdemona. Während an der einen Straßenecke ein marktschreierischer Herumträger die gräßliche Geschichte von dem Leben und den Thaten des hinzurichtenden Missethäters feilbot, bereitete gegenüber ein anderer die Vorbeigehenden auf den Genuß vor, welcher Abends den Kunstfreunden im Theater de la Cruz bevorstände. — »Giuditta Pasta« hieß es hier im echt

südlichen Bombast, „der Komet von Verona, der Stern von Paris, der Sirius am europäischen Gesanghimmel, die majestätische, acht und zwanzigjährige Königin der Melodien, mit der herzerschütternden Glockenstimme, mit der plastischen Erhabenheit ihres echt antiken Spieles, wird heute den kunstsinnigen Bewohnern der sehr edlen, rechtlichen, hochberühmten, treuen und heroischen Stadt Madrid beweisen, daß sie bisher weder hörten noch ahnten, was singen heißt!“ — „Der fürchterliche, abgefäumte, grausame Bandit,“ hieß es dort — „Namens Ruy Juan Chinchon, aus Grazalema in Ober-Andalusien gebürtig, wegen eines an dem hochedlen und ehrenhaften Don Diaz Marquis von Villa-Marinquez, weiland königlichen Contador, versuchten Meuchelmordes gefänglich verhaftet, sodann seiner Haft entsprungen und nach langen vergeblichen Nachforschungen unter den Straßenräubern ergriffen, wird heute, zur gerechten Strafe für alle eingestandenen und nicht eingestandenen Mord- und Missethaten, so wie zum abschreckenden Beispiele für alle Bösewichter öffentlich vom Leben zum Tode befördert werden.“

Langsam, unter dem Geläute der Glocken, bewegte sich der Zug mit dem Missethäter der Richtstätte zu. — Starke Militair-Bedeckung begleitete ihn; die Musikbande spielte die noch nicht vergessene Preghiera. Als der traurige Kondukt um die Ecke des Frauenklosters zog, tönte ein durchdringender Schrei durch eines der Gitterfenster. Der Delinquent erhob sein dunkellockiges Haupt, schoß einen blitzenden Blick der Gegend zu, woher der Schrei gekommen, und schritt

dann regungslos seinem Schicksale entgegen. In einer halben Stunde darauf hatte Vetter Ruy geendet.

Ein Schauspiel hatte das Volk weg; mit steigender Ungeduld erwartete es das zweite, edlere. Das Theater della Cruz konnte kaum die Menge der Zuseher fassen, welche der Ruf der weltbekannten Giuditta Pasta herbeigelockt hatte. Schon die äußere Erscheinung der Künstlerin wirkte elektrisch. Diese erhabene Ruhe, dieser ausdrucksvolle Blick, diese gerundete Bewegung war den leidenschaftlichen, von einem Extrem zum andern überspringenden Spaniern neu. Als sie aber erst den Zauber ihrer Stimme entwickelte, »jene unbeschreiblichen und unbegreiflichen, verschleierten und doch frühlingshellen, schmerzstöhnenden und doch lustjubelnden Töne, welche in dem Ohre und Herzen dessen, der sie einmal gehört hat, nicht mehr verklingen«: da machte sich das allgemeine Entzücken in lautem Applause Luft, und von tobendem Beifalle erdröhnten die dichtgefüllten Räume. Wohl Mancher unter den Zuhörern mochte sich der heimischen Juana erinnern, welche vor wenigen Jahren in derselben Rolle vielleicht mehr Natur, aber gewiß nicht so viel Kunst entwickelt hatte. Diese wunderbaren Blitze der Leidenschaft, stets gemäßigt von angeborner Besonnenheit, dieses Emporklimmen über alle Sprossen der psychischen Stufenleiter, dieses Hinüberwiegen von Liebe zur Kränkung, von Lust zum Schmerze, von Jubel zur Verzweiflung hatte man noch nie in solch' künstlerischer Vollendung gehört und gesehen. Bei jedem neuen Auftritte fürchtete man, die Kraft der Sängerin müsse erlahmen, und bei jedem neuen Auftritte zuckte sie nur um so feuriger empor.

Man konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß irgend ein Gott in dieser Brust wohnen müßte, aus der er so göttlich groß und menschlich schön hervorklang.

Endlich kam wieder die Scene voll grauenvoller Wollust, in welcher Desdemona als das Opfer tückischen Verrathes und rasender Leidenschaft bluten soll. Angethan mit leichtem, weißen Nachtkleide, schlug sie den Vorhang des Alkovens zurück, und trat hervor, um das Herz ihres racheschnaubenden Gatten zu erweichen. Da bot sich plötzlich dem Publikum eine Scene von fast gespenstischer Art dar; denn siehe! — wie aus dem Grabe emporgestiegen, stürzte aus den Koulissen eine zweite Desdemona, ebenfalls angethan mit weißem, leichten Nachtkleide, hervor, und warf sich, trotz des Gemurmels und Geflüsters auf der Bühne, auf Othello's rechter Seite nieder, während Pasta zu seiner Linken kniete. Eine athemlose Stille verbreitete sich durch's Theater, als die beiden Doppelgängerinnen gleichzeitig, als ob sie einander überbieten wollten, ihre Cantilenen begannen und Othello schaudernd und fassungslos seine Blicke von der einen zur andern gleiten ließ. — „Juana, Juana!“ — rauschte es auf ein Mal wie ein beginnender Sturm durch die Räume des Theaters. — Entsetzt verstummte die wahre Desdemona, während die falsche, zurücksinkend in den Arm der hervorstürzenden Theaterleute, aus den Tönen Rossini's in die Melodie der wohlbekannten Preghiera überging, die sie, verlassen vom verwirrten Orchester, mit gräßlich kreischender Stimme zu Ende sang. Ehe man noch den Vorhang auf den deutlich hörbaren Ruf des Direktors herablassen konnte,

lag die arme, wahnsinnige Juana, ein Leiche, in den Armen der Herbeigeeilten. Die Oper hatte geendet, tragischer geendet, als in der tragischen Nachbildung Shakespeare's.

Am andern Tage war ganz Madrid voll von dem seltsamen Ereignisse. Juana hatte wahrscheinlich durch das Geschrei der öffentlichen Ausrufer sowohl von Ruy's Schicksale, als von dem Schauspiele, welches Abends Statt finden sollte, Kunde erhalten. Von ihren arglosen Hüterinnen zu wenig bewacht, fand sie Gelegenheit, unbemerkt zu entkommen, und stahl sich eben so heimlich, wie einst der rachsüchtige Ruy, auf die Bühne, wo sie sich bis zu dem Augenblicke, der damals ihr Los entschied, verborgen hielt. Allein in jener verhängnißvollen Scene brach ihr Wahnsinn in aller Gewalt los, und ehe sie Jemand hindern konnte, stürzte sie hinaus auf die Bretter, auf denen sie einst ihre Triumphe, und jetzt — ihren Tod fand.

Gomis, welcher indeß in London, wo er vergebens sein Glück zu machen hoffte, zum Geschäfte eines Singlehrers greifen mußte, um sein Leben zu fristen, erfuhr Juana's trauriges Ende aus den Zeitungen. Herzliche Thränen weihte er dem Angedenken eines Wesens, welches wie von der Stimme seines guten Engels gewarnt, ihn einst so rührend bat: „Lehrt mich nicht etwas, was ich vielleicht gern wieder vergessen möchte. Es würde Euch gewiß keinen Segen bringen!“ — Wie eine düstere Prophezeihung, wie ein geheimer Fluch, den er nicht durch bösen Willen, sondern durch Blödigkeit auf sich geladen, klangen ihm

die Schlußworte dieser Rede entmuthigend in die Ohren. — Verstimmt kehrte er im nächsten Jahre wieder nach Paris zurück. Aber mit Juana war sein Stern untergegangen. Trotz aller Bemühungen, trotz mancher Versuche im Opernfache, welche den Beifall aller Kenner errangen, fand er bei dem großen Publikum nur wenig Anklang. Nachdem er lange mit Nahrungssorgen und Kabalen gekämpft, und erst nach vielen namhaften Proben seines ausgezeichneten Talentes durch die Verwendung eines hochgestellten Freundes eine Pension erhalten hatte, starb er im Sommer des Jahres 1836, unbefriedigt und ungewürdigt, als einer jener Vielbegabten, welche sich in ihrer Kunst nicht klar wurden, weil sie es sich im Leben nicht geworden sind.

Inhalt.

	Seite
Die weiße Rose	1
Der Kapitalist wider Willen	29
Der Kornett	71
Die große Woche	93
Schuld und Wahn	111
Fra Pizzo	155
Der alte Deserteur	187
Die feindlichen Nachbarn	205
Die Blaue	241
Juana	253

HECTOR.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen

nach

Napoleon's Plane,

von

J. Ch. J. Luce de Lancival.

Überſetzt

von

Johann Gabriel Seidl.

Wien, 1843.

Bei Pfautſch & Compagnie.

Gedruckt bei A. Strauß's sel. Witwe & Sommer.

Vorrede.

Die große, erſchütternde Tragödie, welche Napoleon den Völkern der Erde auf der Bühne der Welt aufführte, lebt noch friſch im Gedächtniſſe der jetzigen Generazion, und wird auch von den kommenden Geſchlechtern nicht ſo bald vergeſſen werden; eben ſo bekannt und unvergeßlich iſt die große, erſchütternde Tragödie, zu deren Helden Napoleon ſelbſt von der großen Tragikerin Nemeſis auserſehen ward, und welche am Felſengrabe auf St. Helena beendiget ſchien, bis man ihr ein Nachſpiel im Dome der Invaliden improviſirte. Daß aber auch einmal über die Breter des Theâtre Français eine große Tragödie ſchritt, an welcher Napoleon den größten Antheil hatte, dürfte minder bekannt ſein, obwohl es vor vier und dreißig Jahren das öffentliche Geheimniß für ganz Paris war. Die Entſtehungsgeſchichte dieſer Tragödie, für deren Verfaſſer allgemein Napoleon galt, kam wiederholt zur Sprache, bald als biographiſche Notiz, bald als literariſche Kurioſität, als Journal-Lückenbüßer, als pikante Anekdote, u. ſ. w. und

man hatte vor der Hand keinen anderen plauſiblen Grund, die Glaubwürdigkeit des Ganzen in Zweifel zu ziehen, als den Gedanken: daß ein ſo vielbeſchäftigter Mann, wie Napoleon, der andere Knalleffekte liebte, als Bühnenſpektakel, weder Zeit, noch Luſt gehabt haben mochte, den Dichter zu ſpielen, wenn man gleich nicht in Abrede ſtellen konnte, daß es für den Urheber ſo vieler tragiſcher Momente im Leben, ein Leichtes geweſen ſein dürfte, auch eine tragiſche Szenenreihe für die Bühne zuſammenzuſtellen.

Ein Journal zu Montreal brachte vor ungefähr zehen Jahren die Sache abermal auf's Tapet, und gab die Erzählung ſo umſtändlich, daß ſie in viele andere franzöſiſche Journale, ſo wie in die meiſten deutſchen Tagesblätter überging, aus deren einem auch die Wiener Theaterzeitung (Jahrg. 1833, Nr. 115, S. 463) auf ihrer wohlbeſetzten Tafel den Leſern ſie ſervirte. Ich will ſelbe hier noch einmal mittheilen, obwohl ich weiß, daß, ehe ich noch zur Hälfte kam, die Mehrzahl an das Ganze, als etwas Längſtbekanntes, ſich erinnern wird.

Napoleon hatte, wie die meiſten jungen Leute, welche geweckteren Geiſtes ſind, in ſeinen Studienjahren mancherlei Aufſätze geſchrieben, darunter auch — Verſe. Da er mit Alexander dem Großen, wie mit allen wahrhaft Gebildeten, die Vorliebe für den Altvater Homeros theilte, ſo mochte vielleicht ſchon damals in ihm die Idee rege geworden ſein, die vorzüglichſten Charaktere und Situazionen aus der Ilias in den Rahmen einer Tragödie zuſammenzudrän-

gen. Konnte es auch für ſeinen Geiſt, in welchem ſelbſt die Keime zu einem Achill lagen, etwas Anziehenderes geben, als die Gruppirung ſo gewaltiger Recken um den göttlichen Achilleus, als ihren Mittelpunkt? — Er wählte daher aus dieſer Gruppe den Hector, als den menſchlichſten Heros der Ilias, zum Gegenſtande ſeines dramatiſchen Verſuches, welchen er nach der Belagerung von Toulon begonnen haben ſoll. Wann und unter welchen Einflüſſen er mit ſeinem Brouillon fertig ward; in welchen Zeiträumen er das Werk in's Reine arbeitete, und wie er ſich mit der Form zurecht fand, darüber läßt ſich nun freilich nichts ermitteln. Nur ſo viel iſt bekannt, daß er als erſter Konſul das Manuſkript wieder zur Hand nahm und auf den Einfall gerieth, es zur Darſtellung zu bringen. Als ein Mann der Entwürfe, welcher als Feldherr daran gewöhnt wurde, nur die Idee zu geben, und das Detail dienenden Kräften zuzuweiſen, nahm er auch in ſchriftſtelleriſcher Beziehung keinen Anſtand, ſeine Tragödie »Hector,« die noch einer gut angelegten, aber roh ausgemeißelten Statue glich, einem Manne vom Fach zu übergeben, damit er ſie, mit Beibehaltung des urſprünglichen Planes, glätte und für die Breterwelt zurichte. Allein das Kriegsgetümmel verſcheuchte die Muſe wieder aus Napoleon's Zimmer, und erſt als Kaiſer nahm er ſeinen »Hector« wieder vor, und vertraute ihn dem Profeſſor Luce de Lancival an, welcher zur Feile dieſes Werkes vorzugsweiſe geeignet ſchien, da er ein genauer Kenner der Klaſſiker, und namentlich des Homer war, wofür deſſen

epiſches Gedicht: »Achille à Scyros« den deutlichſten Beweis liefert. In fortwährendem Einvernehmen mit dem Kaiſer und unter deſſen unmittelbarer Zenſur, nicht feilend, ſondern auch ändernd, und ganze Szenen und Charaktere beſeitigend, welche dem theatraliſchen Effekte Eintrag zu thun ſchienen, hatte dieſer nunmehr das Manuſkript ſo weit appretirt, daß man es ohne Bedenken dem Comité des Théâtre Français zum Behufe der Darſtellung überſenden konnte. Die Einſendung fand, — wie natürlich — anonym Statt, und das Stück wurde — zurückgewieſen. Da erſchien Tags darauf plötzlich vor den Schauſpielern ein Stallknecht des Kaiſers in ſeiner Arbeitsjacke mit einer Rolle, und einem Billete folgenden Inhaltes: »Les acteurs du Théâtre Français joueront d'aujourd'hui en un mois la tragédie, qu'ils ont eu la bêtise de refuser. Napoléon.« *) — Die Pille wirkte. Die Tragödie wurde mit aller Eile und möglichſtem Fleiße einſtudirt. Die theatraliſchen Notabilitäten Talma und Mlle. Duchesnois übernahmen die Hauptrollen. Am 1. Februar 1809 fand die erſte Aufführung Statt; ſie hatte den günſtigſten Erfolg. Luce de Lancival, welcher dem Kaiſer ſeinen Namen als Maske leihen mußte, ärntete für ſeine Mühe Geld und Ehre, und der Kaiſer hatte ſeine herzliche Freude daran, ſich in einem

*) „Die Schauſpieler des Théâtre Français werden binnen einem Monate von heut' an das Trauerſpiel, welches zurückzuweiſen ſie die Albernheit hatten, zur Darſtellung bringen. — Napoleon.“

Anderen belohnt sehen und belohnen zu können. Auch die Kritik sprach sich über das Werk, welches gleichzeitig gedruckt *) erschien, höchst vortheilhaft aus, und der bekannte V. J. Etienne Jouy hatte es nicht zu bereuen, daß er dem Verfasser der Tragödie, wiewohl in fremder Person, so vielen Weihrauch streute. Luce de Lancival selbst aber erhielt vom Kaiser das Kreuz der Ehrenlegion und eine Pension von jährl. 6000 Frcs.

Der Kaiser besuchte die Vorstellungen seines Stückes mehrmal, und fühlte sich auffallend geschmeichelt, wenn Verse, in welchen er manche seiner Lieblingsideen deutlich ausgesprochen hatte, vom Publikum, dem das Vorgefallene nicht ganz fremd geblieben war, rasch aufgefaßt und beziehungsweise lebhaft beklatscht wurden. Als während der »hundert Tage« eine Reprise des »Hector« Statt fand, welcher Napoleon beiwohnte, wendete bei den Versen (Act. III. Sc. 4.): **)

---

*) Hector, tragédie en cinq actes etc. Par J. Ch. J. Luce de Lancival. Représentée, pour la première fois, sur le Théâtre Français, le 1 Février 1809. A Paris, chez J. Chaumerot. De l'imprimerie de Crapelet, 1809, XVI et 88. Mit einem Kupfer, Talma und Mlle. Duchesnois in den Rollen des Hector und der Andromache, darstellend (zu A. V. Sc. 1).

**) Als, — — — — — — — — — — — — —
Gleich einem ungeheueren Koloß,
Dem unbeweglich stillen Heere sich
Ein Krieger zeigte — —
Das ist — er!

Lorsque, — — — — — — — — — — — —
Comme un colosse immense, à l'armée immobile
Apparoit un guerrier — — —
C'est lui! — —

Alles ſeine Augen auf ihn, und das Haus erzitterte von ſtürmiſchem Beifalle.

Dieſe Tragödie bieten wir hiermit dem Publikum in einer getreuen Überſetzung, damit es einen Mann, welcher in jeder Beziehung mehr, als hinlänglich geſchildert worden, auch als — Dichter kennen lerne, in welcher Hinſicht Luce de Lancival für Napoleon das war, was Voltaire für Friedrich den Großen. Denn daß Napoleon großen Antheil an dem Trauerſpiele »Hector« hatte, wenigſtens ſo großen, als wir ihm auf dem Titel unſerer Überſetzung einräumen, und daß ſomit dieſes Produkt immerhin als Maßſtab für ſeine poetiſche Konzeptionsgabe dienen könne, ſcheint unbezweifelt, wenn gleich vor dem Publikum, von welchem ſich der Kaiſer nicht gerade zu in die Karten blicken laſſen wollte, die Sache ſich umgekehrt herausſtellte, und Lancival als eigentlicher Verfaſſer erſchien, der ſein Werk vor der Aufführung dem Kaiſer vorlas, deſſen Anſichten adoptirte und ſeinen Perſonen in den Mund legte, auf deſſen Rath änderte und verbeſſerte und unter ſolchem Einfluß ein Werk ſchuf, welches Napoleon, als theilweiſen Abdruck ſeiner Geſinnung, beſonders affek-

zionirte. Letztere Angaben sind authentisch nachweisbar (siehe Oeuvres de Luce de Lancival; précédées d'une notice par M. Collin de Plancy, etc. Paris, Brissots-Thivars et Comp. 1826. (T. I. pag. VIII. et sq.). Das Stück bliebe daher, als Beweis für die Geschmackrichtung Napoleons in ästhetischer Beziehung, immer noch interessant, auch wenn man ihm seine Autorschaft bestreiten und ihm keinen größeren Antheil zugestehen wollte, als etwa einem Scribe, wenn er seinen Namen neben Melesville, G. Delavigne, Delestre-Poiſon, Desaugiers o. a. setzt.

Da wir also ein Kompagnie-Stück unter der Firma: »Napoleon-Lancival« vor uns haben, so ist es wohl nicht unpassend, den Lesern auch von Lancival etwas zu sagen. — Jean Charles Julien Luce de Lancival, geboren zu St. Gobin in der Picardie im Jahre 1764, schrieb schon als Rhetor ein lateinisches Gedicht auf den Tod der großen Maria Theresia, wofür ihm Friedrich der Große ein ansehnliches Geschenk nebst einem verbindlichen Schreiben übersandte. Ähnlichen Anwerth fand eine lateinische Ode auf den Frieden 1783; sein erstes französisches Werk war ein »Poëme sur le globe« (1784). Bereits mit 22 Jahren wurde er Professor der Rhetorik am collège de Navarre, und widmete sich, veranlaßt durch den Prälaten Nöé, dem geistlichen Stande, welchen er, beim Ausbruche der Revoluzion, zugleich mit seinem Vaterlande, verließ. Nach Frankreich zurückgekehrt, wendete er sich abermal dem Lehrstande zu, und zwar unter Dubois

und Loyſeau, welche die Wiederherſteller der Erziehung in Frankreich wurden. Hierauf trat er an's kaiſerliche Lyceum über, und verlegte ſich, abgeſehen von ſeinem größeren Werke: »Achille à Scyros. Poëme en 6 chants,« auf das dramatiſche Fach; immer thätig, obwohl mit vielen körperlichen Leiden kämpfend. Schon im Jahre 1790 hatte er ſich ein Bein amputiren laſſen müſſen, ſeit welcher Zeit er ein hölzernes trug. Die Epiſode in Bezug auf das Trauerſpiel »Hector« und Lancival's reiche Belohnung für dieſe Arbeit wurden ſchon oben berührt. Bei den Preisbewerbungen zur Feier der Vermählung Napoleon's mit Maria Louiſe erhielt er den großen Preis für die lateiniſche Rede. Er empfing ihn auf dem Todtenbette, und endete, umgeben von den Würdenträgern des Hofes und der Univerſität, welche ihm eine goldene Medaille nebſt einer Lorbeerkrone zu überreichen gekommen waren, als poète couronné, am 17. Auguſt 1810, in einem Alter von 46 Jahren.

Das Trauerſpiel, welches wir unter ſo intereſſanter Firma dem Publikum vorführen, iſt auch an und für ſich ein nicht unbeachtenswerthes Werk. Abgeſehen davon, daß es noch der klaſſiſchen Periode angehört, welche ſeit Victor Hugo und Alex. Dumas für rococo gilt, überragt es die früheren Bearbeitungen desſelben Stoffes durch Sconin und Clairfontaine um Vieles, hat einen höchſt verſtändigen Bau und eine gutgegliederte Fügung, ſpannende Steigerung, frappante Situazionen, konſequent durch-

geführte Charaktere, und ſpricht für den ungewöhnlichen Takt des Werkmeiſters, der den Plan entwarf, vorzüglich durch die eigenthümliche Zurückhaltung, mit welcher er, um ſeinen Helden nicht in den Schatten zu ſtellen, den eigentlichen Angel des Ganzen, den furchtbaren Achilles, als über der Handlung ſtehend, nie perſönlich einführt, ſondern nur nennt, und ihn dadurch in der Phantaſie des Zuſehers oder Leſers zu einer moraliſchen und phyſiſchen Potenz erhebt, für welche der Rahmen der Bühne zu klein und die Perſönlichkeit jedes Schauſpielers zu zwerghaft wäre. Auch dem Paris iſt eine intereſſante Seite abgenommen, und Andromache von aller weinerlichen Sentimentalität frei erhalten. Überhaupt hat das Stück durchweg ſogenannte gute Rollen, und dürfte, obwohl eines tieferen poetiſchen Elements entbehrend und zunächſt auf dem Gebiete dramatiſcher Rhetorik ſich bewegend, auch von unſerer Bühne herab noch immer ſo gut wirken, wie eine Phädra, namentlich jetzt, wo das Auge der Bühnenbeſucher, durch Schauſpiele, wie Beliſar, der Sohn der Wildniß ꝛc. ꝛc. und Opern, wie: Norma, Sappho, die Römer in Melitone u. m. a. an das antike Koſtume wieder mehr gewöhnt wurde, und man die Plaſtik, durch Hervorziehung echt antiker Dichtungen, wie Antigone, Oedipus, Medea u. ſ. w mancher Orten zu rehabilitiren verſuchte. Für Ein volles Haus leiſtet die Firma gewiß überall Bürgſchaft.

Und ſomit übergebe ich dieſe literariſche Kurioſität dem Publikum als ein — wie ich hoffe, — nicht unwillkom-

menes Supplement zu allen Schriften, welche bisher über den merkwürdigen Autor oder Mitautor der Tragödie: »Hector« erschienen sind.

Wien, am 1. Februar 1843, als am Jahrestage der ersten Aufführung des »Hector.«

Der Übersetzer.

Hector.

Trauerspiel

in

fünf Aufzügen.

Personen.

	Rollen-Besetzung:
Hector	Talma.
Andromache	Mlle. Duchesnois.
Paris	Lafond.
Patroclus	Damas.
Polydamas, trojanischer Fürst, Weissager und Krieger . .	Saint-Prix.
Antimachus, des Paris Freund . .	Leclerc.
Cephise	Mlle. Gros.
Euphorbus, Anführer der Leibwache des Priamus . . .	Lacave.
Ein Herold der Griechen . . .	Varennes.

Krieger.

Ort der Handlung: Hector's Pallast in Troja.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hector (gerüſtet). **Andromache.**

Andromache.

Vermag ich etwas über dich, mein Hector,
So leg' es ab, für einen Augenblick,
Dein immer ſiegreich' Eiſen! — Seit Achill
Vom Kampfe ſich zurückzog, flieh'n die Griechen
Von dieſen Mauern, die ſie zu zertrümmern
Sich ſchmeichelten, und laſſen deinen Kriegern
Zum Ausruh'n Zeit. Du aber, — gleich, als wär's
Auf meine Ruhe von dir abgeſeh'n, —
Biſt triumphirend kaum zurückgekehrt,
So eilſt, weil die Gefahr auf off'nem Felde
Verſchwand, du ſchon der Flotte wieder zu,
Um dort dem Schickſal Trotz zu bieten! — Gatte,
Das nenn' ich grauſam! — Muß der eh'rne Mars
Denn einzig und allein dein Herz erfüllen,
Indeß Andromache in ihrem Harme

Von nichts als von Gefahr, erzürnten Göttern
Und Leid, und zwar vom ärgſten immer, träumend,
Nur mühſam einen Augenblick erhaſcht,
Um dir zu ſchildern, was ſie fühlt und fürchtet,
Und wenigſtens ſich ſelbſt zu überzeugen,
Daß Hector wirklich Sieger iſt und — lebt!

Hector.

Wohlan! du ſiehſt ihn, du umfängſt ihn nun,
Und kannſt an ſeiner Zärtlichkeit nicht zweifeln!
Ja, dieſer Blick vergilt mir alle Kämpfe,
Und feuert glühend mich zu neuen an!
Doch welch' geheimer Schmerz verfolgt dich, Bange,
Verweinte, ſelbſt noch bis in meinen Arm? —

Andromache.

Umſonſt bekämpf' ich eine Schreckensahnung!

Hector.

Und ließ'ſt du ſie auf Hectors Siegerſtirne?

Andromache.

Ich fühl's, dich wird dein Heldenmuth uns rauben!

Hector.

Vor welchem Unglück zittert deine Liebe?

Andromache.

Mein theurer Gatte, wenn dich aber heute
Dein Ruhm verließ' und bitt're Qual uns brächte? —
Caſſandra —

(Hector wendet ſich ab).
Hör' mich, ich bin Weib und Mutter:
Ich liebte nicht, wenn ich nicht fürchtete!
Bei dieſer Liebe bitt' ich dich um Eines,
Um deinetwillen! — Sprach Caſſandra wahr,
So wird Achill auf's Schlachtfeld wiederkehren! —

Hector.

Und ich vor ihm!

Andromache.

Doch ach! ſie fügt' hinzu.
Daß an den Tag, an welchem wieder er
Den Speer ergreift, die Parze deinen Tod
Geknüpft. Was kannſt du gegen Götterwillen?
Es war kein eitel Wort, von Angſt erpreßt;
Sie hat's vor deiner Mutter, hat's vor Priam,
Vor deiner Schweſter weinend wiederholt,
Durch Weheruf den Unglücksſpruch beſiegelnd.
„Du ſtirbſt, — wenn er zurückkehrt!“ war ihr Wort,
„Du ſtirbſt, — und Troja's Stamm erliſcht mit dir!“ —
Noch manches Wagniß wird mir Thränen koſten,
Noch mancher Held wird deinen Ruhm vergrößern,
Allein Achillen meide — ſchwör' es mir! —

Hector.

Zu ſterben ſchwör' ich — eh' du mich entmuthigſt!
Andromache, vergib mir, — deine Trauer
Bei Troja's Jubel ſchien ein Frevel an
Den Göttern mir! — Zerdrück' im Aug die Thräne,
Die ſich für Hectors Gattin nicht geziemt.

Jetzt, wo der Kriegsgott selber mit uns ficht,
Wo Troja's Glück ein einz'ger Tag entscheidet,
Ist jetzt die Zeit zu fürchten und zu grübeln?
Ein Sieg noch, und die Griechen, ihre Schiffe,
Ihr Rüstzeug, ihre Schätz', ihr Hab' ist unser!
Und lässig soll mein Muth in Troja schlafen,
Und, was ich strebt' und that, vergeudet seh'n?
Vergebens sollten die verlornen Griechen,
In ihrem letzten Wall aus Holz und Thon,
Dem schwachen Schutz für ihrer Ohnmacht Trümmer,
Vor Troja's Schicksal schamgebeugt erzittern?
Der stolze Agamemnon weigert, rings
Bedrängt, den Kampf; bald aber wird sein Heer,
In seinen Schanzen überwältigt oder
Umringt, bei diesem äußersten Versuche,
Kein Schiff zur Flucht, kein Meer zum Walle finden.
Laß uns verfolgen, was wir kühn begonnen,
Laß uns mißbrauchen nicht das Recht des Sieg's,
Der Krieger Muth, ihr Hoffen, ihre Wünsche,
Der Griechen Schrecken und der Götter Gunst!

Andromache.

Bewundernd theil' ich deinen Heldenmuth,
An deiner Glut entflammt sich meine Seele —
Cassandren glaub' ich nimmer!

Zweiter Auftritt.

Hector, Andromache, Euphorbus.

Euphorbus.

Eben, Herr,
Entbeut ein vielgekannter Griechenfürſt,
Dem Agamemnon wicht'gen Auftrag gab,
Noch eh' er Priam ſah, dir ſeine Achtung,
Die jeder Krieger Hector'n ſchuldig iſt.

Andromache.

Weh' mir!

Euphorbus (zu Andromachen).

Verdoppeln wird ſich deine Furcht,
Nenn' ich ihn dir: — Patroclus iſt's —

Hector.

Was hör' ich?

Andromache.

Achillens Freund!

Hector.

Ei nun, was führt ihn her?

Andromache.

Das weckt mir alle Furcht vom Neuen auf.

Hector (zu Euphorbus).

Er komme!

(Andromachen zuwinkend.)

Geh', und fürchte nichts für mich!

(Andromache entfernt ſich.)

Dritter Auftritt.

Hector, Patroclus, Gefolge.

Patroclus.

Der Danaer Beſieger, den ſie ehren!
Wenn dich's verlangt nach einem ſchön'ren Titel,
Ich bring' ihn dir als Preis für dein Bemüh'n,
In Hellas' Namen bring' ich dir den — Frieden!

Hector.

Was? Du, der Freund von Troja's ärgſtem Feinde,
Patroclus! —

Patroclus.

Nicht Achill iſt's, der mich ſendet!
Sein ſtiller Groll, verhöhnend unſer Unglück,
Statt es zu wenden, freut ſich eures Glück's.
Der Sieg iſt euren Waffen treu, und ſcheint uns
Dafür zu ſtrafen, daß wir ihn verſchmäht.
Von unſ'rer Krieger, unſ'rer Helden Blute
Sah der Skamander ſeine Flut geſchwellt.
Ich weint' ob ihrem Fall, und ſah mit Jedem,

Bedauernsvoll, mein Vaterland verbluten.
Nach ihrem Beiſpiel wollt' ich in den Tod, —
Achill, der Unerbittliche, hielt mich
Zurück. Doch wenn an ſeinen müſſ'gen Wagen
Auch meinen Muth ich feſſle, kann ich doch
Noch Jenen dienen, die ſein Haß verfolgt.
Treu meinem Freunde, der mich meinen Arm
Nicht für die Griechen waffnen läßt, die er
Nun haßt, und die ich lieben muß, vermeint' ich
Der Doppelpflicht am beſten zu genügen,
Wenn, löſchend dieſes Krieges Brand, ein Unheil
Ich endete, das ich nicht theilen darf.
Drum, als ſich unſ're Führer Rath's erholten,
Trat ich zu ihnen, — zeigte, wie ſie nun,
Seit ſich Achill von ihnen losgeſagt,
Ohnmächtig wären und das Haupt vermiſſten,
Das alle Kräfte lenkt zum rechten Ziel,
Gar mancher graue Kriegsmann ſchalt mich feig,
Und nannte mir des Heeres and're Helden;
Da ſetzt' ich ihrem aufgereizten Stolze
Das Vaterland und all' das Blut entgegen,
Womit der Grieche Phrygien getränkt,
Für Priam's Billigkeit und deine ſtellt'
Ich mich als Bürgen, ſchlug den Frieden vor,
Und wie ſich Ajax auch und Diomedes,
Idomeneus und Calchas widerſetzten,
Der uns mit dieſem Tag ein ſchönres Loos,
Euch aber das Verderben prophezeihte,
So war mein Entſchluß doch den Edelſten
Genehm; die Sendung fiel auf mich, — ich bringe
Dem Helden Ilions die Bürgſchaft! — Nimm

Sie an! — Man ſchickt Heſionen euch wieder;
Was er errang, will der Atride miſſen,
Und all ſein Gold mag Paris von ihm fordern,
Gebt ihr dafür ihm Helenen zurück!

Hector.

Fürſt, meinem Vater ward allein die Macht,
Den Arm, für ihn gewaffnet, zu entwaffnen!
Zwar hat Achill uns viel des Leid's gethan,
Wenn aber mich ſein Freund um Frieden bittet,
So bin ich mehr geſchmeichelt, als erſtaunt! —
Doch weil's nun gilt, ein offen Wort zu ſprechen,
Mög' auch Patroclus in das Herz mir ſeh'n.
Der Krieg hat für den Sieger eignen Reiz;
So lang als ich der Griechen Unglück kann
Verfolgen, hielt' ich jeden Sieg für halb.
Mit einem Helden hofft' ich mich zu meſſen,
Dem ſeine Ruhe ſelbſt mein Ruhm mißgönnt,
Und einen gleichen Gegner ſucht mein Speer.

Patroclus.

So ſpricht der Held! — Doch ſpricht der Vater, ſpricht
Der Gatte nichts? O, lege drum die Liebe
Andromachens auch auf die Wag', — und glaub'! —
Des Friedens Schale ſinkt! — Hier fuß't mein Hoffen:
Dem Guten dünkt Beglücken auch ein Sieg!
Es wär' ein großes, göttergleiches Werk,
Zu dem ich dich nach Kräften will bereden,
Des Krieges böſe Geißel aufzuhalten;
Den öden Ufern ihren alten Schmelz,
Den Au'n Gedeihen, Überfluß den Städten,

Und Ruh' der Welt dadurch zurückzugeben,
Daß du des Rechtes Stimme nicht verſchmähſt.
Nicht brauch' ich dir's zu ſagen, wie der Räuber
Vom wirthbar'n Strand des glücklichen Mycenä
Mit frechen Händen Helenen geraubt.
Der Räuber iſt dein Bruder zwar — doch du
Biſt allzuedel, um ihn zu vertreten!
Du kennſt der Griechen Glück! — Eh' Agamemnon
Nach Troja kam, erlag ihm Thebä; Lesbos
Ging auf in Flammen, eure Bundgenoſſen
Erkannten ſeine Macht — du haſt's gerächt!
Euch nennt das Glück nun ſeine Lieblinge;
Seitdem ein Schimpf, durch Griechenland gebüßt,
Auf ſeine Flotte einer Göttin Sohn
Verwies, begünſtigen die Götter Hector'n,
Und langſam wälzt die Flut des Simois
Der Griechen blut'ge Leichen mit ſich fort.
So heiß wie du liebt auch Achill den Ruhm,
Ruhm kann den Groll beſiegen, und, ſich ſchämend
Des Schlaf's auf ſeiner Brüder Aſche, kann
Er ſich erheben, wenn dein Nam' ihn weckt.

Hector.

Wohl, ſo erheb' er ſich. Vor ihm wird Hector
Dort ſein, wo er ſich nie erwarten ließ.
Wenn Friedensliebe dich hiehergebracht,
So ſtelle mir, um meinen Arm zu lähmen,
Den Ruf des Rechts, das Glück der Erde vor,
Nicht dieſe letzte übermüth'ge Hoffnung!
Wer mir „Achill“ ruft, — fordert mich zum Kampf!
Ob auch der Tod auf ſeinen Schiffen lau're,

Aufſuchen will ich doch den Schreckenskrieger,
Der mir Achill — doch nicht der Kriegsgott däucht! —
Doch wie's hier glüht, ich will nicht Troja's Glück
Aus eitlem Stolze meiner Ehrſucht opfern;
Des Krieges Urſach' haſſ' ich ſo wie du,
Doch willſt den Bruder du vor mir verklagen,
Könnt' ich vor dir den Fernen auch vertreten!
Man ſpricht von ſeiner Schuld, von ſeinem Meineid,
Doch man vergißt, daß gleiches Unrecht auch
Heſionen zu ew'ger Qual verdammte,
Sie aus des Vaters Burg und Armen riß,
Und in Ägina noch gefangen hält! —
Ich könnte mehr noch ſagen; ſprich, wer weiß nicht,
Daß unter all' den königlichen Werbern,
Dem Heer von Freiern, Helena, die Holde,
Noch freie Herrin ihrer Wahl, für Paris,
Den Venus ſelbſt entflammte, ſich entſchied!
Wie überall, ſo ward er hier auch Sieger,
Die Lieb' einflößend, die er ſelbſt empfand.
Noch hatte Helenen kein ungerechter,
Voreil'ger Schwur an ihres Vaters Willen
Gebunden; ihrer Neigung folgend, glaubte
Im Sieger ſie den Gatten zu begrüßen,
Und Paris, den ſie liebte, durfte ſie
Auch ohne Vorwurf lieben. Ob gerecht,
Ob ungerecht der Krieg ſei, — Einem galt
Die Schmach; — ſie ward durch Jene, die ſie rächten,
Wohl längſt getilgt. Doch daß Achill die Blume
Der Helden, Troilus, Hipponous,
Aetion hinweggemäht; daß Rheſus
Mit ſeinen Kriegern ward bei Nacht erſchlagen

Verbrechen ſind's, die ich zu lau gerächt. —
Jedoch verfolge, Fürſt, was du begonnen;
Bekannt iſt des Patroclus Billigkeit
Und Gradheit, ſeinem Muthe wird mein Vater
Stets Achtung zollen; ein Vermittler, Fürſt,
Wie du, läßt jedenfalls das Beſte hoffen!

Patroclus.

Ich ſpreche nur zu Hector'n, und von ihm
Erwart' ich Antwort. Seine große Seele
Iſt Troja's Ruhm und Hoffnung und Orakel.
Der Friede liegt in ſeiner Hand —

Hector.

O, hätteſt
Du ihn allein nur heute zu bekämpfen!
Wie lockend auch der Ruhm mich dünken mag,
Mein Land beglücken iſt mein größter Ruhm.
Doch Priam hat allein das Recht, den Frieden
Zu wählen; — theilen kann ich deine Wünſche,
Sie zu erfüllen, das ſteht nicht bei mir.

Patroclus.

Und das iſt Alles auch, was ich von dir
Erwarte. Wünſcheſt du ihn — dann iſt's gut! —
Jetzt will ich, als der Griechen Abgeſandter,
Vor euren König ihre Wünſche bringen.
Dein Wort, mein Fürſt, nicht eher auf das Feld
Der Schlacht zurückzukehren, als bis Priam
Auf meine Botſchaft mir Beſcheid ertheilt!

Hector.

Mein Wort darauf! —

Patroclus.

Nun denn, ſo ſag' ich dir,
Daß unſre Drangſal heut' ein Ende nimmt!
Welch' ein Triumph für mich, wenn doppelt nützend,
Ich Hector'n mit Achill verſöhnen könnte,
Und, zwiſchen beiden in der Mitte ſtehend,
Das Band der heil'gen Freundſchaft bildete!
Ich geh', und werde, glaub' mir, Alles wagen,
Daß bald der ſchöne Einungstag erſcheine.

Hector.

Leb' wohl!

(Patroclus ab.)

Hector.

So iſt's denn meine eig'ne Hand,
Worein die Götter heut' mein Schickſal legten!

Vierter Auftritt.

Polydamas, Hector.

Hector.

Komm, mein Polydamas, mein weiſer Freund!
Nie braucht' ich deines Rathes mehr, denn jetzt:

Patroclus kam, geſendet von den Griechen,
Und bietet meinem Vater Frieden an.

Polydamas.

Man ſpricht's, und Troja wird dafür dich ſegnen!

Hector.

So glaubſt du, Priam werde Frieden wählen,
Der Siege Kette werd' er unterbrechen,
Und Helenen, ſich ſelber widerſprechend,
Zurück dem Feinde meines Bruders geben?

Polydamas.

Er wird es thun, die Götter wollen es!
Als Paris, ein geheiligt Band zerreißend,
Des Menelaus Gattin frech entführte,
Da ſprach ich, achtend nicht ſein grollend Wort,
Vor dir und ihm frei meine Meinung aus!
Ich blieb mir gleich, und ſage jetzt wie damals:
„Gebt Helenen zurück!“ — Und könnten wir
Das flücht'ge Glück auch an uns feſſeln, könnten
Wir über's Meer das Griechenheer verfolgen,
In ihren Häfen landen, ihre Städt'
Einäſchern, ja und ſtänden wir bereits
Auf Argos' Wall und mitten in Mycenä,
Ich ſpräche noch: „Gebt Helenen zurück!“ —
Doch nimmer hoff' ich ſo beſtänd'ges Loos,
Ja, wider Willen faßt mich leiſes Bangen,
Denk' ich der künft'gen Zeit! Nicht Seherkunſt
Hab' ich befragt; nicht was des Prieſters Blick
Im dunklen Buch olymp'ſcher Zeichen lieſt, —

Nur was den Bürger ängſtigt — ſprech' ich aus:
Wenn Paris ſeiner Liebe Troja's Glück
Nicht opfern will, — wenn, allzu edler Fürſt,
Der Troer Größter, Tugendhafteſter,
Wenn deine Tag' ihm lieb ſind, wird er ſchneller,
Als ich, entſchloſſen ſein, die Schönheit, die
Sein Herz gefeſſelt hält, zurückzuſenden.

Hector.

Fürſt, ſcheide meinen Vortheil von dem ſeinen,
Hectors Gefahr vor jener der Trojaner! —
Troja vor Allem!

Polydamas.

Recht, ſag' ich, vor Allem! —
Kaum hörte Paris, daß ein günſtig Schickſal
Nun allen Übeln ſchnell ein Ziel verſpricht,
So ſetzt' er Klagen und Geſchrei, vielleicht
Gar Liſt, entgegen. Ja — im Wahnſinnstaumel,
Spricht er von Banden, die er ſelbſt entweiht.
Für ihn, für den es keine Reue gibt,
Wird Schande — Ruhm und das Verbrechen — Tugend.

Hector.

Wär' ungegründet, was du ſprichſt, wie freut'
Es mich! — Und doch — du biſt zu ſtreng im Richten!
Ob blinde Lieb' ihn auch bethören mag,
Er kennt ſein Blut — und wird es nie verläugnen.
Oft ſah'n wir ſeine Jünglingswangen glüh'n,
Ihn oft fortſtürmen aus der Ruhe Schoos,
Um auszutilgen manch' ein Wort des Spottes,

Womit die Griechen ſeinen Muth verhöhnt.
Und wenn die Ehr' ihm an das Herz gegriffen,
Ein Herz, das einſt doch ſeinen Werth erkannt,
So wird die Tugend auch ihn wecken können.
Doch ſieh', er kommt!

Fünfter Auftritt.

Hector, Polydamas, Paris (mit Bogen und Köcher).

Paris.

So muß ich's glauben, Bruder?
Jetzt, wo der Grieche bebt vor dir, wo Sieg,
Der Könige und Völker ſtrenger Richter,
Sein volles Recht in deine Hand gelegt,
Jetzt, wo du Alles kannſt, — jetzt — ſoll' ich's glauben? —
Jetzt hält man, deine Kraft dir lähmend, Rath,
Ob man für Alles, was mir theuer iſt,
Für Helenen — unwürd'gen Frieden kaufe?

Hector.

Ein größ'res Gut, als Helena und Leben,
Der Trojer Glück, des Vaterlandes Ehre,
Beſchäftigt uns! —

Paris.

Ich liebe Vaterland
Und Ehre, ſo wie du! doch grad' die Ehre

Verbietet mir, von Helenen zu laſſen.
Eh' ich ſie dem Tyrannen von Mycenä
Zurückgäb', eher ſchwör' ich hier vor dir
Und insbeſondre vor Polydamas,
(Mit einem grollenden Seitenblicke.)
Dem Tode tauſendfachen Trotz zu bieten!

Hector.

Beſänft'ge dich! — Voreilig iſt dein Zorn, —
Du wirſt dich, ſo wie ich, dem Vater fügen.

Polydamas.

Ich aber ſage, mag mein offen Wort
Auch deinen grimmen Blick noch mehr entflammen,
Ich werde vor dem Könige, wie hier,
Den wahren Vortheil treulich ſtets vertreten.

Hector (zu Polydamas).

Verzeihe, Fürſt, der allzuheft'gen Liebe,
Dem ungerechten Ausfall eitlen Groll's.
(Zu Paris.)
Du aber achte Troja's klügſten Helden,
Wer ihn beleidigt, der beleidigt mich!

Paris.

Allein du weißt, mein Wort hat Helena.
Nur eiferſücht'ger Haß drängt Menelaen,
Ein Band zu trennen, das ſo feſt uns eint.
Mein, — mein durch ihre Wahl und meine
Iſt Helena! Dem Unterdrücker nur
Entriß ich ſie, — zuerſt hat Menelaus

Sie — und allein, geraubt. Und ſo will man
Sein Unrecht krönen? Meines Nebenbuhlers
Mitſchuld'ger ſollt' ich werden, und ſein Opfer
Zurück in's Joch, das es zerbrochen, beugen?
Es einem Gatten liefern, den es haßt?
Das hoffe nie, — ſie hat mein Wort; ich lieb',
Ich ſchirme ſie, und wär's auch gegen — Hector!

Hector.

Was muß ich hören? Will mich Paris ſchrecken?
Der Weiberſklave will des Kriegers ſpotten?
Ich ſtaun' ob deiner Kühnheit, und ſie ſchmerzt mich!

Paris.

Hector, du zählſt zu ſehr auf meine Schwäche.
Ich kann, Vergnügen auch und Ruhm vereinend,
Die Kraft ſich durch Genuß erholen laſſen,
Kann, wie der Gott der Lieder und des Pfeiles
Sein ſelbſterbautes Kleinod, Troja, ſchützt,
Doch bald, den Köcher von der Schulter löſend,
Den Bogen mit dem Saitenſpiel vertauſcht —
Bei Helenen die Waffen, ohne Erröthen,
Uneingedenk des Kampfes, von mir legen;
Doch ſchallt der Ruf nach Rache mir in's Ohr:
Dann bin ich ganz auch Hector's Bruder wieder.
Zum Haupt der Helden ſchufen dich die Götter,
Auch Paris ſchufen ſie zum Sklaven nicht.
Nicht um das Wild des Waldes aufzujagen,
Gab mir Apoll den Bogen, dies Geſchoß; —
Sie halten Probe, Bruder, wollte man

Mir meiner Treue Gegenſtand entreißen; —
Denn Liebe waget und vergißt auf Alles.

Hector.

O edle Denkungsart! Hochherz'ger Held,
Der ſeinen Muth nur für's Verbrechen ſpart,
Und deſſen Kraft ein Anfall nur von Wahnſinn!
Die Liebe macht den Feigen ſelbſt zum Manne;
Der wahre Held, dem Ruf der Ehre folgend,
Zeigt Muth durch Rettung ſeines Vaterland's.
Warum hat dieſe Tugend ſich verläugnet,
Als dich die Pflicht vor unſre Wälle rief,
Dem Menelaus galt es ſie zu zeigen?

Paris.

Ich zeigte ſie vor einer vielmal Größern!
Nicht ſo verächtlich fand mich Hector einſt,
Als ich beim Kampfſpiel ihn entwaffnete.
Behändigkeit und Kraft an mir belobend,
War er entzückt, in ſeinem Überwinder
Den Bruder zu erkennen; damals zeigte
Mir Hector kein ſo ſtreng Geſicht; da liebte
Mich Hector! —

Hector.

Hector, Undankbarer, liebt
Dich noch! Sein Leben gäb' er, dich zu ſchützen,
Und offen noch geſteht er dir's, wie ſehr
Es ihn erfreut, zu ſehen, daß die Götter,
Verſchwendriſch gegen dich, dir Gaben ſchenkten,
Die klug gebraucht, berühmt gemacht dich hätten.

O, warum mußte eine einz'ge Schwachheit
So edlen Gaben ihren Adel rauben?
Was mußteſt, Troja's Stolz und Liebe, du
Die Quelle ſeiner — meiner Übel werden?
Doch ob ich dich verdamm' — ich bin ja doch
Dein Bruder! — Meinem eignen Herzen thu'
Ich Zwang an, wenn ich gegen deiner Liebe
Verhängnißvollen Götzen mich erkläre;
Drum laſſe zwiſchen Griechenland und dir
Des Vaters Ausſpruch heut' allein entſcheiden.
Als Söhne laß' uns ſeiner Antwort harren,
Schlägt er den Frieden ab — nun denn hinaus!
Nimmt er ihn an, — ich bleib, und ohne Murren.
O folge mir, — bewaffne frevelnd nicht
Die Wuth der Liebe gegen unſre Bitten; —
Ich bin der Bürge des Vertrag's allein,
Und hab' ich dran den größten Theil genommen,
So fall' auf mich der Zorn des Himmels auch,
Wenn je ein Troer ihn zu brechen wagte!

Paris.

Noch iſt nicht Friede, — aber in den Rath
Der Helden will ich eher treten, fleh'n
Zu meinem Vater — eh' ich ſolches dulde.
Des Krieges Quelle mag ſein Preis auch ſein!
Des Paris Vortheil nicht will ich verfechten,
Nur Hectors Ruhm, den man beleidiget,
Des Siegers Rechte, die er abſchwört ſelbſt.
Hinweiſen will ich auf's Vergangene,
Auf unſer wüſtes Land, auf Priam's Schmerz,
Auf all die Fürſten, die für Weiberehre

Ihr Blut verſpritzt und Helenen gerächt!
Ja, fragen will ich, ob ein Troer lebt,
Der jetzt den Griechen, den beſiegten Griechen,
Ein Gut zurück will geben, welches Hector
Allein vertheidigt hat, als noch Achill
Und alle Götter ſchützend für ſie ſtritten!
Zum König eil' ich! —

(Ab.)

Hector.

Halt! ich laß dich nicht!
Ich will — doch ſieh' — dort naht Andromache.

Sechſter Auftritt.

Andromache, Hector.

Andromache.

Wohl mir, die Zeit der Thränen iſt vorbei,
In deinen Händen, Hector, liegt der Friede!

Hector.

Wer ſagt' es dir?

Andromache.

Der Friede liegt bei dir!
Dein königlicher Vater will, wofern
Er noch zu unterzeichnen ſchwankt, daß Troja

Den Frieden aus derſelben Hand empfange,
Aus der es ſeinen Ruhm empfangen hat.
Laut jubelnd wogt das Volk um den Pallaſt,
Und Alles rief, wie ſie mich ſahen: „Friede!“
Und Friede ſcholl's von jedem Wall zurück!
Den ſie auf ewig ſchon verbannt geglaubt,
Den Frieden rief der allgemeine Wunſch
Zurück in dieſe Mauern. Priam ſitzt,
Von ſeiner Führer Schaar umringt, im Rathe.
Patroclus um die langerſehnte Stunde zu
Beſchleunigen, hat Tyndar's Tochter ſchon
Auf dieſes Tages Wechſel vorbereitet!
In deiner Hand liegt Troja's Schickſal! —

Hector.

O mäß'ge deine Hoffnung!

Andromache.

Ha, was hör' ich? —

Hector.

Die Führer ſind verſammelt, Priam iſt
Bereit ſie anzuhören; haben aber
Die Bund'sgenoſſen keine Stimm'? — Umſonſt
Verſucht mein Herz, vor dir ſich zu bekämpfen, —
Nicht ohne Wehmuth leg' ich dieſes Eiſen,
Mir unnütz fürder, aus ſiegreicher Hand:
Hab' ich's doch an Achill noch nicht verſucht,
Der ſelbſt in ſeiner Ruhe mich verfolgt;
Der, weil er unbezwungen iſt, den Griechen
Und Troern allen unbezwingbar ſcheint.

Ich fühl' es tief bei dieſem Namen, der
Für ſie ſo furchtbar tönet, daß der meine
Noch eines Sieg's bedürfe; ja — Achill,
Achill fehlt zum Triumphe Hector's noch!

Andromache.

Das Gleichgewicht euch halten werdet ihr,
Wofern das Schickſal günſtig iſt! — — Du mußt,
Wenn du zum Vater gehſt, mein theurer Gatte,
Vorüber am Gemach', wo lieblich ſchlummernd
Aſtyanar, dein Söhnlein, ruht! Ich will
Nachſeh'n, ob er ſchon wach, und ſeiner erſten
Liebkoſung mich erfreuen — wenn ſein Vater
So zärtlich für ihn denken wollt', als ich — —

Hector.

O, ich verſteh', du weißt, wie ich ihn liebe, —
Und daß nur Pflicht, — doch komm' zum Söhnlein mit!

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Paris, Antimachus.

Paris (in größter Bewegung).

Umſonſt! — Es iſt geſcheh'n, — man ſchickt ſie fort,
Und Atreus' Sohn hat ſeine Beute wieder!
All' unſ're klugen Helden, fremd der Liebe,
Vorſichtig ſtets nur die Gefahr im Auge,
Antenor, Helenus, Polydamas,
Aeneas weiſen auf die Ehr', auf's Recht
Der Eh', auf Troja's Wohlfahrt — hin; — du kannſt
Dir denken, was ich ſprach, und wagt' und litt,
Vergebens — ohne Mitleid, ohne Rührung
Vernahmen ſie mein Weinen, meine Klagen,
Kurzum — man ſendet Helenen zurück,
Und Hector führt ſie heut' in's Griechenlager.

Antimachus.

Dein Bruder? — Himmel! —

Paris.

Er! — Ja — meine Lieb'
Und seinen Ruhm verräth' er — und für wen?
Für Atreus' Sohn! — Wenn dieser unsern Mauern
Als Sieger drohte, wollt' ich, Troja's Heile
Mein Glück aufopfernd, dulden, daß sie frei,
Nach eig'ner Wahl, entfremdet beiden Ländern,
Zwar Paris miede, doch auch Menelaus;
Daß, seinem Blick, und meinem ach! sie fern,
Bei ihrer Mutter sichre Zuflucht suchend,
Die Liebe zwäng', um der Natur zu folgen.
Doch nie entreiß' unzeit'ger Edelmuth
Mein Herz der Hoffnung: Glücklich sein zu können!
Ein Opfer bringt man den besiegten Griechen,
Und läßt den Feind an meiner Qual sich weiden.
O, blut'ge Schmach, unsel'ger Widerruf,
Die Ehre mehr noch, als die Lieb' empörend!
Nicht deine Lieb', Atride, — deine Rache
Verlangt ein Weib zurück nach zehen Jahren,
Das dich gefloh'n, gehaß't, dich hassen wird.
In einen Winkel deiner Burg gedenkst
Du sie zu stoßen, willst ein Opfer nur
Für deine Eifersucht, kein Weib; — und ich
Ertrag' es noch! — Ein feiger, kalter Gatte,
Soll ich die Gattin seiner Rache liefern?

Antimachus.

Noch eine Hoffnung übrigt dir, o Herr;
Gewalt'ge Hilfe ward uns zugesichert!

Paris.

Was ſagſt du mir?

Antimachus.

Sarpedon haßt, wie du,
Den Frieden, der ihm ſeinen ſchönſten Wunſch,
Des Ruhmes ſüße Hoffnung, raubt. Er will
Des Jovis-Blutes, das ihn heiß durchſtrömt,
Sich würdig zeigen; ſeiner jungen Kraft
Iſt Krieg Bedürfniß und der Fried' ein Unglück.
Er gibt dir Helenen zurück!

Paris.

Wie, Freund,
Du glaubſt?!

Antimachus.

Ein Wort nur, und der Kampf beginnt!

Paris.

Ich gegen Troja, gegen meinen Vater
Den Arm bewaffnen? — Große Götter!

Antimachus.

Nein, —
Nur gegen Menelaen, um den Frieden,
Mit Recht verhaßt, zu brechen; um ein Weib,
Ein theures Weib, zu retten! Schlag' denn ein!
Brich den Vertrag! Zahlreiche Freunde hab'
Ich ſchon geſammelt; unter unſern Wällen

Sind wir die erſten, ſchon bereitet, ſie
Des tapfern Hector's Händen zu entreiſſen.
Dort beut Sarpedon mit den braven Lykern,
Uns und den Griechen wohl allein gewachſen,
Dir, — ſollte weiter noch die Unbill währen; —
Sein Zelt zur Zuflucht, ſeinen Arm zur Wehr.

Paris.

Mit Schaudern greif' ich nach der ſchlimmen Hoffnung! —
Doch Helena! — Du ſah'ſt ſie ja, mein Freund?!

Antimachus.

Darf ihres Auges ſtrenger Sprach' ich trauen,
Bleibt Helena wohl ihrer Stimmung treu!
Allein ich las in ihres Herzens Tiefen,
Und ihres Zornes ungeachtet, haßt
Sie minder dich, als ſie den Gatten fürchtet.
Sie ſieht ihn unverſöhnlich ſtürmen, bebt
Vor ſeiner Rach' und Wuth. — „Grauſamer Paris,"
Ruft ſie, beweinend ihr Geſchick; — „er hat
Mir Schmach gebracht und wird den Tod mir bringen!"

Paris.

Nein, fehlt' ich gleich, will ich ihr treu doch bleiben!
Wir retten ſie; du leih'ſt mir deinen Arm.
Geh' zu Sarpedon, dir vertrau' ich; doch.
Bereit zu Allem, wagt nichts ohne mich!
Nur Hector's will ich harren; will das Eine,
Das letzte wagen; will zur Bitte mich
Erniedrigen, wenn's fromm't. Allein
Vermag ich nichts; dann bin ich Euer, Freund!

Und zwingt er mich zum ernſten Schlachtenwurfe,
Dann künd' ich's euch, und Helena ſoll richten,
Ob ich, ob Atreus' Sohn ſie mehr verdient!

Antimachus.

Ich harre deines Winkes, zähl' auf mich.
Ich ſcheue minder nicht als du den Frieden,
Und heil'ge Feſſel knüpft mich an den Krieg:
Du rächſt ein Weib, und einen Bruder ich,
Den Bruder, den Patroclus, der da wie
Ein Freund zu uns kam, vor den Augen mir
Erſchlagen hat. Ich habe wider Willen
Mit der gerechten Rache lang gezögert.
Vertraue meinem Muth; ich fühle mich
Beglückt, die Stimme der Natur, der Freundſchaft
Und meines Herzens zu befriedigen.
(Geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Paris (allein).

Ja Krieg! — Eh' ich vom Menelaus
Den ſtolzen Raub mir frech entriſſen ſehe,
Laßt uns des mächt'gen König's Hilfe ſuchen,
Laßt uns aus Lycien ein Troja machen! —
Pfui! — Stifter du der Zwietracht und des Aufruhr's,
Was ſprachſt du? — G'nügt es dir nicht, Phrygien
Vom Blute ſeiner Kinder, von dem Blute
Der Deinigen getränkt zu ſeh'n? — Als Geißel

Der ganzen Welt, willſt du, in deiner Wuth,
Auf einen König, deinen Freund, dein Unglück
Verpflanzend, ſeine üpp'gen Au'n verwüſten,
Mit Pergam's Schickſal ſeine Städte ſchrecken,
Und, Helenen und deine Schmach mit dir
Allwärts verſchleppend, zwei verhaßte Namen
Einſt ſpät wie einen Fluch erklingen laſſen?! —
Oft, Helena, oft machteſt du, gerechter,
Zartfühlender als ich, dir unſre Leiden
Zum Vorwurf, faßteſt den Gedanken, fern
Von Menſchen, einſam, deine Qual und Klage
Im Schooße deiner Mutter zu begraben! —
Wohlan! So ſei dies unſer Beider Ruhm!
Dir folgen und dich lieben ſei mein Glück!
Laß einſam uns in deiner Mutter Schoos
Den Schwur der ew'gen Liebe legen. Ja,
In's Herz der Wüſten folg' ich dir. Nichts ſcheut
Die Bruſt, kann ſie für dich nur leben. Fern
Von Neiderblicken gelte mir der Name:
„Dein Gatte“ mehr, als alle andern Namen! —
Doch ſiehe! — Hector!

Dritter Auftritt.

Hector, Paris.

Paris.

Nun? man raubt ſie mir? —
Und du! — doch ehe dieſer Friede — Nein!

Ich will nicht zürnen, Frevel wär's! Doch laß
Das Äußerſte mich wagen! Thu's, um Übeln
Zuvorzukommen, etwa — Frevelu! Zögre
Noch mit dem Abſchied; du vermagſt es! — habe
Mit einem Bruder, der verzweifelt, Mitleid!
Muß ich es denn, ich will ſie nimmer ſehen;
Doch zwinge drum die Unglückſel'ge nicht
In's Joch zurück, das ſeufzend ſie zerbrach!

Hector.

Du biſt ein Sklave keiner Schwäche! Mitleid
Führt hier der Liebe Wort am ſchlimmen Platz.

Paris.

O, wirf mir meinen Ungeſtüm nicht vor,
Er iſt durch die entſchuldigt, die ihn weckte!
Oft haſt du unterm Wall die Greiſe ſelbſt,
Entzückt von ihrem Anblick, rufen hören:
„Ja, Hellas muſste für ſie kämpfen; — Paris
„Iſt zu entſchuld'gen, fand er ſie ſo ſchön!“

Hector.

Der König ſprach es aus; — ich gab mein Wort!
Und wich der Ruhm, kann auch die Liebe weichen.
Mehr! — ſtimme bei! — der Fried' iſt dann dein Werk!
Ja, Ruhe braucht's, beim Zeus, und ſtarken Muth,
Um ſo der Pflicht die Neigung hinzuopfern,
Das fühl' ich ſelber! — Sehen konnteſt du,
Wie ſchwer mir's fiel, die Laufbahn abzuſchließen,
Die zehen Jahr' als Sieger ich gewandelt.
Doch wenn wir nun dies blut'ge Ringen enden,

Beglücken wir zwei eiferſücht'ge Völker,
Beſchwicht'gen eines greiſen Vaters Kummer,
Und trocknen einer Mutter Aug' für immer!
Wir löſchen aus den immer lohen Brand,
Den ein prophetiſch dunkler Traum ihr in
Den Lenden angeflammt, als einſt im Sohne
Die tiefgebeugte Mutter eine Fackel
Zu ſchau'n gewähnt, die Troja wird verbrennen!
Wahr iſt's, das Glück ſchien, günſtig lange Zeit,
Der Schreckensvorbedeutungen zu ſpotten;
An unſre Sohlen ſchien der Sieg gebannt:
Doch ſeine Gunſt geht oft der Mißgunſt vor.
Zum Frieden lenkt nun Zeus der Griechen Sinn,
Und ſetzt damit die Gränze ſeinen Gaben.

Paris.

So theilſt du eine leere Furcht! Im Schooße
Des Glückes ſiehſt du Unglück? Hector will,
Dem eignen Schickſal ſpottend, einen ſichern
Triumph dem zweifelhaften Rückzug opfern!
Wenn Argos' Held noch ſiegreich vor den Wällen
Von Troja Schreck und Noth und Leichen ſä'te:
Der erſte wollt' ich für's gemeine Wohl
Mein Liebſtes opfern. Doch nun wandelt Flucht
Vor deinen Waffen her, und machtlos ſtellt
Der Griechen Wuth ſich deinem Muth entgegen.
Achill, auf den ſie hofften, ging, und reizt
In läſſ'gem Groll die Götter gegen ſie.
Er wird das Schwert von Neuem, heißt's, ergreifen,
Caſſandra hat in heil'ger Fieberglut
Andromachen die Thräne neu entlockend,

Verkündigt daß er ſchrecklicher, als je,
Aufſteh'n und wiederkommen werde. Glaubſt du
Caſſandren, oder fürchteſt du Achill?

Hector (ernſt).

Mein Bruder! . . .

Paris (lebhaft).

Ha! welch' edler Zorn! Er ſcheucht
Den ungerechten böſen Argwohn fort,
Der wider dich mein Herz empört, doch den
Vielleicht auch das Gerücht allein von einem
Schmachvollen Frieden hätt' erzeugen können.

Hector.

Wie prüf'ſt du mich!

Paris.

Ich leſ' auf deiner Stirne,
Daß du den ſchändlichen Vertrag verſchwörſt!

Hector.

Du nährſt voreilig eine leere Hoffnung!
Ich gab mein Wort, und in Patroclus' Hände
Schwur Priam feierlich den Friedenseid.
Patroclus bleibt als Geißel hier. Ich gehe
Mit Helena; mit meinen Schweſtern ſchritt
Ihr Hecuba zum Skäerthor voran:
Sie harret mein; ich eile nun, mein Bruder,
Sie Menelaen ſelbſt zurückzuführen.

Paris.

Was ſprichſt du? — Fort, ihr Götter!

Hector.

Welche Haſt?!

Paris (in der größten Unruhe).

Ich muß! — man raubt mir Hellas' Wunderkind!
Troja verräth mich! — Schweige Pflicht! Lebwohl!

(Er will ab.)

Vierter Auftritt.

Hector, Paris, Euphorbus, Wache.

Euphorbus.

Bereit iſt Alles, Hector. (Zu Paris.) Dich, mein Fürſt,
Halt' ich in Priam's Auftrag hier zurück!

Paris.

Zurück!

Hector (ihn zurückhaltend).

Was thuſt du, Bruder? Dem Geheiße
Des Vaters wagſt du dich zu widerſetzen?

Paris.

Umſonſt!

(Die Wache bildet auf Euphorbens Wink einen Halbkreis um ihn.)

Man wagt's, gewaltſam mich zu greifen?

Hector (im Abgehen zurückkehrend).

Verzeih' der Strenge, die uns Noth gebietet, (zu den Andern)
Bald ihn zu tröſten, bin ich wieder hier. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Paris, Wache.

Paris.

Geraubt! — geraubt? — ha! ſchändlicher Verrath,
Daß mir die Sinn' in buntem Wirbel kreiſen!
— Nichts mehr zu hoffen!? —
(Fällt vernichtet auf einen Sitz.)

Sechſter Auftritt.

Paris, Andromache.

Andromache.

Ja, durch dich, durch dich. —
Der dieſem Tag ein ſchweres Opfer bringt,
Daß er für Troer und für Griechen ward
Ein Tag der Freuden, — iſt Andromache
Nun wieder glücklich! O, wie ſchwör' ich jubelnd
In dieſem frohen Augenblick all meine
Unzeit'ge Klag' und eitle Sorge ab!
Hat Paris heiße Thränen mir entpreßt,

So ſtillt er ſie auch wieder! — Ja, vergeſſen
Sei Alles nun, da Alles du vergütet! —
Mein Bruder laß' uns wieder Freunde ſein! —
Du ſchweigſt?!

Paris (ohne ſie zu bemerken).

Und das — das iſt ein Bruder! — Schrecklich,
So iſt's geſcheh'n, ihr Götter! —

Andromache.

Paris, ſei
Ein Mann! —

Paris.

Die Lycier! — —

Andromache.

Paris!?

Paris.

Ohne mich
Wird's keiner wagen —

Andromache.

Du biſt fürchterlich!

Paris (Andromache bemerkend).

Was ſeh' ich? du? du, Schweſter! — Sieh' mein Alles,
Mein Bruder hat's, dein Hector, mir geraubt!

Andromache.

Er endet unſre Leiden!

Paris.

Helena

Flieht ihren Paris —

Andromache.

Ihrem Gatten folgt ſie —

Paris.

Sie kehrt nach Sparta heim!

Andromache.

Sie rettet Troja!

Paris.

Entflamm' ſie, Liebe!

Andromache.

Tugend ſtärke ſie!

Paris (mit Begeiſterung ſich erhebend).

Und du, Cythere, du verlaß mich nicht!
Für dich hab' ich Athene'n, für dich Here'n
Getrotzt, und dir den Preis gegeben,
Geb' ihn dir noch! Du biſt es, Cypris, du,
Die ich in Helenen verehre! Göttin,
Beſchirm' an dieſem Tag dein Meiſterſtück,
Damit die Schönheit, treue Liebe krönend,
Der Schuld vom Ida ſich entledige! —
Antimachus! —

Siebenter Auftritt.

Paris, Andromache, Antimachus.

Antimachus (hereinſtürzend).

Sie iſt dir rückgegeben!

Paris.

O ſprich!

Andromache.

Was bringt er?

Paris.

Unverhoffte Gunſt!

Antimachus.

Schon nahte Hector ſich mit Helenen,
Um ſeinen Schwur zu löſen, dem Atriden;
Und Griechen und Trojaner drängten ſich
In gleicher Freudetrunkenheit heran,
Um ſolch' ein rührend Schauſpiel anzuſehen,
Und tauſend Hände ſind erhoben, — ſieh!
Da zuckt, raſch, wie der Blitz, vom Griechenlager her,
Ein Pfeil, durchſchwirrt die Luft, man glaubt, er träfe
Den Hector! —

Andromache.

Götter!

Paris.

Meinen Bruder!

Antimachus.

Knapp
An Helenus nur ſtreift er hin; — man murrt,
Die ganze Ebene bewegt ſich; man
Wird handgemein; in Strömen fließt das Blut;
Mehr als ein Held ſchon ſank durch Hectors Eiſen;
Er ſelber, wüthend, ſchwur, daß Helena
Mycenä's Wall nie wiederſehen ſolle!

Paris.

Fort! Laß den ſchönen Schwur uns wiederholen!

Antimachus.

Ja komm, laß uns vor Hector's Augen ſiegen!

(Er gibt ihm die Waffen, die einer aus dem Gefolge trug, zurück.)

Frei biſt du nun, nimm deine Waffen wieder!

Paris.

Erwünſchter Kampf! Gefahr voll Luſt! Ich kämpfe
Für Helenen! Nun, Menelaus, komm!
Schreckbild Achilles, komm! Ich will dir ſtehen!
Die Hoffnung winkt, nun iſt mir nichts unmöglich!
Ich darf beglückt ſein, und bin unbeſiegbar.

(Ab.)

Achter Auftritt.

Andromache (allein).

Man kämpft! — O Götter, ſchaudernd blick' ich hin,
Wo ſich der neue Abgrund vor mir öffnet!

Neunter Auftritt.

Andromache, Patroclus.

Patroclus.

Empört wie du, o, Hectors edle Gattin,
Eil' ich, den frevlen Kampf, den ſchlimmen Handſtreich,
Der dich bekümmert, zu mißbilligen! —

Andromache.

Verräther, fort! — Der Griechen Näh' entſetzt!

Patroclus.

Und ſoll ein Grieche der Verräther ſein,
Patroclus war es nicht, will's niemals werden!
Den edlen Hector bat ich um den Frieden;
Ich war die Geißel, und ich bleib' es auch.
Ich kenne nicht, — bei meiner Ehre ſchwör' ich's, —
Ich kenne nicht die Hand, die das Geſchoß
Treubrüchig ſchnellte. War's vielleicht ein Gott,
Der auf der Menſchen Ruhe neidiſch blickt,

Wo nicht, ſo war's ein namenloſer Grieche,
Den, wenn er kund wird, ſie auch ſtrafen werden,
Doch täuſchen ſoll ihn ſeine frevle Hoffnung!
Ach, bei den ew'gen Göttern, Fürſtin, hilf mir
Des Siegers Zorn, des wüthenden, entwaffnen;
Ich, des verletzten Friedens treuer Bürge,
Ich bleibe hier, was ich begann, zu enden!

Andromache.

Fürſt, neu beſeelſt du die erſtorbne Hoffnung!
So wohnt doch bei den Griechen Tugend noch?!
Ja, bau' auf mich, auf meine Zärtlichkeit,
Mit der ich ihm den Rächerarm will lähmen;
O wüßteſt du ....

Patroclus.

Ich weiß, — auch wenn ihr ſiegt,
Daß Hectors Gattin muß den Frieden wünſchen!

Andromache (unruhig).

Erkläre dich — wer hat dir das enthüllt? — —

Patroclus.

Du bebſt für Hector, was verhehlſt du mir's?
Du kannſt es ohn' Erröthen mir geſteh'n:
Wer Freundſchaft kennt, der kennet auch den Schrecken.
Du duldeſt; — ach! ich dulde minder nicht:
Für Hector bebſt du; für Achilles ich.

Andromache.

Du, Fürſt?

Patroclus.

Nach Calchas' Ausſpruch harrt Achill's
Der Ruhm vor euren Mauern und der — Tod.
Dies böſe Schickſal, das er weiß, doch ſtolz
Verſpottet, muß es nicht den Freund betrüben? —

Andromache.

Ihr allgewalt'gen Lenker unſrer Looſe,
Der, den ich lieb', und jener, den ich fürchte —

Patroclus.

Sind beide von der Parze Hand bedroht.

Andromache.

Der iſt dein Freund!

Patroclus.

Und der dein theurer Gatte!

Andromache.

Wohlan! der Wunſch, ſie beide zu erretten,
Soll unſre Kraft, wie unſern Wunſch vereinen;
Mein Vortheil iſt der deine nun geworden,
Und beide ſtreben wir nach Einem Glück!

Patroclus.

Ich ſteh' als Mittler in dem ſchönen Bunde!

Andromache.

Ich ſchwör' es bei der Lieb' —

Patroclus.

Ich bei der Freundſchaft!
Doch wer war der Verräther? Kennen muß
Ich ihn! Ein Grieche, glaub' ich, war es nicht.
Griech' oder Troer, gleichviel, meine Ehre,
Die er beleidigt, heiſcht des Räthſels Löſung.
Was ich vermag, ich ſetz' es, Fürſtin, dran,
Des feigen Anſchlag's Falten zu entwirren.
Leb' wohl indeß; auf baldig Wiederſeh'n!

Andromache.

Im Tempel ruf' ich alle Götter an!

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hector, Paris, Krieger.

Hector.

Getroſt, mein Bruder! Glaub' mir, nicht verwechſelt
Mein Haß mit Mördern deine Helena!
Wiewohl ich ſie verdientem Loos entzogen,
Und nun das Recht des Siegers auf ſie hätte,
So ſoll ſie doch hier im Pallaſt, wie ſonſt,
Geehrt und frei und friedlich fürder weilen.
Doch nie — noch einmal ſchwör' ich's, — ſoll Eurotas
An ſeinem fruchtbar'n Strand ſie wiederſeh'n!
Du ſammle jetzo ſchleunigſt unſre Scharen;
Bis Nachts behalten wir den Stand wie jetzt.
Bei'm erſten Sturm von mir zurückgeworfen,
Vermögen ſich die Griechen nicht zu halten.
Dem Lycierkönig und dem tapfern Sohn
Anchiſens widerſteh'n ſie nur; doch kehrt
Die Sonne, die in's Meer nun taucht, zurück,

Dann will ich ſelbſt in ihre ſchwachen Reihen
Den Phalanx unſrer Krieger werfen, will
Sie drängen, rings umſchließen, ihre
Beengten, zagenden, zerſtreuten Scharen,
Durch die Verwirrung und mein Schwert begünſtigt,
Bis zu den Schiffen jagen, ſie verbrennen,
In's Meer die Trümmer ſtreuen, zuſchau'n dann,
Wie bei des Brandes Loh' Achill, erſtaunt,
Des eignen Zornes ſchlimme Frucht beweint,
Und ihn vielleicht für ſich zu zittern zwingen.
Doch was kann Kraft, wenn nicht die Götter helfen.
Drum laßt zum allgewalt'gen Zeus uns fleh'n,
Am Morgen ihm ein feſtlich Opfer bringen!
Ihn müſſen wir für unſre Sache ſtimmen;
Der Guten Hoffnung und der Böſen Schreck,
Muß er den Arm uns gegen Hellas waffnen!
Von ſeinem Altar nehm' ich mir den Blitz,
Um ihre Flotten in den Staub zu malmen.
Geh hin, Andromachen erwart' ich hier;
Ich will ſie nur auf Augenblicke ſehen,
Sie wußte mich bedroht: — du kennſt ſie ja!

Paris.

Wohl! Doch ihr Herz, zieh' nimmer es zu Rathe!
Das Schickſal tadelnd, Frieden wiederfordernd,
Wird ſie beklagen deinen neuen Sieg.
Ich danke froh den Göttern, die ein Bündniß,
Verderblich für uns beide, löſ'ten, und
Verzeih' die Schuld, — vielleicht den Irrthum nur, —
Der dich dem Ruhm, das Glück mir wiedergibt! (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Hector, Andromache.

Andromache (ſchnell hereinkommend).

Biſt du's, mein Gatte? du, mein einzig Hoffen!
So hab' ich dich? — wie ſehr bedurft' ich dein.
(Sie muſtert ihn mit den Augen.)
So hat der falſche Pfeil dich nicht getroffen?
So fand des Frevlers Hoffnung ſich getäuſcht?

Hector.

Sein Ziel war Helenus, der weiſe Held:
Mich hat der Götter Gunſt geſchirmt, die Hector'n,
Sollt' er am Fuße dieſer Mauern fallen,
Durch beſſre Hand zu fallen werth erkennt!

Andromache.

Dich ſchützte Pallas! Eben lagen wir
Vor's Bild der Göttin weinend hingeworfen,
Priam und Hecuba und ich, und flehten
Sie an; beſchwert mit unſern Gaben, bat ſie
Polydamas, das Opfer ſelbſt verrichtend,
Um dieſes falſchen Volkes Züchtigung.
Er harrt nun ihres Ausſpruch's. —

Hector.

Reiner Liebe
Vollkommen treues Abbild! Ja der Tag,

Wo mich der Frevel wieder ruft zum Kampfe,
Wird mich erhöh'n und deinen Kummer enden.

Andromache.

Ich glaubt' an diesem Morgen ihn geendet,
Ich pries mein Glück, und nur zu meiner Qual
Hat Zeus so schändlichen Verrath erlaubt, —
Weh mir! — Doch nein! — wer weiß — es läßt sich wenden...

Hector.

Im Griechenblute will ich ab ihn waschen!

Dritter Auftritt.

Hector, Andromache, Patroclus.

Patroclus.

Mein Fürst! —

Hector.

Du bist's? Dich muß ich wiederfinden?
Ist's blinder Eifer? Ist es arge Frechheit?

Patroclus.

Mich hält mein Eid hier, und ich staune über
Mich selbst, daß ich vor Hector's Auge trete,
Den doch gerechter Zorn entflammen muß; —
Allein die Pflicht erheischt's, und ich gehorche!

Hector.

War's deine Pflicht, du Werkzeug Griechenland's,
Vom Mißgeſchick mit Trug euch loszukaufen,
Und, mit dem Ölzweig in der Hand, um Frieden
Zu feilſchen, nur damit ihr deſto beſſer
Der Thaten ſchwärzeſte vollführen könntet? —
Ich ſteige, meinem Ruhme treulos, nieder
Vom Siegeswagen, wo mir Alles bebt;
Ich zwing' in meinem Herzen, das Verzug
Nicht kennt, die Luſt, den Helden zu bekämpfen,
Deß Name mich erſchüttert, der allein
Vor Troja's Wällen mir noch nicht geſtanden;
Ich kränke den geliebten Bruder; ſtimme,
Ihm, wie mir ſelbſt zum Trotze, für den Frieden;
Ich geb' mein eigen Wort zum Pfand; was ſag' ich?
Ich bring' in's Griechenlager Menelaen ſelbſt
Die Schönheit, die er heim verlangt und liebt;
Und jetzo will aus dem verworfnen Volk
Ein feiger Mörder meine Bruſt durchbohren?
Doch die da droben, die kein Frevler täuſcht,
Die ew'gen Götter, werden ihn beſtrafen!
Und nahe iſt der Tag, — vielleicht ſchon da,
An dem, beſiegt, zerſtreut, und ruhm- und ſchirmlos,
Die's ihm gerathen, Alles nun durch ihn
Verlierend, oder land- und meeresflüchtig,
Mit ihrem Sturz die Welt erſchüttern werden!

Patroclus.

Der Götter Rache ruf' ich ſelbſt herab
Auf jenen Eidvergeſſnen, wer's auch ſei!

Bedenke, daß ich, wenn dein edles Herz
Noch ſtets den Eifer ehrt, der mich beſeelt,
Gewiß nichts ſparte, um ihn zu entdecken.
Darf ich dem ſchmerzlichen Gerüchte glauben,
So ſoll's — (und mehr als dich, betrübt mich das!)
So ſoll's ein Grieche ſein; doch ſeinen Namen
Und ſeines Frevels Abſicht kenn' ich nicht.
Auch Agamemnon kennt ihn nicht; der Furcht
Unfähig, iſt er über Trug erhaben,
Und Griechenland hat keinen Theil daran.
Bei unſerm Heer, das du zurückgeſchlagen,
Bei dieſem Arm, der es zerſtreut, ich ſchwör's:
Ihr Rückzug bürgt für ihre Unſchuld mir.
Als Schuld'ge, hätten deine Rache ſie
Vorausgeſeh'n. Doch, weit entfernt, zum Kampf
Gerüſtet ſie zu finden, ſah'ſt du alle
Zum Friedensaltar freudig wehrlos eilen.
Noch einmal, Fürſt, verklage Hellas nicht:
Nur Einer hat gefrevelt.

Hector.

Alle haben's.
Iſt Hinterliſt bei euch denn etwa neu?
Nächtliche Züge, niedre Finten ſind
Die größten Titel eurer erſten Helden.
Im Arm des Schlummers Krieger würgen, ohne
Gefahr und Schwertſtreich ihre Roſſe rauben; —
So ſeid ihr Griechen! — Thäter oder Hehler;
Iſt ein Ulyſſes doch nur unter euch.

Patroclus.

Der heft'ge Ausbruch eines blinden Zorn's
Macht dich vergeſſen, Fürſt, daß unter uns
Ein Ajax — und, vor Allen — ein Achill!

Hector.

Warum denn laſſen ſie ſo lang die Kraft,
Träg euer Aller Unglück ſehend, ruhen?

Patroclus.

Beklag' dich drüber nicht.

Hector.

Verwegner!

Andromache (zu Patroclus).

Herr!

Hector.

Rühm' einen Mann nicht, der, durch Schimpf entmannt,
Verſteckt im Lager weint, anſtatt zu kämpfen.

Patroclus.

Achill verſteckt!? — Entehrender Verdacht!

Hector.

Kränkt's ihn, er komm' und fordre Rechenſchaft.

Patroclus.

Zu wohl nur weißt du, wie er Unbill rächt!

Hector (verächtlich).

Und ſeine Ruhe —?

Patroclus.

Seine Ruh' iſt Rache!

Hector.

Ich weck' ihn draus!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Paris, Krieger.

Paris.

Zu Hilf', Fürſt, den Troern,
Gib ihnen Hoffnung — ſonſt iſt Alles aus!

Andromache.

O, wendet's Götter!

Hector.

Sprich!

Paris.

Du hießeſt uns
Bis Tagesanbruch noch des Blutes ſchonen,
Und, unſern Muth bezwingend, nur die Griechen
In ihren Wällen eingeengt erhalten,

Um deſto ſichrer unſres Sieg's zu ſein;
Doch Held Sarpedon wußte bald das Heer
Durch ſeiner Worte Feuer aufzureizen.
Zu zeigen drängt' es uns, daß, wenn auch Hector
Nicht bei uns iſt, das bloße Angedenken
An ihn uns ſchon den Sieg verſchaffen könne.
Schnell treiben wir die Griechen vor uns her,
Die im gewandten Lauf, zum letzten Schirme,
Zu ihren Schiffen, eilen. Alles weicht,
Fällt oder flieht. Mit ihrem Grabesdunkel
Vermehrt die Nacht den Schrecken des Tumult's.
Verwirrung rings; die Tapferkeit wird Wuth.
Auf blut'gen Reſten dämmt ſich uns der Weg:
Kein Rang, kein Ziel; wir ſtürmen blindlings drein:
Ein angebrannter Span iſt unſer Banner;
Wir jagen vor uns her die flücht'ge Hellas,
Und überſpringend ſchon des Helleſpont's
Geſtad', wirft Mars ſich mit uns in die Waſſer,
Und ſchleudert Rächergluth in's erſte Schiff, —
Als von den Höh'n, die der Atriden Lager
Von Phtia's Volk und ſeinen Führern trennen,
Von eines Flammenkreiſes Licht umkrönt,
Das durch die Nacht noch heller funkelnd glänzte,
Gleich einem ungeheueren Koloß,
Dem unbeweglich ſtillen Heere ſich
Ein Krieger zeigte . . .

Patroclus (freudig).

Das iſt er!

Andromache (zuſammenfahrend).

Achill!

Paris.

Er ſelbſt!

Hector (ruhig).

Vollendet. —

Paris.

Keine Waffen trägt er,
Doch der Aegide ewig lichter Kreis
Strahlt auf der Bruſt ihm, und von ſeiner Stirne
Geht eine überird'ſche Flamm' aus, deren
Unheimlich Feuer Troja fern beleuchtet.
Jetzt thut er einen Schritt g'en uns, — nur Einen;
Und dreimal wiederhallte ſeiner Stimme
Furchtbarer Schall! — Der Ruf, den Troern ein
Signal zum Rückzug, hat die Griechen ſchnell
Vereint; — an ihre Spitze werfen ſchleunig,
Voll Kampfwuth, Agamemnon ſich und Ajax;
Den Göttern trotzend noch folgt Diomed;
Ulyß, beſeelt durch dieſes Schreckenszeichen,
Rächt froh, weil Hector fern iſt, ſeine Wunde.
Ein Augenblick hat alles umgewandelt,
Und auf der Ebene zerſtreuet ſuchen
Jetzt unſre Krieger ängſtlich ihre Wälle.
Soldaten, Waffen, Banner, Wagen, Roſſe
In buntem Knäuel alles durcheinander;
Antimachus ruft ſie zum Kampf, — umſonſt! —
Wie er auch tobt, Achillens Grauenbild
Verfolgt ſie triumphirend allwärts hin.
Laut ruft wohl tauſendfach: Achill! der Grieche;
Der Troer wiederholt's, — und flieht zur Stadt.

Hector.

Erſchien er einmal!

Patroclus.

Bei den Göttern, Hector,
Stimm' in den Frieden ein, noch kannſt du es.

Hector.

Bald ſoll der Troer dieſe Furcht verlernen!

Patroclus.

Zwing' nicht Achillen wieder zu den Waffen.

Hector.

Dein droh'nder Rath beleidigt meinen Muth.

Patroclus.

Wie viel des Blut's wird fließen, ziehſt du fort!
Ich wag' es, dich zu bitten! —

Hector.

Eitle Bitte.

Patroclus.

Noch hält mein Wort gefeſſelt mich bei dir!

Hector.

So nimm's zurück, und zieh'. (zu Paris.) Du gehſt mit ihm,
Und führſt ihn ſicher bis zum Leichenlager.

Patroclus.

Du willſt es ſo, ich muß dir denn gehorchen.
Du ſchlägſt den Frieden aus, ſo nimm den Krieg,
Ich geh'; — doch kenn' ich nun den Weg nach Troja,
Und will zurück im Sturm der Schlacht ihn wandeln!
Leb wohl.

Andromache.

Patroclus!

Patroclus.

Ärmſte, lebe wohl! (Ab.)

Hector (zu Paris).

Du ſchützeſt ihn! Bald ſoll der Kampf beginnen!
(Paris und ſeine Krieger gehen mit Patroclus ab.)

Fünfter Auftritt.

Hector, Andromache, Krieger.

Andromache.

Wie ſchwer, mein Hector, fiel es mir, zu ſchweigen!

Hector.

Zu Priam geh'.

Andromache.

Du eilſt, den Tod zu ſuchen.

Hector.

Sag' ihn zu geben!

Andromache.

Eine Göttin, — heißt es —
Kämpft unzertrennlich an Achillens Seite.

Hector.

Die Götter ſteh'n mir bei, die Meineid haſſen!

Andromache.

Doch unverwundbar iſt er: — Thetis, ſagt man, — —

Hector.

Aus ſeinem Muth erklär' ich mir dies Mährchen:
Die er beſiegt hat, machten ihn dazu.

Andromache.

Doch wenn er's wäre, ſprich, — was hoffeſt du?

Hector.

Wart', ob er's ſei, bis Hector ihn bekämpft.

Andromache.

Doch was vermag ein Sterblicher g'en ihn?
Ein Werk von Götterhand iſt ſeine Rüſtung.

Hector.

Ich nehme ſie ihm ab!

Andromache.

Mein Gatte, denke,
Geſchehen iſt's um uns, ſobald du fällſt.

Hector.

Ich bin nicht mein, ich bin des Vaterland's.

Andromache.

Doch hat dein Sohn ein Recht noch auf das Leben.

Hector.

Einmal vielleicht auf die Unſterblichkeit,
Wenn er's dem Vater nachthut.

Andromache.

Frevle nicht!
Ich laß' dich nicht, ich ſterbe, wenn du ſtirbſt!
Doch wen erblick' ich? —

Sechſter Auftritt.

Hector, Andromache, Polydamas.

Andromache.

Weiſer Freund der Götter,
Polydamas, o ſteh mir bei! Achillen
Bekämpfen geht er, ſtürzt den Staat und ſich!

Polydamas.

Die Götter knüpften an ſein Loos das unſre,
Ich weiß, und würde zittern, ſo wie du,
Wenn Pallas nicht mich neu ermuthigt hätte.

Andromache.

Pallas! — —

Polydamas.

Der ſchnelle, unverhoffte Wechſel
Hat mich, wie euch befremdet. Mehr, denn Ein
Ungünſtig Zeichen, fern, die Göttin uns
Geneigt zu zeigen, kündete vielmehr,
Daß, wie ſie ſelbſt, ihr Zorn unſterblich ſei.
Auf ſtieg der Weihrauch, vor den Altar legte
Die herrliche Theano unſre Spenden;
Da ſchüttelte das Bild die Blumenketten
Von ſeiner Stirn, ein neues Feuer glänzte
Aus ſeinen Augen; ſeinen goldnen Speer
Bewegt' es dann, und das Orakel ſprach.

Andromache.

Du mußt ihn hören, Hector, ihren Spruch.

Hector.

Schnell ſprich es aus, was das Orakel kündet.

Polydamas.

„Dasjenige von beiden Völkern, die
Hier kämpfen, welches den verrätheriſchen

Urheber jener Liſt geboren hat,
Durch die das Werk des Friedens ward vereitelt,
Büßt heute ſeiner Helden beſten ein!“

Hector.

Hörſt du's, Andromache?

Andromache.

Fürſt! — Darf ich's glauben —?
Und Pallas that den Ausſpruch, der uns Sieg
Verſpricht! und ich, — ich wagt' aus eitler Furcht,
Caſſandra's Träumen Glauben beizumeſſen?
Ja, meine Furcht war Frevel an den Göttern!
Den falſchen Liſterſinnern dieſe Furcht!
Athene ſelbſt beſchloß, ſie zu verlaſſen,
Der Göttin eignes Wort verdammte ſie.
Geh' immerhin, mein edler Held; zieh' hin
Zum Sieg!

Hector.

Die Vorbedeutung nehm' ich an.

Andromache.

Du aber, der allein ſein Feuer zügelt,
Zieh' mit und kämpf' an ſeiner Seite! —

Polydamas.

Ja,
Das ſei mir ſeiner Achtung Unterpfand,
Das meines Eifers Lohn. Ich hätt' es mir
Nicht nehmen laſſen, und will's treu bewahren!

Ich habe dir, mein gottgeliebter Held,
Dein Glück vorausgesagt, ich will's mit dir
Auch theilen —

Hector.

Sag', es mir am besten sichern!

Komm! —

(Ab. Andromache folgt ihnen mit ihren Blicken lange nach.)

Siebenter Auftritt.

Andromache (allein).

Du wirst siegen! — Ja, der nächste Morgen
Gibt schöner, herrlicher dich mir zurück!
O Hoffnung deiner Lieben, Zier des Land's,
Du wirst nun deiner Tugend Preis empfangen.

(Himmelan.)

Und ihr dort, denen er so treu gehuldigt,
O, wollt der Erde euer Bild erhalten!
Ihr seid ihm schuldig eure ganze Huld,
Und Troja's größtes Herz wird sie verdienen!

Achter Auftritt.

Andromache, Cephiſe.

Andromache.

Cephiſe, weißt du's, unter guten Zeichen
Zog Hector fort!

Cephiſe.

Ein günſt'ger Ausſpruch, heißt es,
Verſpricht uns Sieg, und wir verdanken ihn —

Andromache.

Athene'n! Unſer Flehen möge nun
Den unverhofften Beiſtand uns erhalten. —
So höre denn. In früh'ſter Frühe nimm
Aus meiner Brautgewänder Vorrath, die
Man mir aus ſchwerem Stoff und Gold gewoben,
Den ſchönſten meiner Schleier, weißt du, jenen,
Der reich beſät mit goldnen Sternen prangt,
Den Hecuba mir gab, am frohen Tage,
Wo mir am Altar ihres Sohnes Hand
All' meiner Wünſche ſehnlichſten gewährte.
Und dieſen Schleier mag die Prieſterin
Zum Tempel tragen, und der keuſchen Göttin
Ihn auf die Kniee legen; iſt er doch
Das Theuerſte, was ich ihr bieten kann;
Mein Leben gäb' ich, um ſie zu erweichen!

Vereine dein Gebet mit meinem Opfer
Und mit dem reinſten Weihrauch ehr' ihr Bild.

Cephiſe.

Es ſoll geſcheh'n! Doch nun du wieder hoffeſt,
Was flieheſt du den Schlummer? Gib ihm nach,
Schon ſchlummert Alles.

Andromache.

Nein, ich kann nicht ſchlafen;
Iſt doch für's Wachen meine Furcht zu groß.
Laß uns an Hector denken; zwar, er wird
Als Sieger wiederkehren, aber blutig,
In edlem Schweiß gebadet, ſein Gelock
Von dichtem Staub gebleicht; laß uns Arome,
Laß heilſam Waſſer uns bereiten, welches
Des Kampfes herbe Mahle tilgend, wieder
Kraft ſeinen Gliedern, Glanz den Zügen leiht.
Zu pflegen ihres Hectors, eifert ſeine
Andromache; das Herz der Gattin kann
Ihm kein's erſetzen! — Komm' an unſre Pflicht: —
Und kann ich's, — will ich dann auf Augenblicke
Zur Ruh' mich legen, wo mein Söhnlein ruht.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Andromache, Cephiſe.

Cephiſe.

Bei deinem Sohn! Verſcheuch' die Schreckensahnung!

Andromache

(die verzweifelt hereinſtürzte und ſich auf einen Sitz niederwarf).

Ich werd' ihn nimmer ſeh'n!

Cephiſe.

Welch Grau'nbild ſchwebt

Vor deinem Aug'?

Andromache.

Ich werd' ihn nimmer ſeh'n.

Cephiſe.

O, Götter! mäßigt ihren Schreck! —

Andromache.

Umſonſt!
Vernimm! Zu meinem Kinde ſchlepp' ich mich,
Und weiche, froher Hoffnung voll, dem Schlummer.
In meiner ſüßen Täuſchung ſeh' ich nur
Erinnrungen an Ruhm und Friedensbilder,
Und froh genieß' ich, was der Irrthum beut.
Dem ſchönſten Traum des Glückes hingegeben,
Seh' ich in Hector nur den Sieger ſtets,
Seh' alle Götter ihm zur Seite ſteh'n.
Es war ein Traum! Verworrenes Geſchrei.
Ruft mich empor; — Patroclus' Name bringt
Zu meinen Ohren. Gegen dieſe Mauern,
Die ihn als Friedensboten erſt begrüßt,
Doch für die Palm' ihm keinen Boden gönnten,
Stürmt er im Glanz der Waffen, heißt es, an,
Den Schrecken vor ſich, hinter ſich die Rache.
Da fliehen Alle; manchen Helden hat
Sein Mörderſtrahl bereits hinabgeſendet;
Sarpedon fällt; Antimachus bezahlt
Den übereilten Angriff mit dem Blute.
Den Freund zu ſchützen bringt nun Paris ein;
Er ſteht allein, wo tauſend Speere blinken,
Und ohne Hector war's ſein letzter Tag.

Cephiſe.

Hector? Ich athme wieder!

Andromache.

Höre weiter!
Ich flieg' in meiner Angſt den Thurm empor;

Zum Xanthus, den des Tages erſter Strahl
Beleuchtet, lenk' ich mein begierig Aug';
Und ſeh' zwei Heere gleich an Macht und Muth,
Zum Kampf entflammt; zwei Krieger aber waren
Vor Allen kennbar; jeder wie ein Mars,
So wirft der Eine auf den Andern ſich,
Der eine wilder; — ruhiger der andre! —

Cephiſe.

Nun?

Andromache.

Hector war's, im Kampfe mit — Achill!

Cephiſe.

Achill?

Andromache.

Er ſelbſt! Es war ſein Schreckensbild;
Sein Wagen, ſeine ſchaumbedeckten Roſſe,
Sein rother Helmbuſch; war's, wie Helena
Ihn von der Mauer uns gezeigt; — er war's.
Priam's Befehl befreite meine Blicke
Von jener Schau; — hier harr' ich nun des Streich's,
Der meine Qual vollendet, — oder endet!

Cephiſe.

Ich wag' es, dir ein beſſres Loos zu künden;
Haſt du der Pallas Götterwort vergeſſen?

Andromache.

Mir galt vielleicht der Ausſpruch, was er nicht

Tephiſe.

Er ſpricht von einem Sieg; der Sinn iſt klar.
Dein Hector kämpft ja.

Andromache.

Aber mit Achill!

Tephiſe.

Mit dem Beſchützer eines feigen Volks,
Mit einem Krieger, den das ernſte Wort
Der Göttin ſelbſt als Opfer hat bezeichnet
Für Hellas' unverzeihlich ſchwere Schuld. —
„Dasjenige von beiden Völkern, die
„Hier kämpfen, welches den verrätheriſchen
„Urheber jener Liſt geboren hat,
„Wodurch des Friedens Werk vereitelt ward,
„Büßt heute ſeiner Helden beſten ein!“
So ſagt der Spruch; du weißt von welcher Seite
Gefrevelt ward, und fürchteſt für das Opfer?
Kann Hector's Gattin noch am Sieger zweifeln?
Geſtehen muß ich's, — ich auch fürchtete.
Ich wußte, daß Patroclus, machtentbrannt,
Mit Troerblut bereits den Speer gefärbt,
Daß Hellas ſich der frohen Rückkehr freute;
Daß ſich der Sieg auf ihre Seite neigte,
Doch Hector kam; und Alles wandte ſich:
Vergebens ſetzt' Achill Muth gegen Muth;
Sein Fall wird deine Ruhe nur dir ſichern;
Das iſt des großen Helden letztes Werk!
Denn Troja's gute Götter lieben Hector'n,
Hector wird ſiegen! — Welch Geſchrei! — o horch! —

Andromache.

Sein Name ſchallt!

Cephiſe (auf die Ebene hinabſchauend).

Er iſt es ſiegreich ſelbſt!
Im Siegeseinzug führt das Volk ihn her.

Andromache.

Cephiſe! — nein — o laß mich's glauben . . . — Nein!
Mein Hector?! — Götter! Eure Gunſt führt' ihn
Zurück! — Er kommt! — —

(Stürzt ihm entgegen.)

Mein Hector!

Zweiter Auftritt.

Hector in Achill's Rüſtung, **Andromache, Cephiſe, Polydamas, Euphorbus, Gefolge. Triumphzug.**

Hector.

Ein Gott hat rächend
Für uns gekämpft, du ſiehſt mich ſiegreich wieder,
Und fruchtlos war der Griechen wilder Sturm.

Andromache

(betrachtet ſeine Waffen mit ſteigender Befremdung).

Es iſt kein Wahn, — das iſt Achillens Rüſtung! —
Sie iſt's! — Was bleibt euch noch zu hoffen, Griechen!
Achilles Eiſen liegt in Hectors Hand!

*

Hector.

Noch ſchönre Lorbeern läßt mich dieſes ahnen.

Andromache.

Nun hat dein Muth ſein höchſtes Ziel erreicht.

Hector.

Noch mancher Andrang bleibt uns zu beſtehen.

Andromache.

Und ſtürmte nun mit ſeinen tauſend Schiffen
Ganz Hellas gegen Troja, — ruhig harr'
Ich auf den Sieger; — nur Achillen ſcheut' ich.

Hector.

Vermiſſ' dich nicht, und ſcheue nur die Götter, —
Achill, der einzig Furchtbare für dich —

Dritter Auftritt.

Hector, Andromache, Polydamas, Cephiſe, Paris, Euphorbus u. d. ü.

Paris.

Thut eueren Gefühlen Einhalt! — (Zu Hector.) Du
Nimm des gereizten Siegers Stirn jetzt an.

Andromache.

Was iſt's?

Paris.

Ein Herold aus dem Feindeslager
Erſchien ſo eben und begehrte Einlaß;
Gewiß ein neuer Antrag, den er bringt.

Hector.

Nach dem Verrath! Das wagt ein Grieche nicht.

Paris.

Abweiſen ſollſt du ihn!

Polydamas.

Nicht doch: ihn hören.
Nimm dich in Acht, das Unglück zu verachten:
Gemein uns allen iſt das Loos des Wechſels,
An's höchſte Unglück gränzt das höchſte Glück!

Hector.

Der Herold komme. — Sei verſichert, Paris,
Des Friedens Preis ſoll Helena nicht ſein.

Andromache.

Doch wird auch, ihn verſchmähend, deine Rache
Den Krieg zu keinem ew'gen machen, Hector?

Hector.

Laß hören, was er bringt.

Vierter Auftritt.

Hector, Andromache, Paris, Polydamas, Cephiſe, Euphorbus, ein **Herold** der Griechen.

Hector.

Tritt furchtlos näher:
Ob auch die Griechen hart gefrevelt, ſprich:
Wer ſendet dich?

Herold.

Achill!

Paris und **Polydamas.**

Du lügſt!

Andromache (angedonnert).

Achill!

Hector.

Nun einmal er?

Andromache.

Er! Ha, mein Blut erſtarrt!

Hector (ſtreng).

Bezwing' vor einem Griechen doch die Furcht.

Herold.

Ein falſch Gerücht hat ſicher euch bethört.
(Zu Hector.)
Geſchmückt mit eines Helden Rüſtung, glaubteſt
Du den Beſitz durch ſeinen Tod geſichert.
Noch lebt Achill, — Patroclus hat, den Tod
Verachtend, ſich für ihn geſtellt! —

Hector.

Ich wußt' es;

Herold.

Iſt das, ſo komm' ich dir nicht unerwartet.
Achill, den Hector ſelbſt als Helden kennt,
War minder nicht als treuer Freund bekannt.
Des Lebens Hälft' entriß ihm deine Lanze;
Und was nicht unſer Fleh'n, nicht unſre Noth,
Was nicht der lebende Patroclus konnte,
Der todte that's. Er tritt aus ſeiner Ruh'
Hervor, doch furchtbar; unſer Unglück nicht,
Nur ſeines fühlt er, — weint und knirſcht zugleich. —

Hector (ungeduldig).

Was will er?

Herold.

Rach'!

Hector.

Er wird mich ſeh'n.

Andromache.

Ich zittre!

Herold.

Sein Waffenſchmuck iſt dein, — nun ohne Zögern
Zeig' ihm, daß du, der Würdigſte, ihn trägſt.
Er harrt vor'm Wall.

Hector.

Es kam, was ich gehofft.
Sag' ihm, ich komme.

Herold.

Dieſe Kunde wird
Ihn, nach des Freund's Verluſt, allein noch freuen.

Hector.

Drum zögre nicht, und bringe ſie ihm ſchnell.

(Herold ab.)

Andromache

(ſchien während dieſer Scene, auf einen Plan, Hector hinzuhalten, bedacht).

Vielleicht frommt das: — halt' ihn zurück hier, Bruder.

(Ab.)

Fünfter Auftritt.

Hector, Paris, Polydamas, Gefolge.

Hector.

So ſchlug denn endlich die erſehnte Stunde!
Doch — wie? Mein Weib, ſie ging? Ihr ſcheint beſtürzt?
Abſpannung liegt auf euren düſtern Stirnen? —
Warum dieß Schweigen? Welcher Schrecken lähmt euch?

Paris.

Was kommt, es kann dein Herz zwar nicht erſchüttern,
Doch deine Freunde, Hector, dürfen beben;
Achill — —

Hector.

Der Name gnügt, euch zu verwirren?

Paris.

Die Götter — —

Hector.

Steh'n für uns, und ſtraften an
Achill nun ſelbſt der Griechen feige Liſt.
Patrocles tödten, hieß zur Hälft' ihn opfern;
Mehr, denn das Licht, verliert er mit dem Freund.
Da mir's die Götter gönnten, vorweg ihm
Die blanke Rüſtung ſiegreich abzunehmen,

War's gleichſam, um dem Gegner anzudeuten,
Daß fürder gleich ſei zwiſchen uns der Kampf:
Und höher unter dieſen Waffen ſchlägt
Das Herz mir; eine Flamme, göttlich, wie
Sie ſelbſt, erfaßt mich, und des ſichern Sieg's
Voraus mich freuend fühl' ich mehr, als je,
Von Ruhmbegierde meinen Buſen glühen!

Paris.

Nein, Bruder, länger darf ich ein Verbrechen
Nicht hehlen dir, zu deſſen Opfer dich
Ein blind Geſchick erkor. Dich glaub' ich, dich
Durch des Orakels ernſtes Wort bedroht.
Der Pfeil, der heute morgens gegen uns
Geſchleudert ward, er war's von einem Troer —
Ich, Bruder, wußte nichts darum! — Die Götter
Sind meine Zeugen! —

Hector.

Wer iſt der Verwegne?

Paris.

Verſchweigen muß ich ihn, er war mein Freund.
Allein er ſelbſt, durch's Schwert des Feindes fallend,
Geſtand es mir: ein Lycier hab' auf ſein
Geheiß, in Griechentracht verkleidet, zwiſchen
Den Griechen, abgeſchoſſen jenen Pfeil,
Durch welchen der Vertrag gebrochen ward.

Hector.

Autimachus!?? — —

Paris.

Er gab mir Helenen
Zurück; ich trug den Preis der That, ich will
Auch ihre Folgen tragen: — ich bekämpf'
Achillen! — —

Hector.

Ha, was sagst du mir?

Polydamas.

So treibst du Schicksal, ach! mit uns dein Spiel.

Hector.

Schuldlos die Griechen, für sein edles Streben
Der herrliche Patroclus hingeopfert!
Den Frieden hab' ich ausgeschlagen, habe
Durch Mißtrau'n dieses Mannes Treu' geschändet!
O, der Gedank' allein ist Qual für mich!

Paris.

Ich geh' allein, — mein Bruder —

Hector.

Fordr' es nicht (fest und stolz).
Achill erwartet mich, — muß mich erwarten.

Polydamas.

Der Götter Rache fürchte; wenn vielleicht — —

Hector.

Was willst du rathen? Kennst du Hector nicht?
Vielleicht ist eurer Freundschaft Beben eitel;
Und eure Furcht für mich allein beleidigt

Das Heer und mich; — und warum fürchtet ihr?
Die Göttin droht: wer ſagt, ſie drohe mir?

Paris.

Sie droht dem Tapferſten.

Hector.

Ein Ruhm, um den
Sich Alles zankt, ſo glaub' ich mindeſtens.
Sarpedon, wie Antimachus, zwei Helden,
Sie ſind gefallen; konnte das Orakel
Nicht etwa Einem von den Beiden gelten?
Verkündigt hat uns ein Orakel auch,
Es würden unſre Mauern einſt Achill's
Begräbniß ſchau'n, in ſeinem Frühlingsalter!
Er weiß es, und noch kecker ſtürmt er an.
Doch unnütz iſt hier jede Grübelei:
Ein Krieger, der die Bahn ſich öffnen ließ,
Darf nie zurück, muß ſtets nur vorwärts ſchauen;
Er wägt nichts ab; ſobald ſein Herz ihn ruft,
Stürmt er hinaus, und fragt, ſelbſt vor den Göttern,
Die Ehr' um Rath. Nicht einen rohen Muth
Maß' ich mir an: wenn mich der Tod
Von Allem wegreißt, was mir theuer iſt,
So fühl' ich ganz mein Leid; Sohn, Vater, Gatte,
Beglückter Gatte bin ich; ach! mein Herz
Hält nur mit zu viel Feſſeln mich am Leben.
Doch über's Leben reicht des Menſchen Pflicht.
Ihr will ich treu ſein, bis zum Ende treu;
Nicht leben könnte Hector als ein Feiger,
Und ſteht der Tod dem Tapferſten bevor,

Dann darf ja Hector nicht darauf verzichten,
Wenn ich es bin, dem das Orakel droht,
So bin ich Dank für ſeine Wahl ihm ſchuldig,
Und du, indem du mich um ſie beneideſt,
Nennſt ſie ja ſelbſt zu theuer nicht erkauft!

Polydamas.

Soll wegen eines Unbeſonnenen,
Der keinen Schuldgenoſſen zählt, der Beſte
Von unſren Helden fallen? — Nimmermehr!
Noch kann ſich's wenden; tritt ein Volk als Kläger
Des feigen Truges auf, und nennt den Thäter; —
So kann von Neuem ein Vertrag — —

Hector.

Umſonſt!
„Patroclus fiel:“ das wär' Achill's Beſcheid.

Sechſter Auftritt.

Hector, Paris, Polydamas, Euphorbus.

Euphorbus (zu Hector).

Der König ruft dich —

Paris (freudig).

Himmel!

Hector.

Weh', mein Vater!
Ich ahne ſeinen Wunſch. — —

Polydamas.

O, trotz' ihm nicht.

Hector.

Drum ſtürmt' Andromache ſo ſchnell hinaus!
Wohlan, des Vaters Hoffnung will ich wecken,
Vor's trübe Aug' mich ihm als Sieger malen, —
Doch Hecuba — Herz, brauche da dein Recht,
Und muß ich ſcheiden, auf die lange Nacht,
Will ich der Mutter gute Nacht doch ſagen!

(Ab mit Euphorbus.)

Paris (zu Polydamas).

Fürſt, folg' ihm! Ich verſuch's, dem Schlag zu trotzen,
Mit dem ihn heut' ſein Schickſal treffen will.

(Auf der einen Seite ab, Polydamas auf der andern.)

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Hector, Andromache, Cephiſe, Gefolge.

Andromache.

Nicht wehren will ich dir den Unglückskampf;
Doch duld' es, daß die Prieſterin noch einmal
Die Göttin frag' um des Orakels Sinn.

Hector.

Sein Sinn iſt dunkel, meine Pflicht iſt klar.
Muß ich denn ewig mit der Gattin kämpfen?
Zu meinen Knieen ſah ich weinend euch;
Dein Schrecken kämpfte gegen Hector's Muth,
Das Fleh'n, das Jammern aller meiner Lieben,
Des Kind's Liebkoſung und der Mutter Zähren
Hab' ich beſiegt; — ſchon iſt mein Sieg zu herb!
O, zwinge, Weib, mich nicht, auch über dich
Zu ſiegen; — ſtähle dich, — dein Schreck beim Namen
Achill's iſt eine Sünd' an Hectors Namen.

Andromache.

Und kann ich ihn denn ohne Beben hören,
Der Thränen bracht' und bringt und bringen wird?
Den Namen, der, in des Vergangnen Graus
Die Zukunft ſpiegelnd, ſich mit blut'gen Lettern
In meinen Buſen grub? Die Hand, die auf
Des Reichs Ruin den Vater mir erwürgt,
Es war Achillens Hand! Die Hand, die mir
In Thebens Flammen, in dem ſchönen Theben,
Wo ich zuerſt der Sonne Licht begrüßt,
Die Mutter, die das weite Reich beherrſchte,
In Feſſeln ſchlug, es war Achillens Hand!
Die Hand, die meine Brüder, (welche froh
Am ſtillen Ufer mit den Heerden lagen),
Eh' die Erſtaunten, Waffenloſen ſich
Zur Gegenwehre noch beſinnen konnten,
Dahingewürgt, es war Achillens Hand!
Achill, — Achill nur; — roth von meinem Blut! —
Und wenn ich ihn bereit nun ſehe, dich
Zu morden, willſt du, Grauſamer?

Hector.

Ich will,
Daß dein gerechter Zorn, für all die Frevel
Den Lohn abfordernd, mich zu Thränen nicht,
Nein, mich zur Rache zwinge. Weine nicht;
Gefährlich ſind mir deine Thränen nur.
Doch fort! Achill verklagt wohl ſchon mein Zögern,
Und triumphirt in ſeinem Übermuth.

(Will fort.)

Andromache (ihn zurückhaltend).

Du Dankvergeſſner, kann es dich denn locken,
Zuerſt zu kommen auf das Feld des Todes?
Achill kommt dir zuvor: doch laſſ' ihn kommen;
Hat er doch keine Mutter, hat kein Weib
Daheim, hat keinen Sohn, der aus der Wieg'
Ihn anlacht; höret keines Vaters Klage;
Sieht nicht die Drohung über'm Haupte ſchweben:
„Du ſinkſt, und mit dir ſinkt dein Vaterland!“
Nicht wag' ich's, tiefer dir in's Herz zu greifen:
Allein du weißt, ich lebe nur in dir;
Nur du vergiltſt mir alle meine Leiden,
Gibſt Vater, Mutter, Brüder mir zurück;
Und wenn mir dich die Götter zürnend raubten,
Verlör' ich Alles wieder, was du gabſt!
Was würde dann aus mir? — Unſelig! Los!
Allein auf Erden, würde deine Witwe,
Nachdem ihr Auge Troja's ſtolze Mauern
Der Ackerfurche gleich gemacht erblickt,
Die Feſſel eines frechen Herrn ertragend,
Des Siegers Hohn, an ſeinen Kiel geſchmiedet,
Vom Phrygerſtrande weithin über's Meer,
Nach Argos mit ihm ziehen, und für ihn
Die Spindel dreh'n, und, wenn ſie eine Thräne
Der traurigen Erinnerung vergöße,
Des ſchadenfrohen Volkes Spott erfahren
Und hören müſſen, wie man höhnend ruft:
„Das iſt ſie! Sehet! das iſt Hectors Witwe!“

Hector.

Schweig, du zerreißest mir das Herz mit deiner
Beredten Schilderung erträumten Unglücks!
Geh', unsre Tage sind gezählt; verbeut's
Das Schicksal, so bedroht Achill mich fruchtlos.
Doch — (hohe Götter, wendet ab die Ahnung!)
Bin ich zu schwach den Waffen, die ihr schützt,
Muß ich vollenden: sage, willst du nicht,
Daß ich zum mind'sten deiner und der Ahnen
Und — ja ich wag' es offen zu gesteh'n, —
Des eignen muth'gen Herzens würdig ende?
Zwingt dich das Los, in Argos fern zu schmachten,
Wird dich's nicht trösten, höreſt du die Worte:
„Seht Hector's Weib! den eignen Ruhm verläugnend,
„Hat ohne Kampf sie auch einmal gesiegt!?"
Bei'm Zeus! . . . zum Altar sich den Holzstoß schaffend,
Ward Herkules unsterblich durch den Tod.
Mein Herz zwar wünscht sich seinen Tempel nur
In deinem Herzen; aber meinem Sohne
Will ich ein großes Beispiel hinterlassen.
Er kann dereinst nicht Schätz' und Szepter haben,
Nun denn so sei sein Erbtheil Hectors Name!
Er trag' ihn, sei drauf stolz! Du, treues Weib,
Nicht wahr, du wirst ihn lieben? Warm und mild
Sprachst du gar oft, an seinen Zügen hangend:
„Das liebe Kind, es trägt mein liebstes Bild!"
Du wirst ihn lieben! Ihr, o Götter, schützt ihn!
Schirmt eines Hectors Kindheit in der Wiege!
In ihm, ja — wenn das Schicksal heut' uns trennte, —
In ihm leb' ich, um euch zu dienen, fort!

Herrſcht er, ſei er gerecht, auch ſtreng, wenn's gilt;
Was Gutes ich bezweckt, das führ' er aus;
Er weihe Arm und Herz dem Vaterlande.
Für dies allein ſich waffnend, ſieg' er ſtets!
Er ſei die Lieb' und Zierde ſeiner Mutter,
Und Troja ſag', um mich durch ihn getröſtet:
„Hector war Troja's Hort, ſo lang er lebte,
„Sein Sohn iſt gut, wie er; — doch glücklicher!"
Leb wohl, Andromache! — Cephiſe, laß
Nicht von ihr, — deiner Sorg' empfehl ich ſie!

Andromache (ihn umarmend).

Hector! — —

Hector.

Leb' wohl; leb' wohl! — — Jetzt laß' mich, Weib!
Und ſteht mein Tod beſchloſſen bei den Göttern,
So ſage, meine letzte Kraft bewundernd,
Der Grieche: „Hector wich den Göttern nur!"

(Ab. Andromache ſieht ihm lange nach.)

Zweiter Auftritt.

Andromache, Cephiſe.

Cephiſe (bei Seite).

Sie dauert mich! Welch' eine ſchwere Sorge
Lud mir ſein Abſchied auf!

Andromache.

Er iſt ſchon fern!

Cephiſe.

Vielleicht verhindert Paris noch den Kampf.

Andromache.

Ja, Paris meint es gut, ſo viel er kann!
Ich ſah ihn von Verzweiflung tief ergriffen;
Durch meine Thränen aufgefordert flog
Er, Hectors Auge täuſchend, fort zum Kampfe;
Allein Achill, der wilde, deſſen Geize
Solch' Blut zu wohlfeil iſt, will Hector nur.
Ein Hector nur kann ſeinem Haß genügen;
Nach meines Hectors Blute lechzt ſein Schwert.

Cephiſe.

Er wird ſich täuſchen: ſollen deine Thränen
Ausbüßen, was Antimachus verbrach?
Nein — du wirſt Hector wiederſehen! —

Andromache.

Glaubſt du?

Cephiſe.

Ich glaube, daß die Götter Tugend ſchirmen;
Daß ſie die Thränen Hecuba's und Priam's
Und deine Angſt nicht ohne Mitleid ſeh'n!

Andromache.

Du gibſt der Freundſchaft Wunſch mir ſtatt der Hoffnung.
Das Schickſal iſt nicht mitleidsvoll, wie du!

O Schickſal, grauſam iſt dein Spiel mit mir,
Du findeſt deine Luſt an meinen Qualen!
Verzweiflungsvoll am Gipfel ſeiner Wünſche,
An Einem Tage zwanzigmal beglückt
Und elend, wird dies arme Herz, zuletzt
Der Furcht und Hoffnung quitt, in Leid verſinken!

Cephiſe.

Warum nur ungerecht das Schickſal ſchelten, —
Da der Erfolg nur höchſtens ungewiß?
Entſchlage dich der Furcht; kein böſes Zeichen
Läßt uns nur eins von all' den Übeln ahnen.
Drum hoffe, daß durch Hectors Muth entwaffnet,
Die Götter — — —!

Andromache.

Hoffen? — Ja, drum leb' ich noch!
Wie aber ſolche Hoffnung quält! — Ich ſterbe
Vor Unruh', ſterb' vor Ungeduld; ich brenne
Vor Neugier — ach! und zittre, es zu wiſſen —
Zur Ebne blickt mein Aug', und fürchtet, ihn
Zu ſchauen. Jetzt — — (macht einen Schritt hinaus).

Cephiſe.

Ja, eben jetzt vielleicht
Iſt Hector Sieger und Achill gefallen.

Andromache.

Und könnt' er das? — Euch, Götter, ruf ich an!
Wollt ihr mir heute meinen Gatten nehmen,
Das einz'ge Gut, das mich an's Leben feſſelt,

So laßt mich ſterben, weil mir noch das Glück,
Zu zweifeln, blieb, und eurer Grauſamkeit,
Ein Unglück vorzuwerfen, welches mir
Noch fremd iſt, ich kein Recht noch habe! — Doch
Was ſeh' ich? Paris!... — Iſt mein Hector Sieger?
Er ſieht verſtört. O Zeus! —

Dritter Auftritt.

Andromache, Cephiſe, Paris.

Paris.

Sie kämpfen, Schweſter!

Andromache.

Und du — du Paris hier? —

Paris.

Ich hab's umſonſt
Verſucht, den Sturm auf dieſes Haupt zu lenken. —
Gewillt, Achilles und den Tod zu täuſchen,
Stürm' ich im Flug vor unſern Wall hinab.
Doch Hector, der den Ruhm, wie die Gefahr
Nicht mit mir theilen wollte, ließ zum Kampfe
Mir jeden Weg verſperren. Wider Willen
Führ' ich den Bogen müßig in der Hand.
Die Unſern ſtrecken ihre Speere vor,
Ein Wald von Lanzen trennt mich von Achillen:
Da droh' ich ihm, wie er dem Bruder ruft,

Mit Wink und Aug' und send' ihm harte Worte,
Um ihn zu reizen; aber neidisch trägt
Der Wind die Schmähungen an ihm vorbei.
Nun schreitet Hector freudigstolz heran,
Und raubt, mir die Gefahr mißgönnend, mir
Zum Sieg die Hoffnung und zum Tod das Recht.
Ich sehe jetzt nur ihn bedroht, verzweifelnd
Verrath' ich selbst mich. Troja seh ich fallen,
Wenn Hector fällt; ich eile hin zu Priam,
Beschwör' ihn, aus der Stadt hervorzubrechen,
Und auf die Ebene hinabzueilen — — —

Andromache (bewegt).

Mein Bruder!

Paris.

Mehr noch: Helena sogar
Bestürm' ich, ihm zu folgen, ihm zu helfen
Mit ihren Thränen; ja für ewig, Schwester,
Verzicht' ich drauf, ihr Angesicht zu schauen;
Wenn Menelaus ohne sie zurück
Nach Sparta zieht, so möge sie auch ziehen!
Ich wäre glücklich, wenn es ihr gelänge,
All' das Geschehne auszugleichen. Außer
Den Wällen ist sie —

Andromache.

Und ich bin noch hier!
Fort, laßt uns diesen edlen Eifer theilen!

(Ab mit Cephisen.)

Vierter Auftritt.

Paris (allein).

O Götter, löſcht ihr dieſen ſchwachen Strahl
Der einz'gen Hoffnung, die ihr glänzt, nicht aus!
Wenn ich für Troja's Wohl mich ſelber opfre.
Blickt ungerührt nicht auf mein Opfer nieder,
Gebt für mein Glück den Frieden mir zum Kauf! ...
Umſonſt! Was ich gefehlt, kann Helena
Nicht ſühnen! Waffen heiſcht Achill, nicht Thränen,
Sie haben niemals ſeine Wuth beſänftigt!
Mein einzig Hoffen, Hector, ruht auf dir;
Dem Sieg allein vertrau' ich, nicht dem Frieden;
Achill und Hector ſchließen ewig keinen.
Doch ſieh! Polydamas; — unſelig Zeichen!
Der Übel größtes nennt mir ſeine Stirn!

Fünfter Auftritt.

Polydamas, Paris.

Paris.

Nun?

Polydamas.

Meine Thräne ſagt dir's ſchon voraus.

Paris

(beſtürzt ſich auf ſeinen Bogen ſtützend).

Er fiel!

Polydamas (dumpf).

Es iſt geſchehen! Troja hat
Alles verloren! Seinen Ruhm, und Schutz
Und ſeine einz'ge Hoffnung! Er, deß' Tugend
Groß, wie ſein Muth war; er, der Söhne, Väter
Und Gatten Muſter, er, den alle Welt
Bewundert, ohn' ihn zu beneiden, — Hector,
Er iſt nicht mehr! —

Paris.

Und hat denn nicht mein Vater —?

Polydamas.

Beſchleunigt ſeinen Tod, ſtatt ihn zu wenden.

Paris.

Mein Vater? Sag' mein ganzes Unglück aus,
Und ſollte drüber mir das Herz auch brechen.

Polydamas.

Im Phrygerfelde hielt Aeneens Wort
Die Kampfluſt unſrer Krieger noch im Zaume;
Aus ſeinem Wall, obwohl noch rings umlagert,
Schritt jetzt das Griechenheer mit ſeinen Führern;
Inmitten ihrer und der Troer liegt
Ein räumig Feld, damit darauf Gewandtheit

Und Kühnheit räng'. In Beider Lager ſchweigt es,
Und Jeder ſieht dem großen Kampf' entgegen,
Erwartet, wünſcht, und fürchtet das Signal.
Hector erſcheint, die Reihen öffnen ſich.
„So hab' ich dich,“ ruft zornentglüht Achill,
„Dein Blut ſoll mir des Freundes Blut bezahlen;
„Patroclens Sieger iſt allein mein Feind;
„Nur Hector will ich!“ „Hector wird dich opfern,“
Antwortet ihm dein Bruder; ſpricht's und ſchnellt
Den Spieß. Er trifft den Schild und haftet feſt.
Achill erbebt dem unverhofften Streiche,
Nimmt ſeinen Wurfſpeer, wiegt ihn durch die Luft,
Und ſchleudert ihn mit aller Kraft hinaus.
Doch Hector ſteht ſich vor, und beugt ihm aus.
Des Gegners Waffe führet jeder nun;
Indeß Achill die Tvverlanze ſchwingt
Auf Hector, trifft ihn ſelbſt der eigne Speer,
Durchbricht die Rüſtung, prallt vom Götterſtahle,
Den er auf nackter Bruſt zur Schutzwehr trägt,
Zurück, und krümmt zum Ringe ſich zuſammen.
Oft ward die Erde roth von ihrem Blute,
Sie ringen, ganz von Schweiß und Staub bedeckt.
Ihr Wurfſpieß brach, ihr Helm iſt abgeriſſen,
Und Zeus hat noch den Würfel nicht beſtimmt.
Da kommt dein Vater ſchnell mit Helenen,
Sie ruft; man ſtaunt bei ihrem Anblick, hofft,
Und eben ſtrecken zwei Herolde zwiſchen
Das Kämpferpaar die goldnen Friedensſtäbe:
Da raſ't Achill, ſein Opfer zu verlieren;
Zur Fieberhitze ſteigert ſich ſein Muth,
Er drängt Hector, Hector ſteht; da bricht

Sein Stahl, blizt auf, entſinkt der Hand; —
Was kann ſein Muth? — er iſt getroffen — fällt; —
Ganz Troja ſteigt mit ihm in's Grab hinunter.

Paris.

Halt' ein!

Polydamas.

Sein Fall entwaffnet nicht den Sieger; —
Blick' dorthin, ſieh dies Schauſpiel des Entſetzens!
Sieh', hinter ſeinem blutgetränkten Wagen,
Die Füße angeſchwollen von den Knoten,
Womit die Wuth ſie doppelt feſt geſchnürt,
Nachſchleifend unſern Hector! Seine Stirne,
Den Griechen furchtbar, angebetet von
Den Troern, ſtreift entſtellt am Boden hin,
Und furcht weithin den Koth, der ſie beſchmutzt;
Der Abfall ſeiner langen ſchwarzen Haare
Beſtreut den blut'gen Grund mit ſeinen Reſten;
Ulyſſes ſelbſt — Ulyſſes iſt erſchreckt.
Achill, mit wildem Aug' und droh'nder Hand,
Treibt zu des Xanthus Ufern ſeine Renner,
Die, ſtets gelehrig ſeiner Stimme folgend,
Zum erſten Male den Gehorſam weigern,
Mit Doppelhieben hin: der unbarmherz'ge
Achill, auf ſeinen Frevel ſtolz noch, lächelt,
Mit Schreckensmienen auf ſein bleiches Opfer,
Ob eines Leichnam's triumphirend, und
Erquickt, den Göttern trotzend, an dem Blute,
Das niederrieſelt, ſeinen trunknen Blick.

Paris.

Und das iſt mein Werk! Jammernswerther Fall,
Der meine Schuld zu einem Maße ſteigert,
Wo jeglicher Erſatz unmöglich iſt!
O, daß ich durch ein großes Wageſtück
Den Schatten Hectors ſterbend tröſten könnte!
Wenn ich Achill's — des Wilden...! — Hört mein Fleh'n,
Schutzgötter Troja's! Bei des Bruders Tode,
Den ich, ihr Götter, überleb', um den
Zu ſtrafen, welcher ihn herbeigeführt!
O, lenk', Apollo, du, die Pfeile dieſes
Verderbenſchwangern Bogens, daß Achill,
Der meine Schwäch' in ſeinem Stolz verachtet,
Der Sieger durch die Kraft, durch Liſt erliege,
Daß ich den Bruder räche...!

(Man hört den Donner rollen).

Ja, ich werd' es!
Ich hör' euch, Götter! — Ich werd' euch gehorchen!

Polydamas.

Was denkſt du aus Verzweiflung zu beginnen?
Du kannſt ihn rächen; — wer gibt uns ihn wieder?

(Der Vorhang fällt.)

Das

Gott erhalte.

Entſtehungsgeſchichte und Erklärung

der

öſterreichiſchen Volkshymne.

Separat-Abdruck aus den von dem Verein zur Verbreitung von Druckſchriften für Volksbildung herausgegebenen Abendſtunden.

---

k. k. Hofbibliothek in Wien

Wien 1854.

Verlag von Prandel & Meyer.

K.K.HOFBIBLIOTHEK
WIEN

Das

„Gott erhalte."

Entstehungsgeschichte und Erklärung der österreichischen Volkshymne.

——

Der unmittelbarste Ausdruck des gesteigerten Gefühles ist der Gesang. Die Mutter, wenn sie ihr Auge mit dem Blicke der innigsten Liebe auf ihrem Kindlein ruhen läßt, das sie eben einschläfert, ergießt ihr Glück und ihre Sorge in rührende Töne, und so entstand das Wiegenlied. Das Kind selbst begleitet die ersten Regungen seiner körperlichen und geistigen Thätigkeit mit Kundgebungen seiner Stimme, die vom unarticulirten Lallen bis zum wahren, herzergreifenden Gesange sich steigern, und so entstand das Kinderliedchen. Die Jungfrau leiht zuerst ihrer unbefangenen Heiterkeit, dann der unbestimmten Sehnsucht ihres erwachenden Herzens, zuletzt dem Schmerz oder der Wonne erster Liebe entsprechende Töne, und aus der Brust des Jünglings tönt ihr auf allen diesen Stadien des Gemüthslebens ein erwiderndes Echo zurück, und so entstand das Liebeslied. Der Hirte bläst seine Schalmei, der Senne

und die Sennerin johlen mit ſchmetternder Kraft der Stimme ihre ungetrübte Luſtigkeit in die Alpenwelt hinaus, daß es hundertfach aus Bergen und Thälern widerhallt. Keine Lebensſtufe entbehrt des Geſanges. Die Geburt eines neuen Familienliedes wird mit Hall und Schall begrüßt; das Brautpaar wird mit Muſik zum Altare begleitet; der Todte wird unter Grabgeſang in den Schooß der Erde geſenkt. Der Wandersmann verkürzt ſich ſeinen Weg durch ein Liedchen, muntere Zecher würzen ſich den Reben- oder Gerſtenſaft mit fröhlichen Trinkweiſen. Weder Willkomm noch Abſchied iſt ſtumm; jedes Geſchäft, jedes Handwerk hat ſeine Melodie. Unſere Vorältern zogen mit wildlärmendem Geſang, unter Zuſammenſchlagen der Schilder, in die Schlacht, und noch jetzt ſingt der Soldat im Marſchiren, und das Loger erſchallt von Liedern in allerlei Zungen. Die Andacht ſelbſt leiht ihrem Drange nach oben Töne, und das Kirchenlied wurde zum Ausdrucke der erhabenſten und gottgefälligſten Empfindungen, deren der Menſch fähig iſt. Es kann nichts Ergreifenderes geben, als wenn beim mächtigen Dröhnen der Orgel, unter Weihrauchduft und Kerzenſchimmer, die Seufzer und Thränen, die Wünſche und Dankgebete, die Hoffnungen und Bekenntniſſe Tauſender von Gläubigen, in einen gewaltigen Melodienſtrom vereint, ſo allverſtändlich und doch ſo geheimnißvoll, zu Gottes Thron emporwogen. So iſt der Geſang die ſchmiegſame Hülle für Alles geworden, was die Menſchenbruſt bewegt, und wie Jugend und Alter, Freud' und Leid, Liebe und Entrüſtung verſchiedenartig im Geſang ſich ausſpricht, ſo prägt auch die Nationalität des Singenden charakteriſtiſch ſich in Tönen aus. Anders klingt das Lied des Nord-, als das des Südländers; man kann den Deutſchen vom Sla-

ven, den Magyaren vom Italiener im Gesange genau unterscheiden. Es gibt aber auch Gefühle, welche so gemeinsam sind, daß in ihrem melodischen Ausdrucke die verschiedensten Nationalitäten wieder einträchtig sich verschmelzen. Solch ein Gefühl ist das der Andacht, solch ein Gefühl ist das erhebende Bewußtsein brüderlicher Vereinigung durch ein gemeinsames Vaterland, oder das Nationalgefühl. Das Bedürfniß, diesem Gefühle einen singbaren, volksthümlichen Ausdruck zu leihen, hat zuerst diejenigen Lieder hervorgerufen, welche bei feierlichen, das allgemeine Interesse eines Volkes erweckenden Anlässen gesungen, die gemeinschaftliche Stimmung zur patriotischen Begeisterung steigern, und so entstanden die ersten Volkshymnen, d. i. Volkslieder, in denen der Regierte seine nationale Würde und seine Stellung dem Regenten gegenüber in einfacher, erhebender Wunsch- und Gebetform sich zu Gemüthe führt.

Das Bedürfniß nach einem solchen volksthümlichen Ausdrucke des Nationalgefühles machte sich auch im deutschen Lande geltend; man wandte sich jedoch wie gewöhnlich, statt in die eigene Brust zu greifen, lieber an's Ausland und verschrieb sich das Muster für ein Volkslied, wozu man im warmen deutschen Herzen Stoff genug gefunden hätte, aus England. So wurde das englische „God save the king" (von Henry Carey gedichtet und in Musik gesetzt) nach Deutschland verpflanzt und mit der Wortunterlage des Dichters Heinrich Harries (geb. 9. Sept. 1762 zu Flensburg, gest. 28. Sept. 1802 zu Brügg bei Kiel) zum ersten Male im Jahre 1796 auf dem Berliner Nationaltheater gesungen. Von Berlin aus ist es dann mit den nöthigen Aenderungen in die meisten andern deutschen Staaten übergegangen.

Oesterreich allein hat den Ruhm, für sein echt deutsches Gefühl auch zuerst einen echt deutschen Ausdruck gefunden zu haben.*) Es verdankt diesen seinem unsterblichen Jos. Haydn (geb. zu Rohrau in Ried.-Oesterr. am 31. März 1732, gest. zu Wien am 31. Mai 1809). Als derselbe in seinem 64. Jahre aus England, wo er glänzende Triumphe gefeiert hatte, in sein Vaterland zurückkam, fühlte er in Erinnerung an den englischen Volksgesang „God save the king", um dessen hohe Bedeutung und tief eingreifende Wirksamkeit er die Britten beneidete, den unwiderstehlichen Trieb in sich, seinem lieben Oesterreich auch ein Lied zu geben, worin es seine Gefühle dem Monarchen gegenüber, aber nicht in erborgten Tönen und Worten, sondern in echt österreichischer, dem Charakter des Volkes angemessener Weise bei feierlichen Anlässen herzlich aussprechen könnte. Er theilte seinen Wunsch dem damaligen Vorsteher der k. k. Hofbibliothek, dem berühmten Freiherrn Gottfried v. Swieten (geb. 1734 bei Leyden, gest. am 29. März 1803) mit, der zu jener Zeit das von dem hohen Adel unterhaltene Concert spirituel leitete. Der edle Kunstfreund nahm dieserwegen mit dem damaligen k. k. Regierungspräsidenten, Sr. Excellenz Franz Grafen v. Sau-

*) Die ausführliche Entstehungsgeschichte des österreichischen Volksliedes gab der kenntnißreiche, wackere Custos der k. k. Hofbibliothek, Hr. Anton Schmid, in seiner ebenso gelehrt, als warm geschriebenen Monographie: „Joseph Haydn und Riccolò Zingarelli. Beweisführung, daß Joseph Haydn der Tonsetzer des allgemein beliebten österreichischen Volks- und Festgesanges sei. (Wien, bei Peter Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler, 1847)", welchem trefflichen Werkchen die hierhergehörigen Daten der Hauptsache nach entlehnt sind.

rau Rückſprache, der in den Vorſchlag um ſo bereitwilliger einging, als er ſich von einem derartigen, den Pulsſchlag des Oeſterreicherherzens treffenden Liede, in einer Zeit, wo es galt, den Patriotismus zu kräftiger Ausdauer gegen drohende Bedrängniß zu ermuntern, eine günſtige Wirkung verſprach. Von ihm erhielt der öſterreichiſche Dichter Lorenz Leopold Haſchka (geb. zu Wien am 1. Sept. 1749, geſt am 3. Aug. 1827) den Auftrag, den Text zu entwerfen, und unſer Haydn ſodann die Einladung, denſelben in Muſik zu ſetzen. Im Jänner 1797 war von Beiden die Aufgabe zur Zufriedenheit des kunſtſinnigen Grafen gelöſt, und das nächſte Geburtsfeſt des Kaiſers zur erſten Abſingung dieſes Liedes beſtimmt. Am 28. Jänner erhielt die Wort- und Tondichtung von des Grafen Saurau eigener Hand die Druckbewilligung. In der kurzen Friſt von kaum 14 Tagen mußte nun das neue Lied in Druck gelegt und in einer hinlänglichen Anzahl von Abdrücken in alle Provinzen des Reiches verſendet werden, damit es, wie ein gleichzeitiger Erguß des gleichen Gefühles aller Unterthanen, den Kaiſer, der bisher nicht das Mindeſte davon erfahren hatte, überraſche und von der Anhänglichkeit ſeiner Völker auch in der trübſten Zeit überzeuge. — „Bei dem am 12. d. M. (Februar) eingefallenen Geburtsfeſte unſers glorreich herrſchenden Kaiſers" — ſagt die Nummer 15 der Wiener Zeitung vom Jahre 1797 — „haben allhier ſowohl, als in ſämmtlichen k. k. Erbſtaaten, die getreuen Unterthanen, gleichſam wetteifernd, neue Beweiſe ihrer Liebe, Ehrfurcht und Verehrung gegen den gütigen Monarchen und das Durchlauchtigſte Erzhaus an den Tag gelegt. Nach den verſchiedentlich eingeſendeten Berichten war dieſer Tag allenthalben in dem geſammten Umfange der k. k. Erbſtaaten ein Tag der Feier,

des Jubels und Entzückens, voll heißer Segenswünsche für den theuren Landesvater. Dieſe Empfindungen äußerten ſich insbeſonders, als hier in allen Schauſpielhäuſern das von Hrn. Haſchka verfaßte, und von dem berühmteſten Tonſetzer unſerer Zeit, Hrn. Haydn, in Muſik geſetzte Nationallied: „Gott erhalte Franz den Kaiſer" von dem Orcheſter angeſtimmt wurde, und den regen Gefühlen aller Herzen gleichſam die Bahn öffnete. Sie brachen in lauten Jubel aus, als Se. Majeſtät Selbſt in der Loge erſchienen, und ihre Rührung auf das Huldvollſte zu erkennen gaben. — Gleich feſtlich war dieſer Tag in allen Städten der Monarchie. — Eben dieſes Lied, in welſche Verſe gebracht, wurde zu Trieſt in dem prächtig beleuchteten Schauſpielhauſe, und in Gegenwart Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Ferdinand und Sr. Durchlauchtigſten Gemahlin abgeſungen."

Haydn empfieng für ſeine Bemühung nicht nur ein anſehnliches Geſchenk, ſondern auch eine werthvolle Doſe mit dem Bildniſſe des Kaiſers zur Belohnung.

Das Lied hatte die Stimmung und den Charakter des Volkes ſo glücklich getroffen, daß es, kaum erklungen, im Herzen jedes treuen Oeſterreichers auch ſchon eingebürgert war. In immer fort ſchönen Wendungen, in den Gegenſätzen, die es enthält, immer wieder von demſelben Geiſte durchdrungen, einfach und reich, allverſtändlich und erhaben, mild und kräftig, rundet ſich die Melodie zu einem vollendeten Ganzen ab, an dem auch keine Note zu ändern oder zu beſſern iſt.*) Sie iſt eine jener glücklichen Eingebungen, zu

*) Vgl. „Neue Zeitſchrift für Muſik." XVI. Band, Nr. 39 und 40, von Gottſchalk Wedel.

denen das Genie allein nicht genügt; um für Oeſterreich ſolch' ein Lied zu ſchreiben, mußte das Genie im Kopf und Herzen eines Oeſterreichers ſtecken. Mag daher der Franzoſe in unſerem „Gott erhalte" ſeine leichtbebende Leidenſchaftlichkeit, der Engländer die ſchwertrittige Freimüthigkeit (boldness*) des Nationalſtolzes, der Norddeutſche die beſonnene Abgemeſſenheit wohl erwogener Huldigung, und irgendwer dieſes oder jenes darin vermiſſen, für den Oeſterreicher, inſoweit er es iſt und ſein will, enthält es Alles, was nur aus dem Herzen ihm ſich auf die Lippe drängen kann. Der urſprüngliche Text lautete wie folgt:

Gott! erhalte Franz den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!
Lange lebe Franz, der Kaiſer,
In des Glückes hellſtem Glanz!
Ihm erblühen Lorbeer-Reiſer,
Wo er geht, zum Ehren-Kranz.
Gott! erhalte Franz den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!

Laß von Seiner Fahnen Spitzen
Strahlen Sieg und Furchtbarkeit!
Laß in Seinem Rathe ſitzen
Weisheit, Klugheit, Redlichkeit!
Und mit Seiner Hoheit Blitzen
Schalten nur Gerechtigkeit!
Gott! erhalte Franz den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!

Ströme deiner Gaben Fülle
Ueber Ihn, Sein Haus und Reich!

---

*) S. Chappel Collection of National English Airs. p. 83. Nota.

Brich der Bosheit Macht; enthülle
Jeden Schelm- und Bubenſtreich!
Dein Geſetz ſei ſtets Sein Wille,
Dieſer uns Geſetzen gleich!
Gott! erhalte Franz den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz.

Froh erleb' Er Seiner Lande,
Seiner Völker höchſten Flor!
Seh' ſie, Eins durch Bruderbande,
Ragen allen andern vor;
Und vernehme noch am Rande
Später Gruft der Enkel Chor:
Gott! erhalte Franz den Kaiſer,
Unſern guten Kaiſer Franz!

So wenig dieſe Zeilen irgendwo zur poetiſchen Wärme ſich erheben, ſo gebührt ihnen doch das unbeſtrittene Verdienſt, den rechten Grundton mit natürlicher Gemüthlichkeit angeſchlagen zu haben. Die erſten Worte: „Gott erhalte“, dieſer herzlich fromme Gruß, wie ihn der Oeſterreicher für Jeden, der ihm lieb iſt, auf der Zunge hat, klingen durch alle anderen Verſe mächtig durch und ſprechen zu ſehr zum Gemüthe, als daß der Verſtand hinterherzugehen und um einzelne Worte und Reime in den übrigen Verſen zu rechten wagte. Daher wurde Haydn's Lied gerade mit dieſem Texte populär und blieb es auch unter den verſchiedenartigſten Wechſelfällen, ſo daß der vaterländiſche Dichter, der die Entſtehung des Volksliedes zum Gegenſtande eines Gedichtes gemacht hat, mit Recht in den letzten Zeilen desſelben ſingt:

„Wie's das erſtemal erklungen,
Wird es klingen fort und fort,

In die Herzen fest verschlungen,
Treuer Völker Losungswort!
Was dem Kaiser gegenüber
Spricht des Oesterreichers Mund,
Besser, als sein „Gott erhalte"
Thut es keine Sprache kund."

Und wirklich so, wie es dem guten Kaiser Franz entgegengeklungen, als er in unheilschweren Tagen, wo Frankreichs feindliche Heere das Stammland, ja die Kaiserstadt bedrohten, die Theaterloge betrat, um sich seinen Wienern zu zeigen, so klang es ihm entgegen, als er am 1. Februar 1806, nach den schmerzlichsten Verlusten, bangen Herzens, bei seiner Rückkehr nach Wien statt opfermüder Entmuthigung jubelnden Willkomm fand; so klang es weithin durch die Berge Tirols, als im April des Jahres 1809 der Wirth vom Sand das Volk von Erz aufrief, um seine felsenfeste Anhänglichkeit an das Erzhaus Oesterreich zu bewähren; so klang es, als der Kaiser nach dem Sturze der überrheinischen Zwingherrschaft den feierlichen Einzug in seine Hauptstadt hielt; so klang es, klanz unter Thränen ungeheuchelter Rührung, als Er am 9. April 1826, — an demselben Tage, wo neun und zwanzig Jahre vorher (1797) das Wiener Studenten-Aufgebot begeistert zum Ausmarsche sich anschickte, wo siebzehn Jahre (1809) vorher Oesterreich wider den angemaßten Herrn der Welt ganz allein in die Schranken trat — nach lebensgefährlicher Krankheit zum erstenmale wieder durch die Reihen seines jubelnden Volkes hinfuhr; so klang es bei tausend und abermal tausend Anlässen in Städten und Dörfern, in Palläſten und Hütten; so klang es zur Feier seines sechzigsten Lebensjahres am 12. Februar 1828, so wie vier Jahre darnach am 1. März zur Verherrlichung des vierzigsten

Jahrestages seines Regierungs-Antrittes; so klang es zum letztenmale am 12. Februar 1835, wenige Wochen vor seinem Tode (in der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März), gleichsam erfüllend den prophetischen Wunsch des Dichters:

„(Er) vernehme noch am Rande
Später Gruft der Enkel Chor:
„Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!"

Was Wunder, daß man nach dem Hinscheiden des Monarchen, dem das „Gott erhalte" ursprünglich gegolten, ein Lied, an das so viel Erinnerungen sich knüpften, ein Lied, das in die Herzen der ältern Generation sich verwachsen hatte und in die der jüngeren so zu sagen mit der Muttermilch übergegangen war, ein Lied, in dem österreichisches Gefühl und Leben pulsirt, wie in keinem zweiten, daß man ein solches Lied beim Regierungs-Antritte des Kaisers Ferdinand nicht aufgeben wollte. Schon damals wurden indeß Stimmen laut, daß es vielleicht entsprechender wäre, zu Haydn's für Oesterreich unentbehrlich gewordener Melodie eine Wortunterlage zu finden, welche für alle Zukunft ungeändert bleiben könnte, statt wieder eine solche zu veranlassen welche nur für die Regierungsdauer desjenigen Monarchen anwendbar ist, dessen Namen sie enthält. Dessenungeachtet blieb man vor der Hand noch bei der bisherigen Lieblichkeit und brachte wieder ein auf den Namen des Monarchen lautendes Kaiserlied in Anwendung. Dasselbe hatte den (zu Breslau 1797 geborenen) Dichter Karl v. Holtei zum Verfasser. Es lautete:

Gott erhalte unſern Kaiſer,
Unſern Kaiſer Ferdinand!
Reich' o Herr! dem guten Kaiſer
Deine ſtarke Vaterhand!
Wie ein zweiter Vater ſchalte
Er an deiner Statt im Land!
Ja, den Kaiſer, Gott! erhalte
Unſern Kaiſer Ferdinand!

Laß' in ſeinem Rathe weilen
Weisheit und Gerechtigkeit!
Laß' ihn ſeine Sorgen theilen
Zwiſchen Zeit und Ewigkeit,
Daß er hier ſein Reich verwalte
Nur als deines Reiches Pfand!
Ja, den Kaiſer, Gott! erhalte
Unſern Kaiſer Ferdinand!

Gib ihm Frieden! Gib ihm Ehre,
Wenn die Ehre ruft zum Krieg!
Sei mit ihm und ſeinem Heere;
Unſern Fahnen ſchenke Sieg;
Wo ſie wallen, da entfalte
Segen ſich für jeden Stand!
Ja, den Kaiſer, Gott! erhalte
Unſern Kaiſer Ferdinand!

Alles wechſelt im Getriebe
Vielbewegter Erdenwelt;
Doch erprobter Treu' und Liebe
Ward die Dauer beigeſellt.
Unſre Treue bleibt die alte,
Unauflöslich iſt ihr Band:
Ja, den Kaiſer, Gott! erhalte
Unſern Kaiſer Ferdinand!

Die Aufnahme dieſes Textes ſchien den gehegten Erwartungen nicht zu entſprechen. Deshalb erhielt der ausgezeichnete vaterländiſche Dichter Joſeph Chriſtian Freiherr von Zedlitz (geb. am 28. Febr. 1790 in öſterr. Schleſien) den Auftrag, der Haydn'ſchen Melodie einen anderen Text unterzulegen. Die vier achtzeiligen Strophen, aus denen er, gleich den früheren, beſteht, lauten:

Segen Oeſtreichs hohem Sohne,
Unſerm Kaiſer Ferdinand!
Gott, von deinem Wolkenthrone,
Blick' erhörend auf dieß Land!
Laß Ihn auf des Lebens Höhen,
Hingeſtellt von deiner Hand,
Glücklich und beglückend ſtehen,
Schütze unſern Ferdinand!

Alle deine Gaben ſpende
Gnädig Ihm, und Seinem Haus;
Alle deine Engel ſende,
Herr, auf Seinen Wegen aus!
Gib, daß Recht, und Licht, und Wahrheit,
Wie ſie Ihm im Herzen glühn,
Lang in reiner, ew'ger Klarheit
Noch zu unſrem Heile blühn!

Palmen laß Sein Haupt umkränzen,
Scheuche Krieg und Zwietracht fort.
Laß Ihn hoch und herrlich glänzen,
Als des Friedens Schirm und Hort!
Laß Ihn, wenn Gewitter grauen,
Wie ein Sternbild hingeſtellt,
Tröſtend Licht hernieder thauen,
In die ſturmbewegte Welt!

Holde Ruh' und Eintracht walte,
Wo Er ſanft das Scepter ſchwing
Seines Volkes Liebe halte
Freudig Seinen Thron umringt!
Unauflöslich feſtgeſchlungen
Bleibe ewig dieſes Band:
Rufet „Heil" mit tauſend Zungen,
Heil dem milden Ferdinand!

Dieſes Kaiſerlied wurde nun durch ein volles Jahrzehend bei allen patriotiſchen Veranlaſſungen geſungen und in die verſchiedenen Landesſprachen übertragen. *) Nicht ohne manchen unwillkürlichen Rückfall in den gewohnten Anfang: „Gott erhalte", der nun einmal dem Alt-Oeſterreicher nicht aus dem Ohre wollte, klang es zum Preiſe des gütigen Monarchen ſelbſt noch in den verhängnißvollen Tagen des Jahres 1848, wo der echte Patriot gar oft die Melodie den Lippen, die es ſingend zu entweihen ſchienen, mißgönnte, bis es ſich mit dem ſchwergeprüften Regenten, dem es galt, in die Berge Tirols und in die Mauern von Olmütz zurückzog, um im unerwarteſten Umſchwunge der Ereigniſſe ſeine nationale und dynaſtiſche Stätigkeit zu bewähren.

Seit der Thronbeſteigung Sr. k. k. apoſtol. Majeſtät Franz Joſeph I. wurden von mehreren Schriftſtellern Verſuche gemacht, zur Haydn'ſchen Melodie einen neuen, auf die gegenwärtigen Verhältniſſe paſſenden Text zu liefern.

---

*) Eine Zuſammenſtellung dieſer Ueberſetzungen (Ungariſch, Böhmiſch, Polniſch, Illyriſch, Kroatiſch, Krainerisch, Italieniſch, Autheniſch, Walachiſch, Neugriechiſch, Aramäiſch, Hebräiſch, Deutſch-hebräiſch) enthält der Oeſterr. Univerſal-Kalender „Auſtria" im Jahrgang 1847, S. 262—268.

Die Folge davon war, daß die Singenden wegen völliger Unsicherheit über die Wortunterlage, die irgendwo angenommen war, zuletzt, beim wärmsten Drange, in den Text miteinzustimmen, mit ihrer Umgebung sich im Ausdrucke uneins fühlten und der instrumentalen Begleitung allein den Platz räumten, ein Uebelstand, der dem erhebenden Schwunge, welchen ein Volkslied eben durch den gleichzeitigen Erguß Tausender von Stimmen in Klang und Wort erhält, bedauerlichen Abbruch that. Das Bedürfniß nach Gleichförmigkeit des Ausdruckes, somit nach einer Hymne, die, weil dem allgemeinen Gefühle das rechte Wort leihend, auch zur allgemeinen Geltung gelangen, somit wahres Volkslied werden könnte, stellte sich immer dringender heraus. Um daher den sich häufig wiederholenden willkürlichen Textunterstellungen zur Musik der „Volkshymne" ein- für allemal vorzubeugen, sprach gegen Ende des Jahres 1853 Se. Excellenz der Herr Minister des Innern, Alexander Freiherr v. Bach, die Absicht aus, von Sr. k. k. apost. Majestät die Bezeichnung eines Gedichtes als authentischen Textes zu jener Musik zu erbitten, und stellte demgemäß an mehrere vaterländische Dichter das Ersuchen, ihr Talent der Schöpfung einiger Strophen widmen zu wollen, welche jener patriotischen Widmung entsprechen und daher Sr. Majestät zu dem besagten Behufe vorgelegt werden könnten. „Ohne näher auf die Momente einzugehen, welche in einer Arbeit solcher Tendenz als maßgebend erscheinen, wurde nur bemerkt, daß die Beibehaltung der Haydn'schen Composition wegen ihrer mit den Herzen der Nation verwachsenen Popularität vorausgesetzt werde, hingegen der individuelle Name des Monarchen nicht nothwendig erscheine." Durch Wegfall dieser Bedingung, dessen, wie erwähnt, schon

vor 19 Jahren gedacht worden war, that ſich den Bewerbern mit einem Male die Ausſicht auf, ein Lied zu ſchaffen, das, den Standpunct des Beſonderen verlaſſend, die Ideen in ihrer Allgemeinheit auffaſſen und nur den ſingbaren Ausdruck deſſen enthalten könnte, was Oeſterreich, eingedenk ſeiner Grundlagen: der Religion, des monarchiſchen Princips und der ſtaatlichen Einheit, engvereint mit der Dynaſtie, durch die es groß geworden und mit der es in ſeinen Schickſalen aufs Innigſte verknüpft iſt, jetzt wie immer, und immer wie jetzt, ſeinem Kaiſer, als der leitenden Seele des mächtigen Staatskörpers, gegenüber, zu wünſchen, zu geloben und in guten und böſen Tagen zu halten hat, um groß, mächtig und glücklich zu ſein und zu bleiben. In einer Erb-Monarchie verurſacht der Regentenwechſel keine Lücke. Wie es einſt in Frankreich hieß: „Le roi est mort, vive le roi“, ſo iſt auch in Oeſterreich der Uebergang von einer Thronerledigung zur nächſten Thronbeſteigung durch keinen Zwiſchenraum bezeichnet. Dieſe Ununterbrochenheit ſoll auch das öſterreichiſche Volkslied vertreten; wie es dem abtretenden Monarchen bis zum letzten Augenblicke ſeiner Regierung geklungen, ſo töne es dem antretenden zum Willkomm entgegen. Der individuelle Standpunct kommt nur inſofern in Betracht, als eine derartige Volkshymne gewiſſermoßen zum Maßſtabe für den Regenten, wie für das Volk wird. Je wahrer beide urſprünglich das ſind, oder im Verlaufe der Zeit das werden, was in dem Liede von beiden ausgeſprochen iſt, mit deſto perſönlicherer Beziehung auf den jeweiligen Regenten wird das Volk die Hymne ſingen, deſto lieber und befriedigter wird der Monarch von ſeinem Volke es ſingen hören, und das Allgemeine wird von ſelbſt zum Beſonderen

ſich herausbilden. Und von dieſem Geſichtspuncte aus ſollte die neue Volkshymne verfaßt werden.

Die Wahl aus den Gedichten, welche zu dieſem Zwecke theils von den wenigen aufgeforderten Dichtern einliefen, theils von anderen aus freiem Antriebe vorgelegt wurden, konnte, wie natürlich, nur von Demjenigen ausgehen, der von oben herab das Ganze überſieht und weiß, welche Saiten anzuſchlagen, welche Sympathien zu befriedigen, welche Rückſichten zu betrachten waren, um dem Volk ein Lied zu geben, das es ſo willig annähme, als herzlich es ihm geboten ward. Se. k. k. Apoſtol. Majeſtät haben mit a. h. Handbillet vom 27. März 1854 aus mehreren ſehr ſchätzbaren Dichtungen das nachſtehende Lied von dem vaterländiſchen Dichter Johann Gabriel Seidl (geb. zu Wien am 21. Juni 1804), Cuſtos am k. k. Münz- und Antiken-Cabinet und wirkl. Mitgliede der kaiſ. Akademie der Wiſſenſchaften, als das dem Zwecke entſprechendſte zu wählen und als Text für die Volkshymne authentiſch feſtzuſtellen geruht. Daſſelbe lautet:

Gott erhalte, Gott beſchütze
Unſern Kaiſer, unſer Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' Er uns mit weiſer Hand!
Laßt uns ſeiner Väter Krone
Schirmen wider jeden Feind:
Innig bleibt mit Habsburgs Throne
Oeſterreichs Geſchick vereint.

Fromm und bieder, wahr und offen
Laßt für Recht und Pflicht uns ſteh'n,
Laßt, wenn's gilt, mit frohem Hoffen
Muthvoll in den Kampf uns geh'n!

Eingedenk der Lorbeerreiſer,
Die das Heer ſo oft ſich wand. —
Gut und Blut für unſern Kaiſer,
Gut und Blut für's Vaterland!

Was des Bürgers Fleiß geſchaffen,
Schütze treu des Kriegers Kraft;
Mit des Geiſtes heit'ren Waffen
Siege Kunſt und Wiſſenſchaft!
Segen ſei dem Land beſchieden,
Und ſein Ruhm dem Segen gleich:
Gottes Sonne ſtrahl' in Frieden
Auf ein glücklich Oeſterreich!

Laßt uns feſt zuſammenhalten:
In der Eintracht liegt die Macht;
Mit vereinter Kräfte Walten
Wird das Schwerſte leicht vollbracht.
Laßt uns Eins durch Brüderbande
Gleichem Ziel entgegengeh'n;
Heil dem Kaiſer, Heil dem Lande:
Oeſterreich wird ewig ſteh'n!

Zugleich haben Se. k. k. Apoſt. Majeſtät mit Allerhöchſtem Cabinetsſchreiben vom 27. März 1854 dem Dichter aus Anlaß der von ihm verfaßten, Allerhöchſt gebilligten Volkshymne, und in Anerkennung ſeiner Verdienſtlichkeit als Cuſtos des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes und Akademiker, das Ritterkreuz des Franz-Joſeph-Ordens allergnädigſt zu verleihen geruht.

Die Nummer 85 der Oeſterreichiſch Kaiſerlichen Wiener Zeitung vom Palmſonntage des Jahres 1854, d. i. vom 9. April d. J., alſo zufällig wieder von dem Tage, der in Oeſterreichs Geſchichte eine ſo denkwürdige Rolle ſpielt, bringt dieſes dichteriſche Palmblatt, das bis in ſpäte Zukunft grü-

nen ſoll, mit einer kurzen, aber eindringlichen Erörterung ſeiner Bedeutung, welche wir hier weiter auszuführen unternehmen wollen, damit dieſe Allen klar werde, und das Lied ſich als das, was es den Völkern Oeſterreichs werden ſoll, nämlich als nationales Glaubensbekenntniß, herausſtelle.

Das ganze Lied enthält vier Abſätze (Strophen), jede zu acht Zeilen (Verſen, vierfüßigen Trochäen). Die erſten Strophe beginnt mit den Verſen:

„Gott erhalte, Gott beſchütze
Unſern Kaiſer, unſer Land!"

Mit den allbekannten, dem Munde des Oeſterreichers ſo geläufigen Worten: „Gott erhalte", will das neue Lied gleichſam an das alte anknüpfen und das Gefühl durch die unabweisliche Mahnung an eine glückliche Vergangenheit unmerklich über eine traurige Zwiſchenzeit hinüberheben in eine hoffnungsreiche Gegenwart. Der Oeſterreicher war glücklich, ſo lang er, unbekümmert um die Neuerungsgelüſte des Auslandes, aus voller Bruſt ſein „Gott erhalte" ſang; dieſe Erinnerung, die das wandelnde Geſchlecht als Erbtheil der Väter begleitet und zum Theil ſchon die Wiege der Enkel umtönt hat, möge auch dem werdenden Geſchlechte wieder ein theueres Vermächtniß werden. Es iſt daher ein höchſt glücklicher Gedanke, daß dieſe Eingangsworte die Stelle, die ſie durch faſt zwei Jahrzehnde verloren hatten, wieder erobert haben. Die Worte „Gott erhalte, Gott beſchütze unſern Kaiſer, unſer Land", laſſen eine zweifache Auslegung zu. Nach einander geleſen, wie ſie eben vor uns ſtehen, enthalten ſie eine wohlberechnete Steigerung. Gott erhalte nicht nur Kaiſer und Land, — er beſchütze ſie

auch! Was hilft es, von Gott erhalten zu werden, wenn Gott ſeinen Schutz nicht leiht? Der Herr erhält einzelne Menſchen und ganze Völker zu ihrer Buße, indem er ſeine Hand von ihnen abzieht, indem er ſeinen Schutz ihnen verweigert. Nur der Schutz Gottes macht die Erhaltung zum Segen! Und ſolch' eine mit dem Schutze Gottes verbundene Erhaltung werde jederzeit dem Kaiſer von Oeſterreich, werde dadurch dem Lande ſelbſt zu Theil. Selbſt das Wort „unſern Kaiſer“ und „unſer Land“ iſt nicht ohne Bedeutung. Es liegt etwas Zutrauliches, Kindliches in dieſem „unſern Kaiſer!“ Er ſei uns von Gott erhalten und geſchützt als „unſer“ Kaiſer! als der „unſere“, für uns lebend, für uns ſorgend, Leid und Freude mit uns theilend, wie ein Vater mit ſeinen Kindern, unſer, wie wir den, der unſeres Kaiſers Vater und Schützer iſt, wie wir den Herrn des Himmels und der Erde ſelbſt, „Vater unſer“ nennen. Es ſei das Land, in dem wir geboren ſind, es ſei unſer Vaterland von Gott erhalten und geſchützt, als „unſer“ Land, als das „unſere“, uns angehörig, von Niemand uns beſtritten, unſere theuere Wiege, dereinſt unſer friedliches Grab. — Man könnte dieſe Verſe aber auch anders leſen, gleichſam von einer Zeile in die andere, etwa ſo: „Gott erhalte unſern Kaiſer, Gott beſchütze unſer Land.“ Und auch das hätte ſeinen guten Sinn, es würde nämlich ſo viel ſagen, als: „Gott erhalte unſern Kaiſer, und ſchütze dadurch unſer Land!“ — Und ſo iſt es auch! Von der Erhaltung unſeres Kaiſers hängt der Schutz unſeres Landes ab. Laßt uns nur, meine lieben Leſer, zurückdenken an einige traurige Momente aus der jüngſten Vergangenheit, wo die Erhaltung unſeres Kaiſers in Frage geſtellt war!

Wie ſah es da aus um den Schutz des Landes? — Als es im Mai des Jahres 1848 eines Morgens hieß: „Der Kaiſer iſt fort", welche Beſtürzung war in der Reſidenz, wie zuckte es gleich einem elektriſchen Schlage nach allen Richtungen hin, wie rannte ratbles Alt und Jung durcheinander, gleichſam der Stütze beraubt! Wie verwaiſt, wie verlaſſen, wie preisgegeben fühlte ſich Alles! Habt Ihr den traurigen Tag vergeſſen? — Und als am 18. Februar des Jahres 1853 die Stadt plötzlich der Schreckensruf durchlief: „Unſer Kaiſer iſt von Meuchlerhand verwundet!", welches Entſetzen bemächtigte ſich aller Gemüther, wie zaghaft und ſchutzbedürftig drängte ſich Alles in die Kaiſerburg, um Gewißheit zu erlangen über das Geſchehene. Und als es hieß: „Er iſt uns erhalten!" wie gieng es jubelnd von Mund zu Mund, wie fühlte ſich Alles wieder mit einem Mal aufgerichtet, wie machte faſt voreilig Dank und Freude ſich Luft, ſchon in der Hoffnung, daß der Kaiſer uns werde erhalten bleiben, Schutz und Beruhigung findend. Man kann alſo in der That zu Gott rufen: „Erhalte unſern Kaiſer, damit auch unſer Land beſchützt ſei!" — Jedenfalls bilden dieſe beiden Verſe, wie immer man ſie auslege, den entſprechenden Anfang eines Liedes, das eine Hymne, d. i. ein Geſang voll religiöſer Erhebung, ein Hoch- oder Lobgeſang, die Poeſie religiöſer Ueberzeugung auf der Stufe erhabener Gemüthsbewegung, ſein ſoll.

„Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' Er uns mit weiſer Hand!"

Die Macht unſeres Kaiſers ſtütze ſich auf den Glauben. Religion ſei die Stütze der Regierung, dann wird dieſe auch

eine weiſe ſein. Es iſt keine Obrigkeit außer Gott, und wo eine Obrigkeit iſt, die iſt von Gott verordnet (Paul. Röm. 13, 1). Die Obrigkeit iſt Gottes Dienerin zu Eurem Beſten (Ebend. 13, 5). Der Kaiſer iſt der Geſalbte des Herrn, Kaiſer von Gottes Gnaden. Seine Macht findet daher ihre Stütze an Demjenigen, von dem ſie ausgegangen iſt. So lang Oeſterreichs Kaiſer mit dem königlichen Pſalmiſten betet: „Von Gnade und Recht will ich ſein, o Herr! Will nach unbeflecktem Wandel trachten, will wandeln in der Unſchuld des Herzens, mitten in meinem Hauſe, will nirgends ein Unrecht dulden, alle Uebertreter haſſen, ein entehrtes Herz von mir verſcheuchen, keine Böſen leiden, ſondern meine Augen wenden nach den Treuen im Lande, damit ſie um mich ſeien, und die auf unbefleckten Wegen wandeln, ſollen meine Diener heißen“ — ſo lange der Kaiſer von Oeſterreich ſo betet (und wo ſcholl dieſes Gebet häufiger von einem Thron empor, als eben in der Burg unſerer Kaiſer), ſo lange wird Er uns auch führen mit weiſer Hand, denn „der Anfang aller Weisheit iſt die Furcht des Herrn.“ — Der Glaube, zu dem Oeſterreichs Völker der Mehrzahl nach ſich bekennen, iſt der echt chriſtliche, der katholiſche Glaube. Die katholiſche Kirche iſt daher der Grundpfeiler des öſterreichiſchen Staatsgebäudes. „In hoc signo vinces!“ (In dieſem Zeichen wirſt Du ſiegen!) ruft die katholiſche Kirche den Kaiſern Oeſterreichs zu, und in dieſem Zeichen haben ſie immer geſiegt, in dieſem Zeichen werden ſie ewig ſiegen. Mit Recht weiſt daher das öſterreichiſche Volkslied darauf hin, daß der Glaube, vorzugsweiſe der echt katholiſche Glaube, die wahre Stütze des Regenten, der feſte Anker ſeiner Unterthanen ſein ſoll. Allein Oeſterreich zählt nebſtdem auch viele Söhne, welche anderen Con-

ſeſſionen zugethan ſind. Auch dieſen ſoll ihr Glaube zur feſten Stütze dienen: denn es gibt keinen Glauben, der da lehrte, daß man des Schutzes Gottes entbehren könne. Ob katholiſch oder evangeliſch, ob griechiſch-unirt oder nicht unirt, ob jüdiſch oder mohammedaniſch, an einen Gott, von dem der Kaiſer ſeine Krone hat, glauben alle öſterreichiſchen Unterthanen, und alle, wie ſie ſind, werden einig ſein in der Ueberzeugung, daß ein Reich des Unglaubens vor Gott nicht beſtehen könne, daß aber eine Herrſchaft, die ſich auf den Glauben ſtützt, auf ſicherem Grunde ruht. Dieſe beiden Verſe des Volksliedes enthalten ſomit das religiöſe Moment.

„Laßt uns Seiner Väter Krone
Schützen gegen jeden Feind!“

Wie des Schutzes von oben, muß der Regent auch des Schutzes von unten ſicher ſein. Was er beabſichtigt, müſſen ſeine Unterthanen ihm ausführen helfen. „Opes regum corda subditorum.“ „Die Macht der Herrſcher beſteht in den Herzen ihrer Unterthanen.“ Der Kaiſer muß ſich auf ſein Volk verlaſſen können. Sie ſollen ſeinen Thron ſchützen, und zwar den „Thron ſeiner Väter“, den Thron, der von ſeinen Vorfahren kraft des Erbrechtes, auf ihn übergegangen iſt, nicht einen durch Gewalt der Waffen erworbenen, oder durch ſchlaue Politik erliſteten, unrechtmäßig angemaßten, ſondern ſeinen angeſtammten, durch Geburt, von Gottes Gnaden ihm beſtimmten Thron, den zu beſteigen er eben ſowohl das Recht, als die Pflicht hat, auf den er nicht willkürlich, ſondern nur aus höheren Rückſichten ohne Vorwurf verzichten kann. Dieſen Thron ihm zu ſchützen, iſt die hei-

lige Pflicht des Volkes. Dieſen ſoll es ihm ſchützen gegen jeden Feind, ſowohl gegen den äußeren Feind, der mit den Waffen der Eroberungsluſt ihn anzugreifen oder zu erſchüttern wagt, als gegen den inneren, der da im Dunklen ſchleicht, die Begriffe der Grundſatzloſen verwirrt, die Gefühle der Schwachherzigen vergiftet, die Leidenſchaften der Gottverlaſſenen aufſtachelt und, nur ſein eigen armſelig Ich im Auge, ſtets bereit im Trüben zu fiſchen, kein Mittel und keine Waffe ſcheut, um das Werk der Finſterniß zu vollenden. Gegen ſolche Umtriebe bildet die Regierungsform, deren Oeſterreich ſich erfreut, nämlich die erbliche Monarchie, den ſicherſten Damm, weshalb auch jeder Staatsbürger mit aller Kraft für ſie einſtehen ſoll. Dieſe beiden Verſe des Volksliedes ſtellen ſomit die erbliche Monarchie, das Erbkaiſerthum, in den Vordergrund.

„Innig bleibt mit Habsburgs Throne
Oeſterreichs Geſchick vereint!"

Man könnte dieſen Schlußverſen der erſten Strophe den Vorwurf machen, daß ſie an einem Platze, wo die Stimme des Singenden, dem Charakter der Melodie gemäß, gewiſſermaßen einen bittenden Aufſchwung nehmen und ſich zur Innigkeit des flehenden Wunſches erheben ſollte, eine hiſtoriſche Wahrheit als apodiktiſchen Ausſpruch hinſtellen und den Verſtand dort ſprechen laſſen, wo das Herz ſprechen ſollte. Allein dieſer Ausſpruch ſelbſt, ſo entſchieden gefaßt er iſt, hüllt ja doch auch den Wunſch ein, daß Oeſterreich immerdar mit Habsburg vereint bleiben möge, eben weil ſein Geſchick mit dem der Dynaſtie ſo innig verknüpft iſt. Und das iſt es auch. Schon das erſte Auftreten des Gründers der Habs-

burg'ſchen Dynaſtie, Rudolf's von Habsburg, war bedeutungsvoll für Oeſterreich; kaum dem Ungethüme der Eigengewalt während des Interregnums entronnen, erhob es ſich, nach der Schlacht am Marchfelde im Jahre 1278, zur welthiſtoriſchen Wichtigkeit. Welche Höhe der Stellung verdankte Oeſterreich der Habsburg'ſchen Dynaſtie unter Kaiſer Karl V., der im gleichen Lebensjahre, wie unſer Kaiſer Franz Joſeph, die Regierung ſeiner Monarchie antrat, in deren Reichen die Sonne nie untergieng.*) Durch wen anders iſt Oeſterreich zuerſt ein ſelbſtändiges großes, aus all' den Einzelſtaaten, welche jetzt deſſen Kronländer bilden, organiſch verſchmolzenes Ganze geworden, als durch die Habsburg'ſche Dynaſtie unter Ferdinand I., dem Stammhalter der neuen öſterreichiſchen Linie des Hauſes Habsburg (1558 bis 1564)? Durch wen hat Oeſterreich nach den gefährlichſten Stürmen, die es je zu beſtehen hatte, wieder einen Aufſchwung genommen, der ſeinen erbittertſten Gegnern Bewunderung abnöthigt, als wieder durch die Dynaſtie Habsburg unter ihrem jüngſten, thatkräftigſten Sproſſen, Sr. Majeſtät unſerem Kaiſer Franz Joſeph? — Werfen wir anderſeits einen Blick auf diejenigen Epochen, wo Oeſterreich zu ſinken verurtheilt ſchien, eben weil die Dynaſtie gefährdet war. Zu den mühevollſten Geſchicken des Hauſes und des Reiches gehört die Zeit Friedrich's des Schönen, der, obſchon in des Feindes Gefangenſchaft gerathen, den ganzen Edelmuth ſeines Hauſes auf's Rührendſte bewährte (1325). Unter

*) S. die antiken Cameen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinetes in Wien. Beſchrieben von Joſ. Arneth. Wien 1849 (in der Widmung an Se. Maj. den Kaiſer).

Friedrich III. hatte Bruderzwiſt und Bürgerfehde die Dynaſtie ſo ſehr geſchwächt, daß auch dem Lande Untergang drohte, und ſelbſt Wien ſeinem Eroberer Matthias Corvinus zur Reſidenz und Sterbeſtätte (1490) dienen mußte. Wie traurig ſtand es um Oeſterreich, als die Dynaſtie in der Perſon des gottesfürchtigen und glaubensſtarken Ferdinand II. die herbſte Kränkung von Seite der Rebellen in der Burg ihrer eigenen Väter erfahren mußte (1619)! Wie bedenklich war die Lage unſeres Vaterlandes, als nach Karl's VI. Tode halb Europa ſich waffnete, um das Erzhaus in der Perſon einer verlaſſenen Frau, der nachher ſo großen Maria Thereſia, zu demüthigen! Wie nahe dem Verderben ſchien Land und Herrſcherhaus, als unter Thereſia's Enkel, Franz, dem Vielgeprüften, zweimal die Hauptſtadt und ein großer Theil des Reiches (1805, 1809) des Feindes Uebermuth erdulden mußten! Niemand aber iſt der Wahrheit, „wie innig vereint Oeſterreichs Geſchick mit Habsburgs Throne ſei", auf erſchütternderе Weiſe ſich bewußt geworden, als wir ſelbſt in einem Mai, über deſſen traurige Erinnerungen wir lieber einen Schleier breiten wollen.

Eines aber hat in allen Wechſelfällen als unwiderlegbar ſich herausgeſtellt, nämlich die Ueberzeugung, daß Gott ſelbſt mit Habsburg iſt, und daß Er Oeſterreich nicht verläßt, ſo lange es an dieſem, ſo ſichtbar von Ihm beſchützten Herrſcherhauſe feſthält!

Somit ſpricht die erſte Strophe, nach einer hymnenartigen Einleitung, das religiöſe, monarchiſche und dynaſtiſche Princip aus.

Die zwei folgenden Strophen bilden, obwohl in zwei ſelbſtändigen Gruppen, ein zuſammenhangendes Bild. Sie enthalten nämlich eine kurze Charakteriſtik des Oeſterreichers wie er ſein ſoll, und eine Mahnung an die Pflichten, welche ihm als Unterthan im Frieden wie im Kriege obliegen, ſo wie die Schilderung des Zuſtandes, der als natürliche Folge eintritt, wenn Nähr-, Wehr- und Lehrſtand im Staate einträchtig zuſammenwirken. Fromm ſoll der Oeſterreicher ſein, anhänglich dem Glauben ſeiner Väter, und das war er auch von jeher. Ohne Religion keine Erziehung. Erziehet daher euere Kinder in Gottesfurcht und Gottesliebe, und euer Haus wird gut beſtellt ſein. Wo aber jedes einzelne Haus gut beſtellt iſt, da wird auch das ganze Haus es ſein, das wir Staat nennen; denn wie die Familie ein Staat im Kleinen, ſo iſt der Staat eine Familie im Großen. Wo der Herr waltet, da iſt Eintracht und Friede, wo aber der Herr nicht waltet, da iſt Zwietracht und Krieg. Ohne Religion keine Sittlichkeit, keine Achtung vor dem Geſetze, keine Scheu vor dem Heiligen, keine Wahrheit, keine Gerechtigkeit, keine Treue. Schon die Geſchichte der alten Welt, der doch das Licht des wahren Glaubens noch nicht geleuchtet hat, bezeugt uns, daß mit dem Verfalle der Religion der Verfall der Staaten begann. — Bieder ſoll der Oeſterreicher ſein, ein gerader, ſchlichter, rechtſchaffener Mann, und das war er auch von jeher. Er ſoll ſein ein Mann, den man, wie das Wort in ſeiner urſprünglichen Bedeutung es beſagt, zu Scherz und zu Ernſt brauchen kann, der auch andern Leuten zu Nutz und Bedarf ſein mag mit Ehren und aufrichtig, — und man kann einem Manne nichts Beſſeres nachſagen, denn daß er gehandelt habe als ein biederer (bederber) Mann, ehrlich, ohne Falſch

und aufrichtig, Andern zu Nutz, ihm zu Ehren und Niemand zu Schanden (Agricola, Sprichwörter, Frankfurt 1570 n° 724). — Wahr soll der Oesterreicher sein, ein Feind der Lüge, und das war er auch von jeher. Wehe Dem, der lügt, doch Heil Dem, auf dessen Wort man bauen kann, wie auf einen Felsen. Mit einem Solchen verkehrt Jedermann gerne. Wer nichts Arges sinnt, braucht seine Gesinnung nicht zu verstecken. Was nicht im Herzen steht, das sage auch der Mund nicht. Wahrhaftigkeit ist die Grundbedingung der häuslichen Eintracht, die Seele der Freundschaft, die Bürgschaft für Handel und Wandel. Gegen ein Volk, das wahr ist gegen seinen Regenten, kann auch der Regent wahr sein. — Offen soll der Oesterreicher sein, ohne Rückhalt, und das war er auch von jeher. „Ein treuherziger Oesterreicher", das war allenthalben der schöne Ehrentitel, mit dem man die Söhne unseres lieben Vaterlandes bezeichnete. Laßt, liebe Brüder, dieses Lob nicht in die Brüche gehen! Es ist eine gar schöne Eigenschaft, wenn Jemand das Herz auf der Zunge trägt; wenn er sich gibt, wie er ist, wenn er mit nichts hinter dem Berge hält; denn das setzt voraus, daß er's nicht Noth hat, folglich daß sein Gewissen rein ist, daß er vor Jedermann hintreten kann und sagen: „So halt' ich's, wie hältst du es?" Faßt nun das Alles zusammen und macht euch aus diesen Zügen ein Bild; wie wird es aussehen? Ich meine so, daß Niemand sich wird zu schämen haben, ihm zu gleichen!

Ein solcher Mensch wird aber auch das Gesetz achten, er wird das Gesetz in seinem Innern herumtragen, allerorten und jederzeit; er wird keines geschriebenen Gesetzes bedürfen, um recht zu handeln; es ist ihm eingeboren, es liegt in seiner Natur, nichts zu thun, was wider das Gesetz

iſt. Er wird aber das Geſetz nicht nur ſelbſt befolgen, ſondern auch Andere, ſeine Kinder, ſeine Hausgenoſſen, ſeine nächſte und weitere Umgebung, ſeine Mitbürger anhalten, ein Gleiches zu thun, er wird, wo er eine Neigung bemerkt, dem Rechte zuwider zu handeln, mit Kraft und Entſchiedenheit dagegen auftreten, er wird jede Verlockung zu einer geſetzwidrigen Handlung mit Entrüſtung zurückweiſen, er wird jedes Unrecht, jede Geſetzübertretung, wo immer er ſie wahrnimmt, ohne Schonung rügen und auf geſetzlichem Wege der verdienten Ahndung überantworten: denn wer der Böſen ſchont, verſündigt ſich an den Guten. Er wird aber auch in Allem ſeiner Pflicht genügen und nicht dulden, daß Andere, über die er Gewalt hat, von ihrer Pflicht abweichen. Es iſt gar ein kurzes Wörtlein, dieß Wörtlein „Pflicht", allein es hat die herrlichſten Großthaten ſchon in's Leben gerufen. Tauſende haben für die Pflicht geblutet, Tauſende für ſie gedarbt und geſchmachtet, Tauſende die zweideutigen Vortheile irdiſcher Glückſeligkeit dem Bewußtſein treu erfüllter Pflicht zum Opfer gebracht. Präget doch ja der jüngeren Generation, vom zarteſten Alter an, das Pflichtgefühl ein und macht es ihr begreiflich, daß es im Leben Fälle gibt, wo gegen das Sträuben der menſchlichen Schwäche nichts ſchützen kann, als der Gedanke: „Es iſt meine Pflicht!" — Menſchen, welche von Recht und Pflicht alſo denken, werden für Recht und Pflicht auch einſtehen mit Blut und Leben, und ſolchen wird der Dichter der Volkshymne nicht vergeblich zurufen:

„Laßt für Recht und Pflicht uns ſteh'n!"

Achtung vor Recht und Pflicht ſichert einem Staate die Ruhe nach innen. Allein es können trübe Zeiten kommen, wo die Verhältniſſe nach außen ſich verwickeln, wo der

Friede, ſo ſehr Alles an ihm hängt, zur Unmöglichkeit wird, wo die Ehre des Vaterlandes, die Sicherheit des Staates, die Sorge für die Zukunft es gebietet, die Palme mit dem Schwerte zu vertauſchen. Eine traurige Nothwendigkeit, aber oft unvermeidlich! In einem ſolchen Falle gilt kein zögerndes Beſinnen! Wer ſchämte ſich nicht, ſein Ohr zu verſchließen, wenn das Vaterland ruft?

„Laßt, wenn's gilt, mit frohem Hoffen
Muthvoll in den Kampf uns geh'n!"

Ja, laßt, wenn unſer Herr und Kaiſer alle Mittel friedlicher Ausgleichung umſonſt verſucht hat und im Krieg allein die Möglichkeit erblickt, einem ungewiſſen, die Kräfte des Staates langſam aufreibenden Zuſtande ein Ende zu machen, laßt uns dann vor dem Gebote, das uns und unſere Söhne zu den Waffen ruft, nicht zittern, ſondern vielmehr mit opferwilliger Begeiſterung Alles thun, was das Wohl des Vaterlandes; das Andenken an den Ruhm unſerer Väter, der Glanz des öſterreichiſchen Namens von uns fordert. Laßt uns hoffen, daß Gott unſer Beginnen ſegnen werde, weil unſere Sache gerecht iſt. Laßt uns mit Muth in den Kampf gehen: denn ein muthloſer Kämpfer iſt geſchlagen, ehe er den erſten Streich geführt. Laßt uns eingedenk ſein der Großthaten, die das öſterreichiſche Heer ſo oft und in den traurigſten Epochen, welche Oeſterreichs Geſchichte kennt, vollbracht hat, und in den rühmlichen Lorbeern, welche es in Hunderten von Schlachten bereits ſich errungen, eine Bürgſchaft für neue, eben ſo rühmliche erblicken. Wer hätte dem friedlichen Oeſterreich, ſo wie es nach dem letzten Befreiungskriege, in dem es mehr als einmal der Uebermacht ſeines gewaltigen Feindes allein gegenübergeſtanden, in ſtillem Behagen

zu ruhen schien, wer hätte diesem friedlichen Oesterreich es zugetraut, daß es im Augenblick einer Gefahr, die so groß war, als unter Ferdinand II., so groß, als beim Regierungsantritte Marie Thereſiens, größer, als im Kampfe gegen den überrheiniſchen Weltbedränger, urplötzlich, wie ein Löwe, der nur geſchlummert, ſich erheben und gegen Verrath im Innern und Angriff von außen ſiegreich ſich behaupten würde. Und es hat ſich erhoben, es hat ſich behauptet! Waren auch alle Begriffe verwirrt, alle Grundlagen der bürgerlichen Ordnung erſchüttert, alle Bande des Gehorſams und der Treue zerriſſen und gelockert, fielen auch einzelne Perſonen und ganze Stände rechts und links wie dürres Laub halt- und treulos ab, ſuchte gleich Verführung und Bethörung ſelbſt in die Reihen der Armee Spaltung und Meineid einzuſchmuggeln, der Kern derſelben blieb unvergiftet, im Lager des großen „Feldmarſchalls" war Oeſterreich, und von dieſem Lager aus zuckte der Strom der alten Begeiſterung nach durch alle Glieder des gewaltigen Koloſſes, daß er ſich rieſig wie ehedem erhob und die Natternbrut des Satans unter ſeinen Füßen zermalmte. Ja, dieſes erhabene Beiſpiel aus der jüngſten Vergangenheit laßt in Tagen der Kriegsgefahr lebhaft als Troſt uns vorſchweben und mit dem Dichter uns ſchwören:

„Eingedenk der Lorbeerreiſer,
Die das Heer ſo oft ſich wand,
Gut und Blut für unſern Kaiſer,
Gut und Blut für's Vaterland!"

Solche Geſinnungen ſind die Grundlagen des ſtaatlichen Glückes, der ſtaatlichen Kraft. Von ſolchen Gedanken und Gefühlen ergriffen wird Nähr-, Wehr- und Lehrſtand

das Seinige thun, um einen Zeitpunct herbeizuführen, wo das Volk der Segnungen des Friedens wird ungestört und im vollsten Maße genießen können.

„Was des Bürgers Fleiß geschaffen
Schütze treu des Kriegers Kraft!"

Das Wort „Bürger" umfaßt hier die ganze Classe der Erwerbenden, derjenigen Staatsbürger, welche den eigentlichen Kern der Bevölkerung bilden, welche dem Staatskörper seinen Nahrungssaft zuführen und aus ihm ihren eigenen ziehen. Fleiß des Bürgers, Gewerbsthätigkeit, reger Wetteifer in Production und Vertrieb, in Handel und Wandel sind das Lebensprincip des Staates. Der Landmann auf dem Feld und auf der Weide, wie der Gutsbesitzer in seinem Schloß und Garten, der Handwerker in seiner Werkstätte, wie der Fabrikherr in seinem Etablissement, der Krämer in seinem Laden, wie der Kaufherr in seinem Magazin, der Frächter in seiner Remise, wie der Rheder auf seinem Ladeplatze, der kleine Geschäftsmann, wie der einflußreiche Wechsler, der über Millionen gebietet, Jeder ist Bürger des Staates, dem er angehört, und Jeder möge die Früchte seines redlichen Fleißes ernten, Jeder für die Opfer, die er dem Allgemeinen bringt, für die Steuern, die er zahlt, für die Leistungen, die er entrichtet, auch des Schutzes und der Sicherheit genießen, ohne die keine freudige Thätigkeit, keine strebsame Rührigkeit, kein gedeihlicher Aufschwung von Industrie und Handel, von Gewerbs- und Kunstbetrieb möglich ist. Diesen Schutz, diese Sicherheit aber gewähre dem Bürger mit gewissenhafter Treue die bewaffnete Macht, der Wehrstand, dessen heilige Pflicht es ist, nicht nur gegen äußere und innere Feinde zu Felde zu ziehen, sondern auch in den Tagen des

Friedens die gesetzliche Ordnung herzuhalten und durch seine verschiedenen, zu diesem Friedensdienst eigens bestimmten Organe Verbrechen und Uebertretungen zu verhüten und Verbrecher und Uebertreter aufzusuchen, festzunehmen und der Hand der Gerechtigkeit zu überliefern; weshalb es eine sträfliche Thorheit ist, dem Einschreiten dieser Organe Schwierigkeiten entgegensetzen oder gar gewaltsam es verhindern zu wollen.

Es gibt aber noch einen Factor im staatlichen Leben, der gar nicht gering anzusetzen, sondern vor Allem hoch zu schätzen ist. Mit dem Fleiße des Bürgers allein ist nicht Alles gethan: denn der Mensch lebt nicht allein vom Brote. Auch mit dem Schwerte allein kommen wir nicht weiter: denn mit der größten Tapferkeit kann oft die größte Barbarei Hand in Hand gehen. Der Staat bedarf auch geistiger Nahrung, auch geistige Siege, um in der Reihe der gebildeten Staaten eine ehrenwerthe Stellung zu behaupten. Der Factor, der dieses Product erzielen hilft, ist Kunst und Wissenschaft. Die Religion fördert das Gute, die Kunst das Schöne, die Wissenschaft das Wahre; auf ihrer höchsten Höhe treffen doch alle drei zusammen: denn es gibt nichts Unwahres und Unschönes, das gut, nichts Böses und Unwahres, das schön, nichts Unschönes und Böses, was wahr sein könnte. Auch die Kunst und Wissenschaft ist ein Gottesdienst, deshalb soll man den Künstler und den Gelehrten, der ist, was er sein soll, ja nicht gering achten, sondern ihnen hohe Achtung zollen und als bevorzugten Geistern die gebührende Ehrfurcht weisen.

„Mit des Geiſtes heit'ren Waffen
Siege Kunſt und Wiſſenſchaft!"

Es iſt dieß ein Wunſch, den jeder Gebildete vom Herzen theilen wird. Die alte Götterlehre nennt eine Göttin, Minerva oder Pallas, die ſowohl dem Kriegsweſen vorſteht, als der Wiſſenſchaft. Die Kriegsgöttin Minerva ſiegt mit den traurigen Waffen des Krieges, der phyſiſchen Kraft; die friedliche Minerva hingegen, unter deren Schutz Kunſt und Wiſſenſchaft ſteht, ſiegt mit den heiteren Waffen des Friedens, der geiſtigen Kraft. Der Dichter (Schiller) ſagt zwar:

„Ernſt iſt das Leben, heiter iſt die Kunſt!"

allein nicht nur die Kunſt ſoll heiter ſein, ſondern auch die Wiſſenſchaft. Eine trübe, finſtere Wiſſenſchaft iſt pedantiſch, abſchreckend; die Wiſſenſchaft gehe über in's Leben, ſie ſei friſch, lebendig, thatkräftig. Nicht kopfhängeriſches Muckerthum, ſondern aufgeklärte An- und Umſicht ſei das Ziel alles Lehrens und Lernens. Der verſtändige, gebildete Staatsangehörige wird ſeinen Pflichten nie untreu werden; allein der halbgebildete und überbildete neigt ſich leicht zu tollen Exceſſen hin, der rohe, bildungsloſe iſt ein Spielball in den Händen jedes Betrügers und Verführers. Bildung befördert die Humanität, und Humanität geht mit dem Geſetze Hand in Hand. Wie aber Wiſſenſchaft auf den Verſtand, ſo wirkt die Kunſt auf das Gefühl und auf die Phantaſie. Schon der alte Dichter Ovid ſagt, „daß ein glückliches Aneignen der freien Künſte die Sitten bildet und ihnen die letzte Spur der Rohheit benimmt." Es läßt ſich daher einem Staate nichts Erſprießlicheres wünſchen, als daß Kunſt und Wiſſenſchaft ihre Stellung in demſelben ſiegreich behaupten

Wenn dann auf ſolche Weiſe die Ruhe im Innern und nach außen ſattſam gewahrt, und zugleich für die moraliſche und intellectuelle Entwickelung gehörig geſorgt iſt, dann wird auch der Wunſch:

„Segen ſei dem Land beſchieden,
Und ſein Ruhm dem Segen gleich!“

kein unerfüllter bleiben. In einem ſolchen Lande wird die einzig denkbare, vernünftige Freiheit, welche darin beſteht, „daß Jedermann innerhalb der geſetzlichen Grenzen ſeine individuellen Anlagen und Fähigkeiten, mit Rückſicht auf das Gemeinwohl, am ungeſtörteſten und förderſamſten geltend zu machen im Stande ſei.“ zur vollſtändigſten Entwickelung gelangen. Ein ſolches Land wird geſegnet ſein. Ein ſolches Land wird auch nach außen hin eines Ruhmes genießen, der dem Segen, deſſen es ſich erfreut, entſpricht. Denn nichts iſt trauriger, als ein Land, das ſeinen Ruf nicht rechtfertigt, das für glücklich und geſegnet gilt, ohne es zu ſein; demüthigend iſt es für ein Land, ſeines Segens ſich bewußt und doch nach auswärts verkannt zu ſein, ein Schickſal, worüber bisher Oeſterreich vorzugsweiſe ſich zu beklagen hatte; erhebend aber iſt es für jeden Vaterlandsfreund, das Land und Volk, dem er angehört, ſeiner wirklichen Vorzüge wegen allenthalben geachtet und in der großen Staatenfamilie ſo geſtellt zu wiſſen, daß ſchon ihm anzugehören ein Freibrief durch die ganze gebildete Welt iſt. In dieſem Sinne möge, gleich den Bürgern des ehemaligen römiſchen Weltreiches, denen ihre Berufung auf das römiſche Bürgerrecht allerorten zum Schutze diente, jeder Angehörige unſeres großen Kaiſerſtaates mit Stolz ſagen können: „Ich bin ein Oeſterreicher!“

Unter der Voraussetzung, daß alles Dasjenige, was in den vorausgegangenen bedeutungsschweren Zeilen wunschweise ausgesprochen ist, allmählich zum Segen Oesterreichs sich verwirklichen werde, wird auch der innige, gewiß in dem Herzen jedes Oesterreichers laut sich regende Segenswunsch:

„Gottes Sonne strahl' in Frieden
Auf ein glücklich Oesterreich!"

mit Gottes Hilfe wahr bleiben und nach jeder Zeit der Prüfung neuerdings wieder wahr werden. Gibt es wohl irgend einen Wunsch, in welchen Millionen herzlicher, heißer und aufrichtiger mit einstimmen könnten, als der Wunsch: das theure Vaterland möge nach allen Gefahren und Kämpfen, nach allen Entbehrungen und Opfern, nach allen Anstrengungen und Bemühungen, nach allen Entwickelungskrisen und Uebergangsperioden, welche jedes Land, wie jeder Mensch zeitweilig durchzumachen hat, jederzeit wieder einen höheren Standpunct der Macht und des Segens erreichen, auf dem es sich wahrhaft glücklich fühlt, und dieses Glückes lang in ungestörtem, wonnigem Frieden genießen. Kann es ein schöneres, entzückenderes Bild geben, als das große, herrliche Oesterreich mit seinen Alpen und Strömen, mit seinen Städten und Gehöften, mit seinen Wäldern und Feldern, mit seinen metallreichen Bergen und seinen traubengesegneten Rebengeländen, mit seinen Schienennetzen und Fabriksgebäuden, weithin gebreitet gleich einem buntgewirkten Wunderteppich, der von den Bergen Mitteleuropa's hinab sich rollt bis an die Küsten des Pontus und des Adriatermeers, durchwogt von gemüthreichen, geistesfrischen, gewerbthätigen, gesinnungstüchtigen, liederfrohen, glücklichen Menschen, umrahmt von dem ehernen Walle einer kampfgeprüften, treuverläßlichen

Kriegsmacht, das Ganze beleuchtet von Gottes ſegnender Sonne und überwölbt von dem friedlichen Blau eines reinen, gewitterloſen Himmels, an dem kein anderes Wölkchen ſich zeigt, als das des erquickenden Regens, der die Saaten befruchtet und dem welkenden Grün ſeine Friſche wiedergibt — wer, wer, frage ich, ſtimmte, wenn er am Auge ſeiner Phantaſie ſolch' ein Bild vorübergleiten läßt, nicht jubelnd in den Wunſch mit ein:

„Gottes Sonne ſtrahl' in Frieden
Auf ein glücklich Oeſterreich!"

Wir ſteigen nun ſo zu ſagen von dem Gipfelpuncte der Dichtung, auf dem der Verfaſſer uns wie von der Zinne eines Domes die herzergreifende Ausſicht über unſer großes, ſchönes Vaterland gezeigt hat, um es uns unvergeßlich lieb und werth zu machen, wieder herab in das Gebiet geſammelter Betrachtung. Die letzte Strophe bildet nämlich ein Schatzkäſtlein, worin gleichſam drei Täfelchen liegen, auf deren jedem in zwei Zeilen eine heilſame Lehre, angeknüpft an einen bedeutungsvollen Sinnſpruch, eingegraben ſteht. Das erſte Täfelchen enthält die Lehre:

„Laßt uns feſt zuſammenhalten:
In der Eintracht liegt die Macht!"

Wer kennt nicht die alte Parabel von dem Scythenkönige Scilurus, der ſterbend ſeine uneinigen Söhne dadurch zur Eintracht ermahnte, daß er ſie ein Bündel Pfeile zerbrechen hieß, was ſie, ſo lange dieſe zuſammengebunden waren, nicht vermochten, während ſie, nachdem es aufgelöſt worden, jeden einzelnen Schaft mit Leichtigkeit zerknickten? Wer kennt nicht den alten lateiniſchen Spruch: „Concordia res parvae crescunt, discordia maximae dilabuntur" (Durch Eintracht

wachsen kleine Dinge, durch Zwietracht zerfallen die größten)? Wer kennt nicht das deutsche Sprichwort: „Friede nährt, Unfriede verzehrt!" —Laßt uns also in Eintracht fest zusammenhalten; laßt uns die erhabene, schon vom Kaiser Joseph angestrebte, vom Kaiser Franz Joseph aber thatsächlich in's Leben gerufene Idee eines einigen, großen Oesterreichs in ihrer ganzen Tragweite erfassen, fördern und verwirklichen! Die beiden Zeilen, die auf diesem ersten Täfelchen stehen, bezeichnen zwar zunächst nur einen besondern Wendepunct der Gegenwart, enthalten aber doch zugleich eine Lehre, deren Befolgung dem Oesterreicher nach Jahrhunderten noch eben so Noth thun wird, wie in dem Augenblicke, dem das große einige Oesterreich sein Entstehen verdankt.

Das zweite Täfelchen enthält die unumstößliche Wahrheit:

„Mit vereinter Kräfte Walten
Wird das Schwerste leicht vollbracht!"

Wer liest nicht zwischen diesen Zeilen den sinnreichen Wahlspruch unsers ritterlichen Kaisers: „Viribus unitis" (Mit vereinten Kräften) heraus, einen Wahlspruch, über dessen hohe Bedeutung allein sich ein ganzes Buch schreiben ließe; einen Wahlspruch, der im beschränktesten Hauswesen, wie im riesigen Triebwerke des Weltenbaues seine Geltung findet; einen Wahlspruch, den Biene und Ameise befolgen, den die Pyramiden Aegytens verkündigen, dessen Wahrheit alle großen Unternehmungen und Schöpfungen der Vergangenheit und der Gegenwart bestätigen? Betrachten wir diesen Wahlspruch zuerst als den unseres Kaisers, ehe wir ihn als nie zu vergessende Lehre für alle Zukunft hinstellen. Das Hauptblatt der Wiener Zeitung vom 20. Februar 1849 enthielt die denkwürdigen Worte:

„Der ehrwürdigen Sitte Allerhöchstihrer erlauchten Vorfahren getreu haben Se. Majestät Sich veranlaßt gefunden, einen Wahlspruch anzunehmen. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur, wenn alle Völker Oesterreichs auf der Grundlage gleicher Rechte und gleicher Pflichten berufen sind, mit vereinten Kräften den Bau der Größe, Macht und Freiheit des gemeinsamen Vaterlandes zu fördern, das hohe Ziel, das Sr. Majestät vorschwebt, erreicht werden kann, haben Allerhöchstdieselben den Wahlspruch: „Viribus unitis“ (Mit vereinten Kräften) erwählt, in welchem der leitende Gedanke Allerhöchstihrer Regierung einen entsprechenden Ausdruck gefunden hat.“ — Ein wahrhaft wunderbarer Zufall fügte es, daß dieser lateinische Spruch unter den Buchstaben, aus denen er besteht, sieben sogenannte Zahlbuchstaben enthält, welche, ohne daß von irgend einer Seite daran gedacht worden wäre, sich zu einem Chronographen gestalten, der die Ziffer des Lebensjahres (19) angibt, das Se. Majestät kurz vor der Thronbesteigung eben angetreten hatte. Zuerst hat dieser Wahlspruch durch das vereinte Wirken der heldenmüthigen österreichischen Armee seine Geltung gefunden. Am heißen Tage bei Novara (23. März 1849) war, laut des Siegesberichtes, den der Heldenmarschall Graf Radetzky noch um Mitternacht des 24. nach Wien abfertigte, „Viribus unitis“ der Wahlspruch dieser Schlacht gewesen.*) Seither hat dieser

*) Vgl. Austria. Oesterr. Universal-Kalender f. d. J. 1850. S. XCVIII. ff.

Spruch durch das gemeinsame Bestreben aller Staatsangehörigen zur Festigung der Ruhe, des Friedens und der Macht Oesterreichs nach innen und nach außen seine weitere Bestätigung gefunden. — Er hat aber seine Bedeutung nicht nur als Wahlspruch Sr. k. k. apostolischen Majestät, des eben jetzt regierenden Kaisers, nicht nur als Wahrzeichen einer neuen Periode in der Geschichte Oesterreichs, sondern auch als allgemein giltige, für alle Zeit beherzigenswerthe Wahrheit, an der festzuhalten die Natur selbst uns lehrt, die ihre größten Wunder durch gemeinsames Zusammenwirken der scheinbar geringsten Kräfte nach einem bestimmten Ziele hin hervorbringt. Mögen also noch unsere Enkelsenkel, wenn sie diese Zeilen singen, dankbar des jugendlichen Regenerators Oesterreichs gedenken, der, wie die Wahl seines Regentenspruches zeigt, mit vollster Klarheit die naturgemäßen Mittel erkannt hat, durch welche allein Oesterreich seiner hohen Stellung im großen Völkervereine zugeführt werden konnte. Laßt uns daher unsere Kräfte mit denen unseres Monarchen innig vereinigen; laßt uns, von der Ueberzeugung ausgehend, daß Er stets das Beste seines Landes will, wie Oesterreichs Regenten bisher auch immer es gewollt haben, seinen Willen im Frieden und im Kriege als das Banner betrachten, dem wir mit festem Vertrauen, mit opferwilliger Hingebung zu folgen haben; laßt uns die Größe und das Glück unseres gemeinsamen Vaterlandes als das Ziel vor Augen haben, dem uns zu nähern, bis wir es erreichen, im Vereine mit der Dynastie, mit der wir stehen oder fallen, unser beharrliches Streben sein soll; laßt uns, wenngleich Sprache, Sitte, Religion und andere Verschiedenheiten im Einzelnen uns trennen, im Ganzen doch zu dem großen Bewußtsein uns

vereinigen, daß wir Alle nur Kinder des einen Oeſterreichs ſind; laßt uns in dieſer Vereinigung unſere Sicherheit, unſere Zuverſicht, unſeren Stolz finden und ſo den Bau, zu dem unſer jetziger Kaiſer den Grund gelegt hat, durch den Kitt gegenſeitiger Liebe und Brüderlichkeit feſtigen, vollenden und für ewige Zeiten erhalten; mit einem Worte:

„Laßt' uns Eins durch Brüderbande,
Gleichem Ziel entgegengeh'n!"

Auf dem dritten Täfelchen iſt der Geſammtwunſch, der das ganze Lied durchathmet, in einen lauten Segensruf zuſammengefaßt, und als Schlußſtein die Anſpielung auf einen Wahlſpruch angefügt, der wie im prophetiſchen Sinne die Verheißung ausſpricht, deren Erfüllung Oeſterreich zu gewärtigen hat, wenn ſeine Völker von denjenigen Anſichten und Gefühlen durchdrungen leben und wirken, welche in den vorausgehenden Strophen ihnen an's Herz gelegt werden.

„Heil dem Kaiſer, Heil dem Lande:
Oeſterreich wird ewig ſteh'n!"

Der Ausruf „Heil dem Kaiſer, Heil dem Lande!" enthält eine ſtillſchweigende Bedingung, an welche die in der nächſten Zeile ausgeſprochene Verheißung geknüpft iſt. Wenn nämlich Oeſterreichs Völker mit ihrem Kaiſer und mit ihrem Lande ſtets es redlich und aufrichtig meinen, wenn ſie mit wahrer und warmer Liebe immerdar an beiden hangen, wenn ſie jederzeit mit offener, aufrichtiger, den echten Oeſterreicher ſo ſchön charakteriſirender Hingebung Gut und Blut für ihren Monarchen, für Haus und Herd zu opfern bereit ſind, wenn ſie in allen Lagen und unter allen Verhältniſſen aus treuem, begeiſterten Herzen ohne Lug und Falſch ihrem Kaiſer Heil und ihrem Lande Segen wünſchen und dieſen Wunſch durch

Wort und That bekräftigen, dann wird auch Gott mit Oeſterreich ſein, und wenn Gott mit uns iſt, wer iſt wider uns? Dann wird ein alter Spruch, der aus einer der trübſten Perioden Oeſterreichs herrührt, ſeine glänzendſte Auslegung finden: „Oeſterreich wird ewig ſtehn!“ — Und wer kennt nicht dieſen vielfach ausgelegten Spruch, auf den hier angeſpielt iſt? Bekanntlich hatte nämlich Kaiſer Friedrich III. (als römiſcher König IV., als Erzherzog von Oeſterreich V., geb. zu Innsbruck am 21. September 1415, geſt. zu Linz am 19. Auguſt 1493), deſſen marmornes Grabmal die Stephanskirche bewahrt, an den meiſten Gebäuden, die unter ihm aufgeführt wurden, die fünf Selbſtlaute A. E. I. O. V. anbringen laſſen. Auf dem ſilbernen Mundbecher dieſes Kaiſers in der k. k. Ambraſer-Sammlung bilden dieſe Vocale die Anfangsbuchſtaben der folgenden fünf Wörter: „Aquila Eius Iuste Omnia Vincet.“ (Sein Adler wird Alles auf gerechte Weiſe beſiegen.)“ Unter den zahlreichen Auslegungen, welche dieſe ſymboliſche Deviſe erfuhr, iſt die bekannteſte und deutungsvollſte: „Austria Erit In Orbe Vltima“ (Oeſterreich wird auf dem Erdball am längſten beſtehen). Wer die Geſchichte Oeſterreichs durchblättert und ſieht, wie oft unſer Vaterland der Zerſplitterung und dem Untergange nahe, ſobald es nur an ſein Herrſcherhaus wieder feſt ſich anſchloß, gleich dem Phönix aus der Aſche, größer und herrlicher aus den Stürmen der Zeit hervorgieng, der wird es keine vermeſſene Zuverſicht nennen, wenn der Oeſterreicher die Ueberzeugung bewahrt, daß es von ihm ſelbſt abhange, durch Liebe zu ſeinem Kaiſer und zu ſeinem Vaterlande ſeinem theueren Oeſterreich den dauerhafteſten Fortbeſtand unter allen Reichen der Erde zu ſichern.

Der eigentlichen Volkshymne iſt als Zuſatz eine fünfte Strophe beigegeben, die zunächſt auf die Allerhöchſte Vermählung Sr. k. k. apoſtoliſchen Majeſtät mit der Prinzeſſin Eliſabeth Amalie Eugenie, Tochter Maximilian Joſephs, Herzogs in Bayern (am 24. April 1854), Bezug hat, und zu dieſer feierlichen Gelegenheit die erwünſchten Worte lieh; ſie lautet:

„An des Kaiſers Seite waltet,
Ihm verwandt durch Stamm und Sinn,
Reich an Reiz, der nie veraltet,
Unſre holde Kaiſerin.
Was als Glück zu höchſt geprieſen,
Ström' auf Sie der Himmel aus:
Heil Franz Joſeph, Heil Eliſen,
Segen Habsburgs ganzem Haus!"

Mit dieſem Wunſche ſchließen wir die nähere Betrachtung eines Liedes, das — wie die Wiener Zeitung (vom 9. April 1854) ſich ausdrückte — „an einem unvergeßlichen und hochbedeutungsvollen Tage dem erhabenen kaiſerlichen Brautpaare und mit ihm dem weiten Reiche, lebenden und kommenden Geſchlechtern, als freundliche Morgengabe geweiht war. Möge es den Wechſel der Zeiten überdauern und allmählich zum Erbgute öſterreichiſcher Treue und Hingebung ſich geſtalten, dem Verſtändniſſe der armen Hütte nahe liegend und gleichzeitig auch des Gebildeten würdig, der treue Ausdruck der Geſinnungen, welche die Bruſt jedes guten Oeſterreichers zu ſeinem angeſtammten Landesherrn durchdringen!" — Ja, möge es, fügen wir hinzu, dem Ohre und dem Herzen eines Jeden, der unter dem Schutze des Habsburg-Lotharingiſchen Scepters wohnt, gewiſſermaßen zum Be-

dürfniſſe werden, gleichwie es dem unſterblichen Schöpfer der Melodie: „Gott erhalte!“ zum Bedürfniſſe geworden iſt*), der, ein Jahr vor ſeinem Tode, nachdem er zwei freundlichen Beſuchern das Lied mit inniger Rührung vorgeſpielt hatte, noch einige Augenblicke vor dem Inſtrumente blieb, beide Hände darauf legte und mit dem Tone eines ehrwürdigen Patriarchen ſagte: „Ich ſpiele dieſes Lied an jedem Morgen, und oft habe ich Troſt und Erhebung daraus genommen in den Tagen der Unruhe. — Ich kann nicht anders, ich muß es alle Tage einmal ſpielen!“

*) Vgl. A. Schmid, Joſ. Haydn und Niccolò Zingarelli. S. 11, 12

K.K. HOFBIBLIOTHEK * WIEN *

Worte des Dankes,

dargebracht

aus Anlaß des, durch den

Kirchenmusik-Verein

bei

St. Carl Borr.

unternommenen, und im Jahre 1847 vollendeten Umbaues

der nun

wesentlich vergrößerten

Orgel

in

dieser k. k. Gelübde- und Pfarrkirche auf der Wieden

in Wien.

VaIonIs MVsICae artIs
pIo oenoVI aC ferVentI zeLo
reparatI praesentIs organI
pLenIor gratIorqVe sonVs
DebetVr.

(Zu danken iſt's dem chriſtlichfrommen Drang
Und eifrigen Bemüh'n der Muſikfreunde,
Daß nun mit voll'rem, angenehm'ren Klang
Die Orgel tönt der gläubigen Gemeinde.)

Gewaltiger und voller, denn zuvor,
Erdröhnt der Orgel Klang vom hohen Chor,
Die Gläubigen zur Andacht mächtig stimmend;
Ein süßer Schauer überrieselt sie,
Da wechselnd sich ergießt die Harmonie,
Bald brausend, bald zum Hauche fast verschwimmend.

241365-CM

Und staunend blicken sie hinan zum Quell,
Woraus mit einem Mal so reich, so hell
Die Töne fluten, die sie lang vermißten,
Und fragen sich: „O sprecht, **wem** danken wir
Die neue, solchen Domes würd'ge Zier,
Dieß Kleinod, werth des Segens frommer Christen?"

Die Eurem Thurme neue Sprache lieh'n,
Erschlossen auch **den** Born der Harmonie'n
In dieses Tempels klanggewöhnten Hallen:
Cäcilia's erprobte Priesterschaar
Bracht' einmal noch ihr frommes Opfer dar,
Und zwiefach hört sie nun ihr Lob erschallen.

Drum juble Dank der Orgel erſter Ton
Vorerſt zu **Gott**, ſonach zu **jenem Thron**,
Wo jedem edlen Werk ein Vorbild leuchtet;
Dann aber Dank **Euch Allen**, die Ihr gern
In ſchwerer Zeit nicht kargtet für den Herrn,
Und, was Ihr ſchön beſchloſſen, raſch erreichtet!

Vollendet ſteht ſie nun, die Orgel — ſeht!
Und Gottes dreimal heil'ger Odem weht
Durch ihre tongewaltigen Regiſter;
Zu Seinem Preis erſchalle ſie **allein**,
Zu Seinem Preis im ſchmelzenden **Verein**,
Zu Seinem Preis im Sturm und im Geflüſter!

Und klingt sie fürder Euch in Schmerz und Lust,
So mögt Ihr nimmer ansteh'n, stillbewußt
Euch Euer Theil daran auch zu zumessen,
Und tröstlich mahnend ruf' es Euch aus ihr:
„Wer nicht vergessen Seines Herren hier,
Deß wird Sein Herr auch dort einst nicht vergessen!"

Johann Gabriel Seidl.

I 370

Seidl, Johann Gabriel

Nachruf

an

Maximilian Korn.[1]

Daß ihr nicht klagt, wenn ich von hinnen scheide!
„Der Klageruf der hier gebliebnen Freunde
„Hält, sagt man, des Verblichnen theuren Geist
„Lang an dem Heimathsboden noch zurück;
„Doch Segenswünsche, Jubelhymnen heben
„Ihn mit den Wolken schnell zum Aether auf!“ — [2])

So sprach vor langen Jahren Mäon [2]) einst
Mit jenem eigenthümlich sanften Tone,
Den, wer ihn je vernommen, nie vergißt;
So sprach, vereint in schönem Künstlerbunde
Mit Lange, Krüger, und der edlen Roose,
Des großen Brockmann würdger Schüler — Korn.
Des Dichters Rath, Dein Künstlerangebinde, [3])
Hast Du bewahrt als treuen Talisman,
Nicht steuernd nach der Mod' unstätem Winde,
Verfolgtest Du beharrlich Deine Bahn.

---

[1]) Geboren in Wien 12. October 1782 — gestorben am 23. Jänner 1854.
[2]) J. J. v. Collin's Mäon. 5. Act, 7. Scene; zum ersten Male aufgeführt am 29. December 1807.
[3]) J. J. v. Collin's Werke. 4. Band. Ueber die Schauspielkunst. An Max. Korn.

624685 C
THEAT.-S

Nicht was der laute Markt bewirft mit Kränzen,
Dich lockt' ein Höheres zu schönrem Ziel;
Der Gaukler mag durch grelle Täuschung glänzen,
Die wahre Kunst bleibt Wahrheit auch im Spiel.
O schöne Zeit, wo noch dem Widerstrahle
Vom goldnen Alter unsrer Ideale
Des Künstlers Aug' begeistert sich erschloß!
O schöne Zeit, wo noch der Epigone
Nicht kühn genug war, vom verdienten Throne
Herabzustürzen, was für ihn zu groß!
Ein geistger Adel waltet' in den Räumen
Des Hauses, das die Welt bedeuten soll,
Die Muse lebt' in ihren selgen Träumen,
Und selbst der Scherz war edlen Ernstes voll.
Du hast die Zeit genossen bis zur Neige,
Sie hat nicht Dich, Du hast sie überlebt;
Von einem ihrer letzten Lorbeerzweige
Hat sie Dir jüngst den Abschiedskranz gewebt. [1])

Nun giengst Du hin! Da weht aus frühern Tagen
Das einst von Dir gesprochne Wort uns zu:
„Ihr sollt, wenn ich geschieden bin, nicht klagen,
„Der Freunde Klage stört des Todten Ruh'!"
O fordre solches nicht von uns! Wir fühlen
Zu tief, zu warm, was uns mit Dir geraubt;
Laß immer uns den Schmerz durch Klagen kühlen,
Hast doch uns sonst die Thräne gern erlaubt.
Nun giengst Du hin, der uns so treu geblieben,
Der unsre wie als Jüngling, so als Greis. [2])
Wir sehen mit Dir einen Traum zerstieben,
Den unsre Zeit kaum mehr zu deuten weiß.

[1]) Am 11. Jänner 1850, als Giulio Romano, in Oehlenschläger's: Correggio.
[2]) Vom 21. März 1802 an.

O laß uns klagen, wenn Dich unsre Klage
Zurück am Heimathsboden halten kann,
Und knüpf' als Geist die Kunst vergangner Tage
An eine hoffnungsfrohe Zukunft an!
Es wird in frischem Angedenken leben,
Was Du gewirkt in Deinem Künstlerlauf —
Und unsre heißen Segenswünsche heben
„Dich mit den Wolken schnell zum Aether auf!"

J. G. Seidl

Gedruckt bei J. P. Sollinger's Witwe.

OESTERR. NATIONALBIBLIOTHEK WIEN

מִזְמוֹר שִׁיר

Österreichische-Volkshymne

von

Johann Gabriel Seidl,

(Melodie von Joseph Haydn.)

Am 24. April 1853,

als dem

Jahrestage der beglückenden Vermählung

Sr. k. k. Apostolischen Majestät
unseres allgeliebten Monarchen

Franz Joseph I.

und

Ihrer Majestät unserer Kaiserin und Landesmutter

Elisabeth Amalie Eugenie,

nach dem als authentisch erklärten Texte
ins Hebräische übertragen

von

M. S. Rabener.

Buchdruckerei v. L. Winkler in Lemberg.

156062-C

מזמור שיר

לשמחה בן־יהודה · למנצח על היין לשתות · בהגיל לגבריאל הגדולי :

(1)

[illegible] מרומי ערבות,
[illegible] ישמע ארצנו !
[illegible] משאות לבבות,
[illegible] לשר יהללנו ·
[illegible] על־ראשהו,
[illegible]ר · יהללו מפאר,
[illegible]ך. אשר לאשתו,
[illegible] הכבודות חברו גם יחד ·

(2)

[illegible] · ברוח נאמנה,
[illegible] תעדך בתנש נקומה,
[illegible]ים · בתקוה ורננה,
[illegible]ים · ביום קרב ומהומה ·
[illegible]ש. כל שוע יהלך,
[illegible] מעלות אלי חילינו,
[illegible]ש נקריב למלך —
[illegible]ודנו — אלי ארצנו :

(3)

יושבי הארץ בשמחה ילינו ·
עליהם ינוב מלחמי מלוכה ·
מלאכה וחכמה בששון יחדיו ·
כי רוח באנוש יהלך דור ודור ·
ברכה וחסד ארצנו תשבע ·
אף־שם תהלתה יתן לתפארה ·
שלום כאור נגה, יהל, יופיע ·
על אדמת עבדיך · בבריות [illegible]

(4)

לכו נלכה יחדיו · כאחים נחדו ·
באחוה שבת עז · בידידות אמים ·
בהתאסף מדי־רב · חברים נועדו ·
אז יעשו תושיה עשרת טובים ·
הבה וברית אחים נכרתה בינינו ·
אל מטרה אחת נרים עינים ·
אשרי מלכנו ! אשרי ארצנו !
אוסטריה תעמוד לעולמי עולמים : —

ביום חתונת מלכנו עם המלכה הגבירה,
לאשיהם התרועעו, שרו זאת השירה.

(5)

לישן מלכנו נצבה תמתו,
סגלת מלכות · האחת וברה,
יפה־נוף מנוזו · אף שאר לבתו,
זאת המלכה, אמנו היקרה ·
ברכות־טוב מעל ידיק־נא שבע,
למלך ולגבירה — אלהים חיים,
אשרי פרנץ יוסף, אשרי אלישבע,
בית הבסבורג יברך כימי שמים ·

מנחתו שמחה בן יהודה ראבענער

Worte der Begeisterung

zur

Feier der Geburt

des

Kronprinzen von Oesterreich.

Deutsch von J. G. Seidl.
Hebräisch von Isaak Grünberger.

174877 B

Was sein Land Ihn heiß erfleht;
Freudig zu des Herrn Altare
Steigt der Völker Dankgebet.
Denn uns ward ein Prinz geboren,
Treuer Liebe süßes Pfand,
Der, für Habsburg's Thron erkoren,
Neue Bürgschaft bringt dem Land.

Hoffnung, Glaub' und Lieb' umschweben,
Seine Wieg' als Cherubim,
Friede führt' Ihn ein in's Leben,
Und der Friede sei mit Ihm!
Nach des Vaters hohem Bilde
Wachs' Er auf mit Seiner Zeit,
Seiner Mutter fromme Milde
Lehr' Ihn siegen ohne Streit!

Habsburg's guter Engel gehe
Schirmend mit Ihm überall,
Angeerbte Liebe stehe
Stets um Ihn als fester Wall!
Theurer Eltern Lust und Segen,
Treuer Völker Hort und Licht,
Reif' Er still dem Tag entgegen,
Der Ihn ruft zu ernster Pflicht!

Gott erhalte, Gott beschütze,
Den uns Deine Gnade gab,
Deine Macht sei Seine Stütze,
Und Dein Glaube sei Sein Stab!
Was den Eltern Du erwiesen,
Werd' auch Ihrem Kind zu Theil:
Heil Franz Josef, Heil Elisen,
Habsburg's jüngstem Sohne Heil!

למלך ולגבירה היושבים על כסאך,
אל שופט צדק נתת עוזך!
רגנת יושבי אויסטריה בכל עבר נשמעה,
המית תודה בוערת עד כס יה באה;
בן נתן לנו, תארו כעצם השמים!
ילד יולד לנו כשמש מלאה קרנים!
תהי המשרה על שכמו והדר תפארת
והצלהת עמו תהיה בעז נזרו חוברת.

תקוה, אהבה ואמונה צבי ופאר ההיים,
ככרובים על ערשהו פורשים הכנפים,
שמש השלום ביום הולדת לו זרחה
תופיע לו על כל אורחותיו ככה
האב יהיה לו למופת בחכמה ובגבורה;
האמת תהיה בלבו עלמי עד שמורה;
יזכור חסדי אמו לא ישכחם נצח
האמת תעוז ותגן אף לא ברצח!

מלאכי רחמים נא אלהים שלח לפניהו,
ישמרוהו כאישון בת עין עד בוא קיצהו,
יאהב צדק ויושר וגדולת האמת תרב;
האמת תעוז ותגשא לא חנית וחרב;
שמרהו מאסון, לב אבותיו יהי שמח,
יהיה לעולם "רודאלף יהיה עד בלי ירח!
בחיק אבותיו ינדל וכנפן אדרת יפריח;
על אויביו יתגבר וכאבק דק יפיח.

הופיעה נא נורא ואיום קרני שלומך,
על בן אמצת נתת לנו בחסדיך,
היה לו צור מעוז על כל דרכיו יצליח,
האמת תהי שבט מושלים והאמונה תפריח,
בכבוד בעוז ובהדר במו עטרת אבותיהו,
גם יהיה מנת בן נתן לנו וחבלהו,
אשריכם פראנץ יאזעף ועליזע מושלי ארצנו!
אשרך רודאלף נזע האבסבורג בנו.

Wien.

Buchdruckerei von Adalbert della Torre.

1858.

Festgesang

zur Feier der Enthüllung

des

Erzherzog Karl-Monumentes

am 22. Mai 1860,

als am Jahrestage der Schlacht bei Aspern.

Gedichtet von **J. G. SEIDL**, in Musik gesetzt von **J. HERBECK**,

vorgetragen

von dem „**Wiener Männergesangvereine**“ und dem „**Akademischen Gesangvereine der k. k. Universität**“.

221238-B.
MUSIK-S.

Sei gegrüsst am Jahrstag Deiner Ehre,
Held von Aspern, Karl von Oesterreich,
Gross in Thaten, gross in Rath und Lehre,
Klug und wahrhaft, streng und mild zugleich!
Der Du kühn für Deutschlands Recht gestritten,
Der Du Oestreichs Heere treu geführt,
Ehern steh' nun in der Deinen Mitten,
Hier, wie dort, vom Sturmdrang unberührt!

„Der den Unbesiegbar'n Du besieget",*)
Bleib' fortan uns Vorbild, Trost und Hort;
Wo der Doppelaar zum Kampfe flieget,
Flieg' ihm stets Dein Geist voran, wie dort!
Wie die Väter einst Dich selbst gesehen,
Soll mit Stolz Dein Bild der Enkel seh'n:
„Mögen die Jahrhunderte verwehen,
Karl, Dein Ruhm wird unversehrt besteh'n!"**)

*) „Ueberwinder des Unüberwindlichen". S. Heinrich von Kleist: „An den Erzherzog Karl".

**) „An Erzherzog Karl", von Ludwig, König von Bayern.

Drohten je uns neu des Krieges Blitze,
Trübt' uns Feindestrotz den Friedenssinn,
Zeig' uns wieder Deiner Fahne Spitze
Auf den Pfad des Sieg's, wie damals, hin!
Was hier schallt, es wird sein Echo haben
Alle Gaue deutschen Land's entlang:
„Karl und Aspern ist in's Herz gegraben,
„Karl und Aspern donnert im Gesang!" *)

*) „Schlacht bei Aspern". von Theodor Körner. (1812, auf dem Schlachtfelde.)

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

P.o. germ. 20767

Wiener
Theater-Repertoir.

300. Lieferung.

s' letzti Fenſterln.

Alpenſcene in öſterreichiſcher Mundart

von

Johann Gabriel Seidl.

Preis 50 Neukreuzer oder 1 Mark.

Den Bühnen gegenüber als Manuſcript gedruckt.

Wien, 1876.

Verlag der Wallishausser'schen Buchhandlung (Josef Klemm),

Stadt, Hoher Markt Nr. 1.

Wiener Theater-Repertoir.

Der Inhalt von Lieferung 1—58 ist auf Umschlägen anderer Hefte angezeigt.

59.Lief. **Möbel-Fatalitäten.** Schwank in 1 Akt von Anton Bittner.

60. — **Eine Vorlesung bei der Hausmeisterin.** Posse in 1 Akt von Alex. Bergen. Dritte Aufl.

61. — **Eulenspiegel als Schnipser.** Posse in 1 Akt von A. Bittner.

62. — **Kling! Kling!** Posse in 1 Akt v. Morländer.

63. — **Ein weiblicher Diplomat, oder: Was ein Mädchen aus Büchern lernt.** Original-Lustspiel in 4 Akten von Charl. Bar. von Graven.

64. — **Nur solid od.: Carnevalsabenteuer im Schlossergassel.** Faschingsposse mit Gesang und Tanz in 1 Akt von L. Gottstieben.

65. — **Am Allerseelentag oder: Das Gebet auf dem Friedhofe.** Original-Volksschauspiel in 4 Abth. nebst 1 Vorsp.: Ein gegebenes Wort v. H. Hausmann.

66. — **Ein junger Gelehrter.** Lustspiel in 1 Akt. Nach dem Engl. von Alex. Bergen.

67. — **Die Frau Wirthin.** Charakterbild m. Ges. in 3 Akten v. Fried. Kaiser.

68. — **Die Milch der Giftin.** Posse mit Gesang in 1 Akt. Nach dem Franz. v. A. Bittner.

69. — **Etwas Kleines.** Charakterbild mit Ges. in 3 Akten v. Fried. Kaiser.

70. — **Ein Guldenzettel.** Original-Schwank in 1 Akt v. Carl Gründorf.

71. — **Die Studenten von Rummelstadt.** Genrebild m. Ges. u. Tanz in 3 Akten v. E. Haffner.

72. — **Der neue Don Quichotte.** Lustspiel in 1 Akt n dem Franz. v. A. Bergen

73. — **Ein Fuchs.** Posse mit Gesang in 3 Aufzügen von Carl Juin.

74. — **Er compromittirt seine Frau.** Lustspiel in 1 Akt, nach d. Franz v. Moreno.

75. — **Therese Kronet.** Genrebild mit Gesang u. Tanz in 3 Akten v. Carl Haffner.

76. — **Eine Ausnahme von der Regel.** Lustsp in 1 Aufzuge v. Alois Berla.

77. — **Zwei Testamente.** Charakterbild mit Ges. in 3 Aufz. v. Fried. Kaiser.

78. — **Drei Viertel auf Eilf.** Schwank in 1 Akt v. M. A. Grandjean.

79. — **Einen Jux will er sich machen.** Posse m. Ges. in 4 Aufz. v. J. Nestroy. Zweite Auflage

80. — **Nur nicht reden!** Dramatischer Scherz in 1 Akt von E. F. Stix.

81. — **Unrecht Gut!** Charakterbild mit Gesang in 3 Akten u. 1 Vorsp. v. Friedr. Kaiser.

82. — **Mein Fräulein Bruder.** Lustspiel in 1 Akt von Alex. Bergen.

83. — **Des Krämers Töchterlein.** Orig.-Charakterbild in 3 Akten von Friedr. Kaiser.

84. — **Nur keine Protection.** Posse mit Gesang in 2 Akten von Anton Bittner.

85. — **Die beiden Nachtwächter oder: Ein Spuk in der Faschingsnacht.** Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akt. G. Haffner u. J. Pfundheller.

86. — **Die Bürgermeisterwahl in Krähwinkel.** Schwank mit Ges. in 1 Akt v. Juin u. Flerx.

87. — **Eine Freundin und ein Freund.** Posse mit Gesang in 3 Akten von Friedr. Kaiser.

88. — **Er kann nicht lesen.** Posse in 1 Akt von M. A. Grandjean.

89. — **Ferdinand Raimund. Künstler-Skizze** mit Gesang in 3 Akt. v. E. Elmar. Zweite Aufl.

90. — **Der Zigeuner.** Genrebild mit Gesang in 1 Akt von A. Berla.

91. — **Ein Luxy.** Original-Posse mit Gesang in 3 Akten v. Friedr. Kaiser.

92. — **Damenstiefelstreiche.** Posse mit Gesang in 1 Akt von A. Bittner.

93. — **Verrechnet.** Charakterbild mit Gesang in 3 Akten von Friedr. Kaiser.

94. — **Mein Bär und meine Nichte.** Posse in 2 Akten nach dem Franz. v. Alex Bergen.

95. — **Die Gezeichnete oder: Russe u. Franzose.** Schausp. in 3 Abth. u. 4 Akt. v. J. C. Foines.

96. — **Auf der Bühne und hinter den Coulissen.** Schwank mit Ges. in 2 Bld. v. L. Gottsleben.

97. — **Severin von Jarotzynski oder: Der Blaumantel vom Trattnerhof.** Genrebild mit Ges. u. Tanz in 4 Akten (als Seitenstück zu „Therese Kronet") v. E. Haffner und J. Pfundheller.

98. — **Der bretzelnde Mantel.** Posse in 1 Akt von Anton Bittner.

99.Lief. **Palais und Irrenhaus.** Charakterbild mit Gesang in 2 Akten v. Fried. Kaiser.

100.— **Er ist ein Narr.** Posse in 1 Akt v. Morländer.

101.— **Die Rekrutirung in Krähwinkel.** Burleske m. Gesang in 1 Akt von Th. Flamm. Zweite Auflage.

102.— **Das tägliche Brod.** Charaktergemälde m. Gesang in 3 Akten v. Alois Berla.

103.— **Einen Namen will er sich machen.** Lustspiel in 1 Akt von Grandjean.

104.— **Die Sternenjungfrau.** Romant.-komisches Märchen mit Ges. u. Tanz in 3 Abth. v. E. Haffner.

105.— **Wem gehört die Frau?** Schwank in 1 Aufzuge n. d. Franz. v. Th. Flamm.

106.— **Er will nicht sterben.** Dramatischer Scherz in 1 Akt v. C. F. Stix.

107.— **Jagd-Abenteuer,** Posse mit Gesang in 2 Akten von Friedr. Kaiser.

108.— **Die lange Nase.** Posse mit Gesang in 1 Akt v. Carl Haffner.

109.— **Die Verlassene.** Volksdrama in 5 Abth. n. d. Franz. frei bearb. von Th. Megerle.

110.— **Nach dem Balle.** Lustspiel in 1 Akt. Frei nach dem Franz. von A. Ducque.

111.— **Das Vorhängeschloß.** Posse in 1 Akt (nach dem Engl. „The Padlock") v. C. Juin.

112.— **Die Teufelsmühle am Wienerberge.** Oest. Volksmärchen m. Ges. in 4 Akt. v. E. Huber. Zweite Auflage.

113.— **Nebente und Narrenhanf.** Schwank in 1 Akt in 2 Bild. von C. F. Stix.

114.— **Ein armer Weberg'sell.** Originalposse mit Gesang in 3 Akten von C. Julius.

115.— **Freundschaftsdienste.** Lustspiel in 1 Akt von C. Juin (Giugno).

116.— **Mein Album.** Lustspiel in 1 Akt. Nach dem Franz. v. Max Stein.

117.— **Die Armen und Elenden.** Bilder aus d. franz. Volksleben m. Ges. und Tanz in 2 Abth. u. 6 Tableaux nach Victor Hugo's Roman (Les misérables) frei bearb. von Th. Megerle.

118.— **Hoffen und Harren.** Schwank in 1 Akt von M. A. Grandjean.

119.— **Naturmensch und Lebemann.** Charakterbild m. Gesang in 3 Akten von F. Kaiser.

120.— **Eine Nase für 1000 Pfund.** Burleske in 1 Akt von C. Arnam.

121.— **E. S. S. oder: Die Ausstaffirung.** Posse in 1 Aufz. von C. Juin (Giugno).

122.— **Nicht!** Posse mit Gesang in 3 Akten von Friedrich Kaiser.

123.— **Aus Liebe sterben!** Lustspiel in 1 Akt. Nach dem Engl. v. Alex. Bergen.

124.— **Der Gesandtschafts-Attaché.** Lustspiel in 3 Akten. Nach dem Franz. v. Alex. Bergen.

125.— **Gewohnheiten.** Lustspiel in 1 Akt. Nach dem Franz. v. M. Stein.

126.— **Nach vierzig Jahren.** Lustspiel in 1 Aufzuge von A. Steltz.

127.— **Die rothe Liesel.** Charakterbild mit Ges. in 6 Abth. u. 1 Vorsp. unter dem Titel: Eine Selbstmörderin. von Bettn Young.

128.— **Ein ungeschliffener Diamant.** Genrebild in 1 Aufzuge. Nach d. Franz. v. Alex. Bergen.

129.— **Die Erzieherin.** Schauspiel in 4 Akten v. P. Foucher. Nach d. Franz. v. Max Stein.

130.— **Zimmer zu Hause.** Lustspiel in 1 Akt von M. A. Grandjean.

131.— **Sand in die Augen.** Lustsp. in 2 Akten v. Labiche u. Martin. Deutsch v. Alex. Bergen.

132.— **Localsängerin und Postillon.** Posse mit Gesang in 3 Akt. von Friedrich Kaiser.

133.— **Schwesterliebe.** Lustspiel in 1 Akt, nach dem Engl. von Alex. Bergen.

134.— **Montjoye.** Schausp. in 4 Akt. u. 1 Nachsp. v. Octave Feuillet. Deutsch v. M. Sadrir.

135.— **Regen und Sonnenschein.** Lustspiel in 1 Akt v. Léon Gozlan. Deutsch v. A. Bergen.

136.— **Eine für Ihre.** Lustspiel in einem Akt von M. A. Grandjean.

137.— **Die Jungfer Lani.** Volkskomödie mit Gesang in 3 Akten mit 9 Bild. Von Alois Berla. Musik von O. Storch's Sohn.

138.— **Nur Mutter.** Lustspiel in 2 Akten, nach dem Französ. von Alex. Bergen.

139.— **Die Nepsei des Nachbars.** Posse in 3 Akten v. Victor Sardou. N. d. Franz. v. Hohenmarkt.

140.— **Zwei Witwen.** Lustsp. in 1 Akt v. Felicien Mallefille. Deutsch von Alex. Bergen.

s' letzti Fenſterln.

Eine Alpen-Scene

von

Johann Gabriel Seidl.

Alle Rechte vorbehalten.

Wien, 1876.

Verlag der Wallishauſſer'ſchen Buchhandlung (Joſef Klemm),
Stadt, Hoher Markt Nr. 1.

f. o. germ. 20767

Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.

Das Aufführungsrecht ist nur zu erlangen durch das Theaterbureau des Herrn Ed. v. Drathschmidt, I. Lothringerstraße 3, in Wien.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Reb'n thoan mit ananda:
da Jaga Mathies und
d' Schwoag'rin Rosel.

(D'Alm; a schöni Monscheinnacht, der ma 's ansiecht, daß s' kalt is; — hintaschi steht a (Schwaghütt'n.)

Da Matthies
(kummt eina, und wischt sih 'n Schwitz a).

Da war ih! — Schau' heunt' is ma haß wor'n! — Ih schwitz', —
Von auswendi Frost und von einwendi Hitz'! —
Ja, wann Oan'm 's Herz schwar is, san d' Füß' a nit g'ring;
Und 's Herz is ma schwar! — Non, wirst stad sein, dumm's Ding!
Was nutzt da dein Pempern, was frucht't da dein Schlag'n?
Jetzt is 's anmal so, und ietzt mußt d' as datrag'n!
(dablickt da Rosel ihr Hütt'n)
Da steht 's ja, ihr Hütterl, an'm nämlinga Fleck,
Da steht's, und wird steh'n bleib'n, — und ih — ih muß weg! —
Da Mondschein guckt eini bei'n Fensterln so klar,
Und wird einiguck'n ah noh üba's Jahr; —
Und ih? — Wo wir' ih üba's Jahr sein? — O God!
Da — nit! Und wann da nit, schon gleih so mein — tod!
Pfui Jaga, geh', scham' dih, — sei g'scheidt, sei a Mann!
Geh' lieba zu'm Fensterl und klopf' a weng' an;
Heunt' bist ja noh da und heunt' g'hörst ja noh dein:
So lang ma noh lusti sein kann, soll ma's sein!
(Geht hin zu da Hütt'n und klopft an's Fensterl.)

G'sang.

Matthies.

Derndal, bist stolz, oda kennst mih nit?
Oda san döss deini Fensta nit?

Rosel
(von einwendi).

Ih bin nit stolz, ih kenn' dih gut:
G'spür' aba nur, wie 's Warten thut.

Alli Zwoa.

Matth. 's Wart'n thut weh', döss kenn' ih schon:
Derndal mach' auf, sunst g'frier' ih an!

Rosel. 's Wart'n thut weh', döss kenn' ih schon:
Wart' nur a wen'g, du g'frierst nit an!

Mathies.

Derndal mach' auf, schau', ih bitt' dih schön,
Laß mih nur heunt' nit umsunst da steh'n!

Rosel.

Wie-r ih schon wart', und du kummst noh nit! —
War denn döss ah heunt a Jagaschritt? —

Alli Zwoa.

Matth. Derndal, kumm aussa, sunst steig' ih ein:
Laß mih dein'n herzliebst'n Jaga sein!

Rosel. Ih kumm' schon aussa, du dörfst nit 'nein:
Laß mih dein herzliebstes Derndal sein!

Da Matthies
(schreit, wie dö Thür aufgeht).
Mein' Rosel! —

D' Rosel
(kummt aus da Hütt'n und rennt auf'n Matthies zua).
Mein Matthies!

Da Matthies
(hafft s').
Da hast mih!

D' Rosel
(ganz glückli).
U mein!

Da Matthies.
Es kann do nix Schönas, als 's Herztausch'n sein!

D' Rosel.
So oft, als d' ah kimmst, mir is 's niemals nit g'nua.

Da Matthies.
Und so gern ih dih hab', es nimmt allaweil zua.

D' Rosel.
Thust a so, thust a so, wann's d' mih nur siegst;
Wie wird's erst nacha sein,
Wann's d' mih anmal hast, als dein,
Wann's d' mih anmal kriegst?! —

Da Mathies
(mit-r an'm Seufza).
Ja, wann ih dih krieg'! — Wann ih nur dih schon hätt'!

D' Rosel
Jetzt schaut's nur, wie dasi da Jaga da steht! —
Was hast denn? Wie schlaunt's denn? Geh', sei nit so öd'!

Da Matthies.
Nix, nix is's, mein Rosel! — Ih wir' da's schon b'steh'n!
Jetzt aba kreuzlusti! — Schau', 's Nachterl is schön;
Da Himmel wie-r ausg'schwappt, da Monschein moant's gut
Wie glöcklhell als er uns anleucht'n thut! —
Und hör' nur, wie's Laberl im Wald drinnad rauscht,
Wie 's Bacherl im Thal mit dö Wiesbleameln plauscht, —
Nit wahr, aba 's Lüfterl is z' frosti für dih —?
Geh', wickel' dih nur recht schön umi um mih!

D' Rosel.
Ih waß nit, mein Matthies, — was 's heunt mit dir is?!
Ganz richti i's heunt' mit dir nit, dös is g'wiß;
Dir is üba 's Leberl was g'loff'n! — Geh', — b'steh's, —
Hast eppa was Neug's g'hört? — Sag', oda bist — bös'?

Da Matthies
(troff'n).
Was Neug's g'hört —!?

D' Rosel
(freudi).
O mein God! War's eppa schon wahr,
Was d' aft'n hast g'hört von-r-an'm Dernst üba 's Jahr?
Daß d' Jaga kinnst wer'n
Bei unsan g'streng' Herrn;
Wo 's d' heirat'n kimmst und in d' Stadt abizieg'n,
Und an'n goldb'schlagna Hut mit an'm Fedabusch krieg'n? —
Ja, freili, mein Matthies, dö war' wohl a Schneid',

Da kinnt' ih mih ah nit dakenna vur Freud'! —
Just z'leicht gang' ih gleiwöhlst zwar nit von da weg;
Ih bin, was ma sagt, da dahoam auf dem Fleck,
Ih kenn' a-n iard's Graserl, ih kenn' alli Bam',
Ih nenn' alli Knahrl'n bei ernari Nam',
Ih kenn' alli Hirschaln und Gams' auf der Alm,
Ih kenn' alli Anvögeln, Guger und Schwalb'n;
Mir war's nit an'n Tag herob'n langweili noh,
Und wann 's gleih hübsch weit is, du findst mih ja doh!

Da Matthies.

Wie höcha da Thurn is, wie schöner is's G'läut',
Und wie weita zu'm Derndal, je größer is d' Freud'!

D' Rosel.

Mit dir aba, Matthies, — gang ih ohni z' frag'n
Bis hin, wo dö Welt is mit Brettern vaschlag'n;
Mit dir in der Oanschicht, mit dir in da Stadt,
Dein Lieb is dös Oanzigi, was ih nit g'rath';
Und eh' ih dih lassat', eh' lassat' ih All's,
Dö Schuach' und dö Strümpf' und mein Tüch'l vom Hals!

Da Matthies.

Du tausendschön's Schatzerl, nan, furtgeh'n sollst nit;
Und heirat'n —? da hat's ah Zeit noh damit!

D' Rosel
(trauri).

Oe!

Da Matthies.

Hast dih schon g'freut?!

D' Rosel.

Z'weg'n we sollt' ih's lang'n?
Ih moan' ja, du lesast ma's doh in dö Aug'n!

Da Matthies.

Nix, Rosel, da hilft Oan'm koan Zidern und Schnell'n —

D' Rosel.

Wann 's God a so gibt, und wann s' d' Leut' a so wöll'n —!

Da Matthies.

Ja, Rosel, 's wird wohl mannig's Laberl noh fall'n,
Viel Wasserln noh rausch'n, viel Büchserln noh knall'n,
Ehwenn ih wir sag'n kinna: „Kumm' sei mein Wei!" —
Ih wöllt', dös war 's iargsti: — denn du bleibst ma treu —!

D' Rosel.

Mein Herzerl is treu,
Is a G'schäßerl dabei:
Du, der oanzigi Bua,
Hast as Schlüßerl dazua!
Destweg'n sei nit trauri, — es wird schon noh wer'n! —
Schau', 's Bamerl braucht a Zeit, bis 's wachst aus'm Kern!
Sei lusti, lebendi!

Da Matthies
(der 'd längsti Wal trauri g'stand'n, fahrt auf oanmal, wie narrisch, auf).

Ja, Recht hast! — Juhe!

D' Rosel
(völli dakema).

Erst jammern, iezt juchaz'n! — Matthies! — Ah — geh'!

Da Matthies
(wild).

Pah! Oan Ding is koan Ding und
All's is oan Ding!
Ja, lusti sein, lusti sein! — Rosel,
geh', sing'!

D' Rosel.

Ih — singen?

Da Matthies.

Ja — sing' ma was, — waßt wohl,
— dös Lied,
Mit dem 's d' dih so eindegelt hast in
mein G'müath. —
In Doarf drunt' au'm Kirita war 's,
— ja dö Nacht
Dö hat in mein Herz dö Varänderung
bracht. —
Dö Spielleut' dö hab'n just an'n Vier-
fach'n g'spielt;
Da kumm' ih dazua, — ih war grad
a wen'g wild,
Und hab' ma mein'n Gift woll'n im
Wein'l vaschwab'n; —
Da siech' ih dih' sitz'n, — es is kam
zu'm Glab'n, —
Aba wann ih an'n Gamsbock kriegt
hätt' auf d' Muck'n,
Ih hätt' nit a so därf'n zuck'n! —
Ih kunnt' nit mehr sitz'n, ih kunnt' nit
mehr steh'n,
Hab müss'n ein's gehn's glei zu dir
übri geh'n.
Dein' Mahm' hat zwar 's Mal vazog'n
und da Franz ah,
Mir aba war'n gleih bei'm Plausch und
bei'm Tanz ah, —
Und auft'n da hast zu da Zidan was
g'sungen,
Dös G'sang is noh jetzt in mein'n
Ohr'n nit vaklungen.
Geh', sing' ma 's noh oanmahl, dös
Lied von der Alm: —
Mein Herzerl is krank, und da brauch'
ih a Salb'n.

D' Rosel.

Non, mein'tweg'n, wann's sein muß,
so wer'n ma's halt schmier'n:
A Lied'l, ih waß 's, kann viel Herzload
kurir'n.

(sie singt.)

Auf da-r Alm, auf da-r Alm, ja da is
's a Freud',
Auf da-r Alm da is 's a Leb'n!
Da is d' Luft so frisch, da is d' Welt
so weid,
Es kann nix Schönas geb'n!
Wollt 's Derndaln seg'n, auf d' Alm
müsst 's geh'n,
Da san s' ah stark und nit blos
schön; —
Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih
aus damit,
So stark, wie mir san s' nit!

Auf da-r Alm, auf da-r Alm gibt's
Arbat gnua,
Da vadernt ma sih sein Brod;
Und ehewenn ma-r auf d' Nacht druckt
d' Augna zua,
So denkt ma-r an sein'n God.
Wollt 's Derndaln seg'n, auf d' Alm
müsst's geh'n,
Durt san s' ah frumm, — und nit
bloß schön: —
Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih
aus damit,
So frumm, wie mir, san s' nit!

Auf da-r Alm, wann a Jaga fensterln
geht,
So schaut ma 'n z'erst gut an;
Muß an echta sein, der sein Probstuck
b'steht,
Nit der blos plausch'n kann!
Wollt 's Derndaln seg'n, auf d' Alm
müsst 's geh'n,
Da san s' ah g'scheidt, — und nit blos
schön; —
Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih
aus damit,
So g'scheidt, wie mir san s' nit!

Auf da-r Alm, auf da-r Alm, wann
ma 's Herz vaschenkt,
Dö Lieb' wird nie nit alt;
Dawal d' Schwoag'rin auf ihr'n Bub'n
auf da-r Alm drob'n denkt,
Denkt er auf sie im Wald;
Und wie 's Herz ihr lacht in da Sam-
stanacht,
Da geht 's lusti zua, denn da kummt
ihr Bua, —
Mit dö Stadtdirn', — laßt 's mih
aus damit,
Denn so treu, wie mir, san s' nit!
(weil da Matthies noh alleweil ganz vadutzt
dasteht.)
Jetzt hab' ih g'sungen; — und du —
du stehst noh,
Als hätt'n da d' Händeln 's Brod
g'fress'n —?! —

Da Matthies
(als wann a munta wurd').
Ja — so! —
Du hast mih ganz tramhappat g'macht
mit dein'm G'sang! —
Ih soll's halt gar lang nimma hör'n,
— gar, — gar lang! —

D' Rosel.
Gar lang? — Non, — an'm Samsta?!

Da Matthies.
An'm Samsta? — U mein!
God waß 's, wann 's fur mih wieda
Samsta wird sein!

D' Rosel.
Hör', du bist a narrischa Lapp!

Da Matthies
(zuatrauli).
Gib ma d' Hand, —
So junga, wie heunt', steh'n ma nimma
beinand!

D' Rosel
(gibt erm d' Hand).
Non —?

Da Matthies
(nimmt s' bei alli zwoa Händ' und schaut
ihr wehmüathi' in 's G'sicht).
Rosel, was denkst da denn,
Wann ma beinanda steh'n? —

D' Rosel
(herzli).
Ih denk' ma-r allizeit:
„Du bist mein' Freud'."

Da Matthies.
Und ih denk' ma heunt' anmal:
„Du bist mein' Qual!"

D' Rosel
(angsti).
Du machst ma ganz entrisch, —
Was is 's denn, red' g'schwind —!

Da Matthies.
Zu dir bin ih ganga
Im Reg'n und im Wind;
Zu dir bin ih ganga,
Zu dir hat 's mih g'freut,
Zu dir geh-n ih nimma;
's is 's letzti Mal heut'!

D' Rosel.
Geh', stell' dih nit so!

Da Matthies.
Nan, — ih stell' mih nit so; —
Mih hab'n s' aba g'stellt!

D' Rosel.
Ha! Ha! — Was denn nit noh?

Da Matthies.
Nit lach'n! — 's is Ernst! — Gib
ma lieber an'n Rath: —
Denn heunt' hab'n s' mih g'stellt, —
muring wir' ih Saldat!

D' Rosel
(in ana-r Angst).
Dih — g'stellt —?

Da Matthies.
Ja, — mih g'ſtellt!

D' Roſel.
Und Saldad wirſt —?

Da Matthies.
Saldad.

D' Roſel.
Und furtgeh'n ſollſt? ausmarſchir'n? —

Da Matthies.
Ja, ohni Gnad'!

D' Roſel
(ſchlagt d' Händ' üba 'n Kopf z'ſamm).
Nan, dös is nit mögli!

Da Matthies.
Und denna is 's wahr!

D' Roſel.
Und Samſta —?

Da Matthies.
Was Samſta? Leicht nit vur an'm Jahr! —

D' Roſel.
(in oan'm Woana).
Dös halt' ih nit aus —!

Da Matthies.
Was ſoll denn ih ſag'n?
Jetzt haßt 's ſtatt 'm Büchſerl 'n Schießprüg'l trag'n;
Nix Fenſterln, — nan, wachſteh'n und brav exazirn',
Und wann ih an dih denk', d' fünf Sinn' nit valier'n.

D' Roſel.
Ih gang' nit —

Da Matthies.
Ih muß wohl!

D' Roſel.
So thu' deſanter'n!

Da Matthies.
Da wurd' ih daſchoſſ'n, dös häſt ah nit gern.

D' Roſel.
Schreib' an'n Koaſa-r a Brieferl —

Da Matthies.
Ih kann ja nit ſchreib'n. —

D' Roſel.
Ih ah nit! — So mußt a Saldad alſo bleib'n —!

Da Matthies.
's wird's nit anderſt thoan, denn dö G'ſatz' ſan gar ſchoarf!

D' Roſel.
Und hab'n ſ' denn koan'n Andan nit g'fund'n im Doarf?

Da Matthies.
Ah freili wohl, aba ſö brauchant halt viel,
Denn ſo a Batali is mehr, als a G'ſpiel!

D' Roſel.
So mußt ah in'n Krieg —?

Da Matthies.
Vur da Hand, moan' ih nit;
Wann uns d' Leut' nit ratz'n, mir laſſen ſ' in Frieb'.
Wann 's aba drauf ankema that', — meina Six!
So wahr als ih daſteh', einſteckat' ih nix.
A-n Oeſtreicha bin ih, bin friedli und gut;
Wann 's aba mein Land gilt, aft ſteigt 's ma-r in's Blut,

Da kenn' ih koan'n G'spaß, und da
nihm' ih mih z'samm,
Und koan' Schand', Rosel, sollst an
dein'm Matthies nit hab'n!

D' Rosel.

Dös wöllt' ih ah nit, — wann 's d' Saldad schon mußt wer'n,
So möcht' ih von dir ah was Ordantlich's hör'n!

Da Matthies.

Schau, Rosel, dös g'freut mih, dös is a Wort!
Weil 's d' so red'st, so geh-n ih weit leichter ietzt fort. —
A brava Bua bin ih, und der will ih bleib'n,
Und du bist ma treu, und ih laß' da brav schreib'n;
Und wann ih an'n Urlab krieg', kumm ih zu dir:
Ob grean oda weiß, gelt! dös macht dih nit irr?
Und wann ih da b'schaff'n bin, so wie 's ma schwant,
So wer'n ma halt doh noh a Par mitanand!

D' Rosel.

Ja — du, oda koana! A Bübel, wie du,
Dem kann ma schon treu bleib'n, da wart't ma schon zu!

Da Matthies.

Dan's aba dös sag' ih da; find'st a Partie,
Wo ehnda was auffaschaut, denk' nit auf mih!
So hart als 's ma-r ankam', harb kinnt' ih nit sein,
Ih sagat' da selba: „Sei g'scheidt und schlag ein!
„Dein'm Best'n im Weg will da Matthies nit steh'n:
„Fur die Zeit, wo 's d' 'n gliebt hast, bedankt a sih schön'" —

D' Rosel.

Geh', plausch' nit so g'schwoll'n! Du bleibst mein und ih dein:
Und wann 's hundat Jahr daurat', 's wird allweil so sein!

Da Matthies.

(herzli).

Dein Handerl! — B'fürt' God!

D' Rosel.

So is 's Ernst? —

Da Matthies.

I hab' Zeit:
Da Monschein geht unta-r, und 's Wegerl is weit!

D' Rosel

(alssa woanada).

Mein Matthies — !

Da Matthies

(nimmt sih mit all'm G'walt z'samm).

Nit woana, mein Rosel,
— sei fest! —
Frisch! Arbat' was, bet', oda sing', dös is 's Best'!

D' Rosel

(wehmüathi).

Mit G'sang san ma z'samma kema —!

Da Matthies.

Mit G'sang than ma-r Urlab nehma.

D' Rosel

(thut sih an'n G'walt an, und reckt erm d' Hand hin).

A Paschhand! — Es gilt!

Da Matthies

(halst s').

Und a Bußerl auf's Wang'! —
God g'segn' da dein' Arbat!

D' Roſel

God g'ſeg'n' da dein'n Gang!

(Alli zwoa heb'n zu'm Singan an.)

Da Matthies und d' Roſel.

Adies, { ſchöni Schwoag'rin, / lieba Jaga,

Heunt' { muß ih mih / mußt dih halt } ſtell'n;

Und mi 'm Urlab is 's richti,

God hat 's a ſo wöll'n!

(Währad'n Singan zieht ſih d' Schwoag'rin allaweil weida geg'n ihr Hütt'n und da Jaga allaweil weida geg'n d' Seit'n, wo-r a herkema-r is.)

Nix Bergſteig'n, nix Fenſterln,

Nix Jaga mehr ſein,

Mein / Dein } Leb'n g'hört 'm Koaſa,

Mein / Dein } Herzerl g'hört { dein! / mein!

(Jetzt ſteht d' Schwoagerin ſchon auf da Thürſchwell'n, und da Jaga brat't ihr vom Weid'n d' Arm' entgeg'n.)

Dös Sterndal, dös g'wiſſi,

Dös mirk da, mein Schatz: —

Schauſt du hin, ſchau ih hin,

Glab' mir, — ih darath's!

(Jetzt ſiecht ma koan's von alli Zwoa mehr; 's letzti G'ſetz'l hallt wie-r aus da Fern' her, da Mondſchein hat ſih valur'n; und d' erſt'n Fankerln von da Morg'nröth'n ſan an dö höchſt'n Bergſpitz' ſchon deutli z' kena.)

An'n Hieb üba 's G'ſicht,

Und an'n Schuß in-r an'n Arm! —

Und wann 's Herz nur noh ganz bleibt,

Und d' Lieb' nur noh warm!

Verlag der **Wallishausser'schen Buchhandlung** (Josef Klemm),
Wien, Hoher Markt Nr. 1.

Gesammelte heitere Vorträge

von

Josef Weyl.

12 Hefte, jedes im Preise von 30 kr. Oest. Währ. = 60 Pfennige.

Inhalts-Uebersicht:

1. Heft.

An die Künstler.
Tragisch oder Komisch. (Vortrag für eine Dame.)
Ein altes Götzenbild.
Was a Bauer ned olles sein möcht.
Frei nach Darwin.
Abgekühlte Heißsporne.
Der Pfarrherr vom Kahlenberge.
Pischeschitschek. (Dialektscherz.)
Eine Ballyhraße. (Vortrag für eine Dame.)
Die Speckvertheilung. (Zur Beamten-Aufbesserungsfrage.)
Schnadahüpfeln Nr. 1—6.

2. Heft.

Amor's Lexikon. (Dialektscherz.)
Nante's Christgedanken. (Berliner Dialekt.)
Der Müller und sein Kind.
Pimpelmeier's Träume.
Sam. Schnorrer's Lebens- und Börseregeln.
Gottschalk Schlemmer. (Eine schauderhafte Murithat.)
Es hat 'rer, es giebt 'rer, aber man findt 'rer halt nicht. (Vortrag für einen Herrn.)
Nach der Speckvertheilung. (Fabel für kleine Beamte.)
Der erste Katzenjammer.
Der Zopfabschneider. (Eine grausliche Ballade in Chignonversen.)
Diurnisten-A-B-C.
Schreiben des Herrn István Farkás (Stuhlrichter aus Groß-Betsovits, an seinen Sohn Lajos, Hörer der Technik in Wien. (Prosa in ungar. Jargon.)
Gerechte Entrüstung. (Oesterreichisch.)

3. Heft.

Enorma oder der Druiden-Barbier. Opernkonfusion in 1 Akt.
Die Entstehung der ersten Ballet-Tänzerin.
Vaterfreuden eines Berliners. (Berliner Dialekt.)
Plausch des Publikums über die Oper „Margarethe" v. Gounod. (Dialektscherz in Prosa).
Was hat die Welt ruinirt.
Ein fünfstockhoher Hausherr von Neu-Wien.
Meinungsverschiedenheit. (Oesterreichisch.)
Der Fuchtige. (Oesterreichisch.)
Z'weg'n dem Schnee. (Oesterreichisch.)
Der Schah in Schah.
Stoßseufzer eines Arithmetikers.

4. Heft.

Jeremias Pechhuber. (Solo-Scene für 1 Herrn.)
Christbescheerung.
Der hilflose Sepp.
Vor der Kassa-Eröffnung (Dialektscherz in Prosa).
Der Invalide nach der Leichenfeier.
Raubritter.
Was Alles in der Weltausstellungs-Rotunde zu finden war.
Am Eis. (Melodie: Wie ich bin verwichen —)
Biblische Geschichten. I — III.
Das Kabel.
Das Husten. (Vortrag für 1 Herrn.)
Schnadahüpfeln Nr. 7—12.

5. Heft.

Die goldene Hochzeit. (Festscene für 2 Personen.)
Festgruß zur Feier der silbernen Hochzeit geliebter Eltern.
Zur goldenen Hochzeit.
Prolog zur Eröffnung einer Krippe.
Zum Bau eines Kinderhospitals.
Zum Tage Allerseelen.
Graue Haare. (Trilogie.)
Die Schöpfung des Weibes.
„ „ „ (Parodie.)
Itzig erzählt Schillers „Wilhelm Tell." (In jüdischem Jargon.)
Monolog des schönen Fiaker-Poldls. (Wienerisch.)
Der Wienfluß an die Väter der Stadt.
Bauerntrost. (Oesterreichisch.)

6. Heft.

Sommer, Herbst und Winter in der Residenz. Humoreske. (Vortrag, theils in Prosa.)
Ich und mein Humor. (Vortrag des Fräulein Gallmeyer.)
Die Schöpfung der Musikinstrumente.
Der Beamten Weihnachtsbaum.
Der bestrafte Philosoph.
D'Rosl in der Stadt. (Oesterreichisch. Für eine Dame.)
Subrosa und in gereimter Prosa. (Vortrag für eine Dame.)
Der Verbannte.
Die Helden des Hühnerhofes. (Fabel.)

7. Heft.

Unter vier Augen. (Komische Scene für zwei Herren.)
Der Raupe mütterliche Lehren. (Zeitgemäße Fabel.)
Eine haarsträubende Ballade. (Für zweistimmigen Männerchor mit Begleitung einer verstimmten Harfe.)
Ballregeln, wie solche Herr Fekete Lájos, Stuhlrichter von Kis-Becskerek, seinem Sohne Imre zu ertheilen pflegt, wenn derselbe in Wien sich belustigen will. (In ungar. Jargon.)
Lori. (Bürgerliche Parodie.)
Eine alte Rheinsage. (Ballade.)
Narren-Quadrille.
Warum's in Pforrer ka Katzenmusik g'mocht hob'n.
Eine musikalische Glosse.
Der Flügel eines Engels.
Philisterglück.

8. Heft.

Zwei Patti-Enthusiasten. (Scene für 2 Herren).
Privatmeinung des Fárkás István, Stuhlrichters zu Máros-Vásarhely, über die Schwaben und ihre jetzigen Zustände. (In ungar. Jargon.)
Ein entrüsteter Tiroler an die Oesterreicher. (Dialekt.)
Der alten Jungfrau Klage. (Vortrag für 1 Dame.)
Der Ritter von Tackenburg. Ballade von Schillerleben. (In jüdischem Jargon.)
Der Pechvogel.
Hód, Bürschl, geh' du nicht auf Börs'. (In ungar. Jargon.)
Der Eissportsmen. (Vortrag für 1 Herrn in Prosa.)
Am Sylvesterabend. (Gesprochen von Carl Treumann.)
In der Sylvesternacht.
Das Märchen von einer Mutter. (Frei nach Andersen.)
Trost im Alter.

9. Heft.

Schulzen's Lieschen will Schauspielerin werden. (Vortrag für eine Dame.)
Der Albrechtsbrunnen in Wien. (Dialekt.)
Philiströse Lieder von Joh. Mehlwurm.
Was dich nicht brennt, das blase nicht. (Dialekt.)
Eine Hundesitzung.
Weltweisheit.
Die Theatermutter. (Vortrag für 1 Dame.)
Biedermaier's Ansicht über Malerei.
Sylvestergruß.
Lebensregeln, wie solche Fárkás István, Stuhlrichter zu Máros-Vásarhely, seinem Sohne Lajos zu ertheilen pflegt. (In ungar. Jargon.)
Glaube, hoffe, liebe!
Ständchen. (Musik von Schubert.)
Der ungläubige Thomas. (In Musik gesetzt von Käsmaier.)
Zeitgemäßer Traum.

10. Heft.

Die Afrikanerin. (Solo-Scene für 1 Herrn.)
Volksstimme — Gottesstimme.
Der Detektiv.
Die Civilehe in Ungarn. (In ungar. Jargon, Prosa.)
Das Wunderkind. (In jüdischem Jargon.)
Eine biblische Reminiscenz. (Dialekt.)
Baron Sprudelwitzen's Ansicht über Friedrich Schiller. (In Berliner Dialekt.)
Ich wünsch' glückselig's neues Jahr.
Treue.
Der französische Schneider.
Da Pechvogl. (Niederösterreichisch.)

11. Heft.

Antigone, oder das grauenhafte Verhängniß einer altgriechischen Königsfamilie in Folge genealogischer Verwutzelung.
Aus Purzbichler's poetischem Tagebuche.
Mylord und der Teufel.
Bescheidene Ansicht des Herrn Fekete Lajos, Stuhlrichters in Maros-Vásárhely, über den Prozeß Offenheim (Prosa in ungar. Jargon).
In der Menagerie zu Schönbrunn.
Isaak Silberschein. (In jüdischem Jargon.)
Zeitgemäße Bemerkungen eines Ungarn über Prof. Karl Vogt, resp. „Darwin'sche Lehre".
Zur Schubertfeier.
Wunschbüchlein für verschiedene Neujahrs-Gratulanten.

12. Heft.

Der Dampfmüller und sein Kind. Zeitgemäß zur Operette adaptirtes Volksdrama mit bedrohlichem Anfang und befriedigendem Ende. Frei nach Raupach.
Die Tanne. Weihnachtslegende.
Eine kleine Buße.
Kindereien.
Richard Wagnerischer Stil.
Sonderbare Wirkung des Weines.
Spanische Romanze mit Wiener Originaltext.
Sokrates.
Eine Candidaten-Rede.
Recept zu einer Zukunftsmusik.
Diverse Drachen.

13. Heft.

Nero. Bürgerliches Familiendrama in 2 Akten.
Unterthänigster Vortrag des Stuhlrichters István Fárkas aus Máros-Vásarhely über Alterthumskunde (Prosa in ungar. Jargon.)
Schmul Silberscheins Bilanz mit unserem Herrgott.
Noch eine Candidaten-Rede. (Prosa.)
Ein Blick in die Zukunft.

Diese Sammlung wird fortgesetzt.

Druck aus [illegible] Hofbuchdruckerei I. Hoftheater-Druckerei.

141. Lief. Gute Nacht, Rose! Dramatisches Genrebild in 1 Akt von Friedrich Kaiser.
142. — Ein alter Sünder. Charakterbild mit Gesang u. Tanz von Vincenz Pirzel.
143. — Der arme Marquis. Schausp. in 2 Akt. v. Dumanoir u. Lafargue. Deutsch v. A. Bergen.
144. — Eine leichte Person. Posse mit Gesang in 3 Abtheil. u. 7 Bildern von A. Bittner.
145. — Der schöne Fleischhauer. Lustspiel in 1 Akt, nach dem Franz. v. Alex. Bergen.
146. — Der Soldat im Frieden. Charakterd. mit Gesang, Tanz, Tabl. ꝛc. in 3 Akt. v. Fr. Kaiser.
147. — Tobl. Von Wien nach London. Komische Scenen von Anton Bittner.
148. — Die Räuberbraut. Posse mit Ges. und Tanz in 3 Akt. u. 9 Bild. von Carl Elmar.
149. — Ein Stilleben auf dem Lande. Posse in 1 Aufzuge von C. Juin u. L. Flerx.
150. — Der Mensch denkt. Lebensbild mit Gesang in 3 Abth. von Friedr. Kaiser.
151. — Der Sohn des Gibgoyer. Schausp. in 5 Akten v. Emil Augier. Deutsch v. Marie Saphir.
152. — Mutterglück. Lustspiel in 3 Akt. v. Dumanoir. Deutsch v. Dr. Hanns Hopfen.
153. — Der Stiefvater. Lustsp. in 1 Akte, nach Laurencin und Marc-Michel v. M. A. Grandjean.
154. — Auf dem Eis und bei'm Christbaum. Posse mit Gesang in 3 Akten, v. Fr. Kaiser.
155. — Die beiden Secretäre. Lustspiel in 1 Akte von Anton Bittner.
156. — Das Soldatenkind. Volksst. m. Ges. u. Tanz in 2 Abth. u. 6 Bild. nebst 1 Vorsp. v. Th. Flamm.
157. — Der Bianbart. Lustspiel in einem Akte von M. A. Grandjean.
158. — Haus Rohrmann, v. Cajus u. Sempronius. Dr.-Charakb. m. Ges. in 3 Akten v. F. Kaiser.
159. — Das war ich. Eine ländliche Scene. Von Johann Hutt. Zweite Auflage.
160. — Vergnügungszügler. Posse m. Ges. in 2 Akt u. 4 Bild. N. v. Franz. „La Cagnotte" v. C. F. Stiz.
161. — Die Schuld einer Frau. Drama in drei Akten von C. Girardin. Deutsch v. Max Stein.
162. — Die feine Gobl. Sitzen aus dem Wiener Volksleben mit Gesang in 3 Abtheilungen und 6 Bildern von Ferd. Heim.
163. — Die Schwäbin. Lustspiel in 1 Aufz. von J. F. Castelli. Zweite Auflage.
164. — Gabriele. Drama in 3 Akten. Nach der „Valerie" der Herren Scribe und Melesville, von J. F. Castelli. Zweite Auflage.
165. — Unsere Lehrbuben. Volksposse mit Ges. und Tanz in 3 Akten von Alois Berla.
166. — Ambo solo! Original-Posse in 3 Akten von Julius Rosen.
167. — Der dämonische Stiefel. Posse in 1 Akt von C. Juin (Giugno).
168. — Ein südlicher Dienstbote. Charakterbild mit Gesang in 3 Akten von C. Elmar.
169. — Unter'm Christbaum. Lebensbild mit Gesang in 1 Akt von Carl Elmar.
170. — Verdächtig! oder: Der Herr Vetter. Posse m. Gesang in 2 Akten von A. Berla.
171. — Die Mozart-Geige, oder: Der Dorfmusikant und sein Kind. Charaktergemälde in 3 Akten nebst 1 Vorspiele von C. Elmar.
172. — Die Blumen-Nettel oder: Der Herr Direktor. Orig.-Lebensbild mit Gesang in 3 Akten von Friedrich Kaiser.
173. — Ein liebenswürdiger Mensch. Lustsp. in 1 Akt nach dem Franz. von Max Stein.
174. — Die von der Nadel. Bilder aus dem Volksleben in 3 Abth. m. Ges. v. Alois Berla.
175. — Die neue Wirthschaftern. Posse mit Gesang in 1 Akt von Alois Berla.
176. — III. Buch, I. Capitel. Lustsp. in 1 Aufz. von Carl Juin (Giugno) u. Louis Flerx.
177. — Ein Findelkind. Charakterbild mit Gesang von Carl Elmar.
178. — Leute von der Bank. Charaktergemälde mit Ges. in 3 Akten von Fr. Kaiser.
179. — Ein Faschings-Souper. Posse in 1 Aufzuge von Alois Berla.
180. — Des Teufels Zopf. Posse m. Ges. u. Tanz in 3 Aufz. v. C. Juin (Giugno) u. Louis Flerx.
181. — Ein vergessenes Lied. Charakterbild in 1 Aufzuge von C. Elmar.
182. — Ein armer Missionär. Originalposse mit Gesang in 3 Akten v. Theodor Flamm.
183. — Der schönste Zopf. Komisches Zeitbild mit Gesang in 1 Akte von C. Elmar.
184. Lief. Alte Schulden. Orig.-Lebensbild m. Gesang u. Tanz in 3 Akten von F. Kaiser.
185. — Ein Bauernball in Wien. Posse mit Gesang in 1 Akt von C. Elmar.
186. — Ein Wiener Dienstbote. Lebensbild mit Gesang in drei Akten von O. F. Berg.
187. — Kleine Mißverständnisse. Lustsp. in 1 Akt, n. d. Engl. von Alexander Bergen.
188. — Flüchtig in der Heimat. Dr.-Charakterd. m. Gesang in 3 Akten v. Friedr. Kaiser.
189. — Eine Gardinen-Predigt. Posse in 1 Akt nach d. Engl. von Alexander Bergen.
190. — Der Teufel im Herzen. Lebensbild mit Ges. in 2 Akten und 1 Vorspiele unter dem Titel: Das Unglückszeichen v. Flamm u. Wimmer.
191. — Während der Quadrille. Lustspiel in 1 Akt von Josef Braun.
192. — Stille Wasser tügen. Lustsp. in 3 Akt., nach d. Span. des Calderon v. Dr. Spengel.
193. — Ein Wiener Dienstmann. Posse mit Gesang in 1 Akte von Johann Schönau.
194. — Einer von unsere Leut'. Posse mit Gesang in 3 Akten von O. F. Berg.
195. — Der Veilchenstrauß. Lustsp. in 1 Akte v. Henri Thiéry. Deutsch v. Alex. Bergen.
196. — Der bairische Hiesel. Volksstück mit Ges. u. Tableaux in 3 Abth. u. 7 Bild. n. einer Erzähl. v. H. Schmid, frei bearbeitet v. F. Kaiser.
197. — Ein solider Ehemann. Lustspiel in 1 Akte. Deutsch von Alexander Bergen.
198. — Zwölf Uhr. Bilder aus dem Volksleben in 3 Akten u. 9 Bild. Von O. F. Berg.
199. — Der geschiedene Mann auf der Welt. Posse m. Ges. in 1 Akte von Joh. Schönau.
200. — Flotte Burschen. Komische Operette in einem Akte von Josef Braun.
201. — Die Kindsmadeln. Posse mit Ges. in einem Akte von Alois Berla.
202. — Herkules als Schusmann. Lustsp. in 1 Akte nach dem Franz. v. Alex. Bergen.
203. — Das Herzbünkerl. Charakterbild mit Gesang in einem Akte von Alois Berla.
204. — Der Ehrgeiz in der Küche. Posse in 1 Aufz. n. Scribe u. Mazares von W. Lembert.
205. — Chorist und Ballemadel. Posse mit Gesang in 1 Akt von Alois Berla.
206. — Wer hat das Pulver erfunden. Lustsp. in 1 Akte nach d. Franz. von Alex. Bergen.
207. — Enge Sperre oder: die Hungercur. Schwank m. Ges. in 1 Akt v. Alois Berla.
208. — Dischlein deck dich! Lustspiel mit Gesang in einem Akte von Friedr. Kaiser.
209. — Das Gänsemädchen auf der Brandstatt. Posse mit Gesang von Alois Berla.
210. — Aus der Vergangenheit. Dramolet in einem Akt von C. Percoustin und Lesbazeilles. Deutsch von Alexander Bergen.
211. — Die Gewerbsfreiheit. Posse mit Gesang in einem Akt von Alois Berla.
212. — Ein Freund, wie er sein soll! Genrebild in einem Akt von Carl Gründorf.
213. — Gasflamme und Schusterterze. Volksbild mit Gesang in 1 Akt von Alois Berla.
214. — Die Wundersamsöbie. Schwank mit Gesang in einem Akt frei nach dem Spanischen des Cervantes von Dr. Spengel.
215. — Neu-Jerusalem. Original-Zeitbild mit Gesang in 3 Akten von Friedr. Kaiser.
216. — Eine ruhige Partei. Burleske mit Gesang in einem Akt von J. Wimmer.
217. — Was ein Weib kann. Volksstück mit Gesang in drei Akten von Friedr. Kaiser.
218. — Ein empfindlicher Mensch. Schwank in einem Akte frei nach Marc-Michel und Labiche v. M. A. Grandjean.
219. — Aufgefessen! Scherz mit Gesang in einem Akte von Alois Berla.
220. — Zur Statistik der Frauen. Komisches Genrebild (Orig.) in 1 Aufzuge von Dr. Märzroth.
221. — Freigesprochen. Genrebild mit Gesang in einem Akt von Alois Berla.
222. — Mysterien eines Jagdgewehres. Komisches Genrebild (Orig.) in 1 Aufz. v. Dr. Märzroth.
223. — Die Einschleicher. Schwank mit Gesang von Alois Berla.
224. — Der Marquis. Schauspiel (Original) in einem Aufzuge von Dr. Märzroth.
225. — Drei Wochen verheiratet. Schwank in einem Akt nach d. Franz. von Jos. Braun.
226. — Ein kleines Mißverständniß. Posse mit Gesang in 1 Akt von Alois Berla.

197. Kiel. Frau Hitzelle. Schwank in 1 Akte v. Betty Young. Mädchenträume. Liederspiel in einer Scene. Text von Betty Young. Musik von Giovanni von Zandt.

198. — „Vater unser!“ Lebensbild mit Gesang in 3 Abtheilungen u. 1 Vorsp. v. E. Carl.

199. — Nach der letzten Redoute. Scherz in einem Akte von Betty Young.

200. — Vater Abraham a Sancta Clara. Geschichtliches Volksstück in 6 Bildern v. F. Kaiser.

201. — Der Fluch in der Schlinge. Comodia metamorphosa. (Orig.) In 1 Akt v. Wilh. Cappilleri.

202. — Eine Million. Posse mit Gesang in einem Aufzuge v. Eduard Dorn.

203. — Ein Schmetterling. Posse in einem Akte von Carl Juin.

204. — Wiener Schnitzer. Posse mit Gesang und Tanz in 3 Abth. u. 6 Bld. v. L. Gottsleben.

205. — Die Sandhut. Schauspiel in einem Aufz. von Eduard Mautner.

206. — Ein Zimmerherr. Posse in einem Akt von Carl Juin.

207. — Das Briefgeheimniß. Lustspiel in einem Akt v. Hans Max.

208. — Ein Schnitzel mit Hindernissen. Scherz in einem Aufzuge von Erik Neßl.

209. — Der Donau und der Liebe Wellen. Schwank in einem Akte von Hans Max.

210. — Ein Schwiegervater für Alles. Schwank in einem Aufzuge. Mit theilweiser Benützung einer französischen Idee von Erik Neßl.

211. — Eine moderne Feuerprobe. Original-Schwank in zwei Bildern von Carl Gründorf.

212. — Die Pfarrersköchin. Lebensbild mit Gesang in vier Akten von O. F. Berg.

213. — Der blaue Frack und seine Folgen. Ein Familienjammer in 1 Akt als parodirender Schwank o. schwankende Parodie von Alex. Baumann.

214. — Nr. 28. Lebensbild mit Gesang in 3 Aufzügen von O. F. Berg.

215. — Brennende Herzen. Lustsp. in 1 Akt. Mit freier Benützung einer franz. Idee v. Erik Neßl.

216. — Der Herr Landesgerichtsrath. Lebensbild mit Gesang in 4 Aufz. v. O. F. Berg.

217. — Vaterfreuden. Lustspiel in einem Aufzuge. Mit freier Benützung einer französischen Idee von Erik Neßl.

218. — Eine verrückte Person. Charakterd. mit Ges. in 5 Aufz. u. 7 Bld. v. O. F. Berg.

219. — Betrogene Betrüger. Original-Lustspiel in 3 Aufzügen von Heinrich Börnstein.

220. — Die Prinzessin von Dragant. Kom. Operette in 3 Akt. nach Nestroy's Lohengrin-Parodie von M. A. Grandjean.

221. — Rosa und Rosita. Lustspiel in 2 Aufzügen. Nach dem dänischen Original von C. A. Deutsch v. Dr. August Förster.

222. — Die Kinder von Ungefähr. Lebensbild in 3 Akten mit Musik u. Tanz v. Alois Berta.

223. — Turandot. Scherz mit Gesang in einem Aufzuge (mit theilweiser Benützung einer französischen Idee) von Erik Neßl.

224. — Wir Demokraten. Sociales Orig.-Volksstück mit Ges. in 3 Abtheilungen und 7 Bildern von Carl Costa.

225. — Mein Onkel Hammelweier. Schwank in einem Aufz. (frei nach einer französischen Idee) von Erik Neßl.

226. — Flatterjucht. Lustspiel in 3 Akten von Victor Sardou. Deutsch v. Dr. Aug. Förster.

227. — Nur Wahrheit. Lustspiel in einem Akt von Leopold Feldmann.

228. — Die Hochzeit unterm Schleier. Lustspiel in einem Akt von Louis Julius.

229. — Zwischen Thür und Angel. Lustspiel in einem Akt von Alfred de Musset. Deutsch von Emil Ferrari.

230. — Die Macht der Einbildung. Lustspiel in einem Aufzuge von Leopold Feldmann.

231. — Stadt und Land oder: Der Viehhändler aus Oberösterreich. Posse mit Gesang in zwei Akten von Friedrich Kaiser. Vierte Auflage.

232. — Sogleich. Lustspiel in einem Akt von Leop. Feldmann.

233. — Doktor Faust's Hauskäppchen oder: Die Herberge im Walde. Posse mit Gesang in 3 Aufzügen von Friedrich Hopp. Zweite Auflage.

234. — Die beiden Giftmischerinnen. Scherz in einem Aufzuge von Betty Young.

235. — Der Sohn auf Reisen. Original-Lustspiel in 2 Aufzügen von Leopold Feldmann. Zweite Auflage.

236. Kiel. Ein amerikanisches Duell. Lustspiel in einem Aufzuge von Betty Young.

237. — Das Portrait der Geliebten. Original-Lustspiel in drei Aufz. v. Leopold Feldmann.

238. — Ein Opfer der Conkuln. Lustspiel in einem Akte von Carl Gründorf.

239. — Ehemann auf Probe. Lustspiel in einem Akt von Betty Young.

240. — Das Versprechen hinter'm Herd. Eine Scene aus den österreichischen Alpen mit Nationalgesängen von Alex. Baumann. Zweite Auflage.

241. — O Gott! Posse in einem Akt von Josef Doppler.

242. — Monarchenspiegel oder: Kaiser Josef und der Jesuit. Volksschauspiel in drei Aufzügen von A. Barry.

243. — Schlechtes Papier. Original-Volksstück m. Ges. in 3 Abtheil. v. Friedr. Kaiser.

244. — Der letzte Zwanziger. Locale Zauberposse mit Gesang, Tanz u. pantomimischen Scenen in drei Abtheilungen von Costa.

245. — Er ist seliber. Schwank in einem Akt von Friedrich v. Radler.

246. — Er soll sich antioben. Lustspiel in einem Akt v. Carl Gründorf.

247. — Eilgut. Lustspiel in zwei Akten von Carl Gründorf.

248. — Noblesse oblige. Dramatische Studie in einem Akt von Carl Gründorf.

249. — Unsere Sclaven. Ein sociales Schauspiel in 5 Akten von Sacher Masoch.

250. — Die Borsicht. Lustspiel in einem Akt von G. Reuse.

251. — Deklamationen. Lustspiel in einem Aufzuge von Wilh. v. Wartenegg.

252. — Eine Frauengrille. Original-Lustspiel in einem Akt v. Wilhelm Cavilleri.

253. — Ein Nihilist. Lustspiel in einem Akt von Carl Gründorf.

254. — Eine Stunde Kaiserin von Oesterreich. Historisches Lustspiel in einem Akt von Adolph Oppenheim.

255. — Er entzieht mir seine Hände. Lustspiel in einem Akt v. Graf Emerich Stadion.

256. — Die Gräfin Egon Lohhausen. Salonstück aus der Wiener Gesellschaft in 3 Akten (nach Mad. Ancelot) v. Graf Emerich Stadion.

257. — Ludwig der Vierzehnte. Lustspiel in einem Akt von M. A. Grandjean.

258. — General Laudon. Geschichtliches Volksstück mit Ges. und Tanz in 5 Bildern von Friedrich Kaiser.

259. — Ein lebendes Bild. Familienscene in 1 Acte von M. A. Grandjean.

260. — Die einzige Tochter. Lustspiel in 2 Akten von Alexander Graf Fredro. (Deutsch von Alexander Rosen.)

261. — Nina. Schwank in einem Akt. Nach dem Französischen frei bearbeitet von M. A. Grandjean.

262. — Ein Kreuzer. Original-Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten und 6 Bildern von Carl Costa.

263. — Auf dem Sprung. Lose in einem Akt. Nach dem Französischen von August Freseníus.

264. — Meister Maso, oder: Zufall und Kunst. Lustspiel in einem Akt von Friedrich Kaiser.

265. — Zwischen zwei Stühlen. Schwank mit Gesang in 1 Act von Friedrich Kaiser.

266. — Ein Steckenpferd. Posse in einem Act von Friedrich Kaiser.

267. — Vor dem Frühstück. Dramatischer Scherz in 1 Akt. Nach dem Poln. des Grafen Fredro v. Alex. Rosen.

268. — Knopfloch-Schmerzen. Posse in 1 Akt v. Dr. O. F. Eirich.

269. — Traun—schau—wem ?! Charaktergemälde mit Gesang in drei Akten von Carl Gründorf.

270. — 6 letzti Fenstertin. Alpenscene in österreichischer Mundart von Johann Gabriel Seidl.

271. — Drei Jahr'n nach'm letzt'n Fenstertin. Alpenscene in österreichischer Mundart von Joh. Gabriel Seidl.

272. — Mein Leopold. Original-Volksstück mit Gesang in 3 Akten von Adolf L'Arronge.

273. — Die neue Magd. Schwank in 1 Akt v. M. A. Grandjean.

274. — Die alte Magd. Schwank in 1 Akt v. M. A. Grandjean.

275. — Karl der Kühne. Lustsp. in 1 Akt v. A. Landesberg.

276. — Falsche Locken. Schwank in 1 Akt. Nach den Französischen von August Freseníus.

277. — Theatralischer Unsinn. Posse in vier Vorstellungen mit Gesang und Tanz nebst Vorspiel, Nachspiel und Zwischenakten von Meriander.

278. — Kaiser Josef und Marianderl. Historisches Genrebild in 1 Akt von Dr. O. F. Eirich.

Druck von J. B. Wallishausser in Wien.